



ISIS.

DER MENSCH UND DIE WELT.

ZWEITER BAND.



HAMBURG.
OTTO MEISSNER.
1863.

Ankündigung.

ISIS.

Der Mensch und die Welt.

4 Bände.

Die europäische Literatur hat ausgezeichnete Werke aufzuweisen, welche die Geschichte der Menschheit oder der einzelnen Völker alter und neuer Zeit in ihrer chronologischen Entwicklung darstellen; auch solche, welche Geschichts-Philosophie oder einzelne Zweige menschlicher Thätigkeit behandeln; aber keines welches die Fortbildung der Menschheit in der hier vorliegenden Art der Bearbeitung wiedergiebt. Diese Geschichte der organischen Entwicklung der Menschheit in ihren einzelnen Bahnen durch die verschiedenen Völker und Jahrhunderte zu verfolgen, ist ein neues Beginnen, dessen Schwierigkeiten um so bedeutender sind, als es den ersten Versuch bildet, der aber, nach dem allgemeinen Urtheile der unbefangenen Kritik, im vorliegenden Werke mit Glück durchgeführt wird uud dem Einsichtigen nicht allein ungewöhnliche und unerwartete Einblicke in die Geschichte der Völker verschafft, sondern auch die Fragen der Gegenwart in ihrer Entstehung und voraussichtlichen Lösung verstehen lehrt.

Dieser zweite Band schliesst die Abhandlungen über das Verhältniss des Menschen zum Glauben, zur Religion.

Der dritte Band wird das Verhältniss der Menschen zu einander erörtern, das Lebeu des Einzelnen in der Ehe und in den Verbänden des Staates und der Gesellschaft, so wie das Leben der Menschheit in seiner Gesammt-Entwicklung.

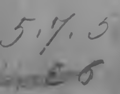
Der vierte Band soll Betrachtungen bringen über die Bildung des Weltalls und die Stellung der Menschheit in demselben, mit Erläuterung der für den Menschen daraus herzuleitenden Verhaltuugsregeln.

Der Preis des ersten Bandes (30½ Bogen) ist 1 Thlr. 15 Sgr.

Die beiden letzten Bäude werden noch im Laufe dieses Jahres erscheinen.

Hamburg, im Juni 1863.

Otto Meissner.



ISIS.

DER MENSCH UND DIE WELT.

ZWEITER BAND.



ISIS.

DER MENSCH UND DIE WELT.

ZWEITER BAND.

HAMBURG.
OTTO MEISSNER.
1863.



Inhalt des zweiten Bandes.

Pflicht, Sünde, Gewissen.

		Seite
§. 121.	Übermächtige Wesen	3
§. 122.	Menschenopfer	4
§. 123.	Steigerung des Opfers	8
§. 124.	Orakel	9
§. 125.	Entstehung der Begriffe Pflicht und Sünde	12
§. 126.	Verunreinigen mit fremden Göttern	14
§. 127.	Pflichten der Menschen zu einander	15
§. 128.	Vorschriften Jesu	16
§. 129.	Apostel Paulus	18
§. 130.	Vorschriften anderer Völker des Alterthumes	19
§. 131.	Christenthum	21
§. 132.	Gnadenschatz der Christenheit	22
§. 133.	Verlauf der Fortbildung	27
§. 134.	Das Gewissen	31
§. 135.	Abhängigkeit von der jezeitigen Erkenntniss	34
§. 136.	Fortbildung des Gewissens	36
§. 137.	Unabhängigkeit vom Gottesglauben	40

Lohn und Strafe.

§. 138.	Vorstellungen über die Ursachverhältnisse	45
§. 139.	Lohn. Strafe	47

Seite
§. 140. Gebiet der Bezüge 49
§. 141. Gesetze und deren Überwachung . . . 52
§. 142. Ergänzung durch höhere Vorstellungen . . . 54
§. 143. Übermenschliche Entstehung der Gesetze . . . 56
§. 144. Gesetzgebung der arischen Völker . . . 58
§. 145. Muster priesterlicher Gesetzgebungen . . . 61
§. 146. Zwiespältigkeit der Gesetzgebung . . . 64
§. 147. Gemenge von Gesetzen . . . 67
§. 148. Offenbarungsglauben und Gottesglauben . . . 69
§. 149. Grund der Verletzungen . . . 71
§. 150. Mosaische zehn Gesetze . . . 74
§. 151. Lehren des Christenthumes . . . 80
§. 152. Allgemeine Gebote der Bibel . . . 81
§. 153. Wandlungen in den Gesetzen . . . 83
§. 154. Kreisschluss von Vorstellungen . . . 84
§. 155. Vergeltung im künftigen Leben . . . 87
§. 156. Christliche Vorstellung von der künftigen Vergeltung . . 91
§. 157. Irrige Voraussetzungen . . . 93
§. 158. Erhaltung des Einflusses der Priester . . . 103
§. 159. Wechsel der Vorstellungen . . . 105
§. 160. Wechselvolle Heranbildung des Menschenwesens . . . 108

Erlösung.

§. 161. Beleidigung des höchsten Wesens . . . 113
§. 162. Stellvertretende Opfer . . . 116
§. 163. Opfer übermenschlichen Ursprunges . . . 117
§. 164. Erlöser-Sehnsucht der Israeliten . . . 122
§. 165. Grundzüge des erhofften Erlösers . . . 123
§. 166. Semitische Grundvorstellung . . . 125
§. 167. Erscheinung gesalbter Erlöser . . . 129
§. 168. Beweise der Erlösersendung Jesu . . . 131
§. 169. Grundlage der Erzählungen des Evangeliums . . . 135
§. 170. Beweise echt semitischer Art . . . 140
§. 171. Wiederkehr des Maschiach Jesus . . . 142
§. 172. Hoffnung der Völker auf einen Erlöser . . . 147

		Seite
§. 173.	Ähnlichkeit der Gestaltung der Erlöserhoffnungen	149
§. 174.	Besonderheiten der Erlöser-Vorstellungen	151
§. 175.	Gemeinsame Grundlage	155

Christenthum.

§. 176.	Entstehung des Jesuglaubens	159
§. 177.	Grundlehren Jesu	161
§. 178.	Ausbreitung des Jesuglaubens	167
§. 179.	Judenchristen. Heidenchristen	169
§. 180.	Mängel des Jesuglaubens	170
§. 181.	Wachsende Zahl der Stammschriften	173
§. 182.	Gütergemeinschaft	175
§. 183.	Weissagung der Rückkunft Jesu	178
§. 184.	Vermengung der heidnischen Glaubenslehren	179
§. 185.	Vorzüge des Jesuglaubens	182
§. 186.	Ergänzung aus dem Heidenthume	183
§. 187.	Das siegende Christenthum heidnisch	187
§. 188.	Übertragung des heiligen Geistes	191
§. 189.	Allgemeine Kirchenversammlungen	193
§. 190.	Gottheit Jesu	196
§. 191.	Heiliger Geist als Gottheit	198
§. 192.	Doppelnatur in Jesu	201
§. 193.	Heiligen-Verehrung	202
§. 194.	Bleibende Spaltung	206
§. 195.	Ungleiche Fortbildung der griech. u. römischen Abtheilung	212
§. 196.	Grose Abweichungen vom Ursprünglichen	214
§. 197.	Päpste als Italiänische Fürsten	219
§. 198.	Macht des Papstthumes	223
§. 199.	Herrschaft auf dem Gebiete des Rechtslebens	232
§. 200.	Politik der Päpste	235
§. 201.	Erhebung des Papstes zum Alleinherrscher	240
§. 202.	Anwachsendes Besitzthum der Priesterschaft	248
§. 203.	Zwiefache Obliegenheit der Päpste	253
§. 204.	Überschätzung des Christenthumes	263
§. 205.	Gestaltung des Christenthumes örtlich verschieden	267

		Seite
§. 206.	Europ. Bildung nicht Erzeugniss des Christenthumes	270
§. 207.	Umkehrung des Verhältnisses zwischen Christenthum und Heidenthum	272
§. 208.	Ablasshandel. Luther. Zwingli	279
§. 209.	Griechische, römische, evangelische Kirche	282
§. 210.	Das Papstthum nach der Reformation	286
§. 211.	Verfall des Papstthumes	289
§. 212.	Jesuiten	290
§. 213.	Rückbildung des Jesuiten-Ordens	298
§. 214.	Jesuiten als Aufwiegler	303
§. 215.	Verfolgung und Unterdrückung der Jesuiten	306
§. 216.	Fortschreitender Verfall des Papstthumes	308
§. 217.	Erstarrung der evangelischen Abtheilung	311
§. 218.	Fortgesetzte Einflüsse des Heidenthumes	313
§. 219.	Naturwissenschaft	316
§. 220.	Denklehrer und Sprachforscher	320
§. 221.	Gläubige und Freidenker	325
§. 222.	Allgemein menschliche Gestaltung	327
§. 223.	Fortbildung und Rückbildung	331

Wissenschaft und Religion.

§. 224.	Ansammlung der Überschüsse	337
§. 225.	Hervorragende Denker	339
§. 226.	Altegyptische Priesterschaft	341
§. 227.	Arische Völker	345
§. 228.	Jesusglaube	350
§. 229.	Abtrennung der Wissenschaft	355
§. 230.	Verbindung der Religion mit der Rechtswissenschaft	357
§. 231.	Die Jesuiten als Pfleger der Wissenschaft	361
§. 232.	Beschränkung der Priesterschaft auf religiöse Handlungen	363
§. 233.	Religionsbekenntniss	365
§. 234.	Bibel als Grundlage der Religion	370
§. 235.	Verfolgung der Wissenschaften durch die Priester	376
§. 236.	Werth der Religion	379
§. 237.	Einfluss der Wissenschaften	381

	Seite
§. 238. Zurückdrängen der aussersinnlichen Welt	385
§. 239. Religionen und Priesterschaften	388
§. 240. Glaube und Unglaube	392
§. 241. Religion als Zweig der Wissenschaft	395

Vater und Sohn. Gespräch über Gott und Unsterblichkeit.

§. 242. Glaube an Gott und die Unsterblichkeit der Seele	409
§. 243. Verhältniss zwischen glauben und thun	412
§. 244. Naturwissenschaften	417
§. 245. Gemeinsames im Gottesglauben jeder Art	423
§. 246. Christlicher Gottesglaube	426
§. 247. Der Gott Moses	430
§. 248. Der Gott Jesu	432
§. 249. Persönlicher Gott	435
§. 250. Christ. Pantheist. Atheist	438
§. 251. Ontologischer Beweis für das Dasein Gottes	444
§. 252. Kosmologischer Beweis	444
§. 253. Physiko-theologischer Beweis	444
§. 254. Zweckmäsigkeit der Schöpfung	452
§. 255. Ordnung der Welt	454
§. 256. Kraft und Stoff	458
§. 257. Anstos zur Bildung der Welt	460
§. 258. Moralischer Beweis	470
§. 259. Verzweiflungs-Grund	472
§. 260. Willens-Grund	473
§. 261. Gottesglaube zur Erhaltung der Sitte und Ordnung	475
§. 262. Fasslichkeit des Gottesglaubens	478
§. 263. Der Weltenbaumeister und sein Werk	483
§. 264. Verschlechterung der Menschen durch den Unglauben	484
§. 265. Grundlage der europäischen Gesetzgebung	489
§. 266. Geringer Einfluss des Gottesglaubens	492
§. 267. Wissenschaften an der Stelle der Theologie	496
§. 268. Die Seele als Lebenswesen	500
§. 269. Göttlicher Kern der Seele	504

Seite
§. 270. Fortleben zur Vollendung der Entwicklung der Seele . . . 506
§. 271. Erdenleben voll Trübsal 509
§. 272. Nothwendigkeit der Vergeltung im künftigen Leben . . 515
§. 273. Sehnsucht nach der Unsterblichkeit 518
§. 274. Sittliche Nothwendigkeit des Unsterblichkeitglaubens . . 521
§. 275. Unsterblichkeitglaube als Tröster und Warner 528
§. 276. Geist und Unsterblichkeit unfehlbar 533
§. 277. Glauben und Wissen 540
§. 278. Die Religion menschenfeindlich 543
§. 279. Religion als Menschenwerk 548
§. 280. Setzung des Wissens an die Stelle des Glaubens . . . 551

Pflicht, Sünde, Gewissen.



§. 121.

Als der Mensch an verschiedenen Orten und zu entlegenen Zeiten zur Vorstellung gelangt war, dass es ausser ihm übermächtige Wesen gebe, die sein Dasein bedrohen, musste der Wunsch entstehen, den Willen dieser Wesen zu erkunden, um demgemäs zum eigenen Vortheile sich einzurichten. Auf den rückständigsten Stufen, als Raubthiere die Übermächte des Menschen waren (§. 33), liess der Wille sich leicht erkunden, denn er war augenscheinlich auf Fras gerichtet; wenn ihnen dieser zur Genüge gereicht ward, waren sie befriedigt und äusserten ihre Übermacht nicht weiter zum Schaden der Menschen. Es entstand ein stillschweigendes Übereinkommen zwischen dem Menschen und seinen Übermächten, nach welchem er gegen Befriedigung ihrer Fressgier Schonung seines Lebens erkaufen mogte. Diesen Zweck konnte er jedoch im Zustande völliger Wehrlosigkeit nicht erreichen, denn einentheils waren seine Übermächte um so zahlreicher, je weniger er auf Schutzmittel sich verstand, und anderntheils war seine Jagdbeute, in Ermanglung der Waffen, um so geringer, so dass, nach Befriedigung des eigenen Bedürfnisses, kein ausreichender Überschuss erwachsen konnte, um seine Übermächte daraus zu sättigen. Wie ungünstig der Mensch auf den rückständigsten Stufen gestellt ist, erweist sich noch in der Gegenwart bei derartigen Völkern: in Süd-Afrika gibt es Gegenden, in denen die Völkerschaften, unfähig die grosen Raubthiere zu überwinden, häufig ihre Ansiedelungen verlassen müssen, um der Ausrottung zu entgehen; in Nord-Indien verlieren einzelne Bezirke alljährlich mehrere hundert Menschen durch Tiger; auf der Halbinsel Malakka, unfern der

1819 angelegten Handelsstadt Sinkapur, wurden anfänglich über 300 Menschen jährlich von Tigern geraubt, und erst in neuerer Zeit ist es gelungen, deu Verlust auf etwa 100 herabzubringen. Wenn nun die Fernwaffen der Jetztzeit nicht ausreichen, um in der Nähe einer so volkreichen Stadt die Raubthiere auszurotten, wie ungünstig muss dann das Verhältniss in jenen entlegenen Zeiten, auf den rückständigsten Stufen gewesen sein, als der Mensch mit Steinen und Baumästen Weib und Kinder wider die grosen Raubthiere vertheidigen wollte! Sie waren den Raubthieren preisgegeben, wie die im Grase erbrüteten Vogeljunge ihren schleichenden Übermächten.

§. 122.

Aus diesem verzweiflungsvollen Verhältnisse des Menschen zn den übermächtigen Thieren lässt sich erklären, wie die Menschen auf rückständiger Stufe zu Menschenopfern sich verpflichtet fühlen konnten, wie sie freiwillig ihre Angehörigen hingaben, um sich Schonung zu erkaufen. Hatten anfänglich die umherwandernden Eltern, von Raubthieren verfolgt, die Kinder zurücklassen und preisgeben müssen, um das eigene Leben durch raschere Flucht und Befriedigung des Übermächtigen zu retten oder im erreichten Zufluchtsorte vom Raubthiere belagert, durch Hinauswerfen der Kinder seinen Abzug erkaufen müssen, um nicht mit den Kindern zu verhungern: so musste der Glaube entstehen und sich befestigen, dass die Übermächtigen mit einem Pflichttheile sich befriedigen liessen, dass sie Anrechte oder Ansprüche an den Menschen besäsen, denen es Pflicht sei zu genügen, weil deren Nichtachtung den Verlust des eigenen Lebens herbeiführe.

Die Geschichte der rückständigen Menschheit, so weit sie aus dem dürftigen Nachlasse des Alterthumes und an den rückständigen Völkern der Gegenwart zu erkennen ist, liefert klare Beweise von solchem Pflichtverhältnisse zwischen dem Menschen und seinen ältesten Übermächten, den reissenden Thieren. Die Altegypter hatten, in den Zeiten der Hülflosigkeit, die Krokodile des Nils mit ihren Kindern füttern müssen, um sich selbst retten zn können. Auch späterhin, als sie im Stande waren, sie auszurotten, behielten sie die Vorstellung von der Übermacht des Raubthieres und ihres Pflichtverhältnisses zu demselben. Sie hatten gelernt, diese Übermacht zu verehren und die Mütter freueten sich, wenn ein raubendes

Krokodil ihnen die Ehre erzeigte, ihr Kind den übrigen vorzuziehen. Das Volk der Ombos grub sogar besondere Teiche für heilige Krokodile, welche sie mit Menschen fütterten. Auf den ostindischen Inseln findet sich noch jetzt der Gebrauch, beim Regierungsantritte eines Fürsten eine Jungfrau neben dem Flusse anzubinden, um mit dem Krokodile vermählt, d. h. von demselben gefressen zu werden; das hellenische Alterthum berichtet Ähnliches von den Jungfrauen Hesione und Andromeda. Auf der Sandwichsinsel Wahu befand sich noch im vorigen Jahrhunderte ein Teich am Meeresufer, in welchem die Bewohner einen heiligen Haifisch unterhielten, dem sie zuweilen Erwachsene, meistens aber Kinder zum Frase reichten. In Süd-Amerika hielten Indianer in einem Thurme eine heilige Schlange, der sie Menschen zum Frase hinwarfen; andere Stämme brachten den Raubthieren des Katzengeschlechtes Menschen dar, als einen diesen Übermächtigen gebührenden Pflichtantheil.

Dasselbe Pflichtverhältniss musste sich entwickeln in Fällen, wo die Menschen von anderen, sichtbaren Übermächten bedroht und verfolgt wurden, die keine Thiergestalt besasen, aber thiermäsig raubten und zerstörten, wie namentlich der Waldbrand, der Wüstensturm, das Meer u. a. Die wandernde Familie, vom Waldbrande oder der wirbelnden Sandwolke verfolgt, wird häufig dadurch sich haben retten können, dass sie die hinderlichen Kinder zurückliess, anderenfalls wird sie gefunden haben, dass die Kinder auf der Flucht erstickten, also auch ohne Hinwerfen dem Übermächtigen anheim fielen. Es lag die Folgerung nahe, dass die grimmige, verzehrende Übermacht nur auf die Kinder Anspruch mache, dass sie die Eltern verschone, welche ihr die Kinder willig hingeben, und wenngleich sie alle vertilgen könne, doch mit den Kindern als ihrem Pflichttheile sich genügen lasse. Es mag uns befremden, dass Menschen jenen Gewalten thier- oder menschenähnlichen Willen beimasen, obgleich sie deren Gestalten als Flammen und Rauch, wirbelnde Wolke oder Wogenreihen sichtbar erkennen konnten. Es darf nicht vergessen werden, dass ihnen weder der Unterschied zwischen Lebendem und Leblosem bekannt war, noch dass sie unsere Kenntnisse besasen von den Gesetzen der Bewegung und der Ursachverhältnisse und also um so mehr den Mängeln des Menschenwesens unterworfen waren, auf Grund derer sie jede Bewegung mit denen des eigenen Wesens vergleichen mussten, um eine Vorstellung bilden zu können. Sie konnten nur dazu gelangen, jede vorübergehende, sichtbar beginnende

und aufhörende Bewegung als Ausfluss eines menschenähnlichen Willens zu erkennen nnd zu deuten. Herodot (5 Jahrh. vor Ch. G.) berichtet von den Egyptern, dass sie das Feuer für ein thierähnliches Wesen hielten, welches ungesättigt fresse, so lange Nahrung vorhanden, aber sterben müsse, wann alles verzehrt sei. Von den Hellenen wissen wir, dass sie zur Zeit der Perserkriege, auf Rath des Orakels, zu den Winden beteten, und als der Sturm die Perserflotte stark beschädigt hatte, den Winden Altäre baueten und ihnen opferten. Dem Menschen auf rückständiger Stufe erscheint jede Bewegung als das Ergebniss eines Entschlusses, der vom thier- oder menschenähnlichen Willen geleitet werde.

Den Wüstenwind dachten sich die umwohnenden Völker als einen übermächtigen Beherrscher der öden Wüste, der beliebig fruchtbare Wärme oder versengende Hitze aussende. Herodot erzählt von einem nordafrikanischen Volke der Psyller, welches den Beschluss fasste, den Wüstenherrn, der ihre Wasserbehälter anstrocknete, aufzusuchen und zu bekämpfen; sie zogen entschlossen in die Wüste und wurden alle im Sandsturme verschüttet. Moses dagegen verordnete (§. 38), dass dem Wüstenherrn El (Asasel) jährlich ein Bock geopfert werde durch Verschmachten; er bekämpfte nicht den Herrn, aber erkannte ihn an. Ähnlich dachten die Poseidon-Verehrer diesen Meeresherrn als einen mit Seerossen dahinfahrenden Herrscher, wohlwollend oder grollend, der in Fällen, wann er die Seefahrer mit dem Untergange bedrohe, durch einen Pflichttheil sich begnügen lasse, ein zugeworfenes Opfer an Menschen oder Werthsachen. So wurden verderbliche Moräste als giftige Schlangen gedacht, weil sie den Menschen schleichend erfassen und dahinsiechen lassen, als ob eine Schlange sie gestochen hätte; die aber die fliehenden Gesunden verschonten, wenn solche ihre Kranken als Pflichttheil zurückliessen, was auch in Wirklichkeit schützen konnte, weil sie den Ansteckungsstoff nicht mit sich nahmen. Alle Übermächte waren sich darin gleich, dass sie im Menschen die Vorstellung erregten, sie würden von einem auf Raub gerichteten Willen beherrscht nnd machten diesen zum Schaden der Menschen geltend, liessen sich aber in den meisten Fällen mit einem Theile der vorhandenen Beute genügen. Es sei also Pflicht des Menschen, ihnen freiwillig den gewünschten Theil zu opfern, um das Übrige zu retten d. h. in den meisten Fällen sich selbst.

Der Waldbrand wie der Wüstensturm nnd das Meer zeigten nur in Zeitabständen ihre Raubsucht und ruheten in den Zwischenzeiten; man

wusste nicht wo, folgerte aber, dass sie nicht fern sein konnten, denn urplötzlich erhoben sie sich, raubten Menschen und verheerten die Umgegend, ohne vorherige Anzeichen oder Warnungen, die zur Rettung hätten benutzt werden können. Der Mensch musste wünschen, das Begehren der Übermächte zu erkennen, um es im Voraus befriedigen, abkaufen zu können; ebenso musste er wünschen zu ermitteln, warum das Verderben dann und wann in so tückischer Weise ihn ereile, während er zwischendurch längere Zeit verschont bleibe. Der übermächtige Wille war augenscheinlich auf Tödtung und Verzehrung des Menschen gerichtet, denn der Feuerherr (Waldbrand) erstickte und verzehrte seine Opfer, so dass nur die Gebeine übrig blieben; der Wüstenherr begrub sie unter einem Sandhaufen, aus dem er späterhin das Gerippe zurückgab; das Meer verschlang seine Opfer spurlos und also war das Begehren aller nach Menschenfleisch augenscheinlich. Warum aber der Herrscherwille so plötzlich und launenhaft hervorbreche, war nicht zu erklären, es musste ein unerforschlicher, höherer Wille sein, der zu Zeiten grimmig verfolgte, zu anderen gnädig verschonte, ohne einen Grund zur Erklärung sicher erkennen zu lassen. Der Mensch war auf Vermuthungen angewiesen, musste jene Gestalten seiner aussersinnlichen Welt nach seinem eigenen Willen deuten (§. 17) und annehmen, der grimmige Oberherr breche hervor und raube seinen Fras, weil man ihn nicht freiwillig gesättigt, ihm nicht genügend geopfert habe, so dass sein Hunger ihn treibe, das Vorenthaltene zu holen. Der Mensch durfte also mit der Entrichtung des Pflichttheiles nicht so lange warten, bis der grimme Oberherr erscheine, sondern musste sich verpflichtet fühlen, in den Zwischenzeiten regelmäsig und reichlich zu opfern, um durch vollständige Befriedigung zu verhüten, dass der Herr im Zorne erscheinend, ungebührlich raube und verderbe. Das Verhältniss des Menschen zu seinen Übermächten entwickelte sich in seinen Vorstellungen dahin, dass er in regelmäsigen Zeitabständen seinen Pflichttheil zu opfern habe, um Schonung von der Übermacht zu erkaufen; dass ein Unterlassen oder Schmälern dieses Opfers eine Beleidigung der Übermacht, eine Sünde sei, welche zur Folge habe, dass der ergrimmte Herr sich selbst das Erforderliche hole und zwar, vom Zorne beherrscht, in der verderblichsten Weise, dem Sünder zur Strafe. So führte den Menschen die fortschreitende Bildung, das gesteigerte Nachdenken zu den Vorstellungen von der Pflicht, Sünde und Strafe, gestaltete auch in seinem Gedächtnisse die Ergebnisse des Nachdenkens über seine

Pflichterfüllung zum Gewissen, dem stetig wachenden Bewusstsein der Erfüllung wie Verletzung seiner erkannten Pflichten.

Vor allen war es peinlich und verderblich, dass der Wille der schrecklichen Übermacht nicht mit Sicherheit erkannt werden konnte, dass die Pflicht des Menschen keine abgemessene, sondern eine unbegrenzte war. Häufig war der Grimmige mit wenigem zufrieden und verschonte längere Zeit hindurch; zu anderen Zeiten konnten ihn die zahlreichsten Opfer nicht befriedigen, denn er tödtete und verheerte in furchtbarer Weise, nachdem man kurz vorher in reichlichem Mase ihn befriedigt zu haben glaubte. Zustände der behaglichen Ruhe, des fröhlichen Genusses im Bewusstsein treuer Pflichterfüllung durch genügende Opfer erkauft, wurden plötzlich unterbrochen durch anhaltendes Unglück, verzehrenden Waldbrand oder verschüttenden Wüstensturm und versengende Hitze. Die Verzweiflung des rathlosen jammernden Volkes kannte keine Grenzen. Es ward einleuchtend, dass man sich versündigt hatte, denn man wurde grimmig bestraft; aber welche Sünde die Veranlassung gewesen, war schwer zu ermitteln, denn man glaubte den gebührenden Pflichttheil an Opfern reichlich dargebracht zu haben. Das Gefühl der eigenen Sündhaftigkeit und der Unerforschlichkeit des höheren Willens ward überwältigend und niederdrückend; tobend waren die Ausbrüche der Verzweiflung, welche die Rückständigen im Jammer niederwarf, während sie die Voranschreitenden zum Forschen nach höherer Erkenntniss trieb.

§. 123.

Zu allen Zeiten schritten die einzelnen Zweige der Menschheit, wie die einzelnen Mitglieder eines jeden Zweiges ungleichmäsig fort in ihrer Entwickelung; die gleichzeitig Lebenden waren verschieden fortgeschritten, standen auf weit aus einander befindlichen Bildungsstufen. Die Voranschreitenden empfanden am stärksten die Leiden, welche nach dem unerforschlichen Rathschlusse der verzehrenden Übermacht verhängt wurden, denn ihnen war der Überblick gegeben, welcher der Menge fehlte, in der jeder nur von dem eigenen Jammer erfüllt war. Während die Rückständigen zu stumpfsinniger Verzweiflung herabsanken, müheten die Vorgeschrittenen sich ab zu erforschen, worin das Volk wider den schrecklichen Herrn sich versündigt haben möge, um eine so fürchterliche Strafe verdient zu haben.

Die zunächstliegende Vermuthung, dass die Opfer, ungeachtet ihrer Zahl, nicht genügend gewesen sein mögten, führten dazu solche Steigerung des Opfers zu ersinnen, dass sie den stärksten Ingrimm zu befriedigen vermögten. Man griff dazu, die üblich gewesene Zahl zu erhöhen, die Würde der Opfer zu steigern, Jungfrauen, Königssöhne, Hohepriester dem Herrn zu weihen, bis der grimmige Zorn besänftigt worden war, die verderbenbringende Bewegung aufhörte.

In vielen Fällen mogte auch dieses nicht genügen und das Nachdenken der Höhergebildeten führte zur Vermuthung, dass das Opfer vielleicht nicht willig genug dargebracht worden sei, dass der freudige Gehorsam gemangelt habe, um den gierigen Herrn zu befriedigen. Bei den Phönikern mussten die Mütter dem Verbrennen ihrer Kinder zuschauen, ohne eine Thräne zu vergiessen oder einen Seufzer hören zu lassen, weil sonst das Opfer ungültig ward durch Mangel an freudigem Gehorsam. Der freudige Gehorsam war dem Wüstenherrn der Semiten so sehr die Hauptsache, dass er dem Abraham das Opfer seines Sohnes dafür erliess (1. Mose 22) und zu ihm sprach: „Ich habe bei mir selbst geschworen, dieweil du solches gethan hast und hast deines eigenen Sohnes nicht verschont, dass ich deine Nachkommen segnen und mehren will wie die Sterne am Himmel und wie den Sand am Meeresufer; und deine Nachkommen sollen besitzen die Thore ihrer Feinde und durch sie sollen alle Völker auf Erden gesegnet werden, darum dass du meiner Stimme gehorchet hast.“ Ebenso sagt Samuel, der Hohepriester dem Könige Saul (1. Sam. 15. 22): „Meinst du, dass der Herr Lust habe am Opfer und Brandopfer, so wie am Gehorsam der Stimme des Herrn? Siehe Gehorsam ist besser denn Opfer und Aufmerken besser als das Fett von Widdern.“ Auf demselben Grunde ruht zum Theile auch das Frohlocken und Tanzen um die Opferaltäre, wie es bei allen opfernden Völkern gebräuchlich war; es geschah, um der Übermacht zu zeigen, dass das Opfer gern und freudig dargebracht werde.

§. 124.

Auch dieses genügte nicht in allen Fällen: Brände, Wüstenstürme, Dürre, Hungersnoth, Pest und Überschwemmungen suchten heim und wütheten fort, mogten die Menschen der Übermacht die höchsten Opfer bringen, tanzen und lobsingen, flehen zum Herrn so viel sie wollten — der

Herr verschmähete sie. Die Vorgeschrittenen setzten ihre Bemühungen fort, um den Rathschluss des Herrn zu erforschen, und griffen zu den betäubenden und erregenden Mitteln (§. 66), welche dem Verzückten den vermeintlichen Einblick in die aussersinnliche Welt eröffnen. Die **Orakel** der Egypter und Griechen, wie auch Moses Befragungen des Herrn im Orakelzelte (Stiftshütte) waren Forschungen dieser Art, und noch gegenwärtig sind sie gebräuchlich bei Völkern Ost- und Süd-Afrikas, um den unerforschlichen Willen der örtlichen Übermächte zu erkunden. Es wäre irrthümlich und lieblos, jene Propheten und Weissager, welche in die aussersinnliche Welt einzudringen suchen, Gaukler und Betrüger zu nennen: vielmehr muss nach allem, was das Alterthum wie die Gegenwart darüber berichtet, geschlossen werden, dass sie redlich und in voller Überzengung dem Berufe sich widmeten, um auf Unkosten der Gesundheit, durch Erregung das Verborgene, ihren Genossen Dienliche zu erkunden; dass sie auch den grosen Einfluss, den sie als die Erleuchtetsten besasen oder besitzen, nur zum allgemeinen Besten verwendeten, soweit ihre Erkenntniss sie dazu befähigte. Es mogten ausnahmsweise Betrügereien vorfallen oder die Orakel darin ausarten, als der Glaube daran in den Priestern erloschen war; allein der Grund ihrer Entstehung war rein und der opfermuthige Prophet, der durch Räucherungen mit erregenden Kräutern (Strychnos, Hanf u. a.) in Verzückungen sich versetzte, um mit starren, leuchtenden Augen, aufgedunsenem, verzerrtem Gesichte, die Befehle des Herrn zu verkünden, wie Moses, solcher Mann hat mit ebenso grosem Eifer, ebenso redlicher Opferfreudigkeit für seine Zeitgenossen gewirkt, wie irgend einer der grösten Helden, die wir bewundern. Welche Vorstellungen von den Übermächten dabei mitwirkten, zeigte der lydische König Krösos (5 Jahrh. vor Ch. G.), der in einem schwierigen Falle zu sechs Orakeln sendete (dem Amun — Ammon — in Egypten, zu Trophonios, Amphiaros, Dodona, Abä und Delphi in Griechenland), und um den delphischen Apollon, den Sonnenherrn, sich geneigt zu machen, liess er ein groses Brandopfer veranstalten aus 3000 Rindern, vergoldeten und versilberten Bettgestellen, goldenen Schalen und Purpurgewändern, auf einem Haufen verbrannt, dem Herrn zum süsen Geruche.

Die Orakelmittler, die Begeisterten oder Verzückten konnten aber nur äussern, was in ihrem Inneren lag; sie mogten, gegen die Aussenwelt unempfindlich und durch deren Einflüsse nicht belästigt, die treffendsten Ge-

dankenverbindungen erleben nnd äussern, ihre Zuhörer in Bewunderung versetzen und die schönsten Erfolge herbeiführen, so waren es doch unter allen Umständen nur Ergebnisse aus den eigenen Gedanken aufgebaut nnd ihre Gesichte waren Gestalten und Vorgänge, die in ihrem Gedächtnisse geruhet hatten, erinnert und zusammengesetzt worden waren, ähnlich wie im Traume; über die Wirklichkeit, wie sie im Gedächtnisse ruht, konnten die Gesichte wie die Träume niemals hinaus gehen. Waren die Verzückten zugleich die Vorgeschrittensten ihres Volkes, wie z. B. Moses, so musste im Augenblicke der Begeisterung, bei Erforschung der Sünden des Volkes, vor allem dasjenige zum Bewusstseine gelangen nnd klar hervor treten, was bereits im Wachen das Nachdenken am stärksten beschäftigt hatte, diejenigen Handlungen, welche dem rückständigen Volke eigen waren, aber den Propheten anwiderten nnd verächtlich erschienen. Was ihn im Wachen mit Trauer nnd Zorn erfüllt hatte, trat im Augenblicke der Verzückung vor seinen Blick und sein eigenes Urtheil prägte sich aus in der inneren Stimme, die er von aussen her zu vernehmen glaubte, so wie in den Worten, mit denen er den Zuhörern die höhere Eingebung mittheilte. Alles geschah anscheinend so unwillkürlich, dass es ihnen selbst wie den Zuhörern nnr als Offenbarungen der aussersinnlichen Welt erscheinen konnte. Was dem Bewusstseine der Vorgeschrittenen widerstrebte, musste nach ihrer begründeten Voraussetzung dem weit höher stehenden Verehrungswesen um so mehr zuwider sein, und wenn demnach das Volk ein Unglück traf, ungeachtet der grosen und freudig dargebrachten Opfer, so erkannten die Propheten, verzückt wie wachend, den Grund dieser Strafe in den Sünden des Volkes, in den Handlungen, welche die Vorgeschrittenen verabscheuten. Im Anblicke der unvertilgbaren, rückständigen Gewohnheiten des Volkes musste das Bewusstsein der Vorgeschrittenen mit Kummer und Furcht erfüllt werden, wenn sie der Leiden gedachten, welche als Strafen erfolgen könnten; sie vermochten die Sachlage zu überschauen und das Elend zu ermessen, welches die strafende Hand des erzürnten Höchsten in jedem Augenblicke verhängen durfte. Das rückständige Volk lebte für den Augenblick nnd fühlte sich ganz behaglich in seinen niederen Gewohnheiten, bis eine verderbliche Plage wie Pest, Dürre und Hungersnoth eintraten oder der Feind Tausende dahinraffte, das Land verheert ward nnd Todesangst jeden erfüllte. Dann demüthigte es sich vor dem Herrn, liess sich vorrechnen von seinen Priestern und Propheten, worin es gesündigt habe,

gelobte Besserung, vergas aber das Gelübde, sobald die Plage aufhörte, und verfiel auf's neue in die hergebrachte Lebensweise, welche seiner Bildungsstufe angemessen, ihm besser behagte. Was in der unausgesetzten Mauserung der menschlichen Fortbildung der Vorgeschrittene bereits ausgestosen hat und als Abwurf verachtet, das liegt noch im Rückständigen als lebende Zelle, ist noch wirkender Bestandtheil, den er allerdings geloben mag, ausscheiden zu wollen, aber nicht eher ausscheiden kann, als bis seine Fortbildung diejenige Stufe erreicht, auf welcher jene lebende Zelle (Gewohnheit, Vorstellung) durch nachwachsende neue verdrängt und als todtes Gebilde ausgestosen wird.

§. 125.

Die Entstehung der Begriffe Pflicht und Sünde zeigt die ganze Stufenfolge des Fortschreitens der menschlichen Erkenntniss, denn in dem Mase, wie die jezeitig Vorgeschrittenen erkannten, was das Volk zum eigenen Gedeihen zu thun oder zu unterlassen hätte, erweiterten sie das Gebiet der Pflicht wie der Sünde. Der Begriff Sünde blieb zu allen Zeiten derselbe in seiner Bedeutung, indem er das Gemeinsame derjenigen Handlungen umfasste, durch welche der Mensch den Zorn und die Strafe seiner Verehrungswesen zu erregen befürchtete. Dagegen ist der Bereich desselben, mit der menschlichen Erkenntniss überhaupt, Wandlungen jeder Art unterworfen gewesen, einentheils in Folge der wechselnden Umgebungen, welche seine Handlungen veränderten, anderntheils in Folge zunehmender Erkenntniss, welche die Vorstellungen veränderte, die der Mensch von seinen Verehrungswesen hegte. Demgemäs erweiterte sich der Bereich beider Begriffe aus den einfachsten Anfängen zu einem Gebiete, welches die mannichfaltigsten Bezüge der ganzen Menschheit umfasst und mit den Freuden und Leiden des gesammten Erdenlebens der Menschen, auch die Zustände des vorausgesetzten nachirdischen Lebens in Verbindung setzte.

Anfänglich ward als höchste Pflicht erkannt, dem grimmigen Verehrungswesen genügende Opfer darzubringen, damit es veranlasst werde, das Volk mit dem Unheile zu verschonen, welches die schroff wechselnden Zustände der semitischen Länder und die mangelhafte Erkenntniss der Menschen herbeiführten, aber von diesen Völkern als rächende Willensäusserungen ihrer Verehrungswesen gedeutet ward. So oft ein groses Unglück

drohete oder eintraf, eine wichtige Unternehmung bevorstand, beeilte man sich, ein ungewöhnliches Opfer zu bringen, um den Herrn zu gewinnen; es war eine heilige Pflicht und deren Unterlassung wäre grose Sünde gewesen. Jephta weihete seine Tochter (Richter 11), um den Sieg zu erlangen: der König der Moabiter seinen Sohn, um die Einnahme seiner Festung durch die Israeliten abzuwenden; die Karthager kreuzigten Hunderte ihrer eigenen Kinder, um drohendes Unheil abzuwehren. Man hielt es für Pflicht das Theuerste zu opfern, Erstgeborene wie Jungfrauen, Königssöhne und Hohepriester, wenn es nöthig erschien, um den grimmen Herrn zu sühnen und zu gewinnen. Amilkas, König der Karchedoner, welcher mit einem Semitenheere (Phöniker, Libyer u. a.) wider die Hellenen auf Sicilien stritt, hielt während der Schlacht ein ungeheures Brandopfer, und als sein Heer begann zu fliehen, brachte er das höchste Opfer, indem er sich selbst in die Glut stürzte. Obgleich Schlacht und Reich verloren gingen, rechnete ihm die Semitenwelt dieses Opfer zur höchsten Ehre an und bewahrte ihm ein ruhmvolles Andenken. So sendete Agamemnon, auf der Fahrt nach Troja, seine jungfräuliche Tochter Iphigeneia als Opfer nach dem fernen Tauris, zur pflichtmäsigen Sühnung der Mondherrin; die Athener sendeten jährlich 7 Jünglinge und 7 Jungfrauen als pflichtmäsiges Opfer zum Feuerherrn (Minotauros) auf Kreta. So weit der Bereich des Semitenthumes sich erstreckte, bei Moabitern und Amalekitern, Israeliten und Phönikern, in den Semitenstädten Griechenlands und Siciliens, wie in Karthago, findet sich allenthalben die Vorstellung, dass ausreichende Opferungen die höchste Pflicht der Menschen seien und deren Ungenügen eine Versündigung, die nur durch Darbringen der schwersten Opfer gesühnt werden könne. In äussersten Bedrängnissen opferten sich die Hohenpriester selbst, liessen sich kreuzigen (dem Wüstenherrn durch Verschmachten weihen) oder bestiegen den Scheiterhaufen (dem Feuerherrn zum Opfer) und nach einem verdienstvollen Lebenslaufe zogen sie, wie Moses, Aron und Elias, einen ruhmvollen Opfertod dem allmäligen Absterben vor, um noch im letzten Athemzuge dem sündhaften Volke als Sühnopfer dienlich zu sein. Der Herr rief sie (im Traume oder in der Verzückung) und nahm sie zu sich im Opfer.

§. 126.

Die andere Hauptsünde, welche tief im Wesen der dunklen Menschen, der Anwohner des Wüstengürtels lag, war die Untreue, an der anerkannten Übermacht der Heimath begangen, das Verunreinigen mit fremden Göttern. Diese Sünde bestand nicht allein im Entziehen der gebührenden Opfer, sondern auch im Bruche des Vertrages, den sie mit ihrem Herrn geschlossen hatten, sowie in der Geringschätzung seiner, welche sie durch ihr treuloses Verlassen äusserten. Besonders bei den Israeliten trafen die Umstände zusammen (§. 41), welche zu dieser Sünde führten und das Volk vielleicht mehr als andere zum Wechseln seiner Verehrungswesen bewog. Jedenfalls richteten sich die Klagen ihrer Vorgeschrittenen unaufhörlich wider das Verunreinigen mit fremden Göttern, obwohl diese Vorgeschrittenen selbst an den Wandlungen theilnahmen, häufig sogar fremde Götter einführten, während das Volk den alten treu blieb. Es ist wesentlich zu bedenken, dass den dunklen Völkern ihre Verehrungswesen vor allem jederzeitige Nothhelfer sein sollten, anfänglich um den beständigen Raubzügen Erfolg zu sichern oder Speise und Quellwasser zu verleihen, späterhin aber um sie gegen Dürre, Pest und Angriffe überlegener Völker zu schützen. So lange diese Verbindlichkeiten erfüllt wurden, d. h. das Volk sich glücklich fühlte, empfingen die Nothhelfer ihre gebührenden Opfer; trat aber Unglück ein und weder flehen noch opfern mochte die Nothhelfer bewegen, dem Unglücke ein Ende zu machen, dann verwarf man sie und wendete sich nothgedrungen zu anderen Verehrungswesen, wie die Israeliten solche zu allen Zeiten besasen oder von den Nachbarvölkern annahmen. Es war dasselbe Verhältniss, welches noch jetzt im Fetischdienste waltet: der Eigner steht mit seinem Fetische im Vertrag, sie sind Verbündete; der Fetisch soll unter allen Umständen helfen, und lässt er es daran fehlen, so wird er fortgeworfen oder vernachlässigt und ein anderer an seine Stelle gesetzt. Nicht allein aber, dass bei den Israeliten schon die Wanderrichtung von Süd nach Nord (§. 41) das Wechseln der Verehrungswesen bedingte, je nachdem man verschiedenartige Übermächte als örtlich berechtigt anerkennen musste, sondern auch die Vorgeschrittenen führten selbst Wandlungen herbei. Moses setzte den Jave neben den älteren El und liess die Elohim ganz schwinden; er führte an der Grenze des fruchtbaren Lan-

des den Dienst des Erndteherrn Nissi ein und errichtete die eherne Schlange, das Bild des Wüstenherrn der Egypter, welches Jahrhunderte hindurch Verehrungswesen blieb. Aron führte den egyptischen Apis- (Kälber-) Dienst ein, der ungeachtet Moses, bei den Kindern Israels allgemein ward und blieb. Ausserdem lebten die Israeliten umgeben von anderen, gröstentheils stammverwandten Völkern, mit denen sie in freundlichem wie feindlichem Verkehre standen und von denen sie zu Zeiten unterjocht wurden, deren Götter also mächtiger waren als diejenigen der Israeliten, und so lag es nahe, mit diesen mächtigeren Nothhelfern es zu versuchen, wann die einheimischen nicht helfen konnten oder wollten. Es fanden sich fast zu allen Zeiten starke Gründe, um dem Jave abtrünnig zu werden, so sehr, dass er in Wirklichkeit nur als das Verehrungswesen der Priester, der Leviten erscheint, welche sich vergeblich bemüheten, das Volk abzuziehen von den aus Egypten mitgebrachten, den von Moses und Aron eingeführten und von den Nachbarvölkern angenommenen anderen Verehrungswesen. Die Vorgeschrittenen des Volkes mussten zusehen, wie die Menge alles that, was die Pflichten gegen das höchste Verehrungswesen der Priester verletzte, was ihr Bewusstsein, das Gesetz, als Sünde verbot; es mussten die Priester Javes sich beugen, als David den Baalsdienst und Salomo den Adonaidienst zum Staatsglauben erhoben. Die Vorgeschrittenen liessen es nicht fehlen an Bemühungen, Ermahnungen und Strafreden, konnten aber selbstverständlich nicht ermöglichen, dass das Volk die trennende Bildungskluft überspringe; mogte das Volk fortschreiten in der Bildung, so konnte es doch die rastlos voranschreitenden Priester und Propheten nicht einholen, denen das Rückständige der Menge, die weite Kluft des Bildungsunterschiedes, als Sünde erschien, welche sie beklagten und verdammten.

§. 127.

Nächst den Pflichten gegen das Verehrungswesen erkannten die Vorgeschrittenen auch Pflichten der Menschen zu einander, welche sie in Gesetzen aussprachen, die für sämmtliche Genossen des Verbandes gleiche Geltung hatten. Sie geboten Elternliebe, Gastfreundschaft, gleiches Recht für alle, Schutz der Wittwen und Waisen, Unbestechlichkeit und Wohlthätigkeit; verboten dagegen Mord, Menschenraub, Ehebruch, Unzucht, Meineid, Rachsucht, Wucher, Zinsnehmen vom eigenen Volke, Betrug u. s. w.,

alles Handlungen, welche ihre höhere Erkenntniss, erstere als Pflicht, letztere als Sünde bezeichnete und demgemäs mit dem gleichlaufenden Willen des Verehrungswesens in Verbindung setzte.

Den Rückständigen lag es näher, so oft ihr Vortheil bedingte, ihre Pflichten unerfüllt zu lassen oder die Sünden zu begehen. Der Königssohn Jonathan befreundete sich mit dem Empörer David wider den eigenen Vater; Absalon erregte Aufruhr wider seinen Vater David, der ebensowohl in Treulosigkeit, Ehebruch, Mord und Grausamkeit allen Gesetzen Hohn sprach, als Räuber begann und als Unterdrücker endete. Der Mord war verboten, war Sünde und dennoch das Gewöhnliche im Leben der Hohen und Niederen: räuberische Überfälle anderer Völker, Hinmorden der Bevölkerung anderer Städte, Veröden der Länder, teuflische Grausamkeiten (2. Sam. 12. 31) wechselten ab mit Gräueln im eigenen Volke. Die Könige Saul, David und Salomo würgten hin ohne Rücksicht auf Menschenleben. Ehebruch war etwas Gewöhnliches, die Könige und ihre Kinder (2. Sam. 16. 22) gingen mit den schändlichsten Beispielen voran. Die Priester und Propheten, welche seit Einführung der Königsgewalt die Oberherrschaft verloren hatten, mussten im ohnmächtigen Grimme sehen, wie Könige und Volk durch stetes Sündigen den Zorn des Höchsten wachriefen und Unglück als Strafen herbeiführten. Sie waren das Gewissen des Volkes, fanden aber nur auf Augenblicke Gehör, wann anhaltendes Unglück die allgemeine Ermattung und Zerknirschung erzeugt hatte. Diese Veranlassungen mussten um so öfterer eintreten, als die ungünstige örtliche Lage des Landes (§. 41) das Volk in eine endlose Reihe von Kriegszügen verwickelte und das Elend allgemein ward, welches zu allen Zeiten die Bande der Menschenliebe zerreissend, die rückständigsten Zustände herrschend macht und der Sünde die Gewalt einräumt. Die Vorgeschrittenen, in Verkennung der örtlichen Ursachen, schrieben alles Unheil dem Zorne des Höchsten zu, und da ihnen das Volk in allem rückständig, sündhaft erscheinen musste, so fand nach ihrer Auffassung auch das unabsehbare Elend des Volkes seine genügende Erklärung in dem maslos gereizten Zorne des Herrn.

§. 128.

Bei fortschreitender Entwicklung des jüdischen Volkes bildeten sich Spaltungen, jemehr die neueren Glaubenslehren der Egypter, Babeloner,

Perser und Inder Eingang gewannen; die tief eingreifenden Verschiedenheiten fanden ihren Ausdruck in den Hauptsekten der Pharisäer, Saducäer und Essäer. Die bei den Essäern eingetretene Erweiterung der Vorstellungen von der Sünde zeigt sich in den Vorschriften Jesu, wie die Evangelien sie geben: sie ergänzen nicht allein die Vorschriften Mose, sondern gebieten auch ganz Neues, sogar Gegentheiliges. Die zehn Gesetze Moses enthielten nur zwei Gebote (Sabbathfeier und Elternliebe), und dagegen acht Verbote; späterhin waren in einzelnen zerstreneten Vorschriften eine Anzahl anderer Gebote und Verbote gegeben worden. Jesus ging so viel weiter, dass er gebot (Matth. 6. 24; 19. 21) alles Güterbesitzes, so wie jeder Nahrungssorge sich zu entäussern und wohlzuthun ohne Beschränkung; ferner (Matth. 5. 5) sanftmüthig zu sein, versöhnlich, barmherzig, friedfertig und geduldig; er verbot (Matth. 5. 22) die Rache, das Zürnen, jede sinnliche Begierde, auch (Matth. 5. 34) den Eid, die Heuchelei u. a.; er gebot unbeschränkte Nächstenliebe und legte besonderes Gewicht darauf, dass alles um des himmlischen Vaters Willen geschehen solle, um in sein Reich der Zukunft aufgenommen zu werden und den Strafen der Hölle zu entgehen.

Diese Änderungen im Begriffe der Sünde, durch Jesus ausgesprochen, waren tiefeingreifend, denn die Rache, welche fest im Gesetze ruhete (Auge um Auge, Zahn um Zahn u. s. w. 2. Mose 21. 24) ward von ihm so stark verneint, dass er gebot, dem Verletzer auch die andere Wange zu reichen, ihn zu segnen, für ihn zu bitten u. s. w. Er rechnete ferner den Güterbesitz zum Nachtheiligen, deutete ihn als fesselnd an die Sünde, während die Menschen im Allgemeinen und seine Volksgenossen im Besonderen den Besitz zum Nützlichen rechneten, seinem Erwerbe ihr Leben, ihren ganzen Scharfsinn widmeten. Er gebot Entsagungen der härtesten Art, welche den Gläubigen fast aus dem menschlichen Verbande lösen würden, und gestaltete eine völlige Umkehrung der Vorstellungen von der Vergeltung, indem er sie aus dem irdischen in ein zukünftiges Leben verlegte. Er verhiess nicht wie Moses u. a. zahlreiche Nachkommenschaft, reiche Erndten, Kriegsglück zum Lohne, oder Pest, Hungersnoth, Verwüstung zur Strafe, sondern himmlische Freuden und höllische Qualen und stellte damit die Pflicht und Sünde als das Werk des Einzelnen hin, deren Folgen ihn allein treffen, wogegen der Glaube der Israeliten das ganze Volk haften liess für die Thaten des Einzelnen: er löste den Menschen aus seinem Volksver-

bande und erhob ihn zur Selbständigkeit, zur persönlichen Haftung seinem Verehrungswesen gegenüber.

§. 129.

Die Vorstellungen von Pflicht und Sünde erlitten eine fernere Änderung durch die **Apostel**, namentlich **Paulus**, der zurückgreifend zur altsemitischen Vorstellung des göttlichen Zornes und der blutigen Opfersühne, die Lehre vortrug und zur Geltung brachte, dass Jesu qualvoller Tod als Sühnopfer für die ganze Menschheit gedient und deren Sündenlast getilgt habe, auch fernerhin den Zorn des Höchsten von jedem gläubigen und reumüthigen Sünder abzuwehren vermöge (Röm. 1. 16; 3. 22 — 24; 4. 5; 10. 9; Galater 2. 16; Phil. 3. 9; Kol. 1. 14 u. 22). Die unmittelbare Verbindung, in welche Jesus die Pflichterfüllung, wie auch die Sünde mit dem himmlischen Lohne und der höllischen Strafe des künftigen Lebens gesetzt hatte, ward vom pharisäisch gebildeten Paulus durch die Opfersühne unterbrochen, die aus Urvorstellungen neu belebt, zum entscheidenden Merkmale des Christenthumes ward, in demselben entstehend, erwachsend und noch jetzt, mit wenigen Ausnahmen, die zahlreichen und im übrigen tiefgespaltenen Glaubensgenossenschaften gleichmäsig kennzeichnend.

Die dem Christenthume vorangegangenen und auf dessen Gestaltung einwirkenden Religionen der Juden, Egypter, Perser, Inder, Griechen und Römer hatten alle, auf Grund der Gleichartigkeit des Menschenwesens, den Begriff der Sünde entwickelt, als Beleidigung des höchsten Wesens durch gemeinschädliche Handlungen. Sie hatten sämmtlich ihre Gläubigen mit Furcht vor der Rache des Höchsten erfüllt und jedes Missgeschick, welches eintraf, in Ursachverhältniss gesetzt zu besonderen Handlungen, welche das ganze Volk oder einzelne Genossen begangen oder unterlassen hatten. Sie ertheilten Anleitung wie durch Opfer, Gebete, Demüthigungen die drohende Strafe abzuwehren sei; aber erst im Christenthume, und hier allein entwickelte sich nach Jesu Tode die Vorstellung, dass der Glaube an Jesus und seinen erlösenden Tod genüge, um die Sünden jedes Einzelnen zu sühnen, und dass sein qualvoller Opfertod den Zorn und die Rache des Höchsten vom Menschengeschlechte abgenommen habe. Die alten Religionen, zumal die des gequälten Judenvolkes, hatten die Menschen in steter, banger Furcht erhalten, in ihrem Bewusstsein die zahlreichen Verletzungen

der Gebote zu einer drückenden Sündenlast gehäuft, deren qualvoller Tilgung sie in jedem Augenblicke gewärtig sein durften; das Christenthum bot dagegen jedem Einzelnen die beruhigende Hülfe, seine Sündenlast ausgleichen zu können durch den festen Glauben an den Versöhnungstod Jesu, welcher genüge, um dem Eintreten der befürchteten Strafen vorzubeugen. An die Stelle der steten Angst, der begründeten Furcht vor herben Strafen, die den Gewissenhaften am stärksten peinigten, setzte das neue Christenthum des Paulus die Freudigkeit des Glaubens, das Erhebende der Hoffnung, und der Mensch durfte mit leichterem Sinne sein Leben gestalten, seitdem er sich in den Stand gesetzt sah, seine Sündenlast, unabhängig von ihrer Gröse, aus eigener Kraft zu tilgen, bevor die Strafe ihn ereile. Die beklemmende Angst war gewichen, welche sowohl aus der jüdischen Verknüpfung der Sünden mit irdischen Leiden entstand, wie aus Jesu Verbindung derselben mit Strafen im nachirdischen Leben. Der von Paulus eingeschaltete Versöhnungsglaube befreiete den verzweifelnden Menschen von seiner endlosen Furcht, konnte aber den Lauf der äusseren Weltenvorgänge, das Ursachverhältniss zwischen den Handlungen der Menschen und deren Folgen nicht aufheben, also auch die für den Menschen erwachsenden Leiden nicht beseitigen.

§. 130.

Die erläuterten Gestaltungen der Begriffe Pflicht und Sünde auf semitischem Grunde waren weder die ältesten noch die einzigen; vielmehr zeigt sich die Gleichartigkeit des Menschenwesens in der ähnlichen Gestaltung der Vorstellungen anderer Völker des Alterthumes, welche im Zusammenleben, durch gleichartige Fähigkeiten und Mängel geleitet, zu denselben Ergebnissen gelangten.

Confucius (Kong, der berühmte Lehrer der Sinesen im 6. Jahrh. vor Chr. G.) gebot Treue, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit, Elternliebe, Mäsigkeit und Mäsigung, Bescheidenheit, Wohlthätigkeit, Würde, Zuverlässigkeit, Sinnesreinheit, Verzichtung auf Ehre und Reichthum, wenn ihr Besitz der Tugend widerstehe, Einfachheit, Streben für das Gemeinwohl, Nächstenliebe, Vorsicht, Unschuld, Schweigsamkeit, Unabhängigkeit, Aufopferungs-Bereitschaft, und verbot Rachsucht, Selbstsucht, Neid, Geschwätzigkeit und Verläumdung. Er erkannte dagegen keine Beleidigung des Höchsten und

keine Sühnung, sondern lehrte: „Du kannst dich schützen gegen das Unglück, das vom Himmel kommt durch deine Handlungen; du kannst aber nie dem entfliehen, was du dir zuziehst durch eigene Schuld".

Buddha (Sakjamuni, Lehrer der Hindu im 4. Jahrh. vor Chr. G.) gebot Entsagung der Ehe und des Güterbesitzes, Wohlthätigkeit, Meidung äusserer Gebräuche, Befleissigung der Gesetzbefolgung statt der Opferungen, Erkenntniss der Pflichten des Menschen, Ergebenheit, Bescheidenheit, Elternliebe, Nüchternheit, Dankbarkeit, Geduld, Einfachheit, Unerschütterlichkeit, Heiterkeit, Selbstüberwindung, Achtung der Lehrer, Schonung der Untergebenen; er verbot die Tödtung irgend eines lebenden Wesens, Diebstahl, Nothzucht, Ehebruch, Lüge, den Genuss berauschender Getränke, des Weines, Opiums o. a. den Zorn und das Schelten, Geschwätzigkeit, Neid, Habgier, böse Wünsche, Götzendienst u. a. Jede Verletzung bezeichnete er als Sünde, als Beleidigung des Höchsten, der im Erdenleben wie nach dem Tode in der vierfachen Hölle strafen werde.

Zoroaster (die Zarathustra, eine Folge von Oberpriestern der Altperser, vom 12. bis 5. Jahrh. vor Ch. G.) gebot: Reinheit der Gedanken, Worte und Werke, Gehorsam, Wahrheit, Menschenliebe, Versöhnlichkeit, Demuth, Gerechtigkeit; er verbot: Stolz, Eitelkeit, Frechheit, Übermuth, Habgier, Gewaltthätigkeit, Zorn, Neid, Bosheit, Lüge, Verachtung, Streitsucht, Raubsucht, Hinderung des Guten oder Förderung des Bösen, Ehebruch, Verführung, Wortbruch, Lüge. Der Begriff Sünde war bei den Persern am stärksten entwickelt, das Schuldbewusstsein (Gewissen) drückte sie bis zur Zerknirschung; ihre heiligen Schriften sind erfüllt von Klagen über ihre Sündhaftigkeit und von Gebeten um Schonung und Entsündigung.

Bei den Griechen und Römern erschien kein Lehrer von so allgemeiner Geltung und so weitreichender Bedeutung wie die Vorgenannten. Es lässt sich kein Einzelner als Darsteller des vorwaltenden Glaubens bezeichnen, sondern die gangbaren Vorstellungen sind zerstreut in verschiedenartigen Schriften, von denen überdies die hauptsächlichsten nur die Vorstellungen einzelner ausgezeichneter Männer wiedergeben, die nicht allein von den gangbaren abwichen, sondern ihnen zum Theile entgegen gesetzt waren. Bei beiden Völkern waren die Begriffe Pflicht und Sünde von der arischen Urheimath her stark entwickelt; von den älteren Zeiten her war die Vorstellung herrschend, dass durch bestimmte verbotene Handlungen die höchsten Verehrungswesen beleidigt würden und der Übertreter ihre Rache und

Strafe zu gewärtigen habe. Auch bei ihnen erscheint die älteste Pflichtform im Darbringen der gebührenden Opfer; demnächst tritt sehr stark hervor die ganze Reihenfolge der gemein menschlichen Pflichten, unter diesen voran, die arische Grundlage kennzeichnend, das Treuwort, dessen Geltung bei den Hellenen in dem Mase abnahm wie die einwandernden Semiten und Semiten-Mischvölker (Phöniker, Ioner u. a.) das Wesen der Hellenen veränderten. Bei den Römern, weniger durch östliche Mischungen erweicht, blieb das Treuwort als Pflichtgebot länger in Geltung. Der Bereich der Sünde ward bei beiden Völkern mit zunehmender Erkenntniss erweitert, es fielen ihm Handlungen zu (Blutrache, Menschenraub u. a.), die vordem als Pflicht galten und keineswegs als Beleidigung der Verehrungswesen angesehen worden waren.

§. 131.

Das Christenthum schuf nicht die Begriffe Pflicht und Sünde, sondern empfing sie von den andersgläubigen Völkern der Juden und Egypter, Persér und Inder, beeinflusst durch griechische und römische Vorstellungen. Dagegen entwickelte es in sich den Glauben, dass der Opfertod Jesu die Sündenlast jedes Menschen zu tilgen vermöge, sofern der Sünder den innigen Glauben hege und reumüthig seine Sünden bekenne. Dieses Bekenntniss, die Beichte, war auch bei den Alt-Egyptern gebräuchlich gewesen, allein die Sühnung der Sünde hatte jedesmal, wie auch bei den Kindern Israels, durch dargebrachte Opfer geschehen müssen. Diese Opfer wurden im Christenthume durch den Glauben beseitigt, dass der Kreuzestod Jesu ein so umfassendes Opfer darstelle, dass es für immer alle Sünden zu tilgen vermöge, und das Umfassende dieses Opfers musste um so mehr an Bedeutung gewinnen, als im 4. Jahrhunderte Jesus, im Glauben der Christen, vom Propheten und Gesalbten des Herrn zum Gottessohne erhoben ward, zur zweiten Person in der Gottheit, seitdem also geglaubt wurde, dass der Höchste durch Opferung des eigenen Wesens das höchstmögliche Opfer gebracht und die umfassendste Sühne in und durch sich selbst vollzogen habe.

Die nächste Folge war, dass die geängstigte Menschheit von der unablässigen Furcht vor der Rache des Höchsten erlöst ward. Nebenher ward auch beseitigt das bis dahin gerechtfertigte Streben der Menschen, durch Orakel, Propheten und Priester im voraus Kenntniss zu erlangen von

der eintretenden Rache und Strafe der zürnenden Übermächte, denn jetzt lag es in der Macht der Gläubigen selbst, ohne weiteres durch den Glauben an den Kreuzestod Jesu den Zorn und die Rache des Höchsten zu besänftigen und die verdiente Strafe abzuwenden.

So erhebend diese Vorstellung auch wirkte, so war sie doch keineswegs in jeder Beziehung günstig, denn sie minderte das Streben nach Meidung der Sünde, sie erschlaffte die Thatkraft und das Gefühl der Verantwortlichkeit. War der Glaube ausreichend, jedes Sündenmas zu tilgen, so konnte es auch gleich sein, welche Sündenlast man sich aufbürde, und wenn der Glaube das sicherste und wirksamste Mittel zur Seligkeit war, wozu dann die Pflichterfüllung, das mühsame Handeln, das Kämpfen für das Gute, da müheloses Glauben und Beten völlig ausreiche? In dieser Beziehung wirkte die Versöhnungslehre sehr nachtheilig ein auf das Verhalten der christlichen Völker, indem sie sowohl der Rohheit wie der Erschlaffung Vorschub leistete. Die thatlustigen, rückständigen Mitglieder überliessen sich unbekümmert der Zügellosigkeit, in der festen Überzeugung, dass der Glaube an Jesu Versöhnungstod alles tilge, möge das Mas der Sünden klein oder gros sein. Die milden Vorgeschrittenen dagegen überliessen sich dumpfer Trägheit, emsigen Grübeleien und ängstlichen Bemühungen, im Glauben an den Versöhnungstod Jesu das Äusserste zu leisten. Beide Menschennaturen, welche die Mehrzahl der Christen beseelten, hielten sich fest überzeugt, auf dem rechten Wege zur himmlischen Seligkeit sich zu befinden. Diese Lehre, welche zu allen Zeiten nachtheilig einwirkte auf die Sittlichkeit und Thatkraft der Christen, hätte eine völlige Entsittlichung zur Folge haben können, wenn sie unbeschränkt zur Herrschaft gelangt wäre. Es standen aber ihrem Einflusse entgegen: die Unverwüstlichkeit des Menschenwesens, das Wirken der beibehaltenen heidnischen Statsgesetze und die Schranken, welche die Priester sich veranlasst fanden aufzurichten, um der einreissenden Sündenflut zu wehren.

§. 132.

Die Priester stellten den Glaubenssatz auf, dass es nicht jedem Einzelnen überlassen bleiben dürfe, die Sündentilgung durch den Glauben selbst zu vollziehen, sondern dazu ihre Vermittelung nöthig sei, wie beim Opfer- und Orakeldienste früherer Zeiten. Sie lehrten ferner, dass der Versöh-

nungstod Jesu, sammt den über die Pflicht hinausreichenden verdienstlichen Werken der Heiligen, einen Gnadenschatz der Christenheit, der Kirche bildeten, den die Priesterschaft allein berufen sei, für die Kirche zu verwalten und daraus dem einzelnen Heilsbedürftigen zu spenden je nach dem erkannten Bedürfnisse. Sie entzog die Sühne der Willkür des Einzelnen, machte die Spendung der Sündenvergebung abhängig von dem aufrichtigen Bekenntnisse der begangenen Sünden (der Beichte), von der ungeheuchelten Reue und der Ausübung ausgleichender guter Handlungen. Wie die Lehre Jesu, dass jeder Einzelne für seine Sünden hafte, eine Verbesserung der altjüdischen war, die das ganze Volk für die Sünden Einzelner büsen liess; wie darauf Paulus durch die Lehre vom Versöhnungstode die früheren Vorstellungen Jesu von der unausbleiblichen und ewigen Bestrafung der Sünder milderte und verbesserte, so muss auch das priesterliche Einschreiten wider die ungezügelte Sündentilgung als eine Verbesserung anerkannt werden, als eine rettende That, welche die Christen gegen zunehmende Verwilderung schützte.

Dieser Kampf der christlichen Priesterschaft wider die willkürlichen Ansprüche der Einzelnen auf den Gnadenschatz der Kirche war jedoch ein ungleicher und ungenügender. Die Priesterschaft war ungünstig gestellt, denn sie musste im Bereiche der ganzen Christenheit durch ihre einzelnen Mitglieder sich vertreten lassen, welche, den Mängeln des Menschenwesens in verschiedenster Weise ausgesetzt, je nachdem ihre Befugnisse abweichend von einander ausübten. Die Priester vermogten nicht allwissend in das Innere des Gnade Suchenden zu blicken, um die Aufrichtigkeit des Schuldbewusstseins und der Reue zu erkennen; sie mussten unabsichtlich die Heuchelei fördern und ihre Spendung aus dem Gnadenschatze der Kirche zu einer äusseren Handlung entwürdigen lassen. Auch konnte sie die zur Sühne verlangten guten Werke nur im Versprechen entgegen nehmen und selten hinterher ermitteln, ob das Versprechen gehalten worden sei, ob der Sünder das entsprechende Mas an guten Handlungen geleistet habe. Die Priesterschaft hatte also weder die Sicherstellung, dass sie den Gnadenschatz nur den Würdigen eröffne, noch dass der Gesühnte die nothwendige Gegenleistung erfülle; in vielen Fällen musste sie sogar die betrübende Wahrnehmung machen, dass sie betrogen worden sei.

Die Schranke, welche die Priesterschaft dem drohenden Sittenverderben entgegen gestellt hatte, konnte der wohlgemeinten und wohlbedach-

ten Absicht nicht genügen; die Erkenntniss des ungleichen, unbefriedigenden Kampfes musste erschlaffend auf die Priester im Allgemeinen, niederbeugend, aber auch spornend auf die Vorgeschrittensten unter ihnen einwirken. Letztere strengten sich an, Aushülfen zu entdecken und in Ausübung zu setzen, zunächst wider die willkürliche Benutzung der Sündenvergebung, namentlich wider das beliebige Verschieben der Tilgung, um zu irgend einer bequemen Zeit in einer Handlung die angewachsene Sündenlast abzuwälzen, wie es Könige und Hochgestellte thaten, welche die Taufe und die Beichte bis zum Tode aufschoben, um die Freiheit des Heidenthumes im Leben zu geniessen und dann auf dem Todbette entsühnt, in voller Reinheit zum Himmel einzugehen. Es war allerdings folgerichtig, den Sterbenden von seiner Sündenlast zu befreien, aus seinem Bewusstseine die quälenden Vorstellungen und Befürchtungen zu tilgen. Allein wenn damit das ganze Leben gesühnt werden sollte, so verzichtete die Kirche auf die Ausgleichung durch gute Werke, denn nur die wenigen Wohlhabenden waren im Stande, vor ihrem Ableben (durch Vermächtnisse) gute Werke zu veranlassen, die nach ihrem Tode, in der Armen- und Krankenpflege, Ausbreitung des Glaubens, in Kirchen- und Schulbauten von Anderen für sie ausgeführt werden konnten. Das Bemühen der Priester, vom Lebenden wie vom Sterbenden Vermächtnisse zu Gunsten guter Werke zu erlangen, war und ist demnach ein berechtigtes und pflichtgemäses, ist eine richtige Anwendung der Forderung, dass der Gläubige zur Tilgung seiner Sünden nicht ausschliesslich auf den Gnadenschatz der Kirche sich verlasse, sondern auch sich selbst helfen solle durch gute Werke; dass es nicht genügen solle, die Last abzuwälzen durch Bekenntniss und Reue, deren Aufrichtigkeit Niemand erkennen könne. Die Priester vertraten die berechtigte Forderung der Menschheit, dass jedes Mitglied, welches durch seine Handlungen dem Wohle Aller geschadet habe, an ihr sich versündigte, dafür durch andere Handlungen zum Gemeinbesten die Ausgleichung erwirke; die Irrthümer der Priester in Feststellung dieser ausgleichenden guten Werke können nicht das Berechtigte der Forderung entkräften. Um der Verschiebung der Sühnhandlung bis zum Sterben vorzubeugen, fand sich die Priesterschaft gemüssigt, Fristen vorzuschreiben, innerhalb welcher jeder Einzelne zur Sühne (Beichte und Abendmahl) schreiten solle; sie waren ferner genöthigt, bestimmte gute Werke vorzuschreiben und solche ehemöglichst, am besten sofort leisten zu lassen, um der Erfüllung sicher

zu sein. Die Beichtfristen konnten gleichmäsig für die ganze Christenheit vorgeschrieben werden, aber nicht die guten Handlungen, welche nach Zeit und Ort verschiedener Art sein durften, und da hiebei die Einsicht der einzelnen Priester masgebend sein musste: so konnten zahllose Irrthümer und Fehlgriffe nicht ausbleiben. Aber auch hierin trat eine Besserung ein, je mehr die allgemeinen Zwecke der gesammten Christenheit vorangestellt und die ausgleichenden guten Werke darauf angewiesen wurden, wie es folgerichtig geschehen durfte, da der Heilsbedürftige die Sühne aus dem Gnadenschatze der gesammten Christenheit empfing. Die Erfordernisse der Christenheit waren aber im Laufe der Jahrhunderte von verschiedener Dringlichkeit: anfänglich ging die Stiftung christlicher Kirchen, Klöster und Klosterschulen allem Übrigen voran, denn es handelte sich zunächst um Ausbreitung des Glaubens im Inneren der bekehrten Völker und nach aussen unter den Heiden. Späterhin ward die europäische Christenheit von der Vorstellung erregt, dass an den heiligen Orten Palästinas die Büsung der Sünden am ausgiebigsten geschehen könne, und in Folge dessen erschienen Wallfahrten nach dem heiligen Lande, selbst oder durch Stellvertreter vollführt, als besonders rathsame Sühnwerke. Als die Wallfahrer bedrückt wurden und die muhammadanischen Völker begannen, die Christen des Morgenlandes zu bedrängen, reifte in Europa der Entschluss, Jerusalem ihnen zu entreissen; es wurden Kreuzzüge (11. Jahrh. nach Ch. G.) begonnen, und die Theilnahme daran ward als das dringlichste der guten Werke erklärt, in der Art ausführbar, dass Jeder, der nicht selbst als Streiter hinziehen könne oder wolle, einen Stellvertreter sende oder Geld beitrage zur Ausrüstung eines Kreuzfahrers. Nachdem die Kreuzzüge zum Nachtheile der Christen geendigt hatten, drangen die Muhammadaner stärker auf Europa ein, ihre Flotten beunruhigten das Mittelmeer, sie landeten verheerend und erobernd an den Küsten, stürzten das griechische Kaiserreich, bedroheten Italien und sogar Rom, die Hauptstadt der christlichen Priesterschaft. Es bedurfte des angestrengtesten Widerstandes, um die Christenheit zu schützen, und es war das dringlichste der guten Werke für den Bereich der römischen Christenheit, Beisteuern zum Kriege wider die Muhammadaner zu leisten.

Je mehr die römische Christenheit ihre guten Werke auf bestimmte Gesammtzwecke hatte richten müssen, namentlich solche, die im Süden erreicht werden sollten, desto mehr war Rom der Sammelplatz für die Bei-

stenern geworden und hatte dort die Verfügung über das Ganze getroffen werden müssen. Vom Papste ging die Bestimmung aus, welche guten Werke die dringlichsten seien und wie die eingehenden Gelder verwendet werden sollten. Diese Beherrschung vom Mittelpunkte aus war zweckmäsig, so lange es sich handelte um den Widerstand der ganzen Christenheit gegen gemeinsame äussere Feinde; sie dauerte jedoch länger als hierzu nöthig war und verfiel dadurch der Rückbildung. Als die Bedrängniss aufhörte, verblieb die Vorstellung, dass alles was der Papst als dringlich bezeichne, der Gegenstand der guten Werke aller römischen Christen sein solle, und da die Päpste, nach beendigten Türkenkriegen, als Fürsten des Kirchenstates mit anderen italienischen Fürsten in Krieg geriethen, selbst sogar Kriege anstifteten, um ihre Statsgewalt zu erweitern: so liessen sie für diese dringlichen Bedürfnisse des Statsherrschers diejenigen Beistenern einfordern, welche den Zwecken der gesammten Christenheit gebührten. Ausserdem benutzten sie das Geld, um Rom durch Kunstwerke zu verschönern, einen prunkenden Hofstat zu unterhalten, grose Unternehmungen zu beginnen, welche weitaus die Steuerkräfte des Kirchenstates überstiegen und der Beisteuern aus der ganzen Christenheit bedurften. Als jedoch diese Gelder, welche als Mittel zu guten Werken von Reumüthigen eingingen, nicht ausreichten, um die grosen Unternehmungen (Bau der Peterskirche u. a.) rasch genug auszuführen, entschlossen sich die Päpste, die Beitreibung mittelst der Sündenvergebung den Gemeindepriestern aus der Hand zu nehmen und durch eigene Bevollmächtigte die Länder durchreisen zu lassen, um den Gnadenschatz der Kirche als Ablass zu spenden, den Jeder im beliebigem Mase empfangen könne, wenn er die Sünde bekenne und in einer verhältnissmäsig festgestellten Geldleistung ein ausgleichendes Werk verrichte. Damit ward die Sündentilgung allerdings ergiebiger für die kostspieligen Unternehmungen in Rom; allein sie hörte auf ihre Bestimmung zu erfüllen, als sie aus den Kirchen verlegt ward auf den Markt und die Landstrase, als sie aus der Pflege würdiger Priester in die Hände marktschreiender Mönche gerieth, sie hörte auf, die Schranke zu sein wider die ungezügelte und frevelhafte Abschüttelung des Schuldbewusstseins; der Ablasshandel brach die Schranke nieder und die Priesterschaft fühlte sich zum Widerstande gereizt, Angesichts der hereinbrechenden Verwilderung. Der Ablasshandel gab Luther den Anstos zum Abfalle, der an mehreren Orten folgend, die Ausscheidung aller Evangelischen zur Folge hatte.

Diese Erschütterung führte dahin, beide Abtheilungen zu veranlassen, ihre Vorstellungen über die Sünde zu begrenzen und allgemein verständlich zu fassen, wobei die Katholiken zunächst dazu schritten, die durch den Ablass niedergeworfenen Schranken wieder aufzurichten, indem sie die Verwaltung des Gnadenschatzes der Kirche den festen Priestern wiederum anvertraueten. Beide Abtheilungen beharrten dabei den Begriff Sünde, als Beleidigung Gottes durch verbotene Handlungen, festzuhalten; sie behielten auch gleichmäsig die Überzeugung, dass der Sünder in diesem und dem künftigen Leben Strafen zu erwarten habe und dass der Kreuzestod Jesu ein blutiges Opfer so umfassender Art gewesen sei, dass er vermöge, den Zorn und die Strafe Gottes von der gesammten sündigen Menschheit abzuwenden. Soweit blieben sie einig, trennten sich aber bei Feststellung der Bedingungen, unter denen die sühnende Tilgung zu gewärtigen sei und in Betreff des Gnadenschatzes: Die Evangelischen leiten die Sühnung und Erlösung ausschliesslich aus dem Verdienste Jesu her, während die Katholiken ausserdem die Verdienste der Heiligen zum Gnadenschatze rechnen; erstere fordern Reue und nachfolgende Besserung, innere Wiedergeburt, messen aber dem Glauben an Jesu die Sühne bei, während letztere Reue, Bekenntniss (Beichte) und gute Werke fordern und das Verdienst des Erlösertodes Jesu nur in sofern zur Rechtfertigung, zur Begnadigung des Sünders wirksam denken, als dessen innere Wiedergeburt, die guten Werke daraus entspringen.

§. 133.

Es zeigt sich in dem Verlaufe der Fortbildung, dass die Vorstellungen und Begriffe bezüglich der Pflicht und Sünde, aus den einfachsten Verhältnissen zur weitreichenden Mannichfaltigkeit sich entwickelt haben; dass sie in den gleichartigen Fähigkeiten des Menschenwesens wurzelnd, zu den verschiedensten Zeiten bei den alten Bildungsvölkern entstanden und menschlich sich fortbildend zu den jetzt herrschenden Überzeugungen führen konnten. Die einfachste Beobachtung der örtlich herrschenden Übermächte (Thiere, Wüstensturm, Waldbrand u. a.) rief die Überzeugung hervor, dass die Darbringung von Opfern (Fleischspeisen) Pflicht sei, um durch Hingabe eines Theiles das Ganze zu retten; das Eintreten der Rache des Verehrungswesens, obwohl der Mensch genügend geopfert zu haben

glaubte, führte ihn zum Bemühen, die Wünsche des Höchsten durch Orakel, Verzückungen u. a. zu erforschen, und die Erkundung der aussersinnlichen Welt durch Verzückungen führte die Vorgeschrittensten ihrer Zeit dazu, die Ergebnisse ihres Nachdenkens im Augenblicke der unbewussten Verzückung als höhere Eingebung aufzufassen und zu verkünden, wobei der eigene Abscheu gegen die rückständigen Gewohnheiten des Volkes als Verbote der Offenbarung ihren Ausdruck erhielten. Die Ungleichheit der Fortbildung schied jederzeit die Völker in Vorgeschrittene und Rückständige, von denen erstere die rückständigen Handlungen der letzteren als schädlich erkannten und ihren eigenen Abscheu auch beim Verehrungswesen voraussetzend, die schädlichen Handlungen als Beleidigung des Höchsten, als Sünde bezeichneten, wofür seine Rache, die Strafe, zu befürchten sei.

Das Gebiet dieser Handlungen ward erweitert in dem Mase wie die Erkenntniss der Vorgeschrittenen zunahm und dadurch eine wachsende Menge von Handlungen ihnen als rückständig erschien, welche sie sich verpflichtet fühlen mussten als sündhaft zu bezeichnen und zu warnen vor ihrer Begehung, als den Höchsten beleidigend und seine Strafe herbeiführend. Bei den alten Völkern in der Wüstennähe findet sich der Begriff Sünde in Verbindung mit dem der qualvollen Sühne durch Opfer, letztere gefolgert aus der verzehrenden, menschenfeindlichen Art der erkannten örtlichen Übermächte, deren Beleidigung durch die Sünden des Volkes in der Weise versöhnt werden sollte, welche ihnen am angemessensten zu sein schien, nämlich blutige, qualvolle Opferungen werthvollster Art, mit freudigem Gehorsame dargebracht. Beim Übergange aus dem Judenthume in das Christenthum trat eine Verbesserung ein, indem Jesus die in den israelitischen Vorstellungen gedachte Haftung des ganzen Volkes für die Handlungen der Einzelnen aufhob, als er Jeden selbständig für sein Thun und Lassen verantwortlich machte und die Vergeltung auf das nachirdische Leben anwies. Dieser Erhebung des Menschen aus der Haftung für die Handlungen seiner Genossen folgte eine gleiche durch Paulus, der die quälende Furcht des sündigen Menschen vor der Hölle beschwichtigte durch die Aussicht auf Tilgung der Sünde durch den Glauben an Jesus und seinen Erlösertod. Den hieraus erwachsenden Nachtheil, dass die erleichterte Sündentilgung der Verwilderung Vorschub leistete, suchte die Priesterschaft aufzuheben, indem sie die Spendung der Sündenvergebung auf ihren Verband beschränkte und von angemessenen Vorbedingungen abhängig

machte, nämlich vom Bekenntnisse (der Beichte), der Reue und der Verrichtung ausgleichender guter Werke; indem sie ferner der Willkür der Einzelnen vorbeugte durch Bestimmung der Zeitabstände, innerhalb derer die Beichte und Sühnung zu wiederholen sei. Die Verhältnisse führten dazu, die guten Werke in Geldleistungen umzuwandeln, welche anfänglich zur Ausbreitung des Glaubens verwendet wurden, zu Kreuzzügen und Türkenkriegen, je nachdem die Priesterschaft in ihren Häuptern zu Rom die überwiegende Dringlichkeit eines Zweckes bezeichnete. Späterhin wurden die Gelder nicht mehr zu jenen Gemeinzwecken der Christenheit verwendet, sondern zu Kriegen und Unternehmungen, welche die Päpste als Fürsten des Kirchenstates wählten, und als das Eingehen der Gelder durch das über die ganze römische Christenheit ausgebreitete Priesterheer nicht genügte zu den gesteigerten Erfordernissen, suchten die Päpste durch Einrichtung des Ablasshandels rascher zum Gelde zu gelangen. Diese Niederreissung der Schranken, welche die Vorfahren wohlbedächtig der Verwilderung entgegengestellt hatten, führte zum Abfalle der Evangelischen, welche im Wesentlichen auf den Standpunkt des Paulus zurückgingen, während die Katholiken sich beeilten, durch Abschaffung des Ablasshandels die Schranken wieder aufzurichten wider drohende Verwilderung.

Jede Form, in der die Vorstellungen über Sünde und Sühne im Christenthume sich gestalten, ist folgerichtig nach der altsemitischen Grundlehre dahin entwickelt, dass der Kreuzestod Jesu ein Sühnopfer für die Sünden der Menschheit gewesen sei, aber nicht auf die vorhergegangenen Sünden angewendet, sondern auf die dem Opfer folgenden, in der Art, dass jeder gläubige Christ jenes Opfers zur Erlösung von seiner Sündenlast theilhaftig werden könne. Die Stufenfolge, in der diese Vorstellung aus den kleinsten Anfängen sich entwickelte, stellt sich demnach dar wie folgt:

Die Menschen erkannten örtliche Übermächte, deren verderbliches Eingreifen sie durch freiwillige Spenden zu verhüten suchten;

sie erkannten diese Opferungen als Pflichten und deren Unterlassen als Beleidigung der Übermacht, als Sünde, welche die Rache und Strafe derselben herbeiziehe;

die Vorgeschrittenen erkannten auch gemeinschädliche Handlungen der rückständigen Menge als Übel herbeiführend, also straffällig im Urtheile der Übermacht, welche die entsprechenden Übel sende;

die Vorgeschrittenen deuteten Landplagen oder gemeinschädliche

Übel als Zornausbrüche und Rachehandlung der höheren Macht, die nur durch Steigerung der Opfer gesühnt werden könne, welche dem augenscheinlichen Begehren der grimmigen Übermacht gemäs, in der Tödtung von Menschen und Thieren bestehen solle;

das Anhalten oder Wiederkehren der Übel, obgleich man ausreichend geopfert zu haben glaubte, führte zu Steigerungen des Sühnopfers, dessen Wirksamkeit um so grösser gedacht wurde, je werthvoller das dargebrachte Wesen (Kind, Erstgeborener, Jungfrau, Thronfolger, Fürst, Hohepriester, Prophet) und je qualvoller die Opferweise sei im lebend Verbrennen oder Verschmachten am Kreuze u. a.;

im Verhältnisse, wie die Bildung fortschritt, musste die Kluft zwischen den Voranschreitenden und der rückständigen Menge sich erweitern, und während die Erkenntniss jener sich schärfte, hatte diese in den verwickelten Verhältnissen um so mehr Gelegenheit ihre Rückständigkeit in Sünden zu bethätigen; die Vorgeschrittenen erkannten ein zunehmendes Sündenmas des Volkes und steigerten die Anforderungen an das zur Tilgung erforderliche Sühnopfer, bis sie durch die Lehre des Paulus, im Bewusstsein der Priester des vierten Jahrhunderts, in der Vorstellung gipfelten, dass Jesus als gekreuzigter Gottessohn das erforderliche höchstmögliche Sühnopfer gewesen sei.

Diese höchste Gestaltung der Opfervorstellung herrscht gegenwärtig im Glauben der christlichen Europäer und beruht, gleich den erläuterten früheren Stufen auf der ursprünglichen Form der Gottesvorstellung,

dass jede Übermacht, welche örtlich den Menschen bedrohe und gefährde (Thier, Waldbrand, Wüstensturm, Sonnendürre u. a.) von menschenähnlichem Willen beherrscht werde, Zorn und Rache walten lasse, wenn ihre Wünsche und Begierden nicht erfüllt seien; dass sie aber sich versöhnen lasse, wenn ihrem Begehren im ausreichenden Mase genügt werde.

Dass dieses Begehren auch in der höchsten Gestaltung gedeutet wird als auf qualvolles Opfer gerichtet, zeigt zurück auf den ältesten Grundzug der semitischen Übermächte, auf das Verzehren und Geniessen lebender Wesen, sei es im Brandopfer, wie der Feuerherr es liebte, oder im Kreuzigungsopfer, dem Verschmachten, wie es dem Wüstenherrn genehm war. Es spricht sich auch der noch ältere Grundzug darin aus, dass die Übermacht, das höchste Wesen der Semiten, als ein lediglich verderbliches

Wesen aufgefasst ward, dessen Hauptbeweggründe Zorn und Rache seien und so schwere qualvolle Opfer vom Menschen verlange, dass nur die ärgste Schadenfreude daraus einen Anlass zur Versöhnung entnehmen könnte. Der Mensch erkannte das Begehren seiner Übermächte aus ihren Erscheinungsformen, aus ihren Bethätigungen und deutete ihre plötzlichen und verderblichen Einflüsse in menschenähnlicher Weise als aufflammenden Zorn und heftige Rache, deren Befriedigung in grimmiger Schadenfreude erfolge. Der Mensch setzte, wie seine Fähigkeiten und Mängel es bedingen (§. 15), sein Inneres in die Aussenwelt, übertrug die Eindrücke, welche seine Übermächte in ihm erregten, als Vorstellungen und Gestaltungen in die sinnliche wie die aussersinnliche Welt, woraus in fortgehender Entwicklung, aus den rückständigsten Anfängen die noch jetzt herrschenden Vorstellungen erwuchsen, von den Pflichten, der Sünde und der Sühnung durch Jesu Kreuzestod. Die Fortbildung der Opfervorstellung hat in letzterer ihren Gipfelpunkt erreicht; dagegen sind die Begriffe der Pflicht und Sünde jeder Erweiterung fähig, welche die zunehmende Erkenntniss schaffen wird; der Begriff Sünde als Beleidigung des höchsten Wesens bleibt jedoch abhängig von den ferneren Gestaltungen des Gottesglaubens, steht und fällt mit diesem.

§. 134.

Die Erkenntniss der rückständigen Menschen, dass sie sündhafte Handlungen begangen nnd dafür die rächende Vergeltung der grimmen Übermacht zu befürchten hatten, erzeugte qualvolle Furcht, besonders zu solchen Zeiten, wann die vorgeschrittenen Priester ihnen die Verbote und Übertretungen ins Gedächtniss riefen und sie, dnrch Bezugnahme auf erlebte Übel daran erinnerten, wie schwer die Rache des Grimmigen durch Niederlage, Pest, Hungersnoth u. a. zu strafen vermöge. Dieses Schuldbewusstsein, das G e w i s s e n, musste sich schärfen, je mehr die Erkenntniss des Menschen wuchs, sein Gedächtniss sich erweiterte und zunehmende Entwicklung seines Verstandes ihn befähigte, auch ohne Ermahnnng der Priester, den Zusammenhang der Erscheinungen in der erlernten Weise zu erforschen. Je nach der Bildungsstufe der Einzelnen findet sich dieses Nachdenken bei jedem Menschen in abgemessener Schärfe, von der rückständigsten Form der Erinnerung an früher empfangene Strafe für eine

besondere That, deren selbst die Thiere fähig sind, bis zur höchsten Form der Vorgeschrittenen, der schmerzlichen Erkenntniss, dass eine begangene That oder die Unterlassung einer Handlung nicht im Einklange stand mit der erreichten Bildungsstufe. Man nennt die schmerzliche Erinnerung, welche rückblickend auf Vergangenes erwacht oder warnend vor Zukünftigem sich vernehmen lässt, das Gewissen des Menschen, bezeichnet aber damit nicht eine streng geschiedene Fähigkeit, sondern lediglich eine besondere Äusserung der menschlichen Erkenntniss und des Gedächtnisses, ähnlich wie man, neben dem Verstande, von Urtheilskraft, Witz, Scharfsinn, Einbildung und Vernunft redet, die nicht geschiedene Fähigkeiten sind, sondern nur unterscheidbare Äusserungen und Anwendungen des Verstandes.

Das Gewissen bildete sich, sobald der Mensch Pflichten erkannt hatte, die er seinen Übermächten schuldete. Hatte er versucht an den Opfern zu sparen, so mahnte ihn sein Gewissen; er wusste, dass er gesündigt habe, schwebte in Furcht vor der Strafe und suchte die begangene Sünde auszugleichen, sobald ein schädlicher Vorgang drohete oder eintraf. Wie im Einzelnen, so lebte auch das Gewissen im ganzen Stamme, am stärksten in den Vorgeschrittenen, welche in der Erkenntniss voran eilend, um so ergreifender das Schuldbewusstsein hegten, nicht allein des eigenen Thuns und Lassens, sondern noch mehr des rückständigen Volkes. Dem geschärften Stammgewissen der höhergebildeten, voranschreitenden Priester musste das steigende Sündenmas der Menge erscheinen als würdig der grimmigsten Rache des Höchsten, und da sie die verheerenden Wirkungen dieser Rache aus den erlebten Landplagen kannten: so hielten sie sich in ihrem Gewissen gedrungen, die schwersten Opfer nicht zu scheuen, um der grimmen Vergeltung der Sünden vorzubeugen. In der Überzeugung, dass die Opferungen, durch Besänftigung des Höchsten den Landplagen vorbeugten, welche das ganze Volk hätten ausrotten können, fühlten sich die Vorgeschrittenen in ihrem Gewissen nicht allein gerechtfertigt, sondern auch gedrungen, Menschenopfer jeder Art willig darzubringen, die Erstgeborenen jedes Ehepaares, die eigenen Verwanten und Freunde, die Ältesten und ganze Abtheilungen des Volkes, je nachdem das drohende oder bereits eingerissene Unheil es zu erfordern schien. Jedes Opfer, auch wenn es tausende Menschenleben kostete, die Brüder, Freunde und Nächsten (2. Mose 32. 27 u. 28) oder wenn alle Oberältesten aufgehängt (gekreuzigt)

werden mussten (4. Mose 25. 4) war ein geringes im Vergleiche zu dem, was erfahrungsmäsig der Herr in seinem Grimme fressen konnte, wenn man ihn nicht versöhnte durch solche Opfer. Das Gewissen Moses wie seiner Leviten fühlte sich völlig beruhigt bei diesen zahlreichen Menschenopfern, denn ihre Furcht wie die des Volkes war um so mehr von ihnen genommen, je schwerer also wirksamer das dargebrachte Sühnopfer gewesen war.

Die Wirksamkeit des Gewissens, als Äusserung der Erkenntniss, des Gedächtnisses und Verstandes, musste allen Wandlungen folgen, welche das Menschenwesen in seiner Fortbildung durchlebte. Die Geschichte älterer wie neuerer Zeit lehrt, dass die Gewissen der Völker wie der einzelnen Menschen so verschieden sind wie ihre Erkenntniss, und dass das Gewissen nur dann mahnt, wenn der Verstand des Bezüglichen eine Handlung als sündhaft oder Strafe herbeiführend erkennt Wie Moses keine Gewissensbisse fühlte, als er 3000 des Volkes hatte niedermetzeln lassen. vielmehr sein Bewusstsein (Javes Stimme 2. Mose 32. 34) ihm sagte, dass die Sühnung eigentlich noch grössere Opfer verlange, dass der Herr nicht völlig dadurch versöhnt worden sei, sondern noch weitere Bestrafung zur gelegenen Zeit sich vorbehalte; ebenso wenig fühlten Priester und Volk irgendwie Gewissensanklagen, wenn sie andere Stämme überfielen und alle Bewohner hinwürgten. Sie stahlen beim Auszuge den Egyptern Gold, Silber und Kleider (2. Mose 3. 22) und empfanden nicht allein keine Gewissensbisse, sondern Moses Bewusstsein (Javes Stimme) erhob es sogar zu einem Gebote, zu einer Pflicht, die das Volk dem Höchsten schulde. Jephta opferte seine eigene Tochter (Richter 11) und verrichtete damit im eigenen Bewusstseine (Gewissen), wie in dem des ganzen Volkes eine verdienstvolle That. Der König Saul wollte (1. Sam. 14) seinen eigenen Sohn Jonathan opfern, weil der Herr, der „Heiland Israels" durch das Los den Jonathan als Sünder bezeichnet hatte, als er unwissender Weise das gebotene Fasten verletzt hatte. Der Vater würde ihn ohne Gewissensbisse geopfert haben, weil sein Verstand ihm sagte, dass Jave das Opfer heische. Als Saul bei der Zauberin zu Endor in Verzückung den Geist Samuels erblickte (1. Sam. 28) und sein Gewissen (Samuels Stimme) ihm seine Sünden ins Gedächtniss rief, trat vor allen hervor die unterlassene Tödtung des Königs der Amalekiter und das Lebenlassen des guten Viehes (1. Sam. 15); dagegen beschwerte ihn sein Gewissen keineswegs wegen

der Ausrottung jenes ganzen Stammes, noch der Vertilgung der ganzen Levitenstadt Nobe (1. Sam. 22) mit Mann und Weib, Kindern und Säuglingen, Ochsen, Eseln und Schafen; sein Gewissen mahnte ihn nur an den unterlassenen Mord, nicht an den hundertfältig vollführten. Der verehrte David, der Liebling aller Theologen, eroberte die Stadt Rabba (2. Sam. 12. 31) und „führte alles Volk hinaus, legte es unter eiserne Sägen, Zacken und Keile und verbrannte sie in Ziegelöfen; so that er allen Städten der Kinder Ammons." Die folgende Geschichte zeigt in den vielfältigen Äusserungen seiner Gewissensbisse, keinen einzigen, auf jene Gräuel bezüglichen, denn sein Verstand, sein Gewissen wie das der Priester und Propheten erkannte darin nur Verdienstliches.

Die Geschichtbücher der Israeliten bieten hierin, wie in so vielen anderen Beziehungen, die klarsten, nächstliegenden und zugänglichsten Beweise und eignen sich deshalb besonders zur Belegführung. Das Volk war weder schlechter noch besser als andere auf derselben Bildungsstufe, und war deshalb auch mit seinem Gewissen auf die jezeitige Erkenntniss angewiesen. Gewissensbisse entstanden nur über dasjenige, was zur Zeit auf Grund der herrschenden Erkenntniss sündhaft erschien, und blieben aus, sobald bei fortschreitender Erkenntniss die Anlass gebenden Handlungen nicht länger als Sünden erkannt wurden; dagegen entstanden neue Gewissensbisse, sobald der Mensch Handlungen als sündhaft erkennen musste, die seine Vorfahren nicht erkannt oder vielleicht zum Verdienste sich angerechnet und freudig verrichtet hatten.

§. 135.

Bei anderen Völkern herrschte das gleiche Verhältniss der Abhängigkeit von der jezeitigen Erkenntniss, erwachsen aus der Gleichartigkeit des Menschenwesens. Die Phöniker und Carthager, den stammverwandten Israeliten an Bildung überlegen, opferten ihre Kinder, Priester, Kronprinzen in groser Zahl, ohne Gewissensbisse zu empfinden, es sei denn zu Zeiten, wann sie aus eintretendem Unheile schlossen, dass nicht genugsam Menschenopfer gefallen seien. Die Perser, welche nach den Erzählungen ihrer Feinde, der Hellenen, als edel und menschenfreundlich erscheinen, empfanden keine Gewissensbisse, wenn sie unschuldige Menschen als Opfer lebendig begruben, und die Eltern gaben freiwillig ihre

Kinder dazu her. In der Geschichte der Griechen und Römer giebt es zahlreiche Beispiele, welche erweisen, dass die Vorgeschrittensten ihrer Zeit ohne Gewissensbisse Handlungen vollführten oder veranlassten, die nach den Ansichten späterer Zeit schwere Sünden waren. Es ist z. B. bekannt, dass die harten Christenverfolgungen unter den römischen Kaisern am heftigsten und ausdauerndsten von den Edleren, Verständigsten und Hochherzigsten betrieben wurden, die alle Gränel mit ihrem scharfen Gewissen im Einklange wussten. Als die vordem unterdrückten Christen zur Herrschaft gelangt waren, fanden sie es mit ihrem Gewissen vereinbar, dieselben Verfolgungen über Andersgläubige zu verhängen. Auch inmitten der Christenheit führte die Mehrheit blutige Kriege wider die Minderheit, wandte alle Mittel der Hinterlist und Treulosigkeit an, ohne Gewissensbisse zu empfinden, weil die Vorgeschrittensten ihrer Zeit, die Priester, solches nicht als Sünde, sondern als Pflicht erkannten. Späterhin haben Katholiken und Evangelische mit jedenfalls unchristlicher Wuth wider einander gekämpft, Hunderttausende getödtet und verstümmelt, und die überlebenden Kämpfer und Veranlasser haben nicht allein ein ruhiges Gewissen besessen, sondern sind auch im freudigen Bewusstseine gestorben, Verdienste um den wahren Glauben sich erworben zu haben, durch welche manche sonstige Sünde getilgt worden sei.

Die Gewissen der Neuzeit und Gegenwart stehen nicht so erhaben da, dass sich folgern liesse, die Mängel der Erkenntniss und Gewissen der Vorzeit seien abgestreift. Die Völker beginnen jetzt wie früher ihre Raubzüge, ihre Eroberungs- oder Unterdrückungskriege ohne Gewissensbisse; für den Ruhm, das europäische Gleichgewicht, die Legitimität, das Fürstenhaus u. dgl. tödten sie Hunderttausende, und die Überlebenden sind stolz auf ihre Thaten; auch die bezahlten Wächter des Gewissens der Völker, die Priester, kennen oder äussern im Kreise ihres Volkes nur Lob und Preis des Menschenmordes im Grosen. Die Kriegsleiter, Anführer der bewaffneten Überfälle empfinden ebenso wenig Gewissensbisse über das bei anderen Völkern angerichtete Elend, wie über den frevelhaften Leichtsinn und die schamlosen Betrügereien, denen die Söhne des eigenen Volkes in der Kriegsführung zum Opfer fallen, zu Hunderttausenden dem Elende und den Krankheiten unterliegen, deren einzige Veranlassung in den Fehlern der Oberleiter lag. Die Menge fällt, die Leiter leben fort in Würden und Behaglichkeit, geschmückt mit Titeln und Ehrenzeichen, ohne durch

Gewissensbisse erdrückt zu werden, wenn ihre Erkenntniss keine Sünde in ihrem Verfahren zu entdecken vermag.

§. 136.

Vergleicht man den Gewissenszustand ganzer Zeiträume mit einander, so ergiebt sich, dass mit der menschlichen Erkenntniss auch deren besondere Äusserung, das Gewissen, fortschreitet, dass demgemäs im Laufe der Zeit eine Fortbildung des Gewissens stattgefunden habe. Die zunehmende Erkenntniss hat vieles als erlaubt erkennen lassen, was vordem als Sünde galt und die Gewissen ungebürlich beschwerte; andrerseits hat sie die Schädlichkeit (Sündhaftigkeit) von Handlungen erkennen lassen, welche vordem als erlaubt galten; sie hat also in ersterer Beziehung die Gewissen erleichtert, in der zweiten durch Schärfung des Gewissens die Begehung schädlicher Handlungen gemindert und in beiden Fällen das Wohlergehen der Menschheit gefördert. Die menschenmörderischen Opfer früherer Jahrtausende sind abgeschafft worden und ihre Unterlassung beschwert nicht länger die Gewissen der Menschen; die Blutrache, welche vordem ganze Geschlechter im gegenseitigen heimtückischen Morden hinraffte, wird längst nicht mehr als heilige Pflicht der Hinterbliebenen erkannt, die Gewissen mahnen nicht deshalb. Andererseits wurden rückständige Handlungen wie Raub, Hinterlist, Mordwüthen u. a. als Sünde erkannt, die in der Vorzeit als erlaubt, theils als verdienstlich erachtet wurden. Was früher als ruhmvoll galt, fällt jetzt der Verachtung, der Schande anheim, und statt durch das Gewissen des Volkes wie der Einzelnen gefördert zu werden wie vordem, findet es darin sein stärkstes Hinderniss. Dadurch haben die Zustände und Lebensverhältnisse der Menschheit anerkannt sich verbessert und die Gewissen werden viel mehr als vordem von gemeinnützigen und menschenfreundlichen Vorstellungen bewegt.

Allerdings ist der Fortschritt nicht in allen Beziehungen so umfassend und durchbildend gewesen, wie man erwarten sollte; die leitende Erkenntniss ist nicht in dem Mase entwickelt und zur Herrschaft gelangt, wie gewöhnlich angenommen wird. Die einzelnen Genossen der Verbände leben auf sehr verschiedenen Stufen der Erkenntniss, so dass das Gewissen eines grosen Theiles weit zurücksteht gegen die Erkenntniss, welche das Gewissen der Statsleiter, die Gesetze beherrscht; jene halten erlaubt was

die Gesetze verbieten, stören das Gemeinwohl durch schädliche Handlungen und verfallen der Strafe, wenn nicht List, Geltendmachung hoher Stellung, Bestechung oder andere schädliche Handlungen sie davon befreien. Das Gewissen der Verbände ist auch noch weit entfernt von der Erkenntniss des Zusammengehörens der Genossen, von der nothwendigen Pflege Aller durch freie Entwicklung, Unterricht und umsichtige, bessernde Leitung. Der Verband behandelt seine Genossen mit Rohheit, Rücksichtlosigkeit und Hohn, lässt verkommen und hinsterben, wo er helfen sollte, lässt Übel fortwuchern, denen er wehren sollte, lässt die Unwissenheit forterben, statt sie durch Unterricht zu bekämpfen, und dem Rückständigen, der die Gesetze verletzt, schärft er nicht das Gewissen durch Steigerung seiner Erkenntniss, sondern übt Rache aus durch peinigende Strafen, erbittert und schändet den Irrenden, statt durch Belehrung ihn zu bessern.

In anderen Beziehungen hat das Gewissen sich begnügt mit einer veränderten Form der Handlungen, wie z. B. der Menschenopfer. Vor Jahrtausenden fühlten die Menschen sich gedrungen, ihre Kinder, Stammgenossen, Jungfrauen, Thronfolger oder Hohepriester den Übermächten zu opfern, weil sie denselben eine Gier nach Menschen beimasen, welche befriedigt werden müsse, um allgemeine Landplagen (Dürre, Hungersnoth, Pest, Niederlage, Unterjochung) abzuwehren. Menschenopfer erschienen ihnen als Pflicht, als Erforderniss des allgemeinen Wohles, um weit gröseren Menschenverlüsten vorzubeugen. Uns erscheint unmenschlich und abscheulich jenes Hinwürgen der Genossen, das absichtliche Auswählen und Schlachten der Schönsten und Besten des Volkes; wir blicken mit Kummer zurück auf jene rückständigen Gräuel und schämen uns fast, dass es Menschen waren, welche sie verübten. Steht aber die Gegenwart höher, wenn sie Hunderttausende der Kräftigsten des Volkes auswählt, um sie in irgend welchem frevelhaft begonnenen und gewissenlos geführten Kriege hinzuopfern? Machen die Namen der höheren Wesen, denen geopfert wird, einen Unterschied im Menschenmorde, dass etwa der „Ruhm“, die „Legitimität“, die „Ehre des fürstlichen Hauses“ oder das „europäische Gleichgewicht“ mehr berechtigt wären Menschenopfer zu verlangen, als der „Moloch“ der Semiten oder der „Wizlipuzli“ der Altmexikaner? Die Völker des Alterthumes opferten diesen Mächten in der festen Überzeugung dadurch Landplagen abwenden zu können, die erfahrungsmäsig eine vielfach gröserer Menschenzahl tödten würden; sie gaben Wenige hin um Viele

zu ersparen, und wie der Geopferte starb im freudigen Bewusstseine, von seinem Volke groses Elend abzuwenden, so wurden die Hinterbliebenen von der Überzeugung gehoben, in der Hingabe des Theuren eine gute Handlung verrichtet zu haben. Geben die Kriege der Gegenwart solche Genugthuung, wenn der ganze Erfolg des Menschenwürgens darin besteht, dem siegenden Herrscher einen Lorbeerkranz um das Haupt zu winden oder ihm den Beinamen „gros" zu verschaffen? Oder wenn der Krieg geradezu geführt wird, um andere Völker zu unterjochen, ihre Fortbildung zu hindern, haben dann die fallenden Kämpfer oder die Hinterbliebenen jene freudige Genugthuung des Alterthumes? Hat der Soldat, welcher blindlings wider die Genossen des eigenen Volkes wüthen soll, gezwungen vom Kriegsgesetze wider Vater und Bruder fechtet, irgend ein Gefühl, welches dem erhebenden Bewusstseine der freiwilligen Opfer des Alterthumes an die Seite gestellt werden könnte? Auch waren die Opferweisen des Alterthumes keineswegs quälender als die der Neuzeit. Die Semiten nahmen ihre Erstgeborenen, Säuglinge unter vier Wochen, und verbrannten sie in wenigen Minuten; die Neuzeit nimmt erwachsene Menschen und zerschmettert sie auf den Schlachtfeldern, wo Tausende in Qualen verschmachten, während andere Tausende nach wochenlangen Schmerzen als Krüppel aufstehen und ihr Leben hinsiechen; oder sie lässt ihre Opfer im Felde in Hunger und Elend verkommen, zu Tausenden den Seuchen erliegen, welche die Trägheit oder Bestechlichkeit der Vorgesetzten schafft und erhält. Der Moloch nahm aus jeder Familie nur den Erstgeborenen; der Ruhm oder die Legitimität nehmen die ganze Folge der Söhne, wenn sie nicht Krüppel sind. Die Altmexikaner pflegten ihre Opfer, sorgten für ihr Gedeihen bis zu dem Tage, wann ein kunstgerechter Priesterhieb ihr Leben rasch endete und, nach ihrer Vorstellung, die entfliehende Seele unmittelbar zur Seligkeit einging. Dagegen werden die Schlachtopfer der neuesten Götzen jämmerlich gepflegt und gehalten, willenlos in den Krieg getrieben, jeder Witterung ohne ausreichende Fürsorge preisgegeben, auf Schlachtfelder geführt, wo blind geleitetes und zufällig wirkendes Kriegsgeräth die Opfer verstümmelt, die umherliegend dem qualvollsten Hinsterben im Verschmachten oder im Wahnsinne des Wundfiebers überlassen werden. Wenn nach beendigtem Kriege der verstümmelte Rest eines ausgezogenen Heeres den vollen Glanz des Kriegsruhmes zurückbringt, empfängt damit das Volk ein werthvolles Gut, welches zum Gemeinbesten gereicht? Werden etwa die

neuen Götzen als grimmige Übermächte gedacht, welche Unheil senden können, wenn sie nicht durch Opfer versöhnt werden, oder werden nicht vielmehr die Opfer der Legitimität wissentlich dargebracht, um unfähigen oder verbrecherischen Fürsten ihre unverdiente Herrschaft zu sichern, aus der das gepeinigte Volk sie verjagen mögte? Hat etwa das eingebildete europäische Gleichgewicht irgend einen Werth für die Völker, die ihre ausgewählten Kinder hergeben sollen, um dasselbe zu schaffen oder zu erhalten? Wahrlich, die Menschenopfer der Neuzeit stehen weit niedriger als die des Alterthumes, denn sie werden verderblicher für das Volk ausgewählt, schlechter gehalten und grausamer hingerichtet, ohne dem Gemeinwohle wirklichen oder auch nur vermeintlichen Nutzen zu leisten. Dennoch beruhigen sich die Gewissen der Völker dabei: die Eltern bringen ihre ausgewählte Mannschaft den lächerlichen Götzen der Neuzeit zum Opfer, während sie sich entsetzen würden, wenn man nur den hundertsten Theil dem Moloch minder qualvoll opfern wollte.

Ebenso wenig lassen die stattfindenden Raubkriege eine Schärfung des Volksgewissens erkennen: im Alterthume waren bei den Europäern die Raubkriege eine Unternehmung der Genossenschaft, unter deren Mitglieder der Ertrag vertheilt ward; der Krieg war anerkannter Beruf der waffenfähigen Mannschaft, in dessen Ausübung jeder Genosse die damit verbundenen Gefahren, wie die daraus erwachsende Beute zu seinem Theile hinnahm; sein Gewissen durfte, auf Grund der herrschenden Erkenntniss dabei sich beruhigen. Bei den Raubkriegen der Neuzeit dagegen herrscht keine Genossenschaft, denn nur die Gefahren und Nachtheile fallen den Völkern zu, sie haben die volle Last zu tragen, auch wenn sie siegen; die Oberleiter werden wenig betroffen, wenn sie besiegt werden, tragen dagegen den ganzen Gewinn davon, wenn sie die Sieger sind, denn in den erbeuteten Provinzen bereichert nur der Fürst seine Heerde von Unterthanen, deren Steuern an Geld und Blut den Glanz und Reichthum des Fürstenhauses mehren. Das Gewissen der Völker hat also nicht an Schärfe gewonnen: sie treiben ihre Raubkriege nicht als Pflicht, aus Beruf wie freiwählende und beschliessende Jäger, Fischer oder Genossen eines Verbandes, sondern als dumpfgehorchende Sklaven, bereit den Raub für ihre Oberherrn zu erkämpfen und selbst leer anszugehen, ohne Befugniss und Macht, um selbst zu wählen und zu beschliessen, ob sie auf das Unternehmen sich einlassen wollen oder nicht.

§. 137.

Bei alledem hat der Mensch Gewissen und hat von jeher Gewissen besessen, seitdem er begann, seinen Verstand zu entwickeln. Das Gewissen der Völker wie der Einzelnen wirkt und wird auch fernerhin fortbildend wirken in der Weise und Ausdehnung, wie der Verstand erkennt, dass die Handlungen in Übereinstimmung seien mit der gehegten Überzeugung von den obliegenden Pflichten. Dieser Grundzug verbleibt dem Menschen weit hinaus über den Glauben an die Übermächte in seiner Umgebung, ist auch unabhängig vom Gottesglauben, denn jede Änderung seines Glaubens an höhere Mächte steht nur in sofern in Beziehung zu seinem Gewissen, als sie aus einer Umgestaltung seiner Erkenntniss hervorgeht, deren Anwendung auf sein Pflichtgebiet sein Gewissen ist. Der Glaube wie das Gewissen ist Gestaltung der Erkenntniss, so dass nicht der Glaube das Gewissen schafft und leitet, sondern beide aus der Erkenntniss der umgebenden Welt erwachsen. Deshalb sind auch die Gewissen der Menschen nicht geschieden nach den Glaubensbekenntnissen ihrer Besitzer; es giebt kein christliches, jüdisches, muhammadanisches, katholisches oder evangelisches Gewissen, sondern dasselbe ist in jedem Menschen ein anderes und als Gestaltung seiner Erkenntniss wirkt es in jedem Menschen verschieden, je nach Masgabe seiner erreichten Bildungsstufe. Je nachdem die Vorstellungen des Einzelnen sich erweitern, sehen wir das Gewissen ihn peinigen und beruhigen: was dem Einen unablässige Gewissensqual bereitet, lässt den Anderen völlig unbekümmert fortleben; dieselbe Handlung wird von der einen Seite ebenso aufrichtig als pflichtmäsig empfohlen, wie die andere Seite sie als pflichtwidrig verdammt und widerräth; jene würde sie mit voller Gewissensruhe begehen, wogegen diese in solchem Falle den Gewissensqualen anheimfiele. Der Jüngling begeht Handlungen, die er als Mann bei gesteigerter Erkenntniss bereut, und der Greis empfindet Gewissensbisse über Thaten, die er als Mann verübte, ohne in seinem Gewissen Unruhe zu verspüren.

Es könnte der naheliegende Einwand sich erheben, dass demnach derjenige am glücklichsten lebe, welcher kein Gewissen besitze, denn er werde alles thun dürfen, was ihm beliebe, ohne von Gewissensqualen heimgesucht zu werden. Der Einwand ist haltlos, denn das Gewissen ist Er-

kenntniss und um kein Gewissen zu haben, müsste der Mensch keine Erkenntniss besitzen, also des Verstandes ermangeln oder denselben verloren haben; nur in diesem Falle, also bei Säuglingen und Blödsinnigen, ist die Möglichkeit gegeben, als Mensch ohne Gewissen zu leben, wie es bei Beiden auch der Fall ist. Kann aber dieser Zustand als ein glücklicher gelten? Wer beliebig handeln wollte, wie er es zu seinem Glücke nöthig erachtete, bedürfte dazu des Verstandes; in dem Verstande ist aber das Gewissen untrennbar begriffen, so dass er es als stetig wachsamen Richter in sich birgt. Sein Verstand kann sich irren, sein Gewissen wird demselben Irthume folgen; sobald aber die fortschreitende Erkenntniss den Irrthum aufdeckt, entstehen Gewissensbisse, welche warnend sich wiederholen würden, wenn er den erkannten Irrthum fortsetzen wollte. Die Erkenntniss erweitern durch das Innewerden früherer Irrthümer heisst das Gewissen schärfen durch Reue; beide sind dasselbe und nicht denkbar ohne einander.

Derselbe Zusammenhang des Gewissens mit der Erkenntniss giebt auch die Gewähr, dass das Gewissen nicht schwinden könne mit irgend einer Glaubensform, welche die fortschreitende Erkenntniss etwa der Vergessenheit übergeben mögte. Was in der Erkenntniss der Menschen, also auch in ihrem Gewissen, den verschiedenen Handlungen ihren vergleichsweisen Werth verleiht, ist nicht ein besonderer Gottesglaube, sondern die jedesmalige Vorstellung von ihrem förderlichen oder hinderlichen Einflusse auf das Gedeihen des Gemeinwohles, und dieses war die Grundlage des Gewissens zu allen Zeiten, mogte die Vorstellung vom Gemeinwohle eng oder weit gefasst sein. Die opfernden Völker brachten nicht ihre blutigen Gaben, um ihren Glauben an höhere Mächte zu pflegen, sondern um die grimmigen Übermächte zu bewegen, das Gedeihen des Volkes nicht zu hindern, sondern zu fördern; die Förderung des Gemeinwohles erkannten sie als Pflicht, ihre Vernachlässigung erschien ihnen als Sünde, und ihr Gewissen drängte sie zu den Opfern, damit die Zwecke des Gemeinwohles erreicht würden. Diese Zwecke waren masgebend und veranlassend; der Glaube an ihre Übermächte schuf nur die Form der Bethätigung, er bedingte die Anwendung der Opfer als Mittel zu jenem Zwecke. Bei fortschreitender Erkenntniss legten die Völker zur Förderung des Gemeinwohles gröseres Gewicht auf die Handlungen der Menschen gegen einander; die Opfer traten zurück, ohne die Gewissen zu schwächen, und wenn auch der Mensch in seine Vorstellungen von den Pflichten gegen seine Nebenmenschen seinen

Gottesglauben verflocht und die Verletzung jener Pflichten als Sünde deutete, so war auch hierbei die Rücksicht auf das Gemeinwohl masgebend, denn nur nach dieser stellte er seine Pflichten fest, so weit er sie erkannte, und danach gestalteten sich wiederum die Äusserungen seines Gewissens. Er wird auch in jeder anderen Gestaltung der Erkenntniss von seinen Pflichten geleitet von den Vorstellungen über das der Gesammtheit Nützliche oder Schädliche, und jemehr seine Fortbildung zunimmt, desto klarer wird ihm sein Verhältniss zur Menschheit werden und er immer mehr lernen, wie er dieser Übermacht sich unterordnen solle, nur auf deren Wohlfahrt seine Handlungen zu richten habe, wenn er nach bester Erkenntniss seine Pflicht erfüllen und mit seinem mahnenden Richter, dem Gewissen, in Eintracht leben wolle.

Lohn und Strafe.

§. 138.

Unter den zahlreichen Mängeln, mit denen die menschlichen Fähigkeiten von jeher behaftet waren und die sich geltend machten in der Heranbildung der Erkenntniss, befindet sich auch derjenige (§. 16), dass der Mensch seine Vorstellungen über die Ursachverhältnisse nur gewinnen konnte durch Beobachtung der wiederholten Aufeinanderfolge zweier Vorgänge, von denen er die vorhergehende als Ursache und die nachfolgende als Wirkung auffasste. In dieser Weise entstanden im Laufe der Jahrtausende die meisten und wichtigsten Vorstellungen, welche wir Menschen bezüglich der Ursachverhältnisse besitzen, und erst in neuerer Zeit entdeckte die fortschreitende Erkenntniss viele Zwischenglieder, welche es ermöglichen, unvermittelt neben einander gedachte Ursachverhältnisse zu verbinden, ihre Begründung zu prüfen und ihre Menge zur Einheit zusammen zu fassen. Dadurch kamen zahlreiche Irrthümer zum Vorscheine, in welche die einfache Folgerung aus wiederholtem Zusammentreffen zweier Vorgänge gerathen war, wie Sirius (Hundsstern) und Hundstage, Kometen und Landplagen, Sternstellungen und Menschenschicksal u. s. w., so wie andere Irrthümer, die durch Verbindung zweier Vorgänge entstanden, welche beide die Wirkungen einer unbeachteten Ursache waren, und noch grösere Irrthümer, geschaffen durch Verbindung zweier Vorgänge, zwischen denen eine ganze Reihenfolge anderer geschahen, die der Mensch nicht erkannt hatte, weil sie jenseit der Grenzen seiner Sinne vorgingen, also seiner aussersinnlichen Welt angehörten, und er diese vorhandene Lücke entweder ganz unberücksichtigt gelassen oder mit den Gestaltungen seiner Einbildung ausgefüllt hatte.

Dieselben Fähigkeiten und Mängel, welche ihn bei Beurtheilung äusserer Vorgänge leiteten, waren auch thätig in seinen Schlussfolgerungen aus solchen Vorgängen, die er selbst hervorrief. Als Theil des Weltganzen konnte er inmitten der Vorgänge nicht unthätig verharren, sein ganzes Dasein war eine Kette von Eindrücken und Handlungen, erstere als Wirkungen äusserer Vorgänge auf ihn, letztere als Ursachen in ihm, deren Wirkungen äussere Vorgänge wurden; er war ein Glied der grosen Kette von Bewegungen, als solches leidend und thätig, empfangend und gebend, wie es sein Leben und sein Erkennen bedingten. Bei Beurtheilung dieser Art von Ursachverhältnissen, in denen sein Wille herrschend war, stand ihm die Sicherstellung zur Verfügung, durch willkürliche Wiederholung der gleichen Handlung zu erproben, ob dieselbe Wirkung jedesmal so unausbleiblich erfolge, dass er sicher gehe, wenn er ein Ursachverhältniss zwischen seiner Handlung und dem daraus erfolgenden Vorgange annehme. Dagegen stand ihm aber auch hier die Begrenztheit seiner Sinne entgegen, welche ihn verhinderte, in sehr vielen Fällen diejenigen Vorgänge zu erkennen, welche entweder die Ursachen oder die Wirkungen seiner Handlungen seien. Über sein Verhältniss als Einzelwesen zur übrigen Welt konnte er demnach, innerhalb der Grenzen seiner Sinne, eine Reihe von zutreffenden Vorstellungen über Ursachverhältnisse sich bilden, wogegen er ausserhalb seiner Sinne blindlings umher tappen musste, um durch seine Einbildung Vorstellungen zu erschaffen zur Auffassung der Vorgänge seiner aussersinnlichen Welt. Diese beiden Arten von Vorstellungen unterscheidet man gewöhnlich als Erkenntniss und Glauben, bezeichnet sie auch vielfach als weltlich und geistlich.

Je reicher im Laufe der Jahrtausende der Mensch seine Erkenntniss gestaltete, je zahlreicher seine Erfahrungen wurden und daraus gebildete Vorstellungen in seinem Gedächtnisse sich ansammelten, desto deutlicher ward es ihm, dass viele Vorgänge unangenehm oder schädlich auf ihn einwirkten, sei es beim jedesmaligen Eintreten oder nur zu bestimmten Zeiten und unter besonderen Umständen; dass dagegen andere Vorgänge mit denselben Abstufungen angenehm oder nützlich für ihn waren. In Folge dieser Erkenntniss richtete er seine Handlungen demgemäs ein, suchte die unangenehmen oder schädlichen Vorgänge zu vermeiden, sich ihnen thunlichst zu entziehen und dagegen diejenigen hervor zu rufen, welche erfahrungsmäsig angenehm oder nützlich auf ihn einwirkten. Hätten alle Vorgänge

in seiner Macht gelegen und innerhalb der Grenzen seiner Sinne stattgefunden, so wäre es ihm möglich geworden, mit voller Erkenntniss alles nach seiner Annehmlichkeit, zu seinem Nutzen zu lenken; er hätte das ihm Ungünstige nicht geschehen lassen und das Günstige nach Kräften hervor gerufen. Dieses Machtverhältniss waltete aber nicht ob; der Mensch konnte weder alles Ungünstige verhindern, noch alles Günstige hervor bringen, es fehlte ihm an Macht und auch an Einsicht in die Verhältnisse seiner aussersinnlichen Welt, an Erkenntniss der Ursachen und Wirkungen, welche jenseit der Grenzen seiner Sinne lagen. Der Mensch musste sich diesen Verhältnissen fügen und suchte zu dem Ende seine Erkenntniss durch den Glauben zu bereichern, versetzte die ihm fehlende Macht in das aussersinnliche Gebiet, als eine dort vorhandene Übermacht und gestaltete die Ursachen und Wirkungen, welche ausserhalb der Grenzen seiner Sinne vorgehen als das Wesen eines menschenartigen Willens, dessen Äusserungen diejenigen günstigen und ungünstigen Vorgänge seien, welche in dem Bereiche seiner Sinne vor sich gehen, aber nicht in seinem Willen lagen und von ihm nur deshalb als einzelne, menschenartig hervorgerufene Handlungen gedeutet wurden, weil er die jenseit seiner Sinnesgrenzen vorhergegangenen oder nachfolgenden Bewegungen nicht erkannte. Solchergestalt stellte er über sich eine aussersinnliche Übermacht, mit menschenartigem Willen begabt, auch menschenartig handelnd, und brachte damit alle Vorgänge in Verbindung, die er nicht zu bewältigen oder hervorzurufen wusste. Sobald er in seinen Gedanken, bei versuchter Erklärung der Ursachverhältnisse eine Lücke spürte, bediente er sich zur Ergänzung seiner Vorstellungen der unbekannten Gröse seiner aussersinnlichen Welt, die er als eine Mehrheit oder Einheit auffasste.

§. 139.

Durch Erfahrung lernte der Mensch, dass aus bestimmten Handlungen, die er vornahm, jedesmal angenehme oder nützliche Vorgänge entstanden: trieb er seine Herden auf fette Weiden und hütete sie sorgfältig, so gediehen sie an Fleisch und gaben reichlich Milch; wenn er geeigneten Boden im Frühlinge öffnete, Saatkörner hinein legte oder über den gelockerten Boden streuete, erwuchsen Pflanzen, die ihm dasselbe Brodkorn hundertfältig zurückgaben. Er vermogte es nicht, die Reihenfolge der Bewegungen

zu erkennen, welche zwischen der Aussaat und der Ernte stattfanden, wusste nicht, wie die Bodenbestandtheile nnd deren Auflösung, Regenmenge, Verdunstung und Entwässerung des Grundes, Luftwärme und Luftströmungen dem Saatkorne die Keimung und das Bilden der Wachsthumzellen verliehen. Ihm mangelte diese Erkenntniss, weil die bezüglichen Vorgänge seiner aussersinnlichen Welt angehörten, und dadurch fand er sich veranlasst, die Lücke mit einer unbekannten Gröse anszufüllen nnd in dieser die Ursache der ihm angenehmen und nützlichen Wirknngen suchend, die Ernte sich vorzustellen als L o h n für seine Handlungen im Bearbeiten und Besäen des Landes. Die Erfahrung lehrte aber anch, dass dieselben Wirknngen nicht stetig eintreffen, nicht jedesmal die selbstverständliche und unausbleibliche Folge der gleichen Handlungen seien: es kamen Zeiten, wann die fetten Weiden verdorrten oder überschwemmt waren und seine Herden verkümmerten oder der besäete Boden, ausgedörrt oder verschlammt, keine Frucht ergab und statt des Gedeihens die Menschen von Hungersnoth und Aussterben betroffen wurden. Er musste, in Unkenntniss der Ursachverhältnisse, auch dieses seiner nnbekannten Übermacht beimessen und da er, aus Vergleichnng mit seinem eigenen Wesen, einen menschenähnlichen Willen voraussetzte: so konnte ihm das Versagen der gewohnten Annehmlichkeit und der zum Leben erforderlichen Nahrung nur als verhängte S t r a f e erscheinen, in ähnlieher Weise wie er selbst Unangenehmes und Nachtheiliges zur Strafe verhängte über Schwächere. Er sah sich einem aussersinnlichen, übermächtigen aber menschenähnlichen Willen nnterstehend, der Lohn oder Strafen spende, je nachdem Wohlwollen oder Zorn die Ursache seiner Machtäusserungen sei.

Diese ursprüngliche Eintheilnng hat bei den verschiedensten Völkern sich geltend gemacht und durch alle Jahrhunderte bis auf die Gegenwart sich erhalten. Mochte die aussersinnliche Übermacht genannt werden Osir, Bel, Moloch, Jave, Brama oder Ormuds im Alterthume, oder Theos, Deus, Gott, Bog, Adonai oder Allah der Nenzeit, stetig haftete daran die Vorstellung von Strafe und Lohn; alles Unangenehme und Schädliche ward gedeutet als Strafe, alles Angenehme und Nützliche als Lohn, von der menschenähnlich wirkenden Übermacht verhängt. In dieser Hauptbeziehung konnte sich die Gleichartigkeit des Menschenwesens räumlich und zeitlich in ähnlicher Weise gestalten, denn die Fähigkeiten und Mängel waren in ihrer Anlage stets die gleichen, und da den Menschen jederzeit und allent-

halben angenehme wie unangenehme, nützliche und schädliche Vorgänge umgeben, auch demgemäs zweiseitig auf ihn wirken und Vorstellungen schaffen, so war auch jene Zweitheilung gegeben, sobald die Erkenntniss soweit fortgeschritten war, dass sie die aussersinnliche Welt in die Vorstellung eines menschenähnlichen Willens fasste und zu diesem die Handlungen der Menschen in Beziehung setzte. Als jedoch der Mensch zur Eintheilung der verschiedenen Vorgänge und Ursachverhältnisse überging, um solche als Strafe oder Lohn zu deuten, gelangten die örtlich und zeitlich verschiedenen Eindrücke der jedesmaligen Aussenwelt zur Geltung, so dass, was irgendwo oder zu einer Zeit als Lohn oder Strafe aufgefasst ward, anderswo oder zu anderer Zeit gegentheilig galt, je nachdem die Wirkung auf den deutenden Menschen örtlich oder zeitlich verschieden war. Der Eskimo fühlt sich belohnt, wenn knarrender Frost ihm die Jagd erleichtert, während der Morgenländer schon gelinde Kälte als die härteste Strafe empfindet, weil sie seine Nährpflanzen tödtet. Der Seefahrer des Mittelmeeres fleht zur Madonna oder der arabische zum Scheich Ismael um den Westwind, der ihm zur Zeit günstig ist, und deutet als Lohn, wenn er erfolgt; sein Nachbar, der in entgegengesetzter Richtung fahren will und demgemäs um Ostwind betete, deutet denselben Westwind als Strafe; selbst jener beglückte Schiffer würde, bei der späteren Rückfahrt, den ehemals als Lohn gedeuteten Westwind als Strafe erkennen. Die Bewohner der Sumpfniederungen flehen um Trockenheit, während der Ackersmann des Hochlandes sich nach Regen sehnt; je nachdem Trockenheit oder Regen eintritt, misst jeder demselben Gotte, an den beide glauben, die Absicht bei, ihn dadurch belohnen oder bestrafen zu wollen. Alle sind sie darüber einig, dass die übermächtig wirkenden Vorgänge, je nachdem sie günstig oder ungünstig sind, als Lohn oder Strafe zu deuten seien; sobald aber die Eintheilung vor sich geht, kommen die Verschiedenheiten der Bezüge zur Geltung, in denen jeder Mensch zu seiner besonderen Aussenwelt steht, so dass die Deutungen je nachdem geradezu entgegen gesetzt ausfallen können.

§. 140.

Indem der Mensch als Einzelnwesen gezwungen war, alles dasjenige zu erkennen, was merkbar auf ihn einwirkte, erweiterte er das G e b i e t

seiner Bezüge in demselben Mase wie seine Erkenntniss zunahm. Je weiter rückständig seine Bildung, desto enger der Bereich dessen, was auf ihn einwirkt und so stark ihn berührt, dass es zu seiner Erkenntniss gelangt; der kleinste Theil der Welt genügt ihm, die nächste Umgebung bildet seinen Bereich und aus dieser auch nur dasjenige, was ihn packt, stark genug auf ihn einwirkt, um einen dauernden Eindruck zu hinterlassen. Schon innerhalb des engsten Bereiches trafen den Menschen angenehme und nützliche, wie unangenehme und schädliche Vorgänge und zwar im Bereiche seiner Sinne, so dass er seine Eintheilung treffen konnte. Er gerieth in Kämpfe mit den Thieren: Schmerzen und Wunden ohne zu siegen deutete er als Strafe; die Sättigung nach ihrer Überwindung nahm er als gebührenden Lohn hin. Reichlichen Speisegenuss und das Behagen in der Verdauung deutet der Mensch als Lohn für seinen Fleiss, dagegen Übersättigung und lästige Verdauung als Strafe für seine Unmäsigkeit. Bei fortschreitender Bildung mehrte sich sein Lohn: er lernte Thiere zähmen, verwandte Mühe darauf, sie zu schützen und zu pflegen, und reichliche Ausbeute an Fleisch, Milch und Fellen war sein Lohn; er lernte den Ackerbau betreiben, die Pflege der Fruchtbäume und fand sich belohnt durch reichlichen Ertrag an Nährfrüchten. Er lern'e durch Bewässerung den Ertrag des Landes steigern und die vordem als Strafe gedeutete Dürre abzuwehren, vermehrte seine Genüsse und verfeinerte ihre Befriedigung, bis er eine Fülle von Vorstellungen über seine Bezüge zur übrigen Welt geschaffen hatte, die er in seinem Verhältnisse zur erkannten Übermacht als Lohn oder Strafe deutete und eintheilte.

Am schwierigsten ist diese Eintheilung zu treffen in den Verhältnissen der Menschen zu einander und den anhaltenden gegenseitigen Einwirkungen. Schon im ursprünglichsten Verhältnisse, dem Eheleben, ist die Entscheidung darüber, ob das stete Zusammenleben mit einem Menschen des anderen Geschlechtes angenehm oder unangenehm, nützlich oder schädlich, als Lohn oder Strafe anzusehen sei, keineswegs gleichmäsig für alle Fälle; die Wirkung und Deutung der Ehe ist in jedem einzelnen Falle verschieden, kann dem einen Menschen der höchste Lohn sein, den er zu denken vermag, dem anderen die schärfste Strafe, die ihn treffen könnte. Mit dem Kindersegen verhält es sich ebenso: dem Einen erfreulich und lohnend, dem Anderen peinlich und niederdrückend, von ihm als Strafe gedeutet.

Über den Kreis der Familie hinaus wächst die Ungewissheit, so dass

der Mensch in fortgehender Entwicklung seine einzelnen Eintheilungen oftmals hat ändern und selbst umkehren müssen. Als er mit seinesgleichen in Verband trat, musste er nach und nach auf Vieles verzichten, was er bis dahin als Lohn für seine Handlungen hingenommen hatte, dagegen Anderes freiwillig auf sich nehmen, was er vordem als Strafe betrachtet und thunlichst vermieden hatte. Als Einzelnwesen hatte er Pflanzen, Thiere und Menschen getödtet, um Speise zu erlangen oder Rache zu üben und darin den Lohn für sein Bemühen zu empfangen. Im Verbande hatten dieselben Handlungen Strafen zur Folge d. h. Einwirkungen seiner Genossen auf ihn, unangenehmer und schädlicher Art, die er deshalb als Strafen deutete. Er fand aber auch, dass im Verbande lohnende Zwecke erreicht werden konnten, die vordem dem Einzelnen unmöglich waren: er durfte der Furcht vor seinesgleichen sich entledigen, so weit der Verband reichte; in Gemeinschaft konnte er übermächtige Thiere und feindliche Menschen vertreiben oder ausrotten, denen er vordem erlegen wäre; der Verband konnte durch Ablösung der Wachen die Herden und Fruchtäcker unausgesetzt schützen oder durch gemeinschaftliche Arbeit, Jagden, Raubzüge u. d. lohnende Güter erwerben, die dem Einzelnen fern geblieben wären. Neben der strafenden lernte der Mensch auch eine lohnende Seite des Verbandes kennen und deutete beides, Strafe wie Lohn, unabhängig von seinen Beziehungen zur aussersinnlichen Welt, lediglich nach den Erfahrungen, welche der Verband machte in seinem Kreise und in seinen Bezügen zu Anderen.

Für Denjenigen, der die Zustände des Einzellebens gekannt hatte, mogte es leicht sein, den Gewinn und Verlust des Eintretens in den Verband gegen einander abzuwägen, das Überwiegen des Günstigen zu erkennen und demgemäs freiwillig seine Handlungen so abzumessen, wie es der Verband verlangte. Allein das nachfolgende Geschlecht, bereits im Verbande geboren, kannte kein anderes als das Verbandleben, wusste nichts von den Freuden und Leiden des ehemaligen Einzelnlebens, nahm das Lohnende des Verbandes hin als etwas Gegebenes, Selbstverständliches, fühlte aber um so stärker die Hemmungen, welche der Verband seiner Willkür auferlegte. Aus dieser Unkenntniss der Genossen entstand der endlose Kampf zwischen jedem Verbande und seinen Mitgliedern, der durch alle Zeiten und Völker bis in die Gegenwart hinein geführt ward und als Folge der ungleichmäsigen Fortbildung der einzelnen Menschen endlos anhalten wird.

§. 141.

Um der Willkür zu wehren, mit welcher die Einzelnen nach ihrer besonderen Eintheilung handeln wollten, fand der Verband sich gemüssigt, durch allgemeinen Beschluss oder das Nachdenken der vorgeschrittenen Ältesten oder Priester festzustellen, welche Beschränkungen der Verband jedem seiner Mitglieder auferlege und wie er den entgegenstrebenden Eigenwillen verhindern wolle, sich geltend zu machen: er schuf Gesetze und deren Überwachung. Damit war dem Einzelnen ein fassliches Gleichgewicht gegeben für die Abwägung der Vortheile und Nachtheile seiner beschränkten Stellung im Verbande. Wollte er seine Begierden nicht beschränken, weil er sich nicht bewusst war der Vortheile, welche durch die gleiche Beschränkung der übrigen für ihn entstehen: so musste er jetzt die Nachtheile in Anrechnung bringen, welche der Verband ihm bereiten werde und die vom Verbande derartig abgemessen wurden, dass die Unannehmlichkeiten und Beschädigungen ein ausreichendes Gegengewicht abgeben sollten wider die Begierden des Unwissenden.

Indem der Einzelne die Vortheile unberücksichtigt liess, welche der Verband ihm gewährte und die er im Einzelnleben nicht hätte erlangen können, unterlag er dem allgemeinen Mangel des Menschenwesens (§. 102), welcher den gleichmäsigen Verlauf der Lebensverhältnisse minder auf die Vorstellungen wirken lässt, als die vorübergehenden, plötzlichen Unterbrechungen. Der Mensch konnte nicht im Verbande diesem Mangel sich entziehen, auch der Verband im Ganzen vermochte es nicht, da er aus Einzelnen bestand, von denen Jeder damit behaftet war, und deshalb kamen in den Gesetzen nicht die Vortheile des Verbandes zum Ausdrucke, weil eben jeder Einzelne sie als gewöhnlich und selbstverständlich betrachtete und nicht weiter daran dachte, dass ein anderer Zustand vorangegangen oder möglich sei. Die Gesetze bezeichneten einseitig die Beschränkungen, welche der Verband jedem Genossen auferlege, und stellten nur Strafbestimmungen als Gegengewicht auf, angedrohete Beschädigungen, die der Verband jedem zufügen wolle, der jene Schranken durchbreche. Diese Einseitigkeit der Gesetzgebungen ist von den rückständigsten Zeiten bis in die Gegenwart verblieben und prägt sich aus in den Gesetzbüchern aller Völker, denn der Verband ist selbst nicht klar darüber, dass er mit dem Einzelnen

im Vertragsverhältnisse stehe und demselben von seiner Entstehung an grose Vortheile zuwende und sichere, welche überreichlichen Ersatz bieten für die auferlegten Beschränkungen. Die Gesetzbücher ermangeln der Belehrung darüber, dass der Verband reichliche Vorausbezahlung geleistet habe und dafür als gebürenden Ersatz die Befolgung der Gesetze verlange; sie stellen vielmehr die Beschränkung jedes Einzelnen auf als eine Leistung, die durch Strafandrohungen erzwungen werden solle, und statt der Erkenntniss der augenscheinlich wirksamen Vortheile des Verbandes, verwenden sie die Furcht vor Nachtheilen als Gegengewicht wider die dem Einzelnen anhaftende Willkür. Von Zeit zu Zeit tauchte die schlummernde Vorstellung empor, dass der Verband dem Einzelnen Vortheile biete und schulde; das Bewusstsein kam nach einzelnen Richtungen zum Ausdrucke in sogenannten Grundrechten (Habeas-Corpus-Akte und der Bill of rights der Engländer, der Déclaration des droits de l'homme der Franzosen, den deutschen Grundrechten von 1848 u. a.) so wie in einzelnen Bestimmungen verschiedener Verfassungen. Aber nirgends ist das Vertragsverhältniss zum vollen Ausdrucke gelangt, nirgends der Gesetzgebung zum Grunde gelegt worden, vielmehr macht sich allenthalben die gesetzgebende Gesammtheit nur geltend als Gewaltinhaber, nicht als Wohlthäter.

Indem die Verbände einseitig durch angedrohete Strafen den Einzelnwillen zum Wohle der Gesammtheit zu beschränken suchten, regten sie den Einzelnen auf zum Bemühen, die Vortheile des Eigenwillens zu gewinnen, ohne den Strafen sich auszusetzen. Dazu bedurfte es nur, die Gesetzverletzung der Kenntniss des Verbandes zu entziehen, was erleichtert ward durch die Mängel des Verbandes, die demselben fehlende Allgegenwart und Allwissenheit. Der Einzelne trieb und treibt ein Wettspiel mit dem Verbande, bei dem er einerseits hofft, die sicheren Vortheile der Gesetzverletzung zu gewinnen, indem er andrerseits der Gefahr sich aussetzt, entdeckt und bestraft zu werden, und je nach der Wahrscheinlichkeit des Unentdecktbleibens fasst er seinen Entschluss, wagt das Spiel oder unterlässt es. Überragt er den Verband an Fähigkeiten (Schlauheit oder Macht), dann geniesst er die Vortheile der Gesetzverletzungen, ohne von den Strafen betroffen zu werden; wenn er dagegen an Fähigkeiten zurücksteht, dann verliert er sein Spiel und wird entdeckt; ihm entgehen die Vortheile der Gesetzverletzung und er verfällt den Strafen. Der Kampf des Verbandes mit seinen Mitgliedern ist demnach ein ungleicher und zweifelhafter, denn

bald hat der Einzelne das Übergewicht, bald der Verband; in ersterem Falle hat der Verband die Nachtheile zu tragen, welche der Eigenwille der Einzelnen ihm zufügt, um sich ungebürliche Vortheile anzueignen; im anderen Falle werden dem Einzelnen grose Nachtheile zugefügt, ohne dem Verbande Vortheile zu bringen. Es ist ein Kampf der Fähigkeiten: der Mächtige oder Listige besiegt den Verband und gedeiht; der Schwache oder Dumme wird vom Verbande besiegt und geht zu Grunde.

§. 142.

Dieses Missverhältniss ward zu auffällig, um der Aufmerksamkeit der Vorgeschrittenen entgehen zu können, die den Zwecken und Verhältnissen des Verbandes am stärksten ihr Nachdenken widmeten. Es ward ihnen klar, dass es der Ergänzung durch höhere Vorstellungen bedurfte, um ausreichendes Gegengewicht wider den Eigenwillen zu schaffen. Während die grose Mehrzahl keine andere Richtschnur kannte als die bisherige Erfahrung, die Gewohnheit, und kein anderes Streben, als jede naheliegende Annehmlichkeit, jeden erreichbaren Nutzen zu ergreifen, müheten die Vorgeschrittenen sich ab, das Weitergehende zu erforschen, voraus zu blicken nach dem, was das fernere Gedeihen des Verbandes sichern könne und welcher Einrichtungen und Gesetze es dazu bedürfen mögte. Wie die Vorstellungen der Vorgeschrittenen sich erweiterten, nahmen die Gesetze zu an Zahl und Umfang, und die Begierden der Einzelnen wurden um so mehr dem Gemeinwohle unterworfen. Damit wuchsen aber auch die Übertretungsfälle, und der Kampf der Fähigen wie der Unfähigen wider den Verband ward um so vielseitiger; den Vorgeschrittenen ward es klar, dass nicht allein die Zahl der Übertretungen im steten Zunehmen sei, sondern auch eine stetig wachsende Menge der Entdeckung und Bestrafung entgehe.

Die Erkenntniss dieser misslichen Verhältnisse fand frühzeitig eine Beruhigung in dem Glauben an Übermächte, denen man zutrauen durfte, dass in dem Verhältnisse, wie ihre Kraftäusserungen das menschliche Mas überträfen, auch ihre Kenntniss des Verborgenen eine höhere sein werde. Ihre plötzliche Erscheinung an Orten weit entfernt von einander und ihr Unsichtbarsein zu anderen Zeiten gab ihnen das Ansehen des Ungewöhnlichen, Unerklärlichen, im Dunkel Lebenden und liess voraussetzen, dass ihre Unsichtbarkeit mit Allgegenwart und Allwissenheit vereint sei, dass

sie im Dunkel wohnend und sehend auch das Verborgene erkennen könnten. Je enger diese Vorstellungen mit örtlichen Erscheinungen zusammen hingen, aus denselben hervorgegangen und durch sie gehalten, desto beschränkter wurden jene gemuthmasten Eigenschaften gedacht und enger der Bereich, in welchem sie sich geltend machten. Den altsemitischen Wüstenherrn El oder Elohim dachten seine Bekenner so beschränkt, dass sie annahmen, er müsse zur Erde herabfahren und umher wandern, um durch unmittelbaren Augenschein zu erfahren was vorgehe. Es heisst (1. Mose 18. 20): „Und Elohim sprach: Es ist ein Geschrei zu Sodom und Gomorra, das ist gros und ihre Sünden sind fast schwer. Darum will ich hinabfahren und sehen, ob sie alles gethan haben nach dem Geschrei, das vor mir gekommen ist, oder ob es nicht also sei, dass ich es wisse." Bei den Ariern (Indern, Persern, Hellenen, Römern und Teutonen) war die ursprüngliche Vorstellung höher entwickelt, in dem Verhältnisse wie der alles überragende Himmelsherr (Indra, Ahuromazdao, Zeus, Jupiter, Woden) dem semitischen örtlich erscheinenden Feuerherrn und Wüstenherrn überlegen war; von seinem erhabenen Throne konnte der Himmelsherr die ganze Erdfläche überschauen und stieg nur zur Erde herab, um Umgang zu pflegen mit Riesen oder Menschen und auszuführen, was seine unmittelbare Gegenwart erheischte. Bei den Egyptern und Babelonern, wie späterhin bei den Israeliten standen die nachfolgenden Übermächte Osir, Bel und Adonai um so viel höher als die früheren, wie die Sonne zum Überschauen fähiger war als diese an der Erdoberfläche haftenden örtlichen Erscheinungen. Die Sonne in ihrem täglich wiederholten Rundlaufe überblickte die ganze Erde und der Mensch stand unter ihrem Angesicht, wohin er auch wanderte. Am Sonnenherrn haftete aber der Mangel, dass ihm nur die Hälfte der Zeit angehörte, denn während der Nacht befand er sich in der Unterwelt. Auch die wandelbare Mondherrin, die früheste Genossin des Sonnenherrn, konnte diesen Mangel nicht ergänzen, so dass die Menschen sich gemüssigt fanden, eigene Nachtwesen hinzu zu fügen, welche im Dunkel forschend, die Verletzungen der Gesetze, die Verbrechen erkunden, die Thäter verfolgen und der Strafe überliefern sollten, wie diese Vorstellung am deutlichsten in den Lehren der Hellenen entwickelt ward. Die spätere Erweiterung der Gottesvorstellung im Christenthume hat jede Geschiedenheit beseitigt, indem sie die Allwissenheit, unabhängig von Zeit und Ort als vereint in Gott auffasste.

§. 143.

Als den höchsten Verehrungswesen die Oberaufsicht über die Thaten der Menschen beigelegt worden war, konnte folgerichtig die Vorstellung entstehen, dass die Verbote der gemeinschädlichen Handlungen und damit auch die Verhängung der Strafen ihr Werk sei; denn da sie den Menschen an Fähigkeiten weitaus überragten, so konnten sie um so besser die Gesetzgebung ausüben. Auch war es viel einleuchtender zu denken, dass die Menschen halfen, über die Aufrechthaltung göttlicher Gesetze zu wachen, als dass umgekehrt die höchsten Wesen helfen sollten, menschliche Gesetze aufrecht zu erhalten, an deren Schaffung sie nicht betheiligt gewesen seien. Demgemäs findet sich auch im Bewusstsein (dem Glauben, den Sagen) vieler Völker die Vorstellung einer übermenschlichen Entstehung der Gesetze, obgleich diese augenscheinlich im Zusammenleben entstehen mussten, auch das sichtbare Gepräge der Zeit und Verhältnisse ihrer örtlichen Entstehung trugen und durch Menschen diejenigen Veränderungen erlitten, welche die fortschreitende Erkenntniss bedingte.

Es lässt sich nicht verkennen, dass die Vorgeschrittenen der verschiedenen Völker, im Kampfe des Verbandes wider die Gewalt und List der gierigen Einzelnen, eine mächtige Unterstützung empfingen, als die Vorstellung erwuchs, dass die Gesetze übermenschlichen Ursprungs seien und ihre Überwachung nicht allein durch Menschen geschehe, die man täuschen könne, sondern auch durch höherbegabte Wesen, denen nichts verborgen bleibe und denen eine vernichtende Übermacht zu Gebote stehe, um Strafen sofort und allenthalben zu vollziehen. Die Vorstellung musste aber auch dazu führen, allen Gesetzerweiterungen, welche im Laufe der Zeit nöthig wurden, dasselbe höhere Gepräge zu verleihen und die Verbindung mit der allwissenden, gesetzgebenden Gewalt in irgend einer Weise offen zu halten, um jederzeit deren Willen erforschen zu können. Bei den Egyptern und Semiten verblieb die Gesetzgebung und Überwachung im Wesentlichen den Priestern, welche, nach dem Verfahren des Mose und seiner Nachfolger zu schliessen, durch Verzückung oder Losung in derselben Weise wie die Entstehung, so auch die Ergänzung der Gesetze bewirkten. Dem Volke gegenüber hatten sie ihre Befugniss nicht zu erweisen, denn sie setzten nur fort, was ihre Vorgänger unter voller Anerkennung des Volkes begonnen hatten;

das Volk hatte auch keine Vorstellung davon, wie Gesetze auf anderen Wegen entstehen könnten, als durch die Priester, da nur diese es verstanden, den höchsten Willen zu erforschen.

Bei den Israeliten umfasste diese höhere Gesetzgebung alle Bezüge des menschlichen Lebens: es finden sich in ihren Geschichtbüchern nicht allein Gesetze über Abgötterei, Mord, Ehebruch, Raub u. dgl., sondern auch aus derselben Quelle stammende Erlasse bezüglich der Zimmer- und Blechschmidarbeiten zum Orakelzelte, Vorschriften zu Salben, Räucherwerken und Zauberwasser, ferner Gesundheitregeln, Erbschaftgesetze, Verordnungen über Kriegführung u. a.; es wird überhaupt alles und jedes, dessen Verordnung nützlich oder nothwendig erscheint, vom Moses als Javes Willen verkündet, wie es bei den Bezügen des Moses zur aussersinnlichen Welt (§. 66) auch der wahrhafte Ausdruck war. Wie bei den Israeliten das mosaische Gesetz, als Offenbarung Javes, den höchsten Rang einnimmt, so aus derselben semitischen Grundvorstellung erwachsend, bei den Muhammadanern der Koran, der in ähnlicher Weise als Offenbarung des Allah, Verordnungen über die verschiedensten menschlichen Bezüge enthält und von den Gläubigen weit höher gestellt wird als alle Gesetze, welche ihre Herrscher im Laufe der Zeit geschaffen haben. Auch den späteren Ergänzungen, denen der Offenbarungsursprung fehlte, suchten die Semiten-Priester, sobald sie deren Nothwendigkeit erkannten, das gleiche höhere Gepräge dadurch zu verleihen, dass sie solche nicht als neue Gesetze, also menschliche Erfindungen bezeichneten, sondern mit den alten Gesetzen unmittelbar verbanden, als Auslegungen und folgerichtige Anwendung der alten Offenbarungs-Aussprüche auf ein neues oder verändertes Lebensverhältniss, so dass die höhere Einheit der Gesetzgebung und Überwachung in den Vorstellungen der Gläubigen vollständig erhalten blieb.

Dasselbe Streben nach Einheit leitete auch die römisch-christliche Priesterschaft im Mittelalter, als sie sich bemühete, das sogenannte canonische Recht an die Spitze aller Gesetzgebung zu stellen. Sie nahm das mosaische Gesetz, den Jave zum Christengotte erhebend, als Ausdruck des höchsten Willens an, fügte demselben die Verordnungen Jesu hinzu, wie auch die in der Folgezeit, durch das unausgesetzte Wirken des heiligen Geistes in den Aposteln, Kirchenvätern, Päpsten und Kirchenversammlungen, entstandenen Ergänzungsgesetze. Die auf einander folgenden Gebote des Gott-Vaters, Gott-Sohnes und Gott-heiligen Geistes waren als Aus-

flüsse der Dreieinigkeit nicht allein von gleicher Geltung, sondern wurden auch durch die fortgehenden Eingebungen des heiligen Geistes in der gleichen Vollgültigkeit erweitert und gemehrt. Die Priester machten geltend, dass, da Gottes (Javes) Gesetzgebung von Anfang her alle Bezüge des Menschenlebens umfasst habe: so müsse auch die Fortsetzung solche einschliessen, und deshalb komme der Priesterschaft die ganze Gesetzgebung zu, da nur durch sie die göttliche Quelle der Gesetze offen erhalten werden könne und dürfe; sie allein werde von der Unfehlbarkeit des heiligen Geistes geleitet, wogegen auf jedem anderen Wege der menschliche Irrthum frecherweise in die vorhandenen göttlichen Gesetze sich einschleichen würde.

In solcher Art suchte allenthalben, wo ein mächtiger Priesterverband sich bilden konnte, dieser die ganze Gesetzgebung sich zu sichern. Das Streben erscheint völlig berechtigt, wenn erwogen wird, dass einentheils im Kreise der Priester die jezeitig höchste Erkenntniss des Verbandes waltete, dass sie die Vorgeschrittensten waren, welche hoch über die Genossen hervorragend, den Beruf zur Gesetzgebung besasen, und dass anderntheils nur die Priester, nach den gleichzeitig herrschenden Ansichten, in Verbindung mit der aussersinnlichen Welt standen und den Willen der Übermächte zu erkunden wussten. Sie waren also im Sinne ihrer Zeit zur Gesetzgebung berufen und allein befähigt, und es ruhete auch, so weit der egyptisch-semitische Einfluss reichte, die Gesetzgebung in den Händen der Priester, deren Streben selbst im Kreise der europäischen Arier versuchen konnte, sich geltend zu machen.

§. 144.

Die Gesetzgebung der arischen Völker war in dieser Beziehung ebenso sehr verschieden von der egyptisch-semitischen, wie die mehrfach erläuterten Lebensverhältnisse, unter denen diese beiden Bildungszweige der Menschheit aufwuchsen. In dem gemäsigten Erdgürtel, dessen Längserstreckung die Ost-West-Wanderung, also das Verbleiben in gewohnten Lebensverhältnissen ermöglichte, waren die Umstände dem Gedeihen eines Priesterverbandes nicht günstig; es fehlten die grosen Verschiedenheiten und schroffen Übergänge der heissen Länder, welche die dunklen Völker nach üppigem Gedeihen mit unsäglichem Elende heim-

suchend sie frühzeitig trieben, durch kundige Propheten die unerklärlichen Absichten der grimmigen Übermächte zu erforschen. Die Semiten u. a. mussten zu dem Ende der Leitung dieser Propheten gänzlich sich hingeben, da nur ihre Aussprüche als Eingebungen der Segen oder Untergang spendenden Übermacht galten; was die Priester durch Offenbarungen empfingen und verkündeten, musste blindlings befolgt werden, denn davon hing es ab, ob die grimme Übermacht alle verschonen oder verderben werde. Dagegen hatte im gemäsigten Erdgürtel das Leben seinen geordneten Verlauf, artete nicht aus in erstickende Fülle oder tödtenden Mangel, denn die Mutter Erde, vom Himmelsvater gesegnet, reichte ihnen das zum ruhigen Gedeihen Nothwendige und Ausreichende. Es trieb sie keine Verzweiflung zum Eindringen in die aussersinnliche Welt, denn die Sinnenwelt zeigte ihnen Ordnung und Zuverlässigkeit, Vatergüte und Mäsigkeit, aus pflichtmäsiger Arbeit erwuchs das Gedeihen als regelmäsige Folge. Es gab Schwankungen und Verlegenheiten, aber keine grimmige, fressende Übermacht, mit unerforschlichem Willen, und es bedurfte deshalb auch nicht einer vermittelnden Priesterschaft, die auf Grund ihrer geheimen Kenntnisse und als Mittler des höheren Willens übermächtig herrschen und blinden Gehorsam finden konnte; die Priester waren nur Darbringer der Opfer, Verrichter der Gebete und Lobgesänge, auch verständige Rathgeber der Gemeinde, aber niemals Stellvertreter des Himmelsherrn. Es entstand deshalb auch keine göttliche Gesetzgebung, sondern der Verband (die Gemeinde oder das Volk) war Gesetzgeber aus eigenem Willen.

Dieser Grundzug der Urheimath erhielt sich selbst dort, wo sie mit dunklen Völkern in Berührung kamen, deren rascher und höher entwickelte Bildung sie in sich aufnehmen mussten. Selbst dann liessen sie keine Priesterschaft mit alles umfassender gesetzgebenden Gewalt entstehen, sondern behielten die Macht in eigener Hand. Bei den Indern muss diese Berührung weitumfassend gewesen sein, denn die Braminen erlangten hohes Ansehen, bildeten sogar die höchste Kaste, gelangten aber nicht zur alles umfassenden, gesetzgebenden Gewalt. Bei den Persern lag die Gefahr noch näher, denn ihre Berührung mit den Chaldäern führte dahin, dass eine geschlossene, chaldäische Priesterschaft in Persien Eingang gewann und vermöge ihrer überragenden Bildung nach allen Seiten mächtigen Einfluss übte, selbst vorübergehend die Thronfolge beherrschte. Sie hatte also günstige Gelegenheiten, ihren semitischen Vorstellungen Eingang zu

verschaffen, vor allem ihre vermeintliche Befähigung zur Erkundung des Willens der aussersinnlichen Welt, um dadurch die Gesetzgebung zu beherrschen. Allein den arischen Persern fehlte die Grundlage dieses Glaubens, der weder in der Urheimath noch in der neugewählten begründet war; sie schieden noch vor dem Verfalle ihres Reiches die fremde Priesterschaft aus, vertilgten und vertrieben die Magier. Bei den Hellenen war die Gefahr um so gröser als der vorherrschende Theil dieses Volkes aus einer Mischung der hellen arischen Stämme (Pelasger und späterhin Dorer) mit den dunkleu semitischen Stämmen (Libyer, Egypter, Phöniker u. a.) entstand. Die dunklen hatten ihre Verehrungswesen, also auch ihre Priesterschaften mitgebracht. Es gelang ihnen auch den egyptischen Orakeln Eingang zu verschaffen, beim Bundesheiligthume zu Delphi sogar ein Bundesorakel des Apoll mit mächtiger Priesterschaft einzuführen; allein niemals vermogte diese die gesetzgebende Gewalt an sich zu bringen. Der semitische Apollon beantwortete die schwierigsten Fragen, gab auch wichtige Entscheidungen, die das ganze Volk als Aussprüche der aussersinnlichen Welt gläubig hinnahm, aber die Gesetzgebung, wie seine Genossen Osir, Bel, Jave u. a. sie besasen, ward dem Apollon nicht gegeben, denn der arische Grundzug wies ihn ab, der im Volke wie in der Gemeinde sich erhielt, trotz der starken semitischen Beimischung. Bei den Römern mussten die Priester noch mehr zurücktreten, nicht allein weil die dunkle Beimischung geringer war und der arische Stamm die Herrschaft behielt, sondern auch weil der unaufhaltsame Eroberungskrieg, das stete Mühen um Ausdehnung des Reiches, das kriegführende Volk mit seinen Kriegsherren an der Spitze des Ganzen erhielt, so dass die Priester nicht zur Herrschaft gelangen konnten und die Gesetzgebung um so mehr der Gemeinde verblieb, welche sie von der Urheimath her geübt hatte. Bei den Teutonen waltete das gleiche Verhältniss: die Gesetzgebung gehörte der Gemeinde; die Priester mogten, als weise Mitglieder des Verbandes, mitreden und Rath ertheilen, aber die Gesetze waren anerkannt menschlichen Ursprunges, denn die Gemeinde beschloss und änderte sie ohne Beschränkung.

Diese Grundlage des Bewusstseines der arischen Stämme, welche sie von den dunklen Völkern ebenso sehr scheidet, wie das Leben in gemäsigten Ländern von dem in heissen Gegenden verschieden ist, hat auch im Mittelalter die Ansprüche der römischen Priesterschaft scheitern lassen, obgleich die Verhältnisse sehr günstig für sie lagen. Zur Priesterschaft ge-

hörten die einsichtvollsten Männer ihrer Zeit, und die Gesetzgebung in ihre Hände zu legen, konnte aus rein sachlichen Gründen rathsam sein: der Glaube an ihre höhere Stellung, ihre Geltung als Vermittler zwischen Gott und den Menschen war so allgemein und fest begründet, dass die Beschlüsse ihrer Kirchenversammlungen, als Eingebungen des heiligen Geistes, also fortgesetzte göttliche Offenbarungen anscheinend unbedingte Anerkennung fanden. Es lag demnach überaus nahe, der fortgehenden Gesetzgebung aus göttlicher Quelle den Vorzug einzuräumen vor dem Flickwerke, mit welchem die menschlichen Gesetzgeber die göttlichen Gebote alten und neuen Testamentes zu ergänzen suchten. Dennoch konnte die Priesterschaft die arische Grundlage nicht verschieben; ihr canonisches Recht ward immer mehr zurückgedrängt, und ihre Berufung auf die fortgesetzten Eingebungen des heiligen Geistes haben bei den arischen Europäern im Laufe der Zeit so sehr an Einfluss verloren, dass nicht allein die katholischen Herrscher, sondern auch die Unterthanen des Papstes selbst, die Gesetze der Priesterschaft geringe schätzen.

§. 145.

Als Muster priesterlicher Gesetzgebungen ist uns die mosaische erhalten worden, die ihrem Ursprunge getreu alle Seiten des Lebens umfasst, welche den Vorgeschrittenen des Volkes zur Erlassung von Verordnungen Anlass bieten konnten. Sie enthält Vorschriften über das Verhältniss des Einzelnen zu seinem Verehrungswesen, seinen Eltern, zum Leben und der Gesundheit, der Ehe, dem guten Rufe und dem Eigenthume Anderer: ferner Vorschriften zur Gesundheitpflege, über Kriegführung, die Rechtsverhältnisse der Einzelnen wie der Gesammtheit, Anfänge des Völkerrechtes, neben Anordnungen zur Herstellung des Orakelzeltes, Anfertigung der Priesterkleider, den Salben und Räucherkräutern, Heil- und Zaubermitteln; überdies Bestimmungen über Gottesurtheile und Opferungen, Landvertheilungen und Landverwüstungen. Alles ward vom Jave durch Moses angeordnet, vom Grössten bis zum Kleinsten, und wenn neue Zweifel auftauchten, die aus den bisherigen Gesetzen nicht gelöst werden konnten, dann brachte Moses die Frage vor den Herrn (4. Mose 27. 5) und Jave entschied sie endgültig. Diese Art der Gesetzgebung war allesumfassend. dabei einfach und wenn auch jederzeit abgeschlossen, doch der Ergänzung

unbeschränkt Raum lassend, ohne ihre Geltung zu untergraben oder ihren Zusammenhang zu gefährden. Die Gesetzgebung konnte aus einem Gusse sein, denn Jave (als Orakel) verordnete Alles und Jedes und wachte selbst über die Befolgung, dem Übertreter zum Verderben. Bei Moses Tode ging jedoch das wichtigste Mittelglied der Gesetzgebung durch Offenbarung verloren, denn nur er stand mit Jave im unmittelbaren Verkehre, der mit ihm redete (2. Mose 33. 11) „von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freunde“. Sein Nachfolger Josua war bereits darauf beschränkt (4. Mose 27. 21), nur durch den Priester Eleasar Jave fragen zu dürfen, der auch nicht von Angesicht zu Angesicht mit ihm redete, sondern durch werfen der Lose die Antwort gab (§. 69). Weder Josua, noch der Hohepriester, noch beide zusammen füllten die Stellung des verstorbenen Moses aus; die Gesetzquelle war nicht länger eine reiche Ergiessung zusammenhängender Verordnungen, sondern ein spärliches Tröpfeln in einfacher Bejahung oder Verneinung vorgelegter Fragen. Das Verhältniss gestaltete sich noch ungünstiger, als die Israeliten Könige wählten, welche nach Gutdünken die Gesetze Moses bei Seite setzten, so oft ihr Vortheil, ihre Bequemlichkeit oder die Noth dazu führten, und dagegen nur dann Jave befragen liessen, wann es ihnen erforderlich schien. Dadurch gerieth die Stellung des Volkes zu seiner früheren Geschichte so sehr in Verwirrung, dass es schwer hält zu unterscheiden, ob jederzeit nur die Priester und Propheten oder nur das Volk Anhänger der ältesten Gesetze gewesen sei, ob das Volk neue Gräuel annahm oder nur nach alten Gräuelgesetzen handelte. Das mosaische Gesetz, möge es in der uns vorliegenden Fassung alt oder neu gewesen sein, hatte jedenfalls zur Königszeit nur geringe Geltung: es war sogar Jahrhunderte lang verloren gegangen, ward wiedergefunden, auf kurze Zeit hoch erhoben, um darauf um so anhaltender vernachlässigt zu werden. Späterhin von den Makkabäern auf kurze Zeit erweckt, gerieth es bei der nachfolgenden Spaltung des Volkes durch Sekten in Gefahr, seinen Offenbarungsgrund gänzlich zu verlieren, und unbeschränkter menschlicher Veränderung, in Kürzungen und Zusätzen, unterworfen zu werden. Bei Zerstreuung des Volkes allenthalben mitgeführt und mit den israelitischen Schriften in das Christenthum getragen, hat es bei Juden und Christen nur noch bedingte Geltung: die Juden haben den örtlichen Gesetzgebungen sich unterwerfen müssen, so dass die alten Offenbarungen nur noch in einzelnen Glaubenssatzungen gelten; die Christen

haben die arische Weise der Gesetzgebung durch Beauftragte des Volkes beibehalten, mit der die semitische Annahme der Offenbarung unvereinbar ist.

Die Gesetze der Altegypter sind in Bruchstücken und als Andeutungen aus den Bildwerken nnd Schriften zu erkennen, welche der Zerstörung entgangen sind; ferner aus den nur zum Theile erhaltenen Schriften der Hellenen, sowol als Kunden aus Egypten wie als Spuren egyptischer Einrichtungen in griechischen Städten. Aus dem Vorhandenen lässt sich mit Wahrscheinlichkeit schliessen, dass die mosaischen Gesetze im Wesentlichen aus Egypten stammen, dass unter Jave, welcher verordnete, die Einsicht des egyptisch gebildeten Moses zu verstehen sei, der in Augenblicken der Verzückung (§. 66) die eigenen Vorstellungen ausser sich versetzend, sie im guten Glauben als Offenbarungen zurück empfing und als solche dem ebenso gläubigen Volke verkündete. Auch seine Befragung des Orakels mittelst Losung (§. 69) erscheint egyptisch und ebenso findet sich in Egypten, längst vor Moses Zeit, der Priesterverband mit untergeordnetem Kriegsherrn; ferner die Eintheilung in 12 Stämme oder Bezirke, jeder Stamm mit seinem Paniere (Anbetungswesen), die Anwendung tragbarer heiliger Zelte mit Orakelladen (Stiftshütte und Bundeslade), wie auch Tempel, Altäre zum Menschen- Vieh- und Fruchtopfer, Beschneidung, Brand- und Spendeopfer, Salben und Räucherwerke, der besondere Tempel- und Priesterschmuck, dieselben Reinlichkeit- und anderen Gesundheitgesetze, der Inhalt der 10 Gesetze Moses, auch die benannten Mase und Gewichte, Heertheilung und Waffen, selbst die Namen aller Verehrungswesen scheinen egyptischen Ursprungs zu sein; auch die in den Gesetzen verbotenen Laster sind echt-ostafrikanisch, wo sie noch jetzt sehr gebräuchlich sind und wo ebenso die Urformen der israelitischen Feste und Opferungen sich noch vorfinden. Die mosaischen Gebote und Einrichtungen dürften überwiegend als egyptische, beziehentlich ost-afrikanische betrachtet werden, nur nicht im weiteren Verlaufe zu der Höhe fortgebildet, wie die der rascher und höher entwickelten Egypter. Dieser fremdartige Grundzug beschränkte ihre Anwendung auf die arischen Europäer, denen sie nur in soweit anpassend sein konnten, wie die Fähigkeiten und Mängel des Menschenwesens, in der hellen und dunklen (asiatischen und afrikanischen) Menschheit überein stimmend, allgemeine Verhältnisse regeln, die den örtlichen Lebensbedingungen nicht unterliegen. Das rein Semitische musste fremd

bleiben, denn nur das allgemein Menschliche war zur Aufnahme und Einlebung geeignet.

§. 146.

Bei den europäischen Völkern erwuchs eine Zwiespältigkeit der Gesetzgebung, als mit dem Christenthume die israelitischen Glaubensschriften eingeführt wurden, welche viele der herrschenden arischen Volksgesetze gleichlautend als semitische Offenbarungsgebote enthielten. Die christlichen Priester des Südens, durch unrichtige Übersetzungen der Bibel in ihre Sprachen verleitet, stellten die verschiedenen Verehrungswesen der Israeliten als gleichbedeutend mit dem Christengotte hin, dessen Offenbarungen die mosaischen Gesetze seien, und sich selbst dachten sie als Nachfolger der israelitischen Leviten, mit denselben Pflichten und Befugnissen. Die fremdländischen Gesetze Moses erlangten keine Geltung, das rein Semitische blieb ausgeschlossen, wiewol es der anerkannten Offenbarungsquelle entstammte; dagegen erlangte die morgenländische Fassung der gemeinmenschlichen Gebote überwiegendes Ansehen, weil ihnen nach Angabe der Priesterschaft der höhere Ursprung zukomme, den die althergebrachten arischen Gesetze, von der Gemeinde beschlossen und beliebig verändert, nicht besasen. Der Kampf der semitischen wider die arische Fassung gemeinmenschlicher Gesetze musste deshalb zum Nachtheile der letzteren ausfallen: das canonische Recht gelangte vom 9. bis zum 14. Jahrhunderte immer mehr zur Geltung; die Priesterschaft beseitigte nach und nach Alles, was nach ihrer Ansicht dem göttlichen Gesetze widerstritt, sei es der altsemitischen Jave-Offenbarung oder der fortgehenden christlichen, durch den heiligen Geist, welcher in Päpsten- und Kirchenversammlungen seine gesetzgebende Macht offenbarte. — Im 15. Jahrhunderte sank das Ansehen der Priesterschaft wie ihres canonischen Rechtes, und zwar untergraben durch einen Feind, den sie selbst hatte pflegen müssen. Das Christenthum der Westeuropäer, aus Italien stammend, hatte im Laufe der Zeit die lateinische Sprache durchgehends als Priestersprache empfangen, die bei fortschreitender Bildung, über den Kreis der Priesterschaft hinaus, zur allgemeinen Gelehrtensprache sich erhob. In Folge dessen wurden die Schriften der alten Römer allen Denkenden bekannt und dadurch auch das altrömische Rechtswesen, welches festgegliedert und vielseitig ent-

wickelt, eine vollständige Gesetzgebung darbot, auf arischer Grundlage erwachsen und ihren menschlichen Ursprung nicht verleugnend, aber augenscheinlich für alle Zwecke des Lebens besser genügend als das canonische (Offenbarungs-) Recht, welches die Zwecke des Priesterverbandes voranstellend, den Vortheilen aller übrigen vielfach schroff entgegen wirkte. Das römische Recht mogte zunächst nur an die Stelle der Volksgesetze treten, die stammverwandt aber minder entwickelt, vielerwärts vor der schärferen und reicheren Gestaltung weichen mussten; allmälig brach es aber auch in das Gebiet des canonischen Rechtes ein, wenn auch nur zu Gunsten der Fürsten und nicht für das Volk, vielfach sogar gegen dasselbe gewendet. Im weiteren Verlaufe ward jedoch das canonische vom römischen Rechte gänzlich zerbröckelt, mit Hülfe fürstlicher und adlicher Gewalt, die gern jede Beweisführung unterstützte, welche die reichen Priestergüter in ihre Hände lieferte, und so musste das Semitische, die Priestermacht wie die Offenbarungsgesetze, vor dem mächtigeren arischen Rechte dahin schwinden.

Die Ausscheidung der Evangelischen konnte dieses Verhältniss nur wenig ändern, denn sie bestritten nicht die Vorstellung göttlicher Gesetzgebung, sondern beschränkten lediglich den Zeitraum ihrer stattgehabten Wirksamkeit; sie liessen die Verordnungen des alten und neuen Testamentes als göttliche Gesetze bestehen und wiesen nur diejenigen zurück, welche seit der Apostel Zeiten, als Eingebungen des heiligen Geistes durch Päpste und Kirchenversammlungen, entstanden waren. Die semitische Grundvorstellung der Offenbarungs-Gesetzgebung ward demnach bei den Evangelischen anerkannt, wie bei den Katholischen, nur dass erstere die göttliche Quelle zur Apostelzeit versiegen liessen, wogegen bei letzteren die Wirksamkeit im Wesentlichen erst eingestellt ward mit der Kirchenversammlung zu Trident (1545—1564), welche die Gesetzgebung des heiligen Geistes einstweilen abschloss, ohne jedoch fernere Eingebungen abzuweisen. Das canonische Recht hat auch seitdem an Geltung verloren; nach Zeit und Umständen suchen die Päpste einzelne Bestimmungen durch Verträge mit den Regierungen (Concordate) in Ausübung zu bringen, müssen aber unmächtig zuschauen, wenn diese nach Gutdünken der Fürsten oder Völker beschränkt, ausgelegt oder aufgehoben werden. Am deutlichsten erhellt hieraus, wie sehr die Vorstellung vom göttlichen Ursprunge der semitischen und christlichen Priestergesetze im Bewusstseine der europäischen Völker geschwunden ist.

Dennoch müssen zur Zeit die herrschenden Gesetze unterschieden werden in Offenbarungs-Gesetze, deren Ursprung aus unmittelbaren Eingebungen des Höchsten geglaubt wird, und Menschen-Gesetze, deren Ursprung aus menschlichen Gedanken und Beschlüssen erkannt wird. Bezüglich ihrer Aufrechthaltung werden sie darin unterschieden, dass erstere der besonderen Obhut des Höchsten unterstehen, letztere dagegen zunächst der Obrigkeit, deren Überwachung nur dann vom Höchsten durch Strafen unterstützt wird, wenn die Menschen-Gesetze mit den Offenbarungs-Gesetzen übereinstimmen, mindestens ihnen nicht widerstreiten. Besonders nachtheilig wirkt der Umstand, dass keine scharfe Abgrenzung zwischen beiden Arten vorhanden ist, dass vielmehr die menschlichen Gesetze dieselben Verhältnisse berücksichtigen und einschliessen, welche die Gesetze göttlichen Ursprungs zum Gegenstande haben, ohne solche besonders hervor zu heben und auszuzeichnen. Nächstdem wirkt verwirrend und höchst nachtheilig der Umstand, dass bei den Christen die gröste Zahl der Offenbarungs-Gesetze des alten und neuen Testamentes ungültig sind, so dass ein menschenartiges Schwanken in die göttlichen Entschlüsse gelegt worden ist, welches den Vorstellungen von der Unveränderlichkeit des Höchsten und vom ewigen göttlichen Rechte widerstreitet. Dieser Mangel zeigt sich in den Vorstellungen der Katholiken wie Evangelischen. Die Katholiken begründen die zahlreichen Auslassungen und Zusätze durch die fortgesetzte Wirksamkeit des heiligen Geistes, welche das, was Jave durch Moses oder El durch Jesus aus göttlicher Macht verordnet hatte, ändern konnte und musste, sobald die stetig fortgehenden Änderungen der menschlichen Verhältnisse solches bedingten; sie können aber für sehr wesentliche Änderungen diese Begründung nicht erweisen und müssen im übrigen grose Schwankungen des heil. Geistes einräumen. Den Evangelischen fehlt diese Erklärung gänzlich, denn sie lassen, ohne Beweis und Ermächtigung, die Quelle der Offenbarung zu einer unbestimmten Zeit versiegen und setzen trotzdem eine grose Anzahl vordem offenbarter Anordnungen ausser Kraft, ohne erweisen zu können, dass der heilige Geist während seiner, von ihnen anerkannten Wirksamkeit, diese Änderung vorgeschrieben oder zugelassen habe. Wie in so vielen anderen Beziehungen hat auch hierin die Halbheit der Reformation irre geleitet.

§. 147.

Wir Europäer, sowohl Christen wie Juden und Muhammadaner, leiden unter einem Gemenge von Gesetzen, semitischen und arischen Ursprunges, neben einander und durch einander gemischt, theils (bei Christen und Muhammadanern) aus der Urheimat in Mittelasien stammend und menschlichen Gedanken entsprossen, theils (bei allen dreien) aus Ost-Afrika und West-Asien herrührend und höheren Offenbarungen zugeschrieben. Auch die späteren Offenbarungen des heiligen Geistes in den Aposteln und christlichen Kirchenversammlungen beruhen auf derselben semitischen Grundlage, denn nicht allein ist die Vorstellung vom heiligen Geiste altsemitisch (§. 49), sondern es mussten auch jene Offenbarungen auf die vorhandenen (semitischen) Glaubenslehren sich stützen, empfingen also dasselbe semitische Gepräge. Die übrigen Gesetze sind dem Semitenthume fremd, gehören dem gemäsigten Erdgürtel an, dem auch die Türken entstammen, und die Juden haben in ihrer Zerstreuung unter Christen und Türken in den wichtigsten Beziehungen des Lebens den arischen, menschlichen Gesetzen sich unterworfen, so dass auch bei ihnen die Bedeutung der ursprünglichen Jave-Moses-Gesetze allmälig schwindet.

Die Vorstellung von offenbarten Gesetzen, die der besonderen Obhut des Höchsten unterstehen, hat um so mehr an Einfluss verloren, seitdem ihre Fortbildung gehemmt ward. Bei den Katholiken stockt diese erst seit 300 Jahren, dagegen lassen die Evangelischen sie schon vor 1700 Jahren abschliessen; die Juden setzen die Grenze noch weiter zurück und lassen alle späteren Gesetze ihrer Rabbinen wohl als werthvoll und beobachtungswürdig gelten, aber nicht als Offenbarungen des Adonai; die Muhammadaner lassen die Offenbarungen Allahs mit dem Koran (632 nach Ch. G.) abschliessen, so dass alle späteren Verordnungen ihrer Priester als gültige Vorschriften, aber nicht als Offenbarungen Allahs angesehen werden. Das eingedrungene und überwuchernde Semitenthum hat allmälig vor dem arischen Grundwesen zurück weichen müssen, und die Bedeutung der Offenbarungs-Gesetzgebung verfiel der Rückbildung, als der Versuch der römischen Priesterschaft scheiterte, auf dem Wege der fortgesetzten Offenbarung, eine einheitliche, alles umfassende göttliche Gesetzgebung zu schaffen. Als die Einheit auf diesem Wege nicht zu erreichen war, musste

das wohlberechtigte Streben nach Einheit dazu treiben, auf dem Wege der Vermenschlichung aller Gesetze dieses Ziel zu erreichen. Die Geltung der Offenbarungs-Gesetze verlor sich um so mehr, seitdem erkannt ward, wie sehr sie in vielen Beziehungen zurück standen im Vergleiche zu den gleichzeitig herrschenden menschlichen Gesetzen: wie weder ihr Inhalt, noch ihr Ausdruck oder die Anordnung das Gepräge eines übermenschlichen Einflusses zeigten; wie auch die christlichen Ergänzungen durch Jesus, seine Jünger, die Päpste und Kirchenversammlungen unter demselben Mangel litten und sowohl mit älteren mosaischen wie auch unter sich in Widerspruch standen; wie manche der mosaischen und christlichen Offenbarungen bei Seite gesetzt und abgeändert worden seien, ohne dass neuere Offenbarungen den Grund dazu gaben und endlich, als es ausser Zweifel gestellt ward, dass die Priesterschaft der fortgehenden Eingebungen des heiligen Geistes zu schädlichen Zwecken sich bediene und zu leicht bereit war, sie abzuändern oder zu wiederrufen. Je mehr die Vorstellung vom höchsten Wesen, also auch vom heiligen Geiste, sich steigerte, desto augenfälliger wurde der Abstand zwischen den Anforderungen, die der Mensch an göttliche Offenbarungen stellte, und der mangelhaften Art, in welcher die vorliegenden Offenbarungsgesetze gegeben waren. Die grimmigen Gesetze Javes, auf Mord und Brand gerichtet, wurden als unvereinbar erkannt mit der Vorstellung des gütigen Vaters aller Menschen, sie waren Gottes nicht würdig; die unordentliche und undeutliche Gestaltung der Gesetze Javes zeigte sich als weit zurückstehend gegen die alten einfachen Landesgesetze, noch mehr im Vergleiche zu der scharfen und knappen, aber geregelten Anordnung der römischen Gesetzbücher, die, wenn auch zu christlicher Zeit gesammelt, doch nur die Gesetze des vorangegangenen Heidenthumes enthielten. Allerdings fanden die vom heiligen Geiste eingegebenen Beschlüsse der Kirchenversammlungen zur Zeit ihrer Entstehung allgemeine Anerkennung, weil sie die Ausflüsse des Nachdenkens der zur Zeit Vorgeschrittensten waren; aber den späteren, an den Schriften des Alterthumes geschärften Gelehrten des 15. und 16. Jahrhunderts konnte das Unzusammenhängende, Widersprechende und Schwache der zahlreichen Beschlüsse nicht entgehen, und diese Beobachtung, wie auch der Missbrauch, den die Priesterschaft getrieben hatte, genügten so vollständig, um die Vorstellungen zu erschüttern, dass die Priesterschaft es selbst rathsam fand, die göttlichen Offenbarungen zum Abschlusse zu bringen, es zu vermeiden, durch Kirchen-

versammlungen aufs neue die Quelle zu eröffnen. Damit hat sie jedoch die nothwendige Fortbildung abgeschnitten, den Offenbarungsglauben ins Stocken gebracht und denselben ebenso wie die Evangelischen, auf dem Wege fortschreitender Rückbildung zum Untergange geführt.

§. 148.

Es lässt sich nicht verkennen, dass der Offenbarungsglaube im Zusammenhange mit dem Gottesglauben stehe und dass, im forschreitenden Schwinden des ersteren, der letztere stark gefährdet werde. Mit dem Glauben an einen allmächtigen, allweisen, allgerechten, und allgegenwärtigen Lenker der Welt lässt sich weit leichter verbinden der Glaube an eine fortgesetzte, alles umfassende göttliche Gesetzgebung durch Offenbarungen, als die Vorstellung von der rein menschlichen Entstehung aller Gesetze. Es erscheint folgerichtiger, alle Gesetze aus der vollkommensten göttlichen Quelle fliessen zu lassen, als aus der mangelhaften menschlichen Erkenntniss. Ebenso erscheint es angemessener, dass der Allgerechte und Allgegenwärtige wache über die Befolgung der offenbarten Gesetze, als über den Inhalt menschlicher Gesetzbücher, deren Unvollkommenheit es zweifelhaft macht, ob ihre Befolgung oder ihre Verletzung der göttlichen Weisheit entsprechen möge. Auch lässt sich nicht verkennen, dass Offenbarungsgesetze, bei unbestrittener Vollkommenheit und vorausgesetzter Überwachung durch den Allgerechten und Allgegenwärtigen, gröseren Einfluss auf das Bewusstsein der Menschen ausüben müsste, als die Gesetze von Mitmenschen gemacht und überwacht, deren Mängel Jedermann kennt. Der Untergang des Glaubens an Offenbarungsgesetze wird demnach auf den anfänglichen Standpunkt der Verbände (§. 141) zurückführen, wo der Einzelne seine Annehmlichkeit und seinen Vortheil auf Unkosten des Gemeinwohles zu fördern sucht, ohne weiteres zu befürchten als die kurzsichtige Aufsicht anderer Menschen und deren kurzdauernde und leicht ablösliche Strafen. Das Verhältniss des Einzelnen zu den Gesetzen ist damit zurückgekehrt zum rein menschlichen Kampfe der Gewalt und List wider die Gesammtheit, den Verband, dessen Vertretern die Allwissenheit und Allgegenwart mangelt. Der Kampf entscheidet sich in jedem einzelnen Falle, je nachdem Gewalt oder List auf der einen oder anderen Seite überwiege; der stärkere oder listigere Genosse besiegt den

Verband, den Stat, und gedeiht auf Kosten der Gesammtheit: der gering Begabte wird vom Verbande besiegt und wandert in das Gefängniss, auch auf Kosten der Gesammtheit.

Wie die Vorstellung vom göttlichen Ursprunge und der göttlichen Überwachung günstig einwirken könne auf die Handlungen der Gläubigen, zeigt sich bei den Mormonen. Ihr Buch Mormon, als göttliche Offenbarung anerkannt und durch fortgehende Offenbarungen mittelst ihrer Propheten ergänzt, scheint einen so mächtigen und dabei wohlthätigen Einfluss auszuüben, dass die Mormonen, ungeachtet ihrer buntscheckigen Zusammensetzung, der zahlreichen Verfolgungen und daraus entstandenen Verluste, so wie der ungünstigen Lage ihrer Ansiedlungen, sichtlich gedeihen und ihr Gemeinwesen, in Bezug auf Gesetzbefolgung, Ordnung und Abwesenheit von Verbrechen eine höhere Stufe einnimmt, als andere Gemeinwesen unter ähnlichen und selbst besseren Verhältnissen. Es konnte dieses den Stiftern aber nur gelingen durch Fortsetzung des Semitenthumes, durch unmittelbaren Anschluss ihrer Offenbarungen an die alt-israelitischen, denn nur so war eine ununterbrochene, alles umfassende Gesetzgebung zu erreichen; sie schlossen das Buch Mormon, als angebliche Hinterlassenschaft der verschollenen 10 Stämme Israels, unmittelbar dem alten Testamente an und stellten sich selbst als die Offenbarungs-Nachfolger der alten Propheten auf. Da die Schriften des alten Testamentes, wie auch der darin herrschende semitische Offenbarungsglaube anerkannte Geltung haben im Christenthume, sogar bei den Strenggläubigen beliebter sind als das milde neue Testament: so erreichten die Stifter den grosen Vortheil, allen Christen und vor allen den Strenggläubigen den Anschluss zu erleichtern, sie in ihrem Hauptglauben zu belassen und doch das ganze Christenthum, das Besondere der christlichen Völker, bei Seite zu schieben. Der Christ ward Mormone, ohne zu gewahren, dass er aufhöre Christ zu sein, denn er fühlte sich nach wie vor als Bibelgläubiger.

Der Offenbarungsglaube in der Gesetzgebung ist eine der stärksten Stützen des Gottesglaubens, denn so lange er besteht, folgt aus ihm unmittelbar das Dasein des offenbarenden Höchsten; wo er aufhört, verändert sich die Vorstellung vom Verhältnisse des Höchsten zum Menschen ganz wesentlich, denn der Mensch reisst nunmehr, indem er seine Gesetze schafft, einen Haupttheil der Weltregierung an sich. Indem er sich zum Beherrscher der menschlichen Moralität macht, dieser höchsten Entwicklung

des Erdenwesens, überlässt er der Weltregierung nur die niederen Bezüge desselben, welche allerdings an Ausdehnung weitaus überwiegen, aber in Höhe und Tiefe zurückstehen gegen die Verhältnisse, welche der Mensch in seiner Gesetzgebung unter eigene Obhut nimmt. Das Aufgeben des Offenbarungsglaubens in der Gesetzgebung musste die Geltung des Gottesglaubens stark beeinträchtigen.

§. 149.

Der Grund der Verletzungen, denen alle Gesetze göttlichen wie menschlichen Ursprunges fortwährend ausgesetzt gewesen sind, lässt sich in den Hauptzügen erkennen darin:

a) dass dem Einzelnen die Erkenntniss mangelt und vorenthalten wird von dem überwiegenden Ersatze, den der Verband für die Beschränkung seines Eigenwillens ihm leistet, sowohl, indem er ihm sein Leben und Eigenthum sichert, wie noch mehr, indem er ihm die höhere menschliche Entwicklung zuführt;

b) dass dieser Gesichtspunkt, der für alle Zeiten ausgereicht haben würde, beseitigt ward, als die Vorgeschrittenen, dieser Erkenntniss ermangelnd, den Offenbarungsglauben schufen, um den selbstbewussten Mangel ihrer Fähigkeit zur Gesetzgebung und Überwachung durch Aussersinnliches zu ergänzen; der Verband hatte damit seine Pflichten und Rechte dem Einzelnen gegenüber von sich abgewälzt, konnte deshalb seinen Ersatz nicht mehr geltend machen, wenn er auch zur Erkenntniss desselben vorgeschritten wäre, denn was den Einzelnen beherrschen sollte, Lohn und Strafe, war nunmehr die Sache des Höchsten geworden;

c) dass der Einfluss, den der Offenbarungsglaube auf den Einzelnen ausüben kann, abhänge von dem Bildungsstande desselben, und dass der Einzelne eine bestimmte Bildungsstufe erreicht haben muss, bevor er von diesem Glauben erfüllt und beherrscht werden könne; dass also alle, welche tiefer stehen und rückständiger sind, vom Glauben an Offenbarungsgesetze und göttliche Überwachung unberührt bleiben;

d) dass der Glaube im Kreise der Gläubigen selbst untergraben ward, indem sie, ausserhalb der Offenbarungsgesetze, menschliche Gesetze machten oder bestehen liessen, eine Zwiespältigkeit schufen, welche auf die Dauer

nicht erhalten werden konnte, sondern ihr Ende finden musste in einer Vergöttlichung oder Vermenschlichung aller Gesetze;

e) dass der Glaube um so weniger übermächtig wirken konnte, als die göttliche Obhnt und Strafe nicht sofort nach jeder Vergehung augenscheinlich nnd auffällig fühlbar ward, so dass die Verbände allenthalben sich gemüssigt sahen, die Verletzung der offenbarten Gesetze mit weltlichen Strafen zu belegen, also die Vorstellnngen vom Ansreichen der göttlichen Obhut in Zweifel zn stellen;

f) dass der Glaube am meisten geschwächt ward, als im Christenthume die Vorstellung erwuchs, jede Verletzung der offenbarten Gesetze lasse sich tilgen durch Reue und Busc, so dass der Einzelne alle Annehmlichkeiten und Vortheile der Gesetzverletzungen sich zuwendeu durfte, ohne den göttlichen Strafen sich anszusetzen, wenn er nur zeitig darauf Bedacht nehme, durch den Glauben, so wie Reue nnd Buse die Sündenlast abzuwälzen;

g) dass endlich der Glaube absterben musste, als die fortschreitende Bildung zur Erkenntniss führte, dass die semitisch gearteten Offenbarungsgesetze in keiner Beziehung Merkmale eines übermenschlichen Ursprunges in sich trügen, vielmehr weit zurückstünden gegen die rein menschlichen Gesetze, welche die arischen Europäer aus ihrer Heimat mitgebracht und in ihrer Fortbildung aus sich selbst erschaffen hatten.

Wie das Beispiel der Mormonen zeigt, kann der Glaube an göttliche Gesetzgebung nnd Überwachung beitragen, das Gemeinwohl zu fördern, Ordnung zu erhalten nnd Gesetzübertretungen zu wehren. Wie wenig aber diese Hülfe wirkt, lehrt die Geschichte, denn die zu erwartende allgemeine Herrschaft der Gesetze war nicht zu spüren, weder zu den Zeiten Moses, als dieser Glaube ein allgemeiner war, noch im Mittelalter, als die römische Priesterschaft ihn über alle Bildungsvölker Europas ausgebreitet hatte. Die Geschichtsbücher der Israeliten berichten offenkundig, wie zur Zeit Moses die offenbarten Gesetze allgemein und ungescheut verletzt wurden, Laster und Verbrechen in zahlloser Menge herrschten und wie in der nachmosaischen Zeit das Übel so arg ward, dass der Glaube an Javes Gesetze und Strafen augenscheinlich keine Geltung mehr hatte. Ebenso lehren die Schriften des Mittelalters, von Offenbarungsgläubigen verfasst, wie wenig die offenbarten Gesetze beachtet wurden, wie selbst die Priester, welche dem heiligen Geiste als Vermittler dienten, über jene Ge-

setze sich erhebend, in Laster und Verbrechen verfielen. Es liegt also die Befolgung bestehender Gesetze weniger in dem Glauben an ihren Offenbarungsursprung begründet, als im allgemeinen Bildungsstande der Menschen, dessen Höhe das Mas ihrer Sittlichkeit jederzeit entsprechend ist; die Übertreter zur Zeit Moses wie im Mittelalter standen auf einer rückständigeren Stufe als die Mormonen der Jetztzeit, und nur daraus erwuchs der Unterschied im sittlichen Verhalten. Der Glaube an Offenbarungsgesetze erscheint demnach nur als ein Beiläufiges, welches die Israeliten und Christen nicht hinderte sie zu verletzen und die Mormonen nicht zwingt sie zu befolgen, welches vielmehr auf höherer Stufe ganz entbehrt werden kann, wie das Beispiel der Japanesen zeigt, die ohne Glauben an irgend welche Offenbarungsgesetze, zu den höchstgebildeten und bestgesitteten Völkern der Menschheit gehören.

Wenn demnach sich erweist, dass der Offenbarungsglaube jederzeit von geringem Einflusse gewesen und seit Jahrhunderten im Absterben befindlich sei, so würde dem Menschen zunächst sein Gewissen als Richtschnur verbleiben, das Gefühl der Pflicht, welches ihn mahne und warne gegen Gesetzverletzungen. Das Gewissen ist aber (§. 134) keine unfehlbare, in jedem Menschen gleichmäsig wirkende Gabe, sondern lediglich der Verstand des Einzelnen, in besonderer Verwendung zur Erkenntniss der Pflichterfüllung. Es ist also zunächst abhängig von den allgemeinen Mängeln des Menschenwesens, so verschieden in den Einzelnen wie ihre Bildungsstände und hat mit dem Verstande alle Stufen der Fortbildung durchzumachen, so dass es sich nur äussern kann je nach dem Grade der erreichten Entwicklung. Es zeigt sich bei allen Menschen, dass das Gewissen nur dann mahne und warne, wenn der Verstand die bezügliche Handlung als Pflichtverletzung erkennt; dass es je nachdem bei den grössten Schandthaten Einzelner oder ganzer Völker schwieg oder sie gar mit freudigen Regungen lohnte, sobald die Erkenntniss des Ausübenden solche Thaten als verdienstlich bezeichnete. Es liegt also auch im Gebiete des Gewissens das Regelnde der menschlichen Handlungen lediglich in der Erkenntniss, in dem jeweiligen Bildungsstande des Menschen, der in jedem Einzelnen nach Zeit und Ort verschieden ist.

§. 150.

Die Erkenntniss würde demungeachtet sich begnügen können mit den Offenbarungsgesetzen, wenn sich erweisen liesse, dass sie so umfassend, klar und unveränderlich dem Menschenwesen angepasst seien, um auch ohne den Offenbarungsglauben den Bedürfnissen der Menschheit allezeit zu genügen. Wenn z. B. die mosaischen zehn Gesetze alle menschlichen Verhältnisse umfassten, mögte jede nachherige Gesetzgebung als eine untergeordnete ihnen einzufügen sein; sie hätten zu allen Zeiten als Grundlage für den Inhalt aller Gesetze verbleiben können.

Sie genügen aber nicht diesen Voraussetzungen, wie im nachfolgenden Wortlaute derselben (2. Mose 20) sich zeigen wird.

1) Ich Jave bin der Herr, der dich aus Egypten, aus der Knechtschaft geführt hat; Du sollst keine anderen Götter haben neben mir (vor meinem Angesichte).

In diesen Worten war keineswegs die Vielgötterei verboten (§. 38), denn sie schreiben nur vor, dass keine anderen Götter (Bilder) aufgestellt werden sollten vor Javes Angesicht d. h. in dem Orakelzelte vor der Lade, von dessen Gnadenstule Jave zu Moses redete. Das Verbot ist auch von Moses und Aron so gedeutet worden, denn Aron stellt den Apis (das vergoldete Kalb) auf, Moses errichtet dem Dionysos (Herrn Nissi) einen Altar, stellt den Tiube oder Amun (die eherne Schlange) zur Verehrung auf und weiht am Versöhnungstage einen Bock dem Asasel, ebensowohl wie dem Jave, stellt also beide Verehrungswesen einander gleich, indem er auch das Los zwischen ihnen entscheiden lässt. Der Eingottglaube lag also nicht im ersten der 10 Gesetze begründet, sondern entstand erst nach der Gefangenschaft, als die Israeliten ein aus fremden Vorstellungen erwachsenes, freundliches Gesammtbild als Adonai annahmen, dagegen den Jave und die übrigen Verehrungswesen ihrer Vorzeit schwinden liessen. Das Gesetz ist um so weniger für das Christenthum gültig, als Jesus weder den mosaischen Gesetzgeber Jave anrief, noch dessen jüdischen Nachfolger Adonai, sondern den galiläischen El. Im Bewusstseine der arischen Völker Europas kam auch der El des Jesu nicht zur Geltung, sondern die Dreieinigkeit, welche mit dem Namen des altarischen Himmelsherrn (Theos, Deus, Gott, Bog) belegt, im wesentlichen dessen, dem gemäsigten Erdgürtel angemessenen

Grundzüge beibehalten hat, also gründlich verschieden ist von dem semitischen Feuerherrn Jave, der im ersten der 10 Gesetze seine Oberherrschaft sich ausbedingt.

2) Du sollst den Namen Javes deines Herrn nicht missbrauchen, denn er wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht.

Es kommt hierbei zunächst in Betracht das unter 1) Gesagte: Jave kam nicht zur Anerkennung, nicht einmal bei den Kindern Israels, viel weniger bei den Christen; das Verbot ist demnach weder umfassend noch unabänderlich. Im allgemeinen stimmt es zum Menschenwesen, dem die Ehrfurcht innewohnt vor jedem, was zur Zeit als Übermacht erkannt und verehrt wird; es würde also auch seine Geltung behalten können, so lange im Bewusstseine der Menschen die Vorstellungen von Übermächten verbleiben, mögen auch deren Wesen und Namen wechseln. Demungeachtet ist der Missbrauch des Namens aller Verehrungswesen sehr gebräuchlich, und wenn man, nach Jesu Erklärung, auch den Eidschwur dazu rechnen muss, wird der Missbrauch sogar für nöthig gehalten, denn bei den geringsten Veranlassungen finden Eide statt, leichtsinnig verlangt, geleistet und gebrochen. Das zweite Gesetz steht mit dem Leben nicht in Übereinstimmung.

3) Du sollst den Sabbathtag halten, dass du ihn heiligest, wie dir Jave, dein Herr geboten hat.

Die Heiligung des siebenten Tages der Woche bestand in der Arbeitsruhe und Übung der Glaubensgebräuche. Dieses ursemitische Opfer, ihrem ältesten Verehrungswesen Seb geweiht (§. 47), ist nur für die Juden in Geltung verblieben, denn die übrigen Semiten, meistens Muhammadaner geworden, feiern den sechsten Tag (Freitag), und die Christen haben sämmtlich den ersten Tag der Woche, den Sonntag, zum Feiertage gewählt. Das Gebot in seinem Grundzuge stimmt zum Menschenwesen, in sofern es dem Streben nach Steigerung des Genusses durch Arbeitruhe Befriedigung verschafft. Es entspricht aber nicht den Bedürfnissen der Menschheit, deren Dienst im Kriege, auf der See, in Wüstenkaravanen, wie in der Krankenpflege und zahllosen unaufschiebbaren Arbeiten, regelmäsige Ruhetage nicht gestattet. Es ist auch unausführbar, weil die Ruhe des Einen nicht möglich ist ohne die Arbeit Anderer, so dass selbst die Priester nicht allein arbeiten am Ruhetage (predigen, trauen, taufen, Messelesen u. a.), sondern auch ihre Dienerschaft (Köche, Kutscher und Mägde) für sich arbeiten

lassen. Das Gebot stimmt zum Behagen der Menschen, aber nicht zu den menschlichen Einrichtungen, ist also der Veränderlichkeit unterworfen.

4) Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.

Dieses Gebot liegt tief begründet in unveränderlichen Verhältnissen des Menschenwesens, in den Grundlagen des Bestehens der Menschen. Liebe und Ehrerbietung der Kinder für ihre Eltern prägt sich von frühester Jugend ein durch die gewohnte Anerkennung des Übergewichtes der Eltern, durch die in der Erziehung erlernte Anbequemung, durch das Bewusstsein der im hülflosen Alter empfangenen Wohlthaten und späterhin durch Mitleiden beim Anblicke der zunehmenden Schwäche der Eltern. Das Gebot der Elternliebe, in gemeinmenschlichen Verhältnissen begründet, findet sich deshalb auch bei allen Völkern, nachdem sie die ersten Stufen der Bildung zurückgelegt hatten. Es herrscht am stärksten bei den jeder Offenbarung ermangelnden Sinesen und Japanesen und findet sich bei den Urbewohnern Amerikas wie bei den vorgeschrittenen Völkern Mittel-Afrikas. Der mosaischen Fassung fehlt jedoch die erforderliche Deutlichkeit, denn es lehrt nicht, ob und was in dem Ehren der Eltern mehr begriffen sein solle, als die enge Wortfassung bedeutet, und deshalb haben auch Diejenigen, welche das Gebot als geoffenbart auffassen, von jeher sich gemüssigt gesehen, in wechselnden menschlichen Gesetzen das Verhältniss zwischen Kindern und Eltern zu regeln, so umfassend, dass es im Leben der Europäer jenes mosaischen Gesetzes nicht bedarf, weil die aus dem arischen Alterthume stammenden Sitten und Gesetze ausreichender sind.

5) Du sollst nicht tödten.

Das Verbot der Menschentödtung liegt begründet in der erkannten Nothwendigkeit des Daseins der Menschen. Die mosaische Fassung ist jedoch undeutlich und unvollständig, eignet sich also nicht zur allgemeinen Anwendung. Die wörtliche Fassung verbietet alles Tödten, also auch das der Thiere, eine Bedeutung die niemals bei den Israeliten geherrscht hat, sondern nur bei den Hindu sich vorfindet. Auch wenn man sich denkt, es könne nur wider Menschentödtung gerichtet sein, wird jener Mangel nicht aufgehoben, denn es nimmt nicht die Fälle der Nothwehr aus, in denen das Tödten nicht verboten werden darf. Es hat auch niemals, selbst in diesem verbesserten Sinne, bei den Israeliten gegolten, denn derselbe Jave-Moses gebietet den Israeliten, die im berechtigten Besitze lebenden Bewohner Palästinas zu vertreiben und auszurotten, Männer, Weiber und

Kinder, mit alleiniger Ausnahme der Jungfrauen. Das Verbot schloss aber nicht allein alle Nicht-Israeliten von seinen Wohlthaten aus, sondern auch im eigenen Volke hielten die Genossen nicht diese Beschränknng aufrecht, denn sie rotteten unter Javes Leitung fast den ganzen Bruderstamm Benjamin aus. Das fünfte Gesetz hatte also nur die Bedeutung „Du darfst fremde Völker ausrotten, aber keine Israeliten tödten, wenn nicht Jave sich dabei betheiligt und durch sein Orakel anleitet.“ In dieser Bedeutung kann aber das Gesetz keine allgemeine und unabänderliche Geltung erlangen, sondern hatte lediglich für die Kinder Israels einen Zweck. In allgemeiner Anwendung hätte es ebenso wohl die übrigen Völker zur Ausrottung der Israeliten ermächtigt, was ersichtlich die Absicht des Jave-Moses nicht sein konnte.

Die Hinderung der Menschentödtung ist und bleibt ein allgemeines Streben der Menschen, welches, in kleinen Verbänden (Stämmen) begonnen, im Laufe der Jahrtausende über weitere Kreise (Völker, Staten nnd die gesammte Menschheit) sich ausbreitete nnd so lange fortbestehen wird, wie die Menschen auf ihr Dasein einen Werth legen. Sie ist die Grundlage des Zusammenlebens im Verbande und der nur dadurch zu ermöglichenden Fortbildung der einzelnen Genossen. Jeder unabhängige Verband hat aber in seinem Bereiche nur dem Einzelnen die Tödtung verboten, dagegen es der Gesammtheit vorbehalten, durch seine Vertreter Tödtungen vorzunehmen, sowohl als Rache (Strafe) für begangene Verbrechen, wie auch bei gewaltsamen Auflehnungen wider Vertreter der Gesammtheit. Dem Einzelnen gestatten überdies die Verbände die Tödtung im Falle der Nothwehr, so wie bei vermeintlicher Ehrenkränkung.

Das mosaische Offenbarungsverbot ist demnach längst durch zweckmäsigere menschliche Gesetze beseitigt worden und eignet sich nicht zur allgemeinen Anwendnng.

6) Du sollst nicht ehebrechen.

Die natürliche Anordnung der Zahlenverhältnisse beider Geschlechter bestimmt für den Menschen die Einehe, denn für jeden Mann ist durchgehends nur ein Weib vorhanden. Das Verhältniss der Kraft nnd Dauer giebt allerdings den Männern ein unverhältnissmäsiges Übergewicht, um so gröser, je heisser das Land und kurzlebiger die Blüthezeit des Weibes. Allein das Kopfzahlverhältniss bedingt die Einehe, macht also Vielweiberei wie Vielmännerei zum Ehebruche.

In dieser zweiseitigen Auffassung hat das Verbot von Anfang her nicht gegolten, denn nur den Weibern war die Vielmännerei verboten, nicht den Männern die Vielweiberei. Selbst Moses, der die Bedeutung der Offenbarung am genauesten kennen konnte, nahm ausser seiner Frau Zipora noch eine Morin (4. Mose 12), und als seine Geschwister dawider redeten, liess Jave die Schwester Mirjam aussätzig werden. Die Richter und Könige trieben Vielweiberei, ohne dass es ihnen als Ehebruch angerechnet wurde; auch die Verführung eines Weibes anderer, wie Davids Aneignung der Bathseba, ward dem Könige nicht angerechnet als Bruch seiner eigenen Ehe, sondern der Ehe des Urias. Der Mann hatte keine desfallsige Verpflichtung gegen seine eigene oder andere Frauen, sondern nur gegen Männer; nur diesen gegenüber konnte er Ehebrecher sein, durch Verführung ihrer Weiber.

Da die Israeliten den Gebrauch hatten, wie wahrscheinlich auch die übrigen Wüstenvölker der Semiten, in ihrer Kriegsführung alle Bewohner der überwundenen Städte zu tödten, mit alleiniger Ausnahme der Jungfrauen, welche sie gefangen hinweg führten: so entstand bei ihnen eine künstliche Störung der Verhältnisszahlen beider Geschlechter. Die Kriegsbeute ermöglichte die Vielweiberei in bedeutendem Mase, welche ohnedies, wie Jacobs Beispiel erweist, althergebrachte Sitte bei den Semiten war. Es hat also in dem Offenbarungsgesetze nicht die Absicht gelegen, die Einehe zu schaffen und zu erhalten, sondern nur den Weibern die Vielmännerei zu untersagen und den Männern, unter Gestattung der Vielweiberei, zu wehren, in die Ehe eines anderen Mannes einzubrechen. Diese Bedeutung konnte aber nur örtlich gelten, denn sie war abhängig von den besonderen Verhältnissen jener Zeit und dortiger Gegend; sie ist zur allgemeinen Anwendung nicht geeignet, nicht allein weil sie den Grundverhältnissen der Menschheit widerstreitet, welche die Einehe bedingen, sondern auch weil sie alle übrigen Verhältnisse unberücksichtigt lässt, in denen Ehegenossen zu einander und zu ihren Kindern stehen.

7) Du sollst nicht stehlen.

Derselbe Jave, welcher dieses Verbot erliess, verordnete (2. Mose 3. 24): „Ein jegliches Weib soll von ihrer Nachbarin und den Hausgenossen fordern silberne und goldene Gefäse und Kleider; die sollt Ihr auf eure Söhne und Töchter legen und den Egyptern entwenden.“ Das Verbot war also kein gemeingültiges, sondern auf das Verhältniss der Israeliten

unter einander beschränkt und ist demnach nicht geeignet für die Jetztzeit, welche längst durch menschliche Gesetze bestimmt hat, dass auch der Diebstahl gegen Fremde verboten sein solle.

Das Verbot des Diebstahles gehörte von jeher zu den Erfordernissen eines jeden Verbandes, der den Einzelnbesitz anerkannte, denn nur durch gegenseitige Sicherung konnte das Eigenthum bestehen. Es wird deshalb auch fernerhin, mit dem Vorhandensein des gesonderten Eigenthumes, vom Einzelnen gefordert werden, den Diebstahl zu unterlassen. Das Verbot findet jedoch in den vorhandenen menschlichen Gesetzen umfassenderen Ausdruck als im mosaischen, so dass es des letzteren nicht bedarf.

8) Du sollst kein falsch Zeugniss reden wider deinen Nächsten.

Dieses Verbot in allgemeinster Bedeutung gefasst, liegt in den Erfordernissen der menschlichen Verbände begründet, die es bedingen, dass jeder Genosse zur Rechtsicherheit aller beitrage, also nicht durch falsches Zeugniss die Rechtsermittelungen hindere; auch die Deutung als Verbot der Verläumdung entspricht jener Grundbedingung, da der gute Ruf, als schätzbares Besitzthum, gegenseitig gesichert werden sollte.

9) Lass dich nicht gelüsten deines Nächsten Weib.

Hierin ist eine dem sechsten Gesetze untergeordnete Verpflichtung ausgesprochen, jedoch in so fern verstärkt, als nicht nur die That, sondern auch der Wunsch verboten wird. Es ist ein abgeschlossenes Verbot, auf allgemein menschliche Verhältnisse begründet, zur allgemeinen und bleibenden Anwendung geeignet.

10) Lass dich nicht gelüsten deines Nächsten Besitzthum (Haus, Acker, Sklaven).

Ein Verbot wider den Neid und die Habsucht, im richtigen Verständnisse der Erfahrung, dass diese Begierden, wenn nicht zeitig unterdrückt, zu Handlungen führen, welche dem Zusammenleben im Verbande schaden. Das Verbot steht auf rein menschlichem Grunde, besitzt also die Vorbedingung allgemeiner und bleibender Geltung.

Es ergiebt sich, dass die 10 Gesetze der mosaischen Offenbarung nur zum geringsten Theile zur allgemeinen und bleibenden Anwendung geeignet sind. Sie tragen das Gepräge der beschränkten Verhältnisse ihrer Zeit und ihres Volkes und lassen manche der wichtigsten Bezüge ausser Acht, wie z. B. Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder, Verpflichtungen der Einzelnen gegen die Gesammtheit in gemeinnützigen Handlungen, Vater-

landsliebe, Aufopferungsfähigkeit, Gehorsam gegen die Obrigkeit u. a. Sie stehen nur zum geringsten Theile auf gemein menschlichen Grundlagen und sind längst überflüssig gemacht worden durch arisch-europäische Gesetze, die bei augenscheinlicher Mangelhaftigkeit dennoch in jeder Beziehung die zehn mosaischen Gesetze übertreffen.

Es lassen sich allerdings denselben eine grosse Zahl von Verordnungen anreihen, die zerstreut in den Geschichtbüchern der Israeliten gegeben sind, besonders diejenigen, welche als Offenbarungen Javes bezeichnet wurden, also derselben Quelle entstammend, als berechtigte Erläuterungen und Ergänzungen der 10 Stammgesetze gelten dürfen. Sie geben einzelne Vorschriften über das Eheleben, Scheidungen, Gütertheilungen, Einrichtungen des Javedienstes, Opfer, so wie wider Unsittlichkeiten, Zauberei u. a., sämmtlich dieselben Mängel in sich tragend, welche den 10 Gesetzen anhaften, und nicht im entferntesten ausreichend, um jene so zu ergänzen, dass sie unsere arischen Gesetze verdrängen könnten.

§. 151.

Das mosaische Offenbarungsgesetz hat niemals im Leben der Europäer allgemeine Geltung gehabt, denn nicht allein, dass es schon zu Jesu Zeiten vieles von seiner Bedeutung verloren hatte, sondern es ward auch wesentlich verändert durch die Lehren des Christenthumes, welche in den Aussprüchen Jesu und seiner Jünger wie auch in den Beschlüssen der Kirchenversammlungen unzweifelhaft das mosaische Gesetz verbessern durften, weil auch sie als Aufschlüsse der Offenbarung galten. Die Geschichte des Christenthumes zeigt jedoch, dass die wenigen Aussprüche Jesu, welche in den Evangelien aufbewahrt sind, nicht ausgereicht haben, um die mosaischen Gesetze zu ergänzen; dass ungeachtet Jesu ausdrücklicher Erklärung, er sei nicht gekommen das Gesetz aufzulösen, sondern zu befestigen (Matth. 5. 17), die Gläubigen nicht allein die mosaischen Gesetze nach Belieben abschafften (Apostelgesch. 15. 24), sondern auch die hauptsächlichsten Abweichungen und Verschärfungen Jesu nicht zur Geltung brachten. Jesus hat (Math. 5. 34) ausdrücklich jeden Eidschwur verboten und verschiedentlich die Gütergemeinschaft anbefohlen nebst freiwilliger Armuth und Verschenkung aller Habe an die Armen (Matth. 5. 42; 6. 19; 19. 21; Luk. 12. 22 u. a.), ohne dass die Christen sich bewogen fühlten, diese Offenbarungsgesetze an die Stelle ihrer altheidnischen mensch-

lichen Gesetze zur Geltung zu bringen. Die Beweggründe sind leicht zu erkennen, denn wenn jene Offenbarungsgesetze mit den Grundzügen menschlicher Verbände verglichen werden, ergiebt sich sofort, dass sie dieselben aufgelöst haben würden, also den Erfordernissen des menschlichen Fortschrittes nicht entsprechen konnten.

Die Offenbarungsgesetze, welche nach Jesu Tode durch Eingebungen des heiligen Geistes geschaffen wurden, entsprachen ebenso wenig den Vorbedingungen zur allgemeinen und bleibenden Anwendung. Die Anordnungen der Päpste und Kirchenversammlungen waren undeutlich und widersprechend, veränderten sich, hoben sich gegenseitig auf, verfluchten oftmals die Befolgung der früherhin gegebenen Gesetze und nahmen an allen Schwankungen Theil, welche die menschliche Erkenntniss in ihrer Fortbildung, so wie der fortgehende Wechsel der beschliessenden Männer nothwendig hervorbringen musste. Sie entbehrten nicht allein der Kennzeichen des höheren Ursprunges, sondern stellten auch die eigene Natur des eingebenden heiligen Geistes so wenig ausser Zweifel, dass darüber eine Kirchenspaltung einriss und der römische Bischof mit den westeuropäischen Christen um deswillen sich schied von denen griechischen Bekenntnisses. Die Beschlüsse hatten zu ihrer Zeit jedesmaligen Werth, der aber meistens vorübergehend war; sie befriedigten nicht die bleibenden Erfordernisse der Menschheit und eignen sich deshalb auch nicht zur ferneren Anwendung als allgemeine Grundlage aller Gesetze.

§. 152.

Ausserdem finden sich aber noch allgemeine Gebote der Bibel, unter denen zwei als die umfassendsten hervorragen, nämlich

5. Mose 6. 5: „Du sollst Jave deinen Herrn lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, so wie du vermagst."

3. „ 19. 18: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst."

die auch von Jesus (Matth. 22. 37, 39) für die vornehmsten Gebote erklärt werden, in denen das ganze Gesetz und die Lehren der Propheten enthalten seien. Will man auch gelten lassen, dass erstere, nur auf Jave Bezug habende und von Jesus auf den galiläischen El gedeutete Vorschrift, auf jedes höchste Verehrungswesen anderer Völker übertragen werden dürfe, also auch das europäische der Christen: so stellt sich doch in jedem Falle

das Ungenügende des Gebotes darin heraus, dass es nicht vorschreibt, worin die Liebe sich bethätigen solle. Die Bedeutung, welche sie bei den Kindern Israels hatte (Darbringung blutiger Opfer, Ausführung der grausamen Befehle des Jave, Befolgung zahlreicher längst abgeschaffter Gebräuche u. a.) darf sie bei den Christen nicht haben und Jesus hat seine Bestätigung des Gebotes nicht mit Erläuterungen versehen, aus denen eine veränderte, christliche Bedeutung erkannt werden könnte. Das gleiche Unzureichen haftet am anderen Gebote der Nächstenliebe, denn es erläutert nicht die erforderliche Bethätigung der Liebe, bezeichnet nicht wie weit die Verpflichtung sich erstrecken solle, was zur bleibenden Anwendung um so nöthiger gewesen wäre, als Javes Deutung sie so eng begränzte, dass damit die Beraubung und Ausrottung anderer Völker und selbst der Bruderstämme vereinbar war.

Allerdings kann die Liebe beider Gebote unbeschränkt gedeutet werden und lässt dadurch so weit sich erstrecken, dass sie alles einschliesst, was jemals als Pflicht der Menschen erkannt werden mag. Dieses wäre aber nicht Werk der Offenbarung, sondern des menschlichen Verstandes; der Inhalt wie der Werth beider Gebote läge allein in den menschlichen Gesetzen und sie selbst wären als inhaltslos überflüssig. Es finden sich zudem die menschlichen Gesetze, welche den Inhalt jener beiden Gebote ausmachen, viel vollständiger bei verschiedenen Völkern des Alterthumes, denen die mosaischen Offenbarungen gänzlich unbekannt waren.

Eine andere Gattung bilden die Vorschriften der Wohlthätigkeit, Barmherzigkeit, Friedfertigkeit, Geduld, Sanftmuth u. a., die, den Grundbedingungen des Zusammenlebens entsprechend, allgemein anwendbar sind und von unveränderlicher Dauer. Dagegen ihre Anwendung so weit auszudehnen wie Jesus (Matth. 5. 39—44) verordnet, dürfte schwerlich jemals rathsam sein, ebenso wenig wie bisher seine eifrigsten Bekenner gewilligt waren, nach empfangenem Backenstreiche auch die andere Wange anzubieten oder, wenn ihnen der Rock bestritten würde, auch den Mantel hinzugeben, alles zu gewähren dem der da bitte und zu leihen jedem der da borgen wolle. Solche Ausdehnung der Gebote Jesu würde den rückständigen, den faulen und rohen Menschen ungebürlichen Vorschub leisten und ihnen die einfachsten Mittel verwehren, durch deren Drang sie zur höheren Entwicklung geführt werden könnten. Wenn man aber ihre Anwendung auf das gangbare Mas beschränkt, dann tragen sie keine Kennzeichen höherer

Offenbarung, denn in dieser Ausdehnung sind sie aus den Stammlehren der arischen Völker entwickelt, und ältere Völker (Sinesen, Inder, Perser u. a.) haben dieselben Gebote lange vor Christi Geburt durch ihre Lehrer auf rein menschlichem Wege empfangen; die Vorschriften hätten also auch ohne Christenthum allgemein und bleibend in Europa eingeführt werden können.

§. 153.

Die Wandlungen in den Gesetzen, sowohl in denen, welche als Offenbarungen galten, als denen, welche anerkannt der menschlichen Erkenntniss entstammten, erweisen sich als die Ergebnisse des Nachdenkens der Vorgeschrittensten und Mächtigsten ihrer Zeit. Die Gesetze der Völker auf den rückständigsten Stufen der Bildung mögen uns immerhin als roh, widerlich und selbst unsinnig erscheinen; wir haben sie dennoch zu betrachten als die Ergebnisse des Nachdenkens der jezeitig Vorgeschrittensten des bezüglichen Volkes, möge deren Bildung im Vergleiche zur unsrigen noch so sehr rückständig sein. Zu allen Zeiten geschah die Gesetzgebung durch das Nachdenken der Hervorragenden, mogten es Älteste oder Priester sein, Heerführer oder Stammhäupter, gewählte Volksvertreter oder Versammlungen aller geeigneten Verbandgenossen. Es waren die Hervorragenden an Macht oder Einsicht, welche die Gesetze nach ihrer Erkenntniss schufen und änderten; wobei sie, ihrer jezeitigen Bildungsstufe entsprechend, besondere Zwecke und Vortheile der kommenden Zeit zur Richtschnur nahmen. In Folge dessen sind fast zu allen Zeiten die Gesetze das Erzeugniss einer höheren Bildungsstufe, als das Volk der Mehrzahl nach einnimmt, und dieser Abstand bethätigt sich in den zahllosen Verletzungen, deutlich erweisend, dass die höher stehenden Gesetze nicht in das Bewusstsein der Verletzer aufgenommen worden waren. Die Gesetzübertretungen sind Folge der Verschiedenheit der Bildungsstufen, auf denen die Genossen eines mit gleichen Gesetzen ausgerüsteten Volkes stehen. Sie müssen demnach um so zahlreicher und gröber eintreten, je stärker die Bildungsunterschiede und je gröser die Zahl der Rückständigen ist, und dagegen sich mindern und mäsigen in dem Verhältnisse wie die Fortbildung und der Wohlstand allgemeiner werden.

Der Abstand zwischen der Erkenntniss der rückständigen Mehrzahl und den aus höherer (wenn auch nicht jezeitig höchster) Erkenntniss her-

vorgegangenen Gesetzen, führte nicht allein zu zahllosen Übertretungen und zum unausgesetzten Kampfe des Verbandes wider seine rückständigen Genossen, sondern auch zur steten Beunruhigung der letzteren. Die Befolgung der Gesetze, mogten diese als Offenbarungs- oder menschliche gelten, war mit Strafen bedroht; der Rückständige, indem er sie verletzte oder hinterher erkannte, dass er sie unbewusst verletzt habe, musste Strafe befürchten und darüber Unruhe empfinden. In den meisten Fällen erkannte er, dass er ein Wagespiel getrieben habe, dessen Entscheidung ihm Vortheil oder Nachtheil bringen könne, und der Nachtheil musste ihm um so gröser erscheinen, als die Furcht vor Strafe eine lange Zeit andauert, während welcher diese in jedem Augenblicke ihn ereilen könne, wogegen der Vortheil gewöhnlich nur in einem kurzdauernden Genusse besteht. Eine fernere Beunruhigung ist Folge der Fortbildung des Einzelnen: je höher und rascher seine Erkenntniss sich steigert, desto deutlicher wird seinem Bewusstseine das Rückständige der zurückgelegten Lebensbahn, desto zahlreicher erinnert er sich begangener Handlungen, welche er als Vergehungen entdeckt, sei es gegen herrschende Gesetze oder gegen sein eigenes Rechtsbewusstsein, wenn seine Bildung über die herrschenden Gesetze hinaus sich entwickelt hatte. Den Wenigsten wird es einleuchtend, dass die Unruhe, die Furcht vor der gesetzlichen Strafe wie auch die Reue über frühere Handlungen, ihrer Fortbildung im hohen Grade förderlich sei; dass diese Erkenntniss, welche Gewissen genannt wird, den Menschen als Wächter begleitend, seinen Bildungstrieb rege erhält und ihn antreibt zur Abschüttelung des Rückständigen, also Aneignung des Vorgeschrittenen, und weil den meisten Menschen diese Erkenntniss fehlt, suchen sie die Unruhe zu ersticken oder von sich abzuwälzen.

§. 154.

Der Mensch bewegte sich in einem Kreisschlusse von Vorstellungen, der ihn durch eine Reihe zusammenhängender Folgerungen zum Ausgangspunkte zurück führte und obwohl anscheinend ohne Lücke, ihn doch nicht befriedigte. Er schied seine Welt in böse und gut, je nachdem deren Vorgänge, auf ihn oder den Verband, in welchem er lebte, ungünstig oder günstig einwirkten (§. 99). Waren diese Vorgänge die Wirkungen seines eigenen Thuns oder hielt er sie dafür, dann nannte er seine

Handlungen je nachdem böse oder gut; mit masgebenden Offenbarungsgesetzen verglichen bezeichnete er sie als sündhaft oder tugendhaft; im Vergleiche zu menschlichen Gesetzen waren sie Vergehungen oder Verdienste. Die Wirkungen oder Folgen, welche daraus für ihn entstanden, nannte er Strafe oder Lohn, und diese Unterscheidung fiel wiederum zusammen mit seiner anfänglichen Welteintheilung in böse oder gut. Anscheinend ist die Kette fest und ununterbrochen, aber der Mensch fühlte dennoch, dass eines der Glieder zu schwach sei, einer Verstärkung bedürfe, um genügen zu können. Er machte nämlich die Erfahrung, dass auf viele seiner guten Handlungen nicht der vorausgesetzte Lohn erfolge und dass nach vielen bösen Handlungen, die er oder Andere begangen hatten, die Strafe ausblieb, und so erkannte er einen Mangel des Zusammenhanges zwischen Handlung und Folge, dessen Ausgleichung er zu erforschen suchte. Es lag ihm noch fern zu erkennen, dass seine Eintheilungen nicht in der Aussenwelt liegen, sondern lediglich in seinen Gedanken; dass sie nicht gegebene, sondern von ihm erschaffene seien, also durch Berichtigung seiner Gedanken von jenem Mangel befreit werden könnten. Es war ihm nicht bekannt, wie sehr die Mängel seines Wesens bei Bildung seiner Eintheilungen mitwirkten und wie er, einem Hauptmangel verfallend, irriger Weise Ursachverhältnisse schuf, indem er alle unangenehmen oder ungünstigen Vorgänge als Strafen deutete oder die angenehmen oder günstigen als Lohn; wie er auch die Mängel seiner Sinne verkannte, als er annahm, die Handlungen der Menschen hätten keine anderen Folgen als diejenigen, welche in den Bereich seiner Sinne fallen. Wenn er z. B. erwartete, durch häufiges Beten und Beichten der Dürre zu wehren, Regen herbei zu ziehen und den Erntesegen zu mehren, so dachte er sich irriger Weise ein Ursachverhältniss zwischen Beten und Wetter, welches nicht obwaltet, und deutete es deshalb unrichtig als mangelnden Lohn für sein Gebet, wenn der Erntesegen ausblieb. Hätte er dagegen vom Beten seine eigene Beruhigung erwartet, das Erwecken des Vertrauens, der Unterordnung unter höhere Einflüsse: so würde er seinen Lohn darin empfangen haben, weil seine Deutung dem vorhandenen Ursachverhältnisse entsprochen hätte. Oder wenn er sein Land sorgfältig bearbeitete und unterhielte, bestes Satkorn zur richtigen Zeit anwendete, für die Entwässerung wie Bewässerung nach Masgabe der Witterung sorgte und das Gedeihen möglichst unabhängig machte von störenden Einflüssen, dann hätte er höchst wahrscheinlich

den Lohn in einer guten Ernte empfangen, denn seine Erwartung ruhete auf einem der Regel nach wirklich vorhandenen Ursachverhältnisse. Bei derartiger Berichtigung seiner Voraussetzungen würde überdies der Mensch häufig finden, dass dieselben Vorgänge, welche er als Lohn bezeichnet, für zehn Andere empfindliche Strafen seien und dass er überhaupt seine Eintheilung nur nach den besonderen Bedürfnissen seines Eigenwesens abmas, ohne Rücksicht auf die abweichenden Erfordernisse Anderer. Die theuren Kornpreise, welche der fromme Landmann oder Kornhändler als Lohn für fleissigen Kirchenbesuch und Beten erwartet, würden Tausende als härteste Strafe empfinden; der Sturm, den der strandende Schiffer als harte Strafe beweint, wird von Tausenden als der Lohn für ihre Gebete gepriesen, weil er durch Luftreinigung eine verheerende Seuche vertrieb. Jeder verlangt, dass in seiner Aussenwelt d. h. des Theiles der Welt, dessen Eindrücke er in sich aufnimmt, seine Eintheilung der Vorgänge in Strafe und Lohn die allein herrschende sein solle, und glaubt sich beeinträchtigt, wenn die Voraussetzungen und Forderungen seines Eigenwesens nicht eintreffen.

Auf den weit rückständigen Stufen der Erkenntniss war es dem Menschen nicht möglich, zum Urgrunde der Mängel seiner Erkenntniss vorzudringen. Es fehlte ihm zunächst die Übersicht einer ausreichenden Zahl zusammenhängender Vorgänge, die er in zutreffende Ursachverhältnisse hätte bringen können, um danach seine Vorstellungen zu gestalten. Sein ganzes Leben erfasste nur einen kleinen Theil der Erdoberfläche, und was ausserhalb der Grenzen vorging, war ihm unbekannt. Innerhalb derselben war er auf seine beschränkten Sinne und die geringen Forschungen seiner Genossen angewiesen; was jenseit der Grenzen seiner Örtlichkeit, der Forschungen seiner Genossen und seiner Sinne lag, bildete seine aussersinnliche Welt, in die er mittelst seiner Einbildung einzudringen suchte. Unter der Herrschaft dieses Missverhältnisses zwischen erkennen und glauben gelangte er dazu, den vorausgesetzten Mangel im Erfolgen der vorausgesetzten Strafe oder des erwarteten Lohnes, nicht durch Zurückführung auf die Quelle des Irrthumes zu berichtigen, sondern durch Anwendung der Einbildung zu ergänzen aus dem Gebiete seiner aussersinnlichen Welt.

§. 155.

Der Mensch suchte und fand diese fehlende Ergänzung, indem er seines Glaubens an ein nachirdisches Fortleben der Seele sich bediente, nm durch eine Vergeltnng im künftigen Leben das nach seiner Ansicht Fehlende des irdischen zu ergänzen.

Der Glaube an Strafe und Lohn nach dem Tode ist keine der anfänglichen Vorstellnngen der Menschen, auch keine nothwendige Folge des Unsterblichkeitglaubens, sondern erst viel später entstanden nnd diesem angeschlossen worden. Die Beobachtnngen, welche zur Vorstellung der menschlichen Seele und ihres Fortlebens führten (§. 86), konnte der Mensch bereits auf weit rückständiger Stufe machen; der Vergeltungsglaube dagegen ward erst dann möglich, als er, seine Handlungen mit äusseren Vorgängen in Verbindung setzend, die Vorstellungen von Strafe und Lohn sich gebildet hatte, auf Grnnd zahlreicher Beobachtungen feste Ursachverhältnisse sich dachte und bei weitergehender Erfahrung fand, dass oftmals Ausnahmen stattfanden, Strafe oder Lohn nicht so eintrafen, wie er vorausgesetzt hatte. Ausserdem musste er znvor die Vorstellung von höheren Wesen sich gebildet haben, welche die ihn berührenden Vorgänge lenkten und den Willen hegen konnten, nach seiner Dentung, die volle Vergeltung eintreten zu lassen, also jedenfalls dasjenige zu ergänzen, was etwa nach seiner Beobachtung im Erdenleben daran mangele. Zn diesen Bereicherungen seiner Erkenntniss bedurfte es eines langen nnd mühsamen Bildungsganges, der Erklimmung höherer Bildungsstufen, nnd erst nachdem konnte er dem längst vorher bestandenen Glauben an ein Fortleben der Seele seinen reichen Inhalt verleihen, demselben diejenige Form geben, welche ihn allen Gläubigen so werth macht. Wir sehen deshalb auch Bildungsvölker alter nnd neuer Zeit, welche nur den Unsterblichkeitglauben besitzen, während andere ihn in Verbindung mit dem Vergeltungsglauben hegen. Bei den Europäern der Gegenwart (Christen, Juden und Türken) ist der verbundene Glaube herrschend, wogegen bei den grosen Völkern des fernen Ostens (Sinesen und Japanesen) nur der Unsterblichkeitglaube anerkannt zu sein scheint.

Auf weiter rückständigen Stufen fehlt mit dem Glauben an ein Reich der fortlebenden Seelen auch der Glaube an eine nachirdische Vergeltung,

denn Strafe und Lohn werden gedacht als vollständig im irdischen Leben eintreffend und auf den Handelnden, seine Nachkommen oder auch das ganze Volk wirkend. Diese Vorstellung zeigt sich in der älteren Geschichte der Kinder Israels als herrschend, denn (1. Mose 6) als die Menschen vor der Sündflut verderbt waren, bestraften die Elohim sie mit dem Tode und dem Noah, weil er gut war, schenkten sie das Leben. Als sie dem Noah (1. Mose 8 und 9) den lieblichen Geruch des Brandopfers vergelten wollten, verhiessen sie ihm nicht den Lohn im künftigen Leben, sondern zahlreiche Nachkommenschaft, die Herrschaft über alle Thiere und Pflanzen, sowie reichliches Auskommen. Dem Abraham verhiessen die Elohim (1. Mose 15) als Belohnung seiner guten Handlungen lediglich ein langes Leben, ruhigen Tod und unzählige Nachkommenschaft, der das ganze umgebende Land gehören solle. Als Abraham (1. Mose 22) durch die beabsichtigte Opferung seines Sohnes Isaak, dem grimmigen El einen hocherfreulichen Beweis seines Gehorsams gegeben hatte, verhiess ihm dieser nicht etwa die ewige Seligkeit, sondern sagte: „Deine Nachkommen will ich segnen und mehren wie die Sterne am Himmel und den Sand am Meere; deine Nachkommen sollen besitzen die Thore ihrer Feinde und sollen durch sie gesegnet werden alle Völker auf Erden, darum dass du meiner Stimme gehorchet hast.“ Wenn also im Bewusstseine des Volkes die Vorstellung einer zukünftigen Vergeltung gelebt hätte, würde sie gewiss an dieser Stelle ihren Ausdruck empfangen haben, da jene Verheissung als Grundlage des Glaubens und der Hoffnungen der Kinder Israels ihre Geschichte Jahrhunderte lang durchwebte. Auf eine Vergeltung im Fortleben nach dem Tode bezieht sich keine Äusserung, denn nur der im Volke gangbare Segen wird gegeben, den auch die Geschwister der Rebekka beim Abschiede sprachen (1. Mose 24. 60): „Wachse in viel tausend mal tausend und deine Nachkommenschaft besitze die Thore ihrer Feinde.“ Ebenso als der El dem Isaak erschienen (1. Mose 26. 24), verhiess er ihm nur: „Ich will dich segnen und deine Nachkommen mehren um meines Knechtes Abraham willen.“ Auch als Jakob im Traume den El schauete, verhiess ihm dieser: (1. Mose 28. 13): „Das Land worauf du liegest, will ich dir und deinen Nachkommen geben; deine Nachkommen sollen werden wie der Staub auf Erden und du sollst ausgebreitet werden gegen Abend, Morgen, Mitternacht und Mittag und durch dich und deine Nachkommen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden. Und siehe ich bin mit dir

und will dich behüten wo du hinziehest und will dich wieder herbringen in dieses Land; denn ich will dich nicht lassen bis ich thue alles was ich geredet habe." Desgleichen als El ihm erschien auf dem Zuge nach Egypten (1. Mose 46. 3) verhiess er ihm nur: „In Egypten will ich dich zum grosen Volke machen und Joseph soll seine Hände auf deine Augen legen." Als El (2. Mose 6. 3) dem Mose erschien, verhiess er (2. Mose 19) ihm und seinem Volke: „Werdet ihr nun meiner Stimme gehorchen und meinen Bund halten, so sollt ihr mein Eigenthum sein vor allen Völkern, denn die ganze Erde ist mein. Und ihr sollt mir ein priesterlich Königreich und ein heiliges Volk sein." Der Fassung nach ist diese Stelle eine sehr späte Einfügung und war also auch in den Jahrhunderten nach Moses keine Vorstellung von einer nachirdischen Vergeltung entstanden. Den 10 Stammgesetzen des Volkes folgt keine Hinweisung auf Strafen oder Belohnungen der überlebenden Seele; nur dem vierten ist eine Verheissung beigefügt des Inhaltes (2. Mose 20. 12): „auf dass du lange lebest in dem Lande, das dir Jave dein Herr giebt;" an einer anderen Stelle (5. Mose 5. 16) sagt die erweiterte Fassung: „auf dass du lange lebest und es dir wohlgehe in dem Lande, das dir Jave dein Herr geben wird." Jave verheisst weiterhin (2. Mose 23. 25): Aber dem Herrn Jave sollt ihr dienen, so wird er dein Brod und dein Wasser segnen und ich will alle Krankheit von dir wenden und soll nichts Unträchtiges noch Unfruchtbares sein in deinem Lande, und ich will dich lassen alt werden." So auch in allen anderen Fällen verheisst Jave weder himmlischen Lohn noch höllische Strafen, sondern gedeihen oder leiden im Erdenleben: er will (2. Mose 32. 10) die ungetreuen Verehrer „in seinem ergrimmten Zorne auffressen" und ebenso (4. Mose 14. 12): „So will ich sie mit Pestilenz schlagen und vertilgen und dich (Moses) zum gröseren und mächtigeren Volke machen als dieses ist." Im Falle die Kinder Israels Javes Gebote halten wollten, verhiess er ihnen (3. Mose 26), es solle das Land mit ungewöhnlicher Fruchtbarkeit gesegnet sein, der Friede herrschen und alle ihre Feinde überwunden werden; anderenfalles aber wolle er senden Seuchen, Misswachs, Kriegsniederlage, Unterdrückung, Dürre, so wie wilde Thiere, welche ihre Kinder fressen und ihr Vieh zerreissen sollen, so dass das Land wüste werde und eine derartige Hungersnoth entstehe, dass sie ihrer eigenen Kinder Fleisch fressen sollten. In gleichem Sinne ergeht die Drohung Javes (2. Mose 20. 5), dass er „die Missethat der Väter heimsuchen wolle an den Kindern

bis in das dritte und vierte Glied“ in der am augenscheinlichsten das Fehlen der Vorstellung einer künftigen Vergeltung hervortritt, indem zur Ergänzung nicht die Heimsuchung des Missethäters in einem jenseitigen Leben, sondern die Bestrafung der unschuldigen Nachkommenschaft im diesseitigen Leben genommen wird. Die späteren Verheissungen des Jave, Bal und Adonai sind immer gleichen Inhaltes, irdischer Segen als Lohn und irdische Leiden als Strafe. Auch in der Abschiedsrede Moses (5. Mose 28. 29. 30) treten diese Vorstellungen in vollster Ausführlichkeit zu Tage, ohne die mindeste Bezugnahme auf eine dereinstige Vergeltung. Zur Zeit Davids und Salomos zeigt sich das Gleiche: der Prophet Nathan verheisst dem David im Namen des Herrn (2. Sam. 7) nicht himmlischen, sondern irdischen Lohn und als David durch Zählung des Volkes sich versündigt hatte (2. Sam. 24), sandte der Höchste den Propheten Gad, um ihm zur Auswahl dreierlei Strafen anzubieten: sieben Jahre Theurung im Lande, oder drei Monate Flucht vor seinen Feinden oder dreitägige Pest im Volke; der edle Herrscher wählte Letzteres und die Pest raffte 70000 Bewohner hin für die unerklärliche Sünde des Königs. Seinem Nachfolger Salomo erschien der Höchste im Traume, verhiess ihm aber ebenso wenig himmlischen Lohn, sondern (1. Kön. 3. 13) mit der erbetenen Weisheit „Reichthum und Ehre, dass deinesgleichen keiner unter den Königen sei zu deinen Zeiten.“ Die Drohungen (1. Kön. 9) des Adonai beziehen sich ebenfalls nur auf irdische Strafen, wie z. B. als Salomo fremde Götter zugelassen hatte (1. Könige 11. 9). Erst während der Gefangenschaft scheinen die Juden dahinführende Vorstellungen in Babel aufgefasst und von dorther zurückgebracht zu haben, die aber von den Priestern nicht anerkannt wurden, denn die Betrachtungen des Propheten Nehemias (Neh. 9) bewegen sich noch ausschliesslich im Bereiche der irdischen Vergeltung. Späterhin dringt die Vorstellung einer künftigen Vergeltung durch, ohne jedoch zum Glaubenssatze des ganzen Volkes erhoben zu werden; sie tritt auf in der chaldäisch-persischen Form eines dereinstigen Weltgerichtes, am Ende des gegenwärtigen Weltalters, zu welchem die Todten auferstehen sollen, um nach Masgabe ihres Erdenlebens Lohn oder Strafe zu empfangen.

§. 156.

Zur Zeit Jesu war unter den Juden eine tiefgehende Spaltung vorhanden: die Sadducäer (Matth. 22. 23) glaubten nicht an die Unsterblichkeit oder dereinstige Auferstehung zum jüngsten Gerichte; die Pharisäer und Essäer dagegen, wenn auch im übrigen stark abweichend von einander, scheinen ähnliche Vorstellungen über das nachirdische Leben gehegt zu haben. Die christliche Vorstellung von der künftigen Vergeltung beruht auf den Aussprüchen Jesu:

„Selig sind die geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr." (Matth. 5.)

„Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen."

„Selig sind die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr."

„Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnt werden."

„Und wer verlässt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben." (Matth. 19. 29.)

„In der Auferstehung werden sie weder freien noch sich freien lassen, sondern sie sind gleich den Engeln Gottes im Himmel." (Matth. 22. 30.)

„Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Stuhle seiner Herrlichkeit und werden vor ihm alle Völker versammelt werden. Und er wird sie von einander scheiden, wie ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet, und wird die Schafe zu seiner Rechten stellen und die Böcke zur Linken. Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist vom Anbeginne der Welt. — Dann wird er auch sagen zu denen zu seiner Linken: gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. — Und sie werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben." (Matth. 25.)

„Freuet euch alsdann und hüpfet, denn siehe euer Lohn ist gros im Himmel." (Luk. 6. 23.)

„Da wird sein Heulen und Zähneklappen, wenn ihr sehen werdet

Abraham und Isaak und Jakob und alle Propheten im Reiche Gottes, euch aber hinaus gestosen." (Luk. 13. 28.)

Sondern wenn du ein Mahl machest, so lade die Armen, die Krüppel, die Lahmen, die Blinden, so bist du selig; denn sie haben es dir nicht zu vergelten, es wird dir aber vergolten werden in der Auferstehung der Gerechten." (Luk. 14, 13. 14.)

„Es begab sich aber, dass der Arme starb und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schos. Der Reiche aber starb auch und ward begraben, und als er nun in der Hölle und in der Qual war, hob er seine Augen auf und sah Abraham von ferne und Lazarus in seinem Schose, rief und sprach: Vater Abraham, erbarme dich meiner und sende Lazarus, dass er seine Fingerspitze ins Wasser tauche und kühle meine Zunge, denn ich leide Pein in dieser Flamme. Abraham aber sprach: gedenke Sohn, dass du Gutes empfangen hast in deinem Leben und Lazarus dagegen hat Böses empfangen; nun aber wird er getröstet und du wirst gepeinigt. (Luk. 16. 22.)

„Und Jesus sprach zu ihm (dem Schächer am Kreuze): wahrlich ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein." (Luk. 23. 43.)

„Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren, und wer sein Leben auf dieser Welt hasst, der wird es erhalten zum ewigen Leben." (Joh. 12, 25.)

Wenngleich die kurzen Aussprüche keine ausführliche Darstellung geben, so hat doch daraus die unter den Christen herrschende Vorstellung sich gebildet, welche mit unwesentlichen Abweichungen allgemein dahin geht,

dass die menschliche Seele im künftigen Leben Vergeltung empfange für die im Erdenleben, im zurechnungsfähigen Zustande begangenen Thaten, dass sie Lohn zu erwarten habe für die, in Übereinstimmung mit den Offenbarungsgesetzen begangenen Handlungen;

dass sie Strafe zu erdulden habe für ihre irdischen Thaten, die im Widerspruche mit den Offenbarungsgesetzen geschahen; es sei denn, dass sie durch den Erlösertod Jesu mit Gott sich versöhnt habe.

Diese Überzeugungen von einer nachirdischen Vergeltung beruhen auf dem Unsterblichkeitglauben, können ohne denselben nicht da sein, wogegen dieser im Stande wäre unabhängig fortzubestehen. Es kann demnach auch, ohne den Unsterblichkeitglauben zu erschüttern, untersucht werden, ob die Voraussetzungen zutreffen, von denen die Vorstellung einer künftigen Vergeltung für das Erdenleben ausgehen, und wie es überdies sich verhalte mit Strafe und Lohn im Erdenleben.

§. 157.

Indem der Mensch sein Verhalten auf Erden bestimmen lässt durch Rücksichten auf eine künftige Vergeltung, geht er aus von folgenden irrigen Voraussetzungen:

a) dass seine Eintheilung der strafwürdigen und lohnenswerthen Handlungen eine unabänderliche sei und demgemäs Strafe oder Lohn unausbleiblich und unabänderlich erfolgen müsse.

Frühere Erläuterungen haben gezeigt, dass diese Voraussetzung unrichtig sei, indem von jeher weder die Offenbarungs- noch die menschlichen Gesetze fest und unabänderlich gewesen sind. Nach den durch Moses verkündeten Offenbarungsgesetzen müssten Mord und Brand im Nachbarlande zu den lohnenswerthen Handlungen gehören, wogegen sie in der Gegenwart zu denjenigen Thaten gerechnet werden, deren Begehung Höllenstrafen nach sich zieht. Nach Jesu Ausspruche soll durch Entäusserung aller irdischen Güter das Himmelreich verdient werden und Gütergemeinschaft verdienstlich sein, Beides von der Gegenwart als verdammlich angesehen. Wenn demnach die künftige Vergeltung von jeher erfolgt wäre, wie die einander widerstreitenden Offenbarungs- und menschlichen Gesetze es bestimmten, so hätte ein endloses Austauschen zwischen Himmel und Hölle stattfinden müssen, je nachdem die Gesetze der Vertheilung sich änderten: verdammte und Jahrhunderte hindurch gepeinigte Sünder wären späterhin verdienstlich befunden und aus dem Höllenpfuhle zum Himmel erhoben worden, wogegen Selige dem Himmel entrissen zur Hölle hinab geworfen werden müssten. Oder wenn man, wie es der Gottesglaube erfordert, die Vergeltung nach dem Tode nach unabänderlichen Gesetzen geschehend denkt und alle Schwankungen in das menschliche Urtheil verlegt, so würde das Übel entstehen, dass Thaten, die nach Moses Aussprüchen zu den verdienstlichen gehören, wie Raub, Mord und Brand, dereinst mit Höllenqualen bestraft würden oder der Gelderwerb, dem alle Jahrhunderte hindurch die Menschen oblagen, ihnen sämmtlich, nach Jesu Aussprüchen, den Himmel verschlösse, der dagegen denen offen stehe, welche arm sind wie Lazarus oder ihr ganzes Besitzthum den Armen schenken, leihen Jedem der borgen will oder dem Räuber, der den Rock verlangt, auch den Mantel hingeben. Um unabänderlich zu sein, müsste also der künftigen Vergeltung eine andere

Eintheilung zum Grunde liegen, als die schwankenden Offenbarungs- und menschlichen Gesetze. Wenn dieses aber der Fall, wie kann der Mensch, der nur die Gesetze auf der Erde kennt, dereinst verantwortlich sein, wenn seine Handlungen nach anderen, ihm unbekannt gewesenen Gesetzen beurtheilt und vergolten werden sollen? Er konnte nur seine Entschlüsse fassen nach den Gesetzen, die mit ihm auf Erden waren, und unmöglich ahnen, dass dereinst nach ganz anderen Gesetzen die Entscheidung getroffen werde.

b) Dass das Verhältniss der Handlungen zu den Gesetzen die Eintheilung in gut und böse bedinge, also eine jede Handlung nur gut oder böse, lohnenswerth oder strafwürdig sein könne.

Die Grundlage der menschlichen Eintheilung ist geradezu umgekehrt, denn wir nennen bestimmte Thaten nur deshalb gut oder lohnenswerth, weil sie erfahrungsmäsig vortheilhafte, lohnende Folgen haben, und nennen andere nur deshalb böse, weil sie erfahrungsmäsig nachtheilige Folgen haben; es sind also die Folgen, welche unsere Eintheilung bedingen, nicht umgekehrt. Die Eintheilung muss sich also ändern, sobald die Menschen ihre Ansichten über die Folgen umgestalten, und da überdies jede einzelne Handlung nicht abgeschieden ist aus der Fülle der Vorgänge, sondern nach allen Seiten im Zusammenhange steht: so sind auch ihre Folgen höchst selten ausschliesslich nützlich oder schädlich, sondern der Regel nach beides im verschiedenen Grade und bedarf es einer sorgfältigen Abwägung der beiderseitigen Wirkungen, um zu ermessen, welcher Seite die Handlung zuzurechnen sei. Ohne Abwägung aller Folgen kann gerechter Weise die jedesmalige Eintheilung nicht vorgenommen werden, und da die Folgen (Wirkungen deren Ursache die Handlung ist) jedesmal von den augenblicks obwaltenden Verhältnissen abhängen: so wird auch die Erwägung wechselnde Ergebnisse herausstellen, nach der die Eintheilung in gut und böse, lohnenswerth und strafwürdig jedesmal verschieden sich gestalten muss. Diese allein richtige Eintheilung ist lediglich abhängig von der jezeitigen Erkenntniss und sie wird getroffen, je nachdem die Folgen der Thaten übersehen werden oder werden können. Der Rückständige erkennt in der Regel nur die nächstliegenden und auffälligen Wirkungen seiner Handlungen, wogegen die ferner und tiefer liegenden ihm verborgen bleiben; seine Abwägung und Eintheilung ist demnach wesentlich verschieden von den Ergebnissen, zu denen die Abwägung derselben Handlungen durch

Vorgeschrittene führen muss. Die Beurtheilung der Handlungen nach ihren Folgen muss also eine stetig veränderliche sein, je nachdem die menschliche Erkenntniss fortschreitet, und muss auch unter den jezeitig zusammen Lebenden verschieden ausfallen, je nach den Abständen der Erkenntniss derselben. Ob demnach einer Handlung Strafe oder Lohn folgen müsse oder werde, wird niemals für alle Zeiten und Verhältnisse festgestellt werden können.

c) Dass jeder Handlung ihre Strafe oder ihr Lohn folgen müsse, d. h. nur hinterher eintreten könne.

Diese Voraussetzung ist noch weniger begründet, denn jede That eines Menschen ist nicht allein die Ursache nachfolgender Wirkungen, sondern auch die Wirkung vorhergegangener Ursachen; Strafe oder Lohn könnten also ebenso wohl voraufgehen. Betrachtet man z. B. die lohnenswerthesten Thaten, welche Einzelne zum Besten der Menschheit verrichten, so lässt sich schwerlich verkennen, dass sie dazu in den Stand gesetzt wurden durch dasjenige, was sie der Menschheit verdanken, dass sie also ihren Lohn bereits im voraus empfangen hatten. Der Menschheit verdanken sie nicht allein das Dasein und dessen Erhaltung, sondern auch ihre hohe Bildung, welche sie zu den edlen Thaten befähigte. Das gesammte Denken und Fühlen des Einzelnen ist die Frucht des Jahrtausende langen Lebens der Menschheit; was er besitzt und dessen er sich erfreut ist also ein ihm anvertrautes Kleinod aus dem Gesammtschatze des Geschlechtes, und wenn dieses ihn zu den edelsten und gemeinnützigsten Handlungen befähigt, in ihm eine Prachtblüte der Menschheit entwickelt: so hat er seine Thaten lediglich als einen schwachen Ersatz dessen zu betrachten, was er seinem Wohlthäter schuldete, dessen Erstattung also keinen nachträglichen Lohn verdiene.

Auch aus einem anderen Grunde ist die Voraussetzung zurück zu weisen. In den Fällen, wann nach menschlicher Schätzung Lohn oder Strafe ausgeblieben sei, hat er solches nur daraus geschlossen, dass ihm selbige nicht bemerkbar ward, und er nahm deshalb an, dass sie nicht eingetreten seien. Die Schlussfolgerung ist augenscheinlich sehr mangelhaft, denn seine Sinne sind begrenzt, sein Gedächtniss ist schwankend und unsicher, und sein Verstand erzeugt viele Irrthümer; es sind also zahlreiche Ursachen vorhanden, um ihn verhindern zu können, Lohn oder Strafe zu

erkennen, die vielleicht unerkannt weit stärker erfolgt sind als genügen würde, um seine Anforderungen zu befriedigen.

Es ist also nicht nothwendig, dass Lohn oder Strafe den Handlungen folgen müsse, und wenn sie erfolgen, ist es keineswegs sicher, dass der Mensch sie jedesmal erkenne, vielmehr ist es wahrscheinlich, dass sie in den meisten Fällen seiner Erkenntniss entgehen und seine Forderung auf Ergänzung des Fehlenden in einem nachirdischen Leben nicht in den wirklichen Verhältnissen begründet sei, sondern in den Mängeln seiner Erkenntniss, deren Beobachtung das vermeintliche Fehlende entging.

d) Dass die Reue über strafwürdige Handlungen nicht ausbleiben könne und der Mensch, durch sein Gewissen vorher wie nachher gemahnt, mit vollem Bewusstseine handele, also auch verantwortlich sei und der Vergeltung anheim fallen müsse.

Die Reue ist Frucht der Erkenntniss (§. 135), denn das Gewissen ist der Verstand auf die Schätzung des Werthes der eigenen Thaten angewendet. Die Erfahrung lehrt an zahllosen Beispielen, wie das Gewissen schweigt, so lange die Strafwürdigkeit einer Handlung nicht zur Erkenntniss kommt. Die Priester, welche Mörder zum Tode vorbereiten, finden sich meistens Männern gegenüber, denen sie erst das Verständniss darüber eröffnen müssen, dass der Mord ein Verbrechen sei, dass der Mensch nicht nach Gutdünken Anderen das Leben rauben dürfe. Erst nachdem der Verwahrloste diese Erkenntniss erfasste, erwacht in ihm die Reue und die berechtigte Klage darüber, dass vordem Niemand sich bemüht habe, ihm diese Erkenntniss so überzeugend beizubringen. Ein besonderer Fall neuerer Zeit stellt dieses Verhältniss noch auffälliger dar: ein Soldat, dem ein ruhmvoller Feldzug wiederholte Belobung und einen Orden eingetragen hatte, liess sich hinreissen, wegen einer öffentlichen Beleidigung, einen verkrüppelten Menschen zu tödten, der, seines boshaften Betragens willen, allgemein verhasst war. Zum Tode verurtheilt, war es ihm unmöglich, Reue zu fühlen; keine Erläuterung vermogte ihn zu überzeugen, denn er machte geltend, dass, wenn es lohnenswerth gewesen sei, 14 Menschen im Kriege zu ermorden, die ihn niemals beleidigt hätten: so könne es kein Verbrechen sein, einen Bösewicht zu ermorden, der ihn empfindlich beleidigte; damals habe man ihn für jeden Mord eines unschuldigen Menschen belobt und jetzt wolle man ihn um eines boshaften Krüppels willen tödten. Wenn ihn etwas gereue, so sei es der Mord jener 14 Unbekannten, die er, auf Anordnung

seiner Vorgesetzten, hinter Mauern und Gebüschen schleichend, niedergeschossen habe wie wilde Thiere. Er starb mit dem Bewusstseine, dass ihm Unrecht geschehe.

Das gleiche Verhältniss waltet ob bei allen Vergehungen: die Reue erwacht nur dann, wenn die Überzeugung herrscht oder entsteht, dass eine begangene That nachtheilige Folgen herbeiführen werde oder könne; sie verfehlt deshalb nicht allein die auf dem rechten Wege Rückständigen, sondern auch die seitwärts Verirrten, nicht nur die Unwissenden, sondern auch die Verbildeten. Jedes Gefängniss, Zuchthaus oder Besserungs-Anstalt enthält zum grössten Theile Unwissende, in denen die Reue nicht eher erwacht, als bis ihnen einleuchtend gemacht wird, dass ihre Verbrechen überwiegend nachtheilig seien für das Gemeinwesen, dass sie ein gleiches Verbrechen, von anderen gegen sie selbst begangen, nicht dulden, sondern scharf bestrafen würden, wenn sie könnten. In Ermanglung solcher Erkenntniss überstehen sie ihre Strafe ohne Reue, und nach erlangter Freiheit wiederholen sie dieselben Verbrechen ohne weiteres Bedenken, als auf die Verhütung der Entdeckung gerichtet. Nicht minder geben die Verbildeten in den wohlhabenden Klassen die Belege ab: ein groser Theil ihrer Mitglieder würde ohne Reue jede strafwürdige Handlung begehen, wenn sie gegen öffentliche Blosstellung sich gesichert glaubten; andere betrachten es sogar als Berechtigung und Kennzeichen ihrer höheren Stellung, ungescheut dasjenige zu thun, was den Armen in das Zuchthaus führen würde. Weit entfernt davon Reue zu empfinden, tragen sie ihre Handlungen zur Schau, weil nach ihrer Meinung es nützlich und nothwendig sei, den Niedrigstehenden zu beweisen, dass man nicht mit ihnen gleichstehe, also auch nicht den für sie geltenden Gesetzen unterworfen sei.

Die Reue ist demnach keine unausbleibliche Folge eines Vergehens, hängt nicht ab von der Beschaffenheit der That, sondern von dem Mase der Erkenntniss, der Bildungsstufe des Handelnden.

e) Dass es im Willen des Christen liege, der dereinstigen Bestrafung zu entgehen, indem er durch den Glauben an Jesus, auf Grund seines Opfertodes, mit Gott sich versöhne und dadurch seine Sündenlast tilge.

Diese Voraussetzung ist ausgesprochenermasen nicht für die ganze Menschheit bestimmt, sondern betrifft nur ein Fünftel derselben, die Christen. Aber auch unter diesen herrscht keine Übereinstimmung darüber, ob das Gnadenmittel allen Christen ohne Unterschied verfügbar sei, vielmehr ist

jede der Haupt-Abtheilungen, zumal die griechische, römische, lutherische und anglikanische, der festen Überzeugung, dass nur sie allein gegründeten Anspruch darauf besitze, und die Übrigen nur dann in dieselben Rechte eintreten dürften, wenn sie bestimmte Unterscheidungen ihrer Glaubenssätze als verdammungswürdige Irrthümer anerkennen und ablegen. Es würde sich also ergeben, je nach der Abtheilung, von deren Standpunkt aus geurtheilt wird, dass aus den 1330 Millionen Menschen, welche die Erde bewohnen, höchstens 170 Millionen das Recht oder die Fähigkeit besitzen, den Erlösertod Jesu als Gnadenmittel in Anspruch zu nehmen, zur Abwehr der Bestrafung im nachirdischen Leben.

Aber auch in diesem kleinen Theile der Menschheit wird die Wohlthat des Gnadenmittels abhängig gemacht von der Reue und Buse vor dem Tode. Die Reue kann aber, wie erläutert, nur aus der Erkenntniss erwachsen, so dass die Christen ebenso wie alle Nichtchristen im Wesentlichen von der Erkenntniss abhängen. Auch bei ihnen ist die rückständige Erkenntniss das Hinderniss der Reue und dazu kommt, dass in zahllosen Fällen es an Zeit und Gelegenheit mangelt, vor dem Tode die Wiedergeburt durch Reue und gute Werke zu vollziehen, die Sterbenden also unversöhnt der nachirdischen Bestrafung verfallen. Der Erlösungsglaube, wie er einerseits einen beruhigenden Einfluss auf diejenigen ausübt, welche sich und ihre Angehörigen im Zustande der Versöhnung vor dem Tode wissen, übt ebenso wohl andererseits einen peinlichen Eindruck aus in Fällen, wann die Versöhnung unterblieb oder nicht kurz genug vor dem Tode geschah, um die Möglichkeit neuer Sünden vor dem Abscheiden auszuschliessen. Um letzteren Mangel zu ergänzen, hatte in Spanien im vorigen Jahrhunderte ein Verein von Todeshelfern sich gebildet, aus den angesehensten und redlichsten Bürgern groser Städte bestehend, welche abwechselnd darüber wachten, dass jeder Kranke oder Sterbende, nachdem er vom Priester die letzte Ölung und Sündenvergebung empfangen, sofort erstickt werde, damit er, wie sie aus ihrem Glauben folgerichtig schlossen, sündenrein in das Himmelreich eingehe und nicht der Gefahr ausgesetzt bleibe, durch neue Sünden vor seinem Tode das Himmelreich zu verfehlen. Das Bekenntniss eines grauenden Mitbruders auf dem Todbette führte die Entdeckung und Auflösung des Bundes herbei, dessen irrende Mitglieder, wegen ihrer grosen Zahl, hohen Stellung und edlen Beweggründe man unbestraft liess, aber durch Belehrung der Priester bekehrte.



Die römisch-katholische Priesterschaft bietet zur Versöhnung mit Gott ein Aushülfmittel in der aus dem Altrömischen stammenden Lehre (§. 89), dass die Seele nach der Scheidung vom Leibe zunächst einer Reinigung im Fegefeuer (Purgatorium) unterworfen werde und dadurch Zeit und Gelegenheit gegeben sei, durch Gottes Barmherzigkeit, so wie durch priesterliche Fürbitten (Seelenmessen) die mangelnde Versöhnung zu ergänzen. In dieser Beziehung ist augenscheinlich die römisch-katholische Vorstellung durchdachter als die der übrigen Glaubens-Genossenschaften, welche die Ergänzung abweisen; jene legt es nicht allein in den Willen der Menschen, versöhnt in das Jenseitige hinüber zu gehen, sondern bietet ihm auch, im Falle der Versäumniss, im Fegefeuer und den Seelenmessen ausreichende Ergänzung dieses Versehens. Vollständige Gewähr kann auch nicht die umfassendere Vorstellung leisten, denn der gewissenhafte Priester ertheilt keineswegs die Zusage, dass die Sünden getilgt seien, sondern eröffnet nur die tröstende Hoffnung, dass der himmlische Vater die gezeigte Reue und erlittene Busse als ausreichend zur Versöhnung erkennen und die Höllenstrafen abwenden werde. Während also von der weitestreichenden Ausführung der Versöhnung 1160 Millionen Nicht-Katholiken ausgeschlossen sind, können auch die bevorzugten 170 Millionen Katholiken nicht mit voller Gewissheit der Wohlthat sich versichern, und die Voraussetzung ist demnach in ihrer Anwendung auf die gesammte Menschheit unzutreffend.

f) Dass die Aussicht auf dereinstige Bestrafung oder Belohnung nothwendig sei, um die Menschen zu veranlassen, pflichtmäsig zu handeln.

Bekanntlich ist dieses Mittel seit Jahrtausenden angewendet worden, um den Einzelnen zu bewegen, Böses zu unterlassen und Gutes zu thun; aber mit wie mangelhaftem Erfolge, das erweisen nicht allein die gefüllten Gefängnisse, sondern noch mehr die endlosen Klagen der Priester und Propheten aller Zeiten und Völker. Die aus der Beobachtung erwachsende Enttäuschung war jederzeit am grössten bei den Vorgeschrittenen ihrer Zeit, denn sie müheten sich ab, die Rückständigen durch die Erkenntniss zur Besserung zu führen, setzten sich augenscheinlichen Gefahren aus, erlitten Verfolgung und Tod, um das vorgesetzte Ziel zu erreichen, und mussten dennoch in Wehmuth erkennen, wie wenig der Erfolg ihren Hoffnungen genüge. Im Christenthume hat diese niederbeugende Wahrnehmung sogar zu der Annahme geführt, dass der Mensch in seiner Grundlage böse sei; zum Bösen erschaffen, werde er auf seinem Lebenswege von bösen Wesen

(Teufeln) begleitet und verführt; es sei nichts Gutes an ihm, denn in Sünden geboren, lebe er in Sünden und sterbe in Sünden dahin.

Das Verhältniss, aus welchem die trüben Vorstellungen erwuchsen, lässt sich nicht verkennen, denn es war zu allen Zeiten da und herrscht noch in der Gegenwart; zur Klage ist den Vorgeschrittenen ausreichende Veranlassung gegeben. Allein den trostlosen Vorstellungen von der vorwaltenden und übermächtigen Bosheit der Menschen liegt doch ein Irrthum zum Grunde, in welchen die Vorgeschrittenen verfallen, weil sie annehmen, die Rückständigen seien im Stande, in kürzester Zeit mit einem Sprunge auf die höhere Stufe sich zu erheben, und wenn dieses nicht geschehe, wenn sie die höhere Erkenntniss der Vorgeschrittenen nicht erfassten und danach ihre Handlungen regelten, sei es unverbesserliche Verstocktheit, böser Wille. Die Wirkungslosigkeit lag in der Rückständigkeit der Menschen, welche sie verhinderte, die Frucht des jahrelangen Nachdenkens der Vorgeschrittenen mit ihrer engeren Erkenntniss zu erfassen. Sie lag aber auch in sehr vielen Fällen darin begründet, dass die Vorgeschrittenen selbst die Ursachverhältnisse nicht kannten und statt den nächstliegenden Zusammenhang zu erläutern, die unmittelbar günstige oder ungünstige Wirkung zur Erkenntniss zu bringen, verwiesen auf die fernliegenden Folgen eines zukünftigen Lebens. Von dem Vorhandensein und der Beschaffenheit desselben konnten aber die Rückständigen keine Vorstellung erlangen, weil jede unmittelbare Berührung und Verbindung mit demselben fehlte und weil jeder Lehrer nach Masgabe seiner besonderen Einbildung das Fortleben der Seelen verschieden darstellte. Fernliegende und unbestimmte Belohnungen und Bestrafungen sind aber erfahrungsmäsig sehr schwache Mittel, um Menschen überhaupt, noch mehr aber rückständige, zu veranlassen, auf naheliegende, unmittelbar erreichbare Vortheile zu verzichten oder Nachtheile des nächsten Augenblickes freiwillig zu übernehmen. Während zahllose Beispiele erweisen, wie selbst die in naher Aussicht stehende menschliche Bestrafung nicht verhindert, dass Tausende ihren Vortheil in gesetzwidriger Weise verfolgen, auf die Gefahr hin ertappt und bestraft zu werden, erwartet man dennoch, dass die Aussicht auf eine nachirdische, unbekannte Vergeltung ausreichend wirken solle? Wenn die Erfahrung in unzähligen Fällen lehrt, dass die vorausgesetzte Einwirkung auf die Handlungen der Menschen nicht stattfindet, dann fällt auch die Begründung der Nothwendigkeit dieser Vorstellung, denn ein wirkungsloses Mittel, d. h.

dessen Wirkungslosigkeit eben von denen anerkannt und beklagt wird, welche es mit voller Überzeugung empfehlen, solches Mittel kann keine Nothwendigkeit sein; es wirkt sogar schädlich, indem es die Anwendung anderer Mittel verhindert, die gröseren Erfolg verheissen und leisten könnten.

Wie gering aber selbst die Gläubigen den Einfluss jener Aussicht auf die Handlungen der Menschen schätzen, ergiebt sich überzeugend daraus, dass sie von jeher sich gemüssigt sahen, harte irdische Strafen zu verhängen für dieselben Vergehungen, von denen sie fest überzeugt waren, dass das höchste Wesen sie verboten habe, ihre Begehung allwissend überwache und allgerecht schwer bestrafen werde. Sie wollten also weder die Bestrafungen dem höchsten Wesen in einem künftigen Leben überlassen, noch hatten sie die Zuversicht, dass die Aussicht auf dereinstige Vergeltung genüge, um verbotene Thaten zu verhüten. Wenn man in einem gegebenen Falle wider ein besonderes Übel ein Gegenmittel von angeblich ausreichender Wirkung besitzt und dennoch ein zweites Mittel zur Hülfe nimmt, so beweist dieses ganz einfach, dass man das angebliche Hauptmittel als wirkungslos oder mindestens ungenügend ansehe. Man kann in diesem, wie in so vielen anderen Fällen, weit sicherer aus den Handlungen als aus den Worten der Menschen auf ihre innerste Überzeugung schliessen, denn die Worte sind in den meisten Fällen nur erlernt und werden nachgesprochen, ohne ihres Widerspruches mit anderen in den Handlungen liegenden Überzeugungen gewahr zu werden, und wenn also die Erfahrung unausgesetzt lehrt, dass die Gläubigen, seien es Richter oder Priester, die irdischen Strafen als unumgänglich nothwendig ansehen und anwenden, dann darf aus dieser Handlung, mit gröserer Zuversicht als aus ihren Worten, geschlossen werden, dass sie von der Aussicht auf eine künftige Vergeltung nur eine geringe Meinung hegen. Wenn der Gesetzgeber und Richter irdische Strafen verhängt für Vergehungen, die nach den Lehren der Priester nachirdische Strafen (ewige Verdammniss) zur Folge haben, so beweisen jene lediglich, dass sie an die Wirksamkeit der Lehren nicht glauben. Auch die Menschen im allgemeinen stehen auf dem Standpunkte der Richter, sprechen aber doch die erlernten Worte der Priesterlehren nach, als ob sie solche in sich aufgenommen hätten. Statt aber, ihren Worten gemäs, den Verbrecher lediglich der Reue und den nachirdischen Strafen zu überlassen, also den Gesetzgebern und Richtern kräftig zu wider

stehen, treten sie auf deren Seite und zeigen durch ihren Eifer in der Beihülfe, wie auch sie das Hauptgewicht auf die irdischen Strafen legen. Wenn man, um den Einklang zwischen Worten und Werken zu prüfen, der Bevölkerung Europas die Frage vorlegte, ob sie die irdischen Strafen schwinden lassen wolle, um dem Glauben gemäs der ewigen Vergeltung jede Bestrafung zu überlassen, würden höchst wahrscheinlich 99 aus 100 antworten, dass die irdische Bestrafung unentbehrlich sei, und wenn eine von beiden, um des Einklanges willen aufgegeben werden müsste, sie die Aussicht auf eine nachirdische Bestrafung hingeben wollten. Wenn diese Abschätzung als zutreffend anerkannt wird, so muss man auch zugestehen, dass die herrschende Ansicht, im Widerspruche mit den Priesterlehren, dahin gehe, die Aussicht auf nachirdische Bestrafung sei nicht voran, sondern hintenan zu stellen und man dürfe von diesem Nebenmittel keine eingreifende Wirkung sich versprechen, wolle aber doch sein Fortbestehen dulden, weil es möglicher Weise doch etwas Nützliches zu erwirken vermöge. Aber auch dieses Etwas wird durchgehends als Nichts betrachtet, denn die Gesetze nehmen keine Rücksicht darauf, dass der Verbrecher für das zu bestrafende Vergehen dereinst ewige Höllenstrafen zu erdulden habe. Selbst die christlichen Priester, so oft sie die Macht besasen, haben irdische Strafen der schärfsten Art, verbrennen und rädern, foltern und viertheilen angewendet für Vergehungen, die sie ausdrücklich für Beleidigung Gottes erklärten, ohne dem Unglücklichen im mindesten zu gute zu rechnen, dass er nach ihren Lehren im künftigen Leben vom beleidigten Gotte durch ewige Verdammniss bestraft werden solle. Die Priester haben in dieser Art Tausende von Andersgläubigen der doppelten Bestrafung unterworfen und meistens unter Verhältnissen, die jede Betheiligung des persönlichen Hasses ausschlossen, in denen also kein Zweifel darüber obwalten konnte, dass sie die nachirdische Strafe als Nichts betrachteten, als ein Etwas, welches nicht verdiene in Anrechnung gebracht zu werden.

Wenn in den letzten Jahrhunderten eine Milderung eingetreten ist, namentlich die irdischen Strafen, welche Priester verhängen dürfen, an Grausamkeit verloren haben, so ist damit doch keine Veränderung in den zum Grunde liegenden Vorstellungen vorgegangen; es ist ihnen nur die Macht genommen Scheiterhaufen zu errichten, aber so weit sie strafen dürfen, gehen sie mit Vorliebe bis an die äussersten Grenzen. In Spanien betreiben es die katholischen Priester, dass die Leser und Verbreiter der

übersetzten Bibel auf die Galeeren gesandt werden, und in England, Deutschland u. a. sind die evangelischen Priester nicht minder beflissen, unter ihren Genossen diejenigen ausfindig zu machen, welche von den Worten ihres Bekenntnisses abweichen, um alsdann zu veranlassen, dass sie durch absetzen und verjagen dem Elende oder dem Hunger preisgegeben werden.

Auf Grund dieser Erörterungen ist die Schlussfolgerung berechtigt, dass nicht allein bei den Völkern im allgemeinen, sondern auch bei den Gesetzgebern und Richtern die Vorstellung von einer nachirdischen Vergeltung von keinem Gewichte sei und dass selbst die Priester, die eifrigsten Verfechter dieser Lehre, ebenso wenig in ihren bezüglichen Handlungen derselben Gewicht beilegen, also in Wirklichkeit die Vorstellung nur in Worten vorhanden ist, nicht in Werken. Damit fällt auch die Voraussetzung, dass die Aussicht auf nachirdische Vergeltung nöthig sei, um die Menschen zur Pflichterfüllung zu bewegen, denn wenn Niemand und selbst nicht deren eifrigsten Lehrer ihr Gewicht beilegen, dann kann sie auch nicht nothwendig sein: von Jedermann bei Seite gesetzt, wird sie ungültig und überflüssig.

§. 158.

Es lässt sich aber nicht verkennen, dass der Glaube an die Vergeltung in einem künftigen Leben in anderer aber keineswegs gemeinnütziger Weise wirkungsreich sei, nämlich in Erhaltung des Einflusses der Priester. Die Hölle ist eine unschätzbare Domäne für sie und eine unersetzliche Waffe, um alle furchtsamen Gemüther sich zu unterwerfen. Den evangelischen Priestern fehlen die Hauptmittel (Ohrenbeichte und Sündenvergebung), um jenen furchtbaren Glauben im vollsten Umfange wirken zu lassen; die katholischen dagegen, günstiger gestellt und besser ausgerüstet, bedienen sich desselben mit grosem Geschicke und dürfen, seitdem ihre Kirchengüter zum grössten Theile verloren gingen, die Furcht vor der Hölle als ihren einträglichsten Ersatz betrachten. In ihren Buspredigten wissen sie durch erschütternde Beschreibung der Höllenqualen, mit genauer und sorgfältigster Verwendung der wirksamsten Bilder, alle Furchtsamen, namentlich das weibliche Geschlecht und die alten Männer, zu durchschauern und durch Hervorhebung der gangbarsten Sünden (Unzucht, Geiz, Habgier u. a.) das Bewusstsein der Einzelnen zu eröffnen der Furcht vor

den Höllenstrafen, deren peinigende Feuerflammen die derbe Beschreibung so nahe bringen, dass der Sünder ihr Sengen bereits zu fühlen wähnt. Dass dergleichen wirkungsreich sei, lässt sich nicht verkennen, aber nicht in der Beziehung, welche hier in Betracht kommt, nicht in der Verbesserung des pflichtgemäsen Thuns, sondern in Erhaltung des Einflusses und der Einnahmen der Priester. Dieselben sind unermüdlich darin, dem Volke vorzuhalten, dass es sich nicht gebessert habe, dass es fort und fort in Sünden lebe, den Höllenqualen ausgesetzt bleibe und einer stetig wiederholten Reinigung gegen Geldzahlung bedürfe. Sie bestätigen also selbst, dass die erreichte Wirkung nur Furcht, nicht Besserung war, denn wenn ihre Busreden Besserung erzielten, müsste die augenscheinliche Folge sein, dass die Predigten allmälig sich minderten oder mäsigten und zuletzt ganz aufhören könnten. Dem entgegen bestehen sie unvermindert fort, bezeugen also ihre Wirkungslosigkeit in Bezug auf die von den Priestern verlangte Besserung der Menschen. Dass dagegen die Höllenfurcht günstige Erfolge für den Priesterverband erziele, erweist sich zur Genüge daraus, dass seine Besitzthümer, die noch jetzt nach Hunderten von Millionen Thalern zu rechnen sind, zum grössten Theile den Vermächtnissen entstammen, welche die Furcht vor der Hölle aus dem Familienbesitze der schaudernden Sünder in die Hände der Priesterschaft überführte, und die Millionen, welche die Priesterschaft verloren hat durch Einziehung ihrer Güter von Seiten katholischer wie evangelischer Regierungen, haben sie mit Erfolg aus der unerschöpflichen Furcht vor den Höllenstrafen zu ersetzen gesucht. Die von den Priestern selbst erkannte Wichtigkeit der Höllenfurcht bezeichnete ganz treffend die Frage, welche 1862 ein Jesuiten-Missionär in seiner Buspredigt erhob: „Wenn die Hölle nicht wäre mit ihren Strafen, wozu wäre die Kirche da mit ihren Gnadenmitteln?“ Das ganze Gewicht der Kirche, der Einfluss wie die Einnahmen des Priesterverbandes liegen in der Verbindung zwischen der Höllenfurcht und den Gnadenmitteln; die Priesterschaft besitzt und spendet, gegen Bezahlung, die unerschöpflichen Gnadenmittel (§. 132) zur Beschwichtigung der Höllenfurcht, welche sie selbst durch harsträubende Beschreibungen in ihren Zuhörern erregte, derartig dass die Furchtsamen an den Rand der Verzweiflung gebracht waren. Wenn in gleicher Weise die Ärzte das Gefühl des Krankseins allgemein erregen und bis zur Verzweiflung steigern könnten und dürften, so würde jede Arzenei und wäre es auch nur ein Schluck Quellwasser, ihnen willig um jeden Preis

abgekauft werden und sie ebenso rasch Reichthümer ansammeln können, aber — die Furcht fehlt und mit dem Glauben die Lust zum zahlen. Die Bereicherung der christlichen Priesterschaft hat aber erfahrungsmäsig keine Besserung der Menschen zur Folge; die letzten 600 Jahre haben vielmehr erwiesen, dass in dem Mase wie der Reichthum des Priesterverbandes sich mehrte, auch der Sittenverderb in seinem eigenen Kreise zunahm. Als zu Anfang des 16. Jahrhunderts das Besitzthum des römischen Priesterverbandes bei den meisten der untergebenen Völker ein Drittheil, in anderen sogar die Hälfte des ganzen nutzbaren Landes betrug, ward die Priesterschaft so zerrüttet, dass ihre Häupter (Alexander 6. Julius 2. u. a.) nur noch durch Verbrechen und Glaubensspott sich auszeichneten.

Der wirksamste Einfluss der Höllenfurcht, des Glaubens an die Vergeltung im nachirdischen Leben, in Schaffung und Erhaltung eines bereichernden Priestereinflusses, hat so verderblich sich erwiesen, dass in dieser Beziehung das Aufgeben der Vorstellung nur wohlthätig wirken könnte.

§. 159.

Es zeigt sich im steten Wechsel der Vorstellungen von Lohn und Strafe, wie sehr solche aus den Fähigkeiten der Menschen erwachsen, deren Mängel unterworfen gewesen sind und in Folge dessen auf Schlussfolgerungen gestützt wurden, die vornehmlich aus unrichtig angenommenen Ursachverhältnissen gezogen waren. Nur aus dem menschlichen Ursprunge lässt sich erklären, wie die Vorstellungen über das Lohnenswerthe oder Strafwürdige der Handlungen im Laufe der Jahrhunderte stetig wechselten, wie die Geltung einzelner derselben zu Zeiten eine völlige Umkehrung erfahren konnte; wie auch noch gegenwärtig zu gleicher Zeit bei den verschiedenen Bildungsvölkern oder bei den Genossen desselben Volkes, den Mitbürgern einer Stadt, selbst den Mitgliedern kleinerer Verbände binnen weniger Jahrzehnde bezügliche Vorstellungen in geradezu entgegengesetzten Deutungen herrschend waren; wie Lohn oder Strafe in umgekehrter Weise zur Anwendung kamen, und wenn Himmel und Hölle demgemäs vertheilt gewesen wären, das jedesmalige Austauschen vieler Millionen von Insassen hätte stattfinden müssen. Es herrscht z. B. in Europa die Vorstellung, dass es im irdischen wie im nachirdischen Leben

strafwürdig sei, Menschen in Sklaverei zu erhalten, und die Engländer haben die Stärke und Aufrichtigkeit ihrer Überzeugung dadurch erwiesen, dass sie 1833 zur Befreiung der Sklaven ihrer Colonien 20 Millionen Pfund Sterling hergaben. In Amerika herrscht dagegen die entgegen gesetzte Vorstellung, denn man betrachtet die Sklavenhaltung als unsträflich für das nachirdische Leben und lohnenswerth für das irdische Wohlsein; die den Engländern nahestehenden Nord-Amerikaner halten bei gleicher Religion fest an der landüblichen Einrichtung und fürchten nicht, deshalb der Hölle zu verfallen. Beiderseitig stimmt man darin überein, dass die Bibel Gottes Wort sei und unbedingte Gelebung verdiene; aber beide erweisen aus diesem Gottesworte, dass ihre geradezu entgegengesetzten Vorstellungen richtig seien. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts galt in ganz Europa der Handel mit Negersklaven als lohnenswerthe Handlung und der dadurch erworbene Reichthum als verdienstlich erworbener Gottessegen, dessen Niemand sich zu schämen brauche und aus dem die christlichen Priester und Kirchen sehr gern Geschenke empfingen. Im 19. Jahrhunderte ward derselbe Handel ein Verbrechen, brachte nicht allein Schande, sondern führte auch scharfe Strafen herbei für den Verachteten, dem jeder Priester die dereinstige Höllenstrafe als unausbleiblich vorher sagen wollte. Wie man vordem den Handel aus der Bibel gerechtfertigt hatte, verdammte man ihn nunmehr auf Grund derselben.

In gleicher Weise verkehren sich die Vorstellungen binnen weniger Jahre in demselben Volke, wenn die Obergewalt wechselt: was die in Paris 1793 herrschende reichlich belohnte, ward von der 1803 herrschenden scharf bestraft; erstere sandte nach Cajenne diejenigen, welche der Republik widerstrebten, letztere dagegen die Anhänger der Republik. Was 1810 vom Kaiser belohnt und von den Priestern als himmelswürdig empfohlen ward, unterlag 1820 harter Strafe des Königs und ward von den Priestern der Hölle überwiesen. Ebenso scharf war der Unterschied zwischen 1848 und 1853: die Republikaner erachteten die Pressfreiheit zu den Wohlthaten und ihre Erhaltung zu den lohnenswerthen Handlungen; wogegen die Kaiserlichen 5 Jahre später sie zum Schädlichen rechneten und ihre Erhaltung als strafwürdige Handlung ahndeten. Die Priesterschaft stimmte jedesmal der herrschenden Gewalt bei, kehrte also auch in wenigen Jahren ihre Vorstellungen um.

Auch bestehen gleichzeitig neben einander die entgegen gesetzten

Deutungen derselben Handlnng: der Einzelne eines Volkes, welcher einen Mord begeht oder veranlasst, wird mit dem Tode bestraft; wenn dagegen die herrschende Gewalt desselben Volkes, und stecke sie auch im Unterrocke, aus den leichtfertigsten Gründen einen Mord im Grosen veranlasst, sei es ein auswärtiger oder Bürgerkrieg, so verfällt sie keiner Strafe, vielmehr sneht man die Mörder im Grosen durch Denkmäler zn verewigen. Dem Einzelnen ist der selbstbeschlossene Mord im Zweikampfe gestattet, sei es auch nur eines Hundes oder einer feilen Dirne willen; er wird scheinbar bestraft, aber in Wirklichkeit als tapferer Mann gepriesen. Wird dagegen der Mord aus Noth begangen, so zieht er Todesstrafe nach sich, und sei er auch Angesichts des Hnngertodes geschehen. Der Diebstahl eines Brodes für die hungernden Kinder führt in das Gefängniss, wogegen der Diebstahl von Hunderttausenden zur Befriedigung lächerlicher Eitelkeit oder üppiger Gelüste Ansehen verleiht, sofern er listig genug ausgeführt wird, um dem Wortlaute der Gesetze zu entgehen oder befangenen Richtern einen Grund zu lassen, entweder die Anklage zu vermeiden oder sie unwirksam zu machen. Glückspiele sind den Einzelnen verboten und werden als strafwürdig behandelt; die verbietenden und strafenden Statsverwaltungen dagegen spielen in ihren Lotterien und Lotterie-Anleihen ungescheut mit den Einzelnen und rechnen dieselbe Handlung in eigener Ausführung zum Lohnenswerthen. Die Vielweiberei wird scharf bestraft, sobald der Schuldige mit mehreren Frauen einen festen Bund schliesst, der ihm die gebührenden Verpflichtungen auferlegt und das Gemeinwesen gegen die Folgen seiner Handlungen schützt; dagegen gestattet man Vielweiberei im lockeren Bunde, der keine Verpflichtungen auferlegt und dem Gemeinwesen die Folgen der Ausschweifungen aufbürdet. Letztere Art wird sogar als eine Auszeichnung, als Beweis hoher Stellung betrachtet und findet vielerorts unter den Wächtern des Gesetzes die freundlichste Deutung, wenn es Angesehene betrifft, aber die feindlichste, sobald Niedriggestellte in Betracht kommen.

Es liegt also weder in den Offenbarungsgesetzen, welche mit Strafen und Lohn in einem künftigen Leben in Verbindung stehen, noch in den Statsgesetzen, ein zuverlässiger Anhalt zur Scheidung der menschlichen Handlungen in strafwürdige und lohnenswerthe. Die Geltung derselben That ist verschieden je nach Ort und Zeit des Geschehens, sogar verschieden nach der Stellung, welche der Einzelne im State einnimmt. Es genügt auch nicht, dass zur Eintheilung andere Bezeichnungen gewählt werden,

wie: Recht und Unrecht, gesetzlich und ungesetzlich u. a., denn andere Namen geben ebenso wenig sichere und unveränderliche Kennzeichen für die einzelnen Handlungen, und deshalb finden auch alle vorhin angeführten Wandlungen und Umkehrungen allenthalben und jederzeit in den herrschenden Gesetzen ihren Ausdruck, wie nicht minder in den einander widersprechenden Urtheilen der Richter. Wie schwankend die Beurtheilung sei selbst bei denen, welche die Urtheilfindung zu ihrer Lebensaufgabe machen, ergiebt sich am überzeugendsten aus den geradezu entgegengesetzten Entscheidungen, welche auf einander folgende Gerichte über denselben Klagefall abgeben, sogar in Fällen, wo es sich handelt um Menschenleben.

§. 160.

Als alleinige Grundlage der erläuterten Verhältnisse lässt sich erkennen die wechselvolle Heranbildung des Menschenwesens, welche sich äussert in den stetig vorgehenden Wandlungen durch Fortbildung und Rückbildung, denen das Menschenwesen ausgesetzt wird, getragen von seinen Fähigkeiten, gehemmt durch seine Mängel. Das Ergebniss dieser wechselvollen Entwicklung in Bezug auf die Vorstellungen von Strafe und Lohn, ist der gegenwärtige Rechtszustand der Völker im Ganzen und Einzelnen, und in der Mannigfaltigkeit liegt die ganze Stufenfolge der vorhergegangenen Bildungen, von den ersten aufdämmernden Anfängen des Rechtsbewusstseines der rückständigsten Völker bis zu den höchsten Gestaltungen, deren die Menschheit bisher fähig war, im Bewusstseine der Vorgeschrittensten inmitten der Bildungsvölker. Wir vermögen in Gedanken die Entwicklungsfolge zu durchwandern: entweder zeitlich, indem wir, in der Geschichte eines der jetzigen Bildungsvölker rückwärts forschend, zu den rückständigsten Vorstellungen hinabgelangen, die meistens den gegenwärtigen fremd sind oder geradezu widerstehen; oder örtlich, indem wir die Rechtsvorstellungen der gleichzeitig auf verschiedenen Bildungsstufen lebenden Völker, in angemessener Folge unter und über einander stellen und in dieser Weise eine ähnliche Bildungsreihe schaffen, die von den einfachsten Anfängen des aufdämmernden Rechtsbewusstseines bis zu den höchsten Gestaltungen der Gegenwart hinaufführt.

Auf beiden Wegen lässt sich erkennen:

dass die Vorstellungen von Lohn und Strafe begründet wurden, als

die Bildung der Menschheit aus den kleinsten Anfängen an den Grenzen der Thierheit begann;

dass die Fortbildung der einzelnen Verbände wie deren Genossen eine ungleiche war und die daraus entstehenden Bildungsunterschiede zur Folge hatten, dass die Rückständigen wider die Anordnungen der Vorgeschrittenen handelten und deren Einschreiten, in Bestrafung der Widersetzlichkeit, erforderlich machten;

dass die Fortbildung eine schwankende war, so dass die masgebenden Vorstellungen der vorgeschrittenen oder übermächtigen Genossen der Verbände, in den Gesetzen ausgeprägt, zeitlich und örtlich von einander abwichen, oft sogar einander entgegengesetzt lanteten und die Bildnng eines durchgehenden Rechtsbewusstseines noch mehr erschwerten;

dass die Erkenntniss der Ursachverhältnisse, nach denen der Mensch seine Vorstellungen über Strafe und Lohn abgetheilt hatte, eine ungenügende war, indem der Mensch nur den Theil erkannte, der innerhalb seiner Sinnesgrenzen fällt und seinen beschränkten Fähigkeiten fassbar wird, wodurch er verleitet ward anzunehmen, dass Strafe und Lohn nicht im gebürenden Mase erfolgen;

dass die Erforschung der aussersinnlichen Welt die Vorgeschrittensten dazu führte, Offenbarungsgesetze zu schaffen und mit der früher erlangten Vorstellnng vom Fortleben der Seele nach dem Tode des Leibes, die Vorstellung der nachirdischen Bestrafung und Belohnung zu verbinden, zur Ergänzung des Mangels der Vergeltung, den der Mensch im Erdenleben erkannt zu haben glaubte;

dass also alle Gestaltungen, von den ersten Anfängen bis zu den höchsten der Gegenwart, alle Verschiedenheiten der Entwicklung, in den Fähigkeiten und Mängeln des Menschenwesens die ausreichende Erklärung finden, unverkennbar deren Formen und Einflüsse offenbaren, also auch lediglich menschlichen Ursprunges sein müssen.

Erlösung.

§. 161.

Als der Begriff Sünde entstanden war (§. 122), die Menschen erkannt hatten, dass viele Handlungen der Einzelnen nicht allein das Gedeihen der Gesammtheit gefährdeten, sondern auch Beleidigungen des höchsten Wesens seien, welche dessen Rache und Strafe herbei ziehen, da musste den Vorgeschrittenen, den Erleuchteten über der Menge stehend, die betrübende Wahrnehmung sich aufdrängen, dass die Sünden in steter Zunahme seien. Mit der wachsenden Zahl der Genossen mehrten sich die gemeinschädlichen Thaten in demselben Verhältnisse, und mit zunehmender Erkenntniss mussten die Vorgeschrittenen um so mehr Thaten dem Reiche der Sünde überweisen. Der Abstand zwischen den Wünschen und Forderungen der Vorgeschrittenen und den Thaten der Rückständigen nahm also zu im gedoppelten Mase, in anwachsender Zahl der Sünder und Erweiterung des Bereiches der Sünde. Das Bewusstsein des Sündhaften war zu allen Zeiten sehr schwach in der grosen Mehrzahl der Volksgenossen, lebte dagegen um so stärker in den gleichzeitig Vorgeschrittensten, und zwar je weiter diese der Bildung der Menge vorausgeeilt waren. Je höher der Standpunkt, von dem aus sie das Treiben des Volkes überblickten, desto gröser musste ihnen das Mas der Sünde erscheinen, um so tiefer ihr Schmerz über die wachsende Zahl der Beleidigungen, welche die rückständige Menge dem Höchsten biete, desto peinigender ihre Furcht vor der anwachsenden Rache des Höchsten und den harten Strafen, welche das Volk auf sich herabziehe.

Die Kunde von diesen Verhältnissen und daraus entstehenden Vorstellungen ist uns bewahrt worden in den Sagen und Denkmälern alter Zeit,

von denen die biblischen Schriften für uns die wichtigsten sind, weil sie nicht allein deutlich und jedem zugänglich, sondern auch noch gegenwärtig auf die Vorstellungen der Europäer den stärksten Einfluss ausüben. Die Kunden der Israeliten und anderer Völker sind aber nicht aufzufassen als Denkmäler der bezüglichen Völker im Ganzen, sondern nur der Vorgeschrittenen unter ihnen, als Überlieferung dessen, was die hervorragendsten Männer des Volkes über den Zustand und die Thaten der Menge dachten, welche Vorstellungen sie mit den überwiegend schädlichen Vorgängen verbanden, welche Ursachverhältnisse sie erkannten und welchen Schmerz sie empfanden über die sündhaften Thaten des Volkes.

Eine der ältesten und die am schärfsten ausgeprägte Kunde dieser Art ist die biblische Erzählung von der Sündflut (1. Mose 6), einer Überschwemmung, zu deren Beschreibung wahrscheinlich ein stattgehabter Vorgang die Veranlassung gegeben hat. Ob derselbe vom Urvolke der Ostafrikaner im Einbruche des Rothen Meeres erlebt und aus egyptischen Sagen entstanden sei, die von einer allgemeinen Überschwemmung berichten, oder ob die biblische Erzählung vom Kurthale am Kaukasus herstamme, wohin die Erwähnung des Ararat deutet, ist hier von geringem Gewichte, wo es lediglich darum sich handelt, die bei der Abfassung herrschenden Vorstellungen und Deutungen der Sünden und Strafen zu erkennen. Der Bericht sagt: „Da aber der Herr sah, dass der Menschen Bosheit gros war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse war immerdar; da reuete es ihn, dass er die Menschen gemacht hatte auf Erden und es bekümmerte ihn in seinem Herzen und sprach: Ich will die Menschen, die ich erschaffen habe, vertilgen von der Erde, von dem Menschen an bis auf das Vieh und bis auf das Gewürm und bis auf die Vögel unter dem Himmel, denn es reut mich, dass ich sie gemacht habe. Noah fand Gnade bei dem Herrn.“ (1. Mose 6. 5.)

In diesen Worten liegen also zweierlei Vorstellungen ausgeprägt, nämlich:

dass die Sünden der Menschen im Laufe der Zeit gewachsen seien;

dass das Rachegefühl des Höchsten in solchem Mase sich steigern könne, dass zur Befriedigung desselben nur das höchste Strafmas genüge, welches in diesem Falle bestand in Vertilgung aller Menschen und Thiere, mit Ausnahme von Stammparen für die künftige Bevölkerung.

Beide Vorstellungen erhielten sich rege unter den Kindern Israels, fanden

auch in der ferneren Geschichte ihre Bestätigung in den minder ergreifenden Erzählungen vom Untergange Sodoms (1. Mose 19), dem Untergange des Heeres der Egypter (2. Mose 14), wie auch in den Beschuldigungen, Racheäusserungen und Strafen, welche dem Jave bei verschiedenen Gelegenheiten zugeschrieben werden.

Die feste Überzeugung vom Anwachsen der Sünden der Menge und die daraus entstehende Furcht vor dem gänzlichen Untergange des Volkes erfüllten zu allen Zeiten das Gemüth der hervorragenden Männer mit tiefer Trauer, wie die Bücher des Alten und des Neuen Testamentes sie in den Mahnungen und Klagen der Propheten überzeugend darlegen. An vielen Stellen wird dem ganzen Volke oder der Stadt Jerusalem der völlige Untergang angedroht, und die zahllosen, schrecklichen Leiden, von denen das Volk in seiner misslichen Lage heimgesucht ward (§. 41), deuteten die Vorgeschrittenen als Ausflüsse der Rache des Herrn, als Strafen, welche er verhänge für die unausgesetzten Beleidigungen durch die Sünden des Volkes, deren Anwachsen so sehr das Strafmas steigere, dass nur die Fürbitten der Priester und Propheten den Herrn bewogen, vom Vertilgen des ganzen Volkes abzustehen. Es verblieb aber jederzeit die trostlose Überzeugung, dass die Sünden zunähmen, also das Rachegefühl des Höchsten sich steigern müsse, in Folge dessen seine Strafen zu einem fürchterlichen Umfange anschwellen würden, wenn es nicht gelinge ihn zu versöhnen.

Da die Vorgeschrittenen mit Schmerz erkennen mussten, dass ihre Hoffnung auf Minderung der Sünden vergeblich sei: so bestrebten sie sich, das Rachegefühl des Höchsten zu besänftigen durch Mehrung der wohlgefälligen Handlungen. Es ward die Zahl der Opfergaben gemehrt, man demüthigte sich, flehete um Barmherzigkeit und Schonung und unterwarf sich blindlings den schrecklichen Aufgaben, welche das höchste Verehrungswesen durch Orakel und Priestermund stellte. Alles vergebens, denn die trotzdem einbrechenden Plagen (Pest, Hungersnoth, Niederlage u. a.) galten als Beweis, dass die Rache des ergrimmten Herrn dadurch nicht versöhnt worden sei. Die Bücher des Alten Testamentes sind vor allem anderen erfüllt von diesen Vorstellungen, geben zahllose Klagen über die unausgesetzten Beleidigungen des Herrn, warnen vor der Wiederholung derselben, unter Androhung der schrecklichsten Strafen, deuten die Landplagen und Kriegsunfälle, welche das Volk trafen und dem Untergange nahe brachten, als Ausbruche des Zornes und der Rache des ergrimmten

Höchsten; sie erschöpften sich in ausführlicher Beschreibung der Qualen, welche das Volk noch zu gewärtigen habe, um fast jedesmal mit dem schmerzlichen Bekenntnisse zu schliessen, dass bisher alles vergeblich gewesen sei. Opfer und Gebete waren nicht im Stande, die Landplagen und verderblichen Kriegsunfälle abzuwehren; die Sünden mehrten sich und eine Zukunft voll zunehmender Leiden stand in Aussicht, wenn nicht die Sühne in einer Weise stattfände, deren Bedeutsamkeit ausreiche, das angeschwollene Rachemas des ergrimmten Herrn auszugleichen. Es bedurfte eines Opfers der höchsten Art.

§. 162.

Die Vorstellung vom stellvertretenden Opfer ist so alt und dauerhaft, dass nicht allein ihr Ursprung in weit rückständigen Zeiten gesucht werden muss, sondern auch ihre Geltung noch in der Gegenwart nachgewiesen werden kann. Der semitische El (oder die Elohim) verlangt vom Abraham den einzigen Sohn Isaak zum Opfer (1. Mose 22), begnügt sich aber mit einem Widder als Stellvertreter; als Ham sündigt (1. Mose 9), legt Noah den Fluch auf Kanaan, an die Stelle seines Vaters; zur Zeit Moses begnügten sich Jave und Asasel jeder mit dem Opfer eines Bockes anstatt des ganzen sündigen Volkes; Jave verlangt alle Erstgeborenen von Menschen und Vieh zum Brandopfer (2. Mose 13. 2), gestattet aber späterhin Lösung durch Geld; Jave will (2. Mose 32. 10) das ganze Volk auffressen, begnügt sich aber vor der Hand damit (27, 28), dass 3000 Menschen niedergemetzelt werden als stellvertretende Opfer; er will wiederholt (4. Mose 16. 21) die ganze Gemeinde vertilgen, nimmt aber auf Moses Bitten, als stellvertretendes Opfer, die Rotte Korah und 250 Mann so wie fernere 14,700. Als David sich versündigt hatte, begnügte sich der Herr (Bal) mit dem stellvertretenden Opfer von 70,000 aus dem Volke (2. Sam. 24. 15). Als Salomo gesündigt hatte (1. Kön. 11. 12), begnügte sich Adonai damit, Salomos Sohn dafür zu bestrafen; ebenso als Ahab sich versündigt hatte, legt der Herr das Unglück auf den Sohn (1. Kön. 21. 29). — Gleiches findet sich bei anderen Völkern in Sagen und Handlungen, die auf semitischen Ursprung der Vorstellungen deuten. In den griechischen Sagen geht der verwundete Kentaur Cheiron freiwillig in den Tod für den gefesselten Prometheus und

wird als genügend angenommen. Nach römischen Sagen stürzt sich Curtius in eine klaffende Erdspalte, als stellvertretendes Opfer für das ganze Volk.

Die Stellvertretung war es, welche dazu beitrug, im Laufe der Zeit die Opfer zu ermäsigen: statt der Menschenopfer gab man Thieropfer oder Geld; statt der erstgeborenen Kinder weihete man Lämmer; späterhin als die Thiere minder wurden, weil das Volk zum Landbau überging, opferte man Früchte, Öl und Wein anstatt des Fleisches. Man gelangte dazu, auch in der Erfüllung von Gelübden, Wallfahrten und Gebetleistungen die Stellvertretung zuzulassen, sei es in der Weise, dass andere Menschen die Leistung gegen Entschädigung übernahmen oder die gelobte Leistung durch Geld ersetzt ward; alles stellvertretende Opfer, die noch in der Gegenwart bei den Christen, Muhammadanern und Indern (Brama- wie Buddha-Gläubigen) im Gebrauche sind.

Die Weltstellung des Menschen und sein Entwicklungsgang mögen immerhin nach Zeit und Ort verschiedene Formen zeigen, die Grundzüge bleiben allenthalben gleich. Die Vorstellung von der Sünde musste allenthalben entstehen, sobald die Bildung soweit fortschritt, dass die Erleuchteten des Volkes zum Bewusstseine gelangten, die Thaten der Rückständigen seien gemeinschädlich und beleidigten die Verehrungswesen. Die Vorstellung von strafenden höchsten Wesen musste entstehen, als der Mensch in seiner Umgebung Übermächte erkannte, die er zu fürchten hatte, örtlich und zeitlich verschieden, je nach den Lebensverhältnissen und der Fassungsgabe der einzelnen Völker, aber allerorts vorhanden und Ehrfurcht heischend. Die Vorstellung von der Rache des höchsten Wesens musste entstehen, weil allenthalben den Menschen Leiden treffen, zu denen er kein anderes Ursachverhältniss zu finden wusste, als in seiner aussersinnlichen Welt, in den Entschlüssen seines Verehrungswesens, zu deren Beurtheilung er sich selbst als Masstab anwendete, weil ihm kein anderer zu Gebote stand (§. 18).

§. 163.

Die Vorstellung vom stellvertretenden Opfer hat, wie erwähnt, die Sühnopfer der Einzelnen gemildert, musste aber andrerseits die Anforderungen an die Sühnopfer der Gesammtheit steigern, je mehr im Bewusstseine der Vor-

geschrittenen das Sündenmas des Volkes anwuchs. Hatte man sich gemüssigt gesehen, bei grosem und anhaltendem Unglücke die Opfer zu steigern, bis Königssöhne, Propheten und die Führer des Volkes dem Grimme des Höchsten geopfert waren, hatte der Mensch alle seine Mittel erschöpft und doch den Leiden kein Ziel setzen, den Grimm des Herrn nicht wenden können: so musste die Vorstellung sich bilden, dass nur ein Opfer übermenschlichen Ursprunges zur Sühne der stetig zunehmenden Sündenlast ausreichen werde.

In der altindischen Lehre findet sich die Vorstellung frühzeitig entwickelt und dahin gesteigert, dass alle menschlichen Opfer und Gebete nicht ausreichen könnten, um die anwachsenden Sünden der Menschen zu tilgen. Die freiwillige Opferung der Besten wie ganzer Scharen des Volkes endeten nicht die Leiden, welche durch Überschwemmungen wie durch Dürre, Hungersnoth, Pest und andere Landplagen das flehende Volk trafen und von den Priestern gedeutet wurden als Strafen für die Sünden des Volkes. Die Inder steigerten deshalb ihre Vorstellung zu der Annahme, nur ein Opfer himmlischen Ursprunges könne durch seinen höheren Werth die Aussöhnung ermöglichen, indem es, durch freiwilligen Tod das rachedürstende Verehrungswesen befriedigend, die angewachsene Sündenschuld tilge und das Volk von der Furcht vor der verdienten Strafe erlöse. Diese Vorstellung, zum sehnlichen Wunsche, zur Inbrunst gesteigert, nahm bei dem lebhaften Indervolke lange vor Christi Geburt irdische Gestalt an, bildete sich um zu der Annahme, das nothwendige Opfer himmlischen Ursprunges müsse geschehen, könne nicht ausbleiben, und so genügte das Geringfügigste, um die Überzeugung zu schaffen, dass das Opfer irgendwo geschehe oder geschehen sei. Die indischen Geschichtbücher, aus dem 10. bis 7. Jahrh. vor Chr. Geb. erzählen demgemäs, dass die zweite Person ihrer dreieinigen Gottheit (Brama — Wischnu — Siwa) zur Erde herabgekommen und Menschengestalt angenommen habe, um in einem der Menschheit gewidmeten Leben, durch Selbstopferung für die Sünden der Menschen zu büsen und in die himmlische Heimat zurückkehrend, an der Weltregierung wiederum Theil zu nehmen. Da die Opferung aber nur die angewachsene Sündenlast tilgte, nicht die künftige, und die Sündhaftigkeit der Menschen nicht ruhete neue Schuld anzuhäufen, so habe, wie man annahm, Wischnu bereits 9 mal auf Erden erscheinen müssen, um unter verschiedenen Gestalten der Erlösung zum Opfer zu fallen, und werde auch künftig als Erlöser

der Menschen wieder erscheinen, sobald die anschwellende Sündenschuld aufs neue der göttlichen Sühne bedürfen werde.

Die Israeliten harreten noch ihres Erlösers, als die Inder ihn schon längst gefunden hatten. Jene konnten nicht zur Annahme eines göttlichen Erlösers gelangen, weil ihre Vorstellung von den höchsten Wesen keine Einheit in der Mehrheit herausgebildet hatte (§. 41), vielmehr ihre verschiedenen Verehrungswesen Moloch, El, Jave, Bal, Adonai u. a. unvereint und unversöhnlich neben einander standen, auch sämmtlich, bis auf den heiteren Adonai, grimmige Herren waren, also Sühne verlangten und deshalb nicht Versöhner und Erlöser sein konnten. Adonai dagegen als freundlicher Sonnenherr opferte sich alljährlich, erstarb im Winter und erstand aufs neue in jedem Frühlinge, konnte aber, da er täglich sichtbar war am Himmel, nicht auf Erden erscheinen, um in Menschengestalt als Sühnopfer zu leiden. Dagegen hatten ihre Verehrungswesen von jeher Propheten mit dem heiligen Geiste begabt und sie ermächtigt, Helden (Saul und David) durch Salbung mit höheren Gaben auszurüsten, und nach diesen hergebrachten Vorstellungen dachten sie sich, ihr künftiger Erlöser werde ein mit dem heiligen Geiste begabter Prophet, ein gesalbter Held (hebr. Maschiach, griech. Christos) sein, der die Erlösung des jüdischen Volkes von der Sündenlast und aus der Knechtschaft fremder Völker vollbringen werde.

Bei den frühestgebildeten Egyptern fand sich die gleiche Vorstellung von der Sünde, der Beleidigung höherer Wesen und deren Strafverhängung. Sie erhoben sich jedoch zu der Ansicht, dass jeder Mensch selbständig zu büsen habe und im nachirdischen Leben, je nachdem er sein irdisches gestaltete entweder zur Seligkeit geführt werde oder in Seelenwanderung eine Geschöpfreihe durchleben müsse, um darin die Seligkeit sich zu verdienen. Von einer anhänfenden Sündenlast des ganzen Volkes findet sich keine Vorstellung; sie kann aber früher geherrscht haben und überwunden worden sein, so dass sie der Rückbildung verfiel und abstarb. Dagegen findet sich eine, aus den Witterungsverhältnissen entstandene Sage vom Götteropfer, der Opferung des Sonnenherrn Osir, welche alljährlich im Winter sich vollzieht, indem er (seine Wärme) dahinschwindet, um im Frühlinge schwach (als Kind) zu erstehen und demnächst wachsend die männlich-kräftige, befruchtende Herbstsonne zu werden, die den Jahreslauf vollendend dem Winter (dem Tode) aufs neue verfällt. Dieser Opfertod und die nachfolgende

Auferstehung ward, wie es scheint, örtlich verschieden gedeutet, je nachdem sie im Oberlande oder Niederlande die übermächtigen Vorgänge erklären sollte. Dort war es die befruchtende Sonne (Osir), welche vom glühenden Wüstenwinde (Tiube, griechisch Typhon) im Nachsommer getödtet ward; hier war es die befruchtende Nilflut, welche der Winter oder das Meer als Typhon tödtete, d. h. in sich aufnahm. Das Durchgehende ist in beiden Fällen der jährliche Wechsel einer Zeit der Fruchtbarkeit (des Lebens) mit einer Zeit der Ruhe (des Todes), der als Lebenslauf der befruchtenden Übermacht (Sonne oder Nil) erklärt und demgemäs in örtlich verschieden gestalteten Sagen gedeutet ward.

Dieselbe Grundvorstellung scheint auch in dem Adonaidienste der Israeliten gelegen zu haben, vielleicht in der Ausprägung der Chaldäer, von denen die Juden den Adonai mit der Berieselung empfangen haben werden und der in den üppigen Verhältnissen des Euphratthales die heiterste Gestalt des sich opfernden Sonnenherrn empfangen konnte. Dem Adonai als spendendem, leidendem, sterbendem, aber vom Tode auferstehendem Sonnenherrn ward der Tempel Salomos erbaut; er scheint aber nur örtlich zur Geltung gelangt zu sein, denn während die Stammjuden den Namen beibehielten, gebrauchten die Galiläer und darunter auch Jesus (§. 49) den altsemitischen Namen El (Matth. 27. 48: EL-I, d. h. „El mir“ oder „mein El“) zur Bezeichnung ihres Höchsten.

Bei den ostasiatischen Völkern fand sich die Grundvorstellung von den Sünden und dem darans entstehenden Elende des Volkes nicht minder entwickelt. Die grösten Männer mussten erkennen, dass ihre eigenen Bemühungen wenig darin zu ändern vermogten, dass es vielmehr höherer Kräfte bedürfe, um das Elend zu beseitigen, die Kluft auszufüllen, welche zwischen ihnen und der rückständigen Menge sich befinde.

Kong-fu-dsü, der erhabenste Lehrer des grosen Volkes der Sinesen (6. Jahrh. vor Chr. G.) in der schmerzlichen Erkenntniss, dass seine Lehre und sein Beispiel so wenig angenscheinlichen Erfolg erlangten, dass das Volk trotzdem auf verderblichen Wegen verharre und dadurch Unterdrückung, sowie zahlloses Elend auf sich herabziehe, vertröstete seine Jünger auf einen künftigen, grosen Heiligen, den Friedensfürsten, welcher dereinst auf Erden erscheinen werde, ohne menschlichen Vater, durch die Macht des Himmels von einer Jungfrau geboren, alle Stralen der Weisheit in sich vereinigend und die Vollkommenheit aller Tugenden besitzend; dieser werde alle Unter-

drücker vernichten und alle Völker zur freiwilligen Unterwerfung unter seine Gesetze bewegen. Diesen heiligen Erlöser beschrieb er als „einen Menschen, einen Lehrer der Menschen, einen Lehrer der Weisen, einen erhabenen Menschen, einen wunderbaren und himmlischen, schönsten und vollkommensten aller Menschen, Sohn des Höchsten.

Sakjamuni oder Godama (Buddha) im 4. Jahrh. vor Chr. G. hinterliess seinen Gläubigen in Indien, Sina, Tibet u. a. die Weissagung, dass nach 5000 Jahren, am Ende des gegenwärtigen Weltlaufes, ein anderer Buddha (Maitreya) erscheinen werde, welcher in voller Heiligkeit die Welt schützen und milde beherrschen werde, auch alles vollenden solle, was er nicht habe ermöglichen können. Die spätere Lehre stellte den himmlischen Avalokitesvara als künftigen Erlöser auf.

Zarathustra (Zoroaster), eine Reihenfolge von Hohenpriestern der Altperser vom 12. bis zum 6. Jahrh. vor Chr. G., setzten an die Stelle des alten Feuerdienstes die Verehrung des Himmelsherrn, die Lichtreligion. Späterhin fügte sich die Mithrasch-Geheimlehre ein, wie es scheint chaldäischen Ursprunges, aber auf Egypten hinweisend, da in der Weissagung der Versöhner Mithrasch der Erdengestalt des richtenden Nachtosir (dem Stiere) den Dolch in die Brust stöst und dieser, mit brechendem Auge zum Himmel blickend, in seiner egyptischen Eigenschaft als Orakel, weissagend den Untergang des Nachtreiches und den Sieg des Lichtes verkündet. Mithrasch als Sonnenherr oder Sonnenheld (mit seiner dreifachen Krone) ist vom Herrn des Lichtes, des Guten der Welt, dem Ahuromasdao (Ormuds) geschaffen und wird dereinst als Siegesheld und Mittler auf Erden erscheinen, das Reich des Bösen überwinden, die Sünde vernichten und die geläuterte Welt dem Reiche des Lichtes zuführen. — Nahezu dieselbe Vorstellung ward auch mit dem Erlöser Sosiosch verbunden, dem Sroscha (heiligen, siegreichen Geiste, Gestalt gewordenem, heiligen Schöpferworte), der am Ende des Weltalters die ganze Menschheit glücklich machen, allen Schmerz, die Wurzel des Übels, und alle Leiden zerstören solle und demnächst alle Todten auferwecken werde, von denen die Guten zum Himmel eingehen und die Bösen im Abgrunde durch Feuer geläutert werden sollen, so dass selbst der Fürst der Finsterniss, der Angromainjus (Ariman) geläutert werden und die ganze Welt im Lichtreiche sich vereinen solle.

Auch bei den Hellenen hatten Vorstellungen dieser Art Eingang gewonnen, denn vom Sokrates (5. Jahrh. vor Chr. G.) wird die Äusserung

berichtet, wenn bei dem damaligen Weltzustande etwas solle gebessert werden, könne es nur durch Vermittlnng eines himmlischen, göttlichen Wesens geschehen, welches er als Ausfluss (Logos) des Höchsten bezeichnet, auf dem, als einem festen Schiffe, man sicher und gefahrlos durch die Fluten des Lebens sich wagen dürfe. Als Ideal eines solchen wahrhaft Gerechten stellte er auf den, „der ohne selbst unrecht zu thun, den grösten Schein der Ungerechtigkeit habe, damit er ganz in der Ungerechtigkeit sich bewähre; der dann gefesselt, gegeiselt, gefoltert, mit glühendem Eisen geblendet und, nachdem er alle Leiden erduldet, noch gekreuzigt werde."

§. 164.

Die Erlöser-Sehnsucht der Israeliten musste in Folge der örtlichen Eigenthümlichkeit des Volkes und seiner Leiden (§. 41) in einer unterschiedlichen Form sich ausprägen. Den Vorgeschrittenen aller Partheien erschien das unablässige Kriegsunglück, die oftmalige Verheerung des Landes, Unterjochung und Tödtung des Volkes, Fortführung in Gefangenschaft, wie auch die Kriegsfolgen in Hungersnoth, Pest und inneren Fehden, lediglich als Strafen der herrschenden Übermächte für die Sünden des Volkes. Alle Opfer und Gebete schützten nicht gegen die wiederkehrenden Ausbrüche des Zornes und der grimmigen Rache des Höchsten, denn der Unterjochung und Beraubung dnrch eine der Weltmächte, folgte bald die einer anderen; Syrer, Egypter, Babeloner, Meder und Perser lösten einander ab in der Besetznng der Völkerbrücke Palästina, denn sie war zu wichtig für jede Grosmacht, welche zur Zeit die herrschende Gewalt besas oder erringen wollte. Auch der Haupttempel zu Jerusalem ward dabei verheert, der Höchste selbst litt unter der Gewalt der Feinde. Das konnte nach ihrer Ansicht von keiner Daner sein, denn das Volk mogte verhöhnt werden, aber nicht der Höchste, der grimmige nnd allgewaltige Jave-Moloch, und dieser durfte nicht ermangeln, über kurz oder lang einzuschreiten und zwar der Lage der Dinge nach, indem er die Feinde selbst schlage (durch Pest, Schrecken o. a.) oder auch einen siegreichen Helden erstehen lasse, einen Gesalbten des Herrn gleich David, der dem jüdischen Volke zur Abschüttelung des Joches verhelfe und zur Unterdrückung anderer Völker. Sobald dieses Unausbleibliche geschehe, würde daraus ein neues Reich ent-

stehen, im vollen Glanze, von groser Macht und Herrlichkeit, alles schöner und reicher als je vorher.

In wie weit der Gesalbte als Erlöser von der Sündenlast gedacht wurde, ergiebt sich nicht in klaren Worten, liegt aber schon darin, dass alles Elend als Folge der Sünden angesehen ward, als Ausdruck der Sündenlast, welche selbverständlich abgenommen sei, wenn das Volk aus dem statlichen Elende erlöst werde, zu dem die Sündenlast geführt habe. Die Propheten, welche die Erlöserhoffnungen des Volkes schufen und rege erhielten, fassten ihre Beschreibungen so dichterisch, dass daraus mehrdeutige Folgerungen gezogen werden konnten, aber keine gleichmäsig geschlossene Vorstellung. Ein allgemein gegebenes Verhältniss lag aber in der kriegerischen Unmacht des kleinen Volkes den gewaltigen Grosmächten gegenüber, auf Grund derer keine andere Hoffnung auf Befreiung entstehen konnte, als die auf Beihülfe eines übermenschlichen Helden gerichtete, der das Missverhältniss ausgleiche durch göttliche Mittel und, durch diese die Heere der Feinde zerstreuend, dem Volke zur Freiheit verhelfen könne. Da der Herr selbst beleidigt sei durch die übermüthigen Fremdlinge, welche seinen Tempel zerstörten: so schien es gegeben, dass er jenen Helden senden werde, der ihm und seinem Volke zur Befriedigung der Rache an den frevelnden Feinden verhelfe. Die Vorgeschrittensten der Israeliten, namentlich die verzückten Propheten, nährten diese Überzeugung im Volke und steigerten die Vorstellung von der Dringlichkeit der Erlösung in dem Grade, wie das statliche Elend zunahm und keine Aussicht auf irdische Hülfe verblieb. Die Vieldeutigkeit der Weissagungen gab Jedem im Volke genügenden Anhalt, um seine besonderen Vorstellungen daran zu heften, und so entstanden eine Anzahl von Einzelnbildern, welche das Erscheinen, die Thaten, den Tod und das Verhältniss des gesalbten Erlösers zum höchsten Wesen verschiedenlich gestalteten. Der dunkle Drang nach Erlösung durch einen Helden mit übermenschlichen Kräften war allen gemeinschaftlich, aber die Vorstellungen über Einzelnheiten konnten in Ermangelung zusammenhängender, klarer Weissagungen weit auseinander gehen.

§. 165.

Aus den Weissagungen der verschiedenen Propheten ergeben sich folgende Grundzüge des erhofften Erlösers:

a) er solle erscheinen als mächtiger, weiser, heldenmüthiger, vom Höchsten gesandter und gesalbter Held, um Israel vom Joche fremder Völker zu erlösen: Jes. 9. 1—8; 42. 1—6; Hes. 34. 11—22; Dan. 9. 25—27; Micha 5. 1—7; Zach. 8. 3—8; 9. 9 u. 10;

b) er solle alsdann ihren Tempel und Tempeldienst glänzender als zuvor einrichten und den Frieden herrschend machen, Friedensfürst sein: Jes. 33. 20; 35. 1—10; 52; 60. 15—22; 62. 2—12; 65. 18—25;

c) er solle fremde Völker unterwerfen: Jes. 45. 14—25; Jer. 46. 1—10; Micha 4. 2—7; 5. 8—14; Haggai 2. 23, 24;

d) er solle fremde Völker, namentlich Assyrer und Egypter dem Judenthume zuwenden: Jes. 2. 2—5; 18. 7; 19. 18—25; 49. 6; 56. 7; Zach. 2. 11; 8. 20—23.

Vorübergehend knüpften sich die Hoffnungen der Propheten Zacharja und Haggai an den jüdischen König Serubabel, dessen Herrschaft unter persischem Schutze kurze Zeit hindurch Frieden und Wohlergehen brachte, auch den Wiederaufbau des Tempels ermöglichte. Diese Hoffnung ward bald zerstört, denn das Volk fiel in syrische Knechtschaft. Es blüheten neue Erwartungen, als die Makkabäer unter syrischer Oberherrschaft Könige der Juden wurden; aber auch dieser Glanz sank rasch dahin. Aufs neue und um so stärker erwachte die Sehnsucht nach dem übermenschlichen Erlöser und ward dessen Wesen in den Vorstellungen um so höher, je mehr man erkannte, wie unmächtig das jüdische Volk sei im Vergleiche zu seinen Unterdrückern, je grössere Macht also erforderlich sei, um den Mangel zum Übergewichte zu erheben. In den Weissagungen des sogen. Daniels versteigen sich die Vorstellungen in das Himmlische: er schaut den Erlöser und die nachkommende Zeit im Vorausblicke (Dan. 7. 13, 14): „Siehe es kam Einer in des Himmels Wolken, wie eines Menschen Sohn, bis zu dem Alten und ward vor denselben gebracht. Der gab ihm Gewalt, Ehre und Reich, dass ihm alle Völker, Leute und Zungen dienen sollten. Seine Gewalt ist ewig, vergehet niemals und sein Königreich hat kein Ende.“

Wenn gleich die Bezeichnung „Menschensohn“ oder „Knecht Gottes“ in den Schriften der Propheten auf das ganze Volk Israel angewendet ward, so verstand doch das Volk sie nur als Bezeichnung des künftigen Erlösers, und deshalb wurden sie auch von den späteren Evangelisten in diesem Sinne gedeutet. Die babelonische Gefangenschaft, in der auch Daniel chaldäisch gebildet worden war (Dan. 1), hatte fremde Vorstellungen zu-

gebracht; die späteren Weissagungen (4. Buch Esra) nannten schon den künftigen Erlöser den „Sohn Gottes, welcher vor seiner Erscheinnng auf Erden im Himmel lebte“ und nach dem Buche Henoch (welches nebst jenem 4. Buch Esra nnd anderen nicht in unsere Bibel aufgenommen ward) wird „der Menschensohn die Mächtigen von ihren Thronen anfjagen nnd herabstosen, weil sie nicht dem Höchsten huldigten, dem Auserwählten, dessen Name bereits angerufen ward vor der Schöpfung der Welt und der beim Alten der Tage verborgen war.“ Der Prophet Maleachi (4. 1) verbindet schon das Erscheinen des Erlösers mit der persischen Vorstellung des Weltgerichtes: „Siehe es kommt ein Tag, der brennen soll wie ein Ofen; dann werden alle Verächter und Gottlosen Stroh sein, und der künftige Tag wird sie anzünden, spricht der Herr Zebaoth, nnd wird ihnen weder Wurzel noch Zweig lassen.“ Die Rabbinen fügten die Vorstellungen zusammen und führten sie ins Einzelne aus: „im Reiche des Maschiach (griech. Christos; röm. Christns) werde kein Krüppel oder Kranker sich befinden; es beginne nach den ersten Tagen das glückselige Reich des künftigen Weltalters, wobei Himmel und Erde untergehen, um einen neuen ewigen Himmel und eine nene Erde zu gründen; dabei erfolge die Auferstehnng der Todten zum Weltgerichte, eingeleitet durch Posaunenrufe, wobei die Todten mit einem nenen Leibe aus den Gräbern auferstehn.“

In diesen Vorstellungen vom Erlöser im jüdischen Volke zeigt sich ein allmäliges Verlassen der semitischen Grundlagen; die Vorstellungen vom stellvertretenden Opfer waren durch die Noth der Verhältnisse zurückgedrängt worden, denn es lag näher vom Erlöser zu erwarten, dass er Befreier aus fremder Knechtschaft sei und das Volk zu neuer Herrlichkeit erhebe, zu deren Herheiführung endlich die persische Vorstellung vom Weltgerichte dienen sollte, bei welchem die Juden, als die Auserwählten des Herrn, erwarten durften gewisslich in das himmlische Reich eingeführt zu werden.

§. 166.

Neben den einzelnen Höchstgebildeten, welche sich erhoben zur dichterisch schönen Auffassung des himmlischen Reiches und ihre Maschiach-Hoffnung dem irdischen Kampfplatze entrückten, blieben im Volke alle rückständigeren Formen derselben Hoffnung lebendig, denn der Menge war

die höchste Vorstellung, welche alle Völker umfasste, zu weitschichtig, um aufgenommen werden zu können. Das eigene Schicksal und dessen nächsten Bezüge nahmen alles Sinnen in Anspruch und ein künftiges Weltgericht lag zu fern, um den Hoffnungen des kurzlebigen Menschen zu genügen, der vor seinem Tode das Glück der Befreiung zu geniessen wünscht. Im rückständigen Volke war die semitische Grundvorstellung unauslöschlich, konnte nicht ersetzt werden durch höhere chaldäische oder persische, und das Volk beharrte in der Überzengung, dass die Kinder Israel alles Elend treffe um ihrer Sünden willen, dass es also eines ungewöhnlichen, übermenschlichen Opfers, eines qualvoll sterbenden Erlösers, bedürfe, um den Zorn und die Rache des Herrn zu versöhnen. Das vielfach gemischte und veränderte Volk empfing fremde Vorstellungen, aber nur die höheren Schichten nahmen sie auf; die Menge des Volkes dagegen hielt mit der ihm eigenthümlichen Zähigkeit sein semitisches Grundwesen fest.

Am meisten entsprach der volksthümlichen Vorstellung der Prophet Jesaja, der das Volk Israel als „Knecht des Herrn“ bezeichnet und dessen Weissagungen, in denen der Kern der nachherigen Messias-Vorstellungen liegt, folgenden Inhaltes sind:

„Der Knecht des Herrn ist der allerverachtetste und unwertheste, voller Schmerzen und Krankheit, seine Gestalt und Ansehen hässlicher als andere Menschen, so verachtet, dass man sein Angesicht vor ihm barg und für nichts geachtet. Fürwahr er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von dem Herrn geschlagen und gemartert wäre. Und er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt. Wir gingen alle in der Irre wie Schafe, ein Jeglicher sah auf seinen Weg, aber der Herr warf unser aller Sünde auf ihn. Da er gestraft und gemartert ward, that er nicht seinen Mund auf wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt, ward und wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scherer und seinen Mund nicht aufthut. Er ist aus der Mitte der Lebenden weggerissen, weil er um die Missethat meines Volkes geplagt war, ist begraben wie die Verbrecher und gestorben wie ein Reicher, wiewol er Niemandem Unrecht gethan hat, noch Betrug in seinem Munde gewesen ist. Aber der Herr wollte ihn so zerschlagen mit Krank-

heit. Indem er sein Leben zum Schuldopfer gegeben hat, wird er Samen haben und in die Länge leben und des Herrn Vornehmen wird durch seine Hand geschehen, durch seine Erkenntniss wird er mein Knecht, der Gerechte, Viele gerecht machen, denn er trägt ihre Sünden; er hat sein Leben in den Tod gegeben, ist den Übelthätern gleich gerechnet, hat Vieler Sünde getragen und für die Übelthäter gebeten. Siehe mein Knecht wird weislich thun und wird erhöhet und sehr hoch erhaben sein; er wird viele Heiden besprengen, dass auch Könige werden ihren Mund gegen ihn zuhalten, welchen nichts davon verkündigt ist; dieselben werden es mit Lust sehen und die nichts davon gehört haben, die werden es merken.“ (Jes. 53 u. a.)

In derartigen Aussprüchen erkannte das Volk seine Grundvorstellungen und die Befriedigung seiner Hoffnungen, sobald es den Knecht Gottes nicht als das ganze Volk, sondern als den künftigen Erlöser, den Gesalbten (Maschiach) des Herrn deutete. Das jüdische Volk, wie alle Semiten, hegte die feste Überzeugung, dass mehr als alle Gebete und Opfer gewöhnlicher Art, wirke das freiwillige Opfer eines Unschuldigen zur Versöhnung des ergrimmten Höchsten, zur Erlösung der Menschen von der Sündenlast und dem Elende, welches die Rache des Herrn sonst über das Volk verhängen werde. Die Kinder Israels theilten darin (§. 103) die Ansichten der stammverwandten Moabiter, Amalekiter, Keniter (Phöniker und Karthager), denn ebenso wie der Stammvater Abraham bereit war seinen unschuldigen Sohn zu opfern, Jephta seine einzige jungfräuliche Tochter hingab, so opferten auch die anderen Völker nach Umständen ihre besten Genossen, um den grimmigen Höchsten zu gewinnen, und glaubten, indem sie die Sünden des ganzen Volkes auf einen Unschuldigen legten und diesen schmerzvoll sterben liessen, werde die Sündenlast des Volkes getilgt und die verdiente Rache des Höchsten abgewendet. Aber nicht allein die Israeliten und übrigen Semiten hegten diese Vorstellungen, welche der Gegenwart so grauenhaft erscheinen, sondern es zeigt auch die Geschichte, dass alle Völker des Alterthumes in älteren oder neueren Zeiten ihren Verehrungswesen und Übermächten Menschenopfer darbrachten (§. 103) und auf Bildungsstufen, welche der israelitischen nicht nachstanden. Dieselbe Ansicht ist herrschend gewesen bei den Egyptern und sämmtlichen Semiten (Arabern, Babeloneru, Assyrern, Keniten u. a.), sowie bei den Persern und Indern, Hellenen, Römern und allen Vorfahren der gegenwärtigen Bildungsvölker, so dass, wenn die Israeliten irgendwo hätten um Rath fragen

wollen, fast jedes Volk der gleichen Bildungstufe sie bestärkt haben würde in ihren Opfervorstellungen.

Die verschiedensten Völker hatten durch Beobachtung gleicher oder ähnlicher Weltvorgänge, unter Anwendung derselben menschlichen Sinne und gleichartiger Gedächtniss- und Verstandes-Fähigkeit, nahezu gleiche Vorstellungen gebildet, bezüglich der Sünde und Strafen, wie der Sühnung des Zornes der beleidigten Übermacht, auch bezüglich der Steigerung der Opfer je nach dem Rachemase, welches man zu sühnen hoffte. Erschienen Thiere nicht ausreichend, so nahm man Menschen: von diesen waren Unschuldige (Kinder oder Jungfrauen) besonders wirksam, noch mehr die aus edlen Geschlechtern Ausgewählten oder Kinder der Priester, Fürstenkinder, endlich Thronfolger und Hohepriester. Erschienen Einzelne nicht ausreichend, dann steigerte man die Zahl zu Hunderten; man erhöhete die Wirksamkeit des Opfers durch die Qual des Verbrennens oder Kreuzigens, je nachdem es der Feuer- oder Wüstenherr war, den man gewinnen wollte, und wendete überdies besondere Sorgfalt auf untadelhafte Beschaffenheit des Opfers, um durch Vorzüglichkeit desselben und ausgesuchte Todesart um so stärkere Wirkung zu erzielen, den Zorn und die Rache des Höchsten um so ausreichender zu besänftigen. Die Auserwählten des Höchsten, Oberpriester und Propheten, waren Opfer der höchsten Geltung und beschlossen häufig ihr Leben durch Selbstverbrennung oder Hinabsturz vom Felsen, um ihrem Volke durch grösstmögliche Sündentilgung zu dienen: sie fuhren auf im feurigen Wagen wie Elias, versammelten sich auf einer Bergesspitze und starben daselbst vom Herrn gerufen wie Aron oder bestiegen eine Felsspitze um zu sterben wie Moses, den der Herr begrub in der Tiefe.

Dem jüdischen Volke zur Zeit Christi erschienen aber auch die höchsten menschlichen Opfer nicht mehr genügend, um das endlose Elend, die unablässig wiederkehrenden Leiden zu sühnen, den unersättlichen Zorn des Höchsten zu besänftigen. Was menschlich war, konnte nicht vollkommen rein sein, es musste also ein Übermenschliches freiwillig und qualvoll zum Opfer fallen, um eine gebürende und ausreichende Ausgleichung zu erzielen. Diesem Erfordernisse entsprach das Bild des Knechtes Gottes, welches Jesaja gegeben hatte und welches man nicht wie er auf das ganze Volk deutete, sondern, verleitet durch seine Gegenüberstellungen desselben als Sündenträgers des ganzen Volkes, den Knecht des Herrn sich dachte

als einen vom Herrn zum Sühnopfer Gesandten und Gesalbten, höchster und reinster Art, welcher verachtet, in Schmerzen und Krankheit, geschlagen, gemartert, verwundet und getödtet werden solle, unschuldig und stumm wie ein Lamm alles erleidend, um die Sünden des Volkes zu tilgen; der Gesalbte werde die Sünden aller auf sich nehmen und freiwillig sein Leben in den Tod geben, den Verbrechern gleich geachtet, aber nachher hoch erhaben sein und alle Völker bekehren.

§. 167.

Das im Vorbenannten beschriebene Bild des erhofften Erlösers wurde in den Vorstellungen der Einzelnen noch ergänzt nach anderen Weissagungen der Propheten, die man auf seine Geburt und seine Lebensschicksale deutete. Es konnte nicht fehlen, dass die gespannte Erwartung, die wohlbegründete Sehnsucht des leidenden Volkes, jedem Manne sich zuwendete, der entweder aufstand als Gesalbter und opferwilliger Lehrer oder von seinen Anhängern als der gekommene Erlöser bezeichnet ward und durch Wunder und Weissagungen seine Sendung als Propheten in ausreichender Weise bethätigte.

Die Erscheinung gesalbter Erlöser ward am dringlichsten zur Zeit Jesu; die Empörungen des Volkes wiederholten sich immer öfterer und der jedesmaligen Niederwerfung folgte um so stärkere Knechtschaft. Die Erlöser fielen alle ihrem Streben zum Opfer, lebten unter Leiden, starben verachtet eines gewaltsamen Todes, aber die Sühne ward nicht vollzogen, denn das Elend mehrte sich. Die Jünger eines jeden Maschiach beanspruchten für ihren Meister die Geltung als Erlöser und Versöhner, weil er durch Wunder und Weissagungen seine Sendung beglaubigt habe und im Leben voller Leiden und der unschuldigen Hingabe in den Tod das Sühnopfer vollbrachte. Das Volk folgte aber jedem so lange, wie sein Vorgehen erfolgreich war, und verliess ihn, sobald sein Tod die Hoffnung abschnitt, durch ihn von der Unterdrückung befreit zu werden. Es standen schon vor Jesu Zeit solche Erlöser des Volkes auf oder wurden vom Volke als solche angesehen: zuerst der in den Evangelien erwähnte Johannis der Täufer, dem eine Anzahl von Schülern folgte, und darunter der Samariter Nathanael, die nicht allein zur Zeit der Apostel deren Mitbewerber und

Gegner waren, sondern noch in der Gegenwart im Morgenlande, namentlich im Euphratthale von Gemeinden anerkannt werden, bei denen die Taufe fast dieselbe Bedeutung hat wie bei den Christen das Abendmahl. Ausserdem standen auf (Apostelg. 5. 36, 37) Theudas, der mit seinen Jüngern erschlagen ward; Judas aus Galiläa, der ebenfalls umkam und dessen Jünger zerstreut wurden; alle übertroffen von Simon dem Magier, der grosen Anhang gewann und mit dem gleichzeitig ein Samariter Menander seine Sendung als Erlöser und Gesalbten geltend machte.

Die Anhänger eines jeden waren gezwungen und beflissen, die Sendung ihres Herrn zu beglaubigen in der den Semiten eigenthümlichen, allein überzeugenden Weise, nämlich durch Wunder und Weissagungen. Sie mussten zudem den Lebenslauf darstellen und deuten als getreue Erfüllung aller Verheissungen der Propheten, welche das Volk und seine Schriftgelehrten auf den Maschiach deuteten, denn nur derjenige konnte der Gesalbte sein, in dem sich alles erfüllte, was die Propheten voraus gesagt hatten, weil das Volk andere Merkzeichen nicht kannte, um den einzig echten von den falschen zu unterscheiden. Die Jünger und Berichterstatter werden, wie in so manchen ähnlichen Fällen geschieht, durch ihre eigenen Voraussetzungen gezwungen worden sein, Begebenheiten als geschehen anzunehmen, weil sie erforderlich waren, um zu erweisen, dass im Leben ihres Maschiach die Weissagungen erfüllt worden seien. Weil der Meister, ihrer festen Überzeugung nach, der wirkliche Erlöser sei, so müssten auch die Weissagungen eingetroffen sein nnd die zur Erfüllung nöthigen Vorgänge nnd Begebenheiten müssten geschehen sein, auch wenn sie dem Erzähler verborgen geblieben oder nicht mitgetheilt worden waren. Sie schlossen etwa so: weil Judas oder Simon unzweifelhaft der wirkliche und echte Gesalbte des Herrn war, anch dnrch seinen Opfertod die Sühne vollzogen hat, so muss in seinem Leben auch Folgendes geschehen sein, um den Erfordernissen zu genügen, welche die Weissagungen der Propheten an ihn stellen; es muss unausbleiblich alles so sich begeben haben wie es „geschrieben steht in den Propheten." Es kam noch hinzu, dass die Jünger verschiedener Meister wider einander auftraten, gegenseitig sich zu übertreffen suchten und dieses, den Semiten gegenüber, am eindringlichsten geschehen konnte durch Wundererzählungen, in denen die erregte Einbildung und der Eifer der Mitbewerbung unbemerkt zum Streben verleitete, die Wunder zu steigern und zu ergänzen, um nicht nachzustehen im Er-

weisen, dass Jedes sich begeben habe, was nur irgendwie aus den alten Propheten auf den erwarteten Gesalbten gedeutet werden könne.

Vor allem scheinen die Apostel des Simon, wie auch dieser selbst, jedes Erdenkliche gethan zu haben, um ihn als Magier hervorzuheben und dadurch in der für die Semiten überzengendsten Weise an die Spitze aller Bewerber zu stellen. Die Wunderthätigkeit höchster Art war aber hergebrachter Weise auf besondere Handlungen beschränkt, deren Vollbringung als vollgültige Beweise angesehen wurden, und noch jetzt gilt bei den Arabern und rückständigen Semiten die „göttliche Wissenschaft“ als Fähigkeit Kranke zu heilen, böse Geister auszutreiben, Todte zu erwecken, Stürme zu beschwören und gleichzeitig an entlegenen Orten zu erscheinen. Die Apostel des Magiers Simon sollen zumal ihre Hauptstärke in dieser Art von Beweisen gesucht haben, sei es dass sie in der Berufung auf die Weissagungen der Propheten sich schwach fühlten oder einsahen, dass diese Art von Beweisen am wirksamsten sein müsse. Es konnte aber nicht fehlen, dass die Apostel der anderen sich gedrungen fühlten, zu erweisen, dass ihr Meister nicht minder mit der „göttlichen Wissenschaft“ der höheren Magie ausgerüstet gewesen sei, und die Anhänger Jesu liessen dadurch sich verleiten, ganze „Zauberbücher Jesu“ zusammen zu tragen (§. 23), welche damals Glauben fanden, späterhin aber verworfen wurden.

§. 168.

Bei Beurtheilung der Wirksamkeit Jesu mögte scharf zu unterscheiden sein zwischen dem Leben Jesu wie es war und der Beschreibung, welche die Evangelien davon geben, die von unbekannten Verfassern herrührend, zu ungenannten Zeiten geschrieben und in unverbürgter Weise Jahrhunderte lang durch Abschriften verbreitet wurden, bevor die einzelnen Handschriften entstanden, welche gegenwärtig noch vorhanden sind. Nicht allein weichen die erhaltenen Stammschriften des Christenthumes wesentlich von einander ab, sondern es drängt sich auch die Überzeugung auf, sobald man den Inhalt der vier Evangelien überblickt, dass diese wenigen und dürftigen Nachrichten nicht den zehnten Theil dessen enthalten, was ein so reiches und hochbegabtes Leben ausmachte, dass die Berichte nur Weniges und keineswegs das Hauptsächlichste aus Jesu Leben enthalten. Andererseits tritt das jedem Nicht-Semiten auffällige Bemühen

hervor, in allen Richtungen die von den Zeitgenossen verlangten Beweise der Erlösersendung Jesu zu liefern, sowohl die Wunder zu berichten, welche ihn als Inhaber der „göttlichen Weisheit“ beglaubigen konnten, wie auch zu erweisen, dass sämmtlichen Erfordernissen genügt sei, welche das Volk, auf Grund ausdrücklicher oder missverstandener Weissagungen der Propheten, an seinen Erlöser stellte.

Jesus wird nicht allein beschrieben als Kranke heilend und Besessene von bösen Geistern befreiend, wie es ihm als Wanderarzte oblag, sondern auch Todte erweckend (Luk. 7. 14; 8. 54; Joh. 11. 43), Stürme beschwörend (Matth. 8. 26), auf dem Meere wandelnd (Matth. 14. 27) und nach seinem Tode an entfernten Orten erscheinend (Matth. 28. 17; Luk. 24; Joh. 20. 19; 21. 1). Die gangbaren Weissagungen machten es erforderlich, dass der Maschiach aus dem Geschlechte Davids stamme (Jes. 11. 1), aber auch dass er von einer Jungfrau geboren werde (Jes. 7. 14), von denen das zweite dem ersteren widerstreitet, da bei den Semiten der Stammbaum nur in männlicher Folge sich fortsetzt. Der Evangelist (Matth. 1) sah sich genöthigt, zuerst zu erweisen, dass Joseph ein echter Nachkomme Davids sei, also Jesus aus dem Stamme des gesalbten Königs geboren wurde, musste aber dann (V. 18) sofort zum Entgegengesetzten übergehen, zum Erweise, dass Jesus nicht der Sohn Josephs sei, sondern vom heiligen Geiste gezeugt ward. Es bedurfte des Erweises, dass Jesus von einer Jungfrau geboren ward, weil Jesaias 7. 14 dem Könige Ahas geweissagt hatte: „Siehe eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären, den wird sie heissen Immanuel. Butter und Honig wird er essen, dass er wisse, Böses zu verwerfen und Gutes zu erwählen; denn ehe der Knabe lernt Böses verwerfen und Gutes erwählen, wird das Land, davor dir graut, verlassen sein von seinen zweien Königen.“ Die Weissagung galt augenscheinlich nur für die Zeit des Königs Ahas (8. Jahrh. vor C. G.) und hatte Bezug auf nahe bevorstehendes Unglück, dessen baldiges Eintreten verdeutlicht ward durch die Bezeichnung, dass das Kind einer schwangeren Jungfrau bis dahin nicht Zeit haben solle, mündig zu werden. Das jüdische Volk hatte sie aber trotzdem auf den dereinstigen Erlöser gedeutet und der Evangelist musste diesem Erfordernisse genügen, die Geburt konnte also nur geschehen sein, wie es dort geschrieben stand. Die Geburt musste zu Bethlehem (Math. 2. 5) geschehen zur Erfüllung einer gedeuteten Weissagung des Micha (5. 1), welche augenscheinlich Bezug

hat auf einen weltlichen Herrscher, der mit Feuer und Schwert das Volk erlösen soll. Die Weisen des Morgenlandes besuchen den Neugeborenen und schenken Gold, Weihrauch und Myrrhen (Matth. 2. 11) in Erfüllung einer Weissagung (Jes. 60. 1—6), welche den Juden die Bekehrung der Heiden verheisst, in Folge dessen Wohlstand und reiche Tempelgeschenke eintreffen sollen. Joseph soll mit Maria und dem Kinde nach Egypten geflüchtet sein (Matth. 2. 14) zur Erfüllung einer Weissagung (Hosea 11. 1), welche besagt: „Da Israel jung war, hatte ich ihn lieb und rief ihn, meinen Sohn, aus Egypten", also lediglich Bezug nimmt auf den ehemaligen Auszug aus Egypten unter Moses Leitung. Joseph zieht mit dem Kinde nach Nazareth (Matth. 2. 23) zur Erfüllung einer unauffindbaren Weissagung: „Er soll Nazarenus heissen." Es folgt dann eine Erzählung über Johannis den Täufer, gedeutet als Erfüllung einer Weissung (Jes. 40. 3), welche die Unterordnung des Johannis als Vorläufers Jesu begründen soll, die (Matth. 11) noch weiter beglaubigt wird. Sie kann aber in Wirklichkeit auf Seiten des Johannis nicht stattgefunden haben, da seine Jünger fortfuhren, unabhängig zu wirken, auf Johannis Namen zu taufen und zur Apostelzeit (Apostelg. 19. 1—6) nur zum Theile übertraten, während die übrigen fortfuhren, eigene Gemeinden zu gründen, deren Nachfolger noch in der Gegenwart unabhängig vom Christenthume leben. Die folgende Erzählung von der Versuchung in der Wüste steht im Widerspruche mit der an anderen Stellen beanspruchten Göttlichkeit Jesu, denn der Gottessohn bedarf nicht der Prüfung durch den Satan, kann auch gar nicht versucht werden. Die Erzählung erklärt sich aber dadurch, dass die Jünger anderer Gesalbten berichteten, ihr Meister habe den Teufel überwunden und so durften die Verfasser der Lebensbeschreibung Jesu nicht zweifeln, dass auch ihr Messias denselben Sieg errungen habe; es müsse geschehen sein, um den dreien, Jesus in den Mund gelegten Schriftstellen (5. Mose 6. 13, 16; 8. 3) zu genügen. Die Anführung (Matth. 4. 13), dass Jesus nach Kapernaum seinen Wohnsitz verlegt habe, soll eine Weissagung des Jesaias (9. 1) erfüllen, welche ohne den mindesten Zusammenhang auf den Maschiach gedeutet ward. So werden die geringsten Vorfälle mit den Weissagungen der Propheten und selbst zufälligen Schriftstellen in Verbindung gebracht, weil diese Art der Begründung, nächst auffälligen Wundern, die dem jüdischen Volke angemessenste Beglaubigung war. In der nachfolgenden Beschreibung macht sich die Bezugnahme auf eine Weissa-

gung oder Verzückung Daniels geltend, welche (Dan. 7. 13, 14, 26, 27) den Menschensohn als Weltbeherrscher und Weltenrichter darstellt: „Ich sah in diesem Gesichte der Nacht und siehe es kam Einer in des Himmels Wolken, wie eines Menschen Sohn bis zu dem Alten und ward vor denselben gebracht. Der gab ihm Gewalt, Ehre und Reich, dass ihm alle Völker, Leute und Zungen dienen sollten. Seine Gewalt ist ewig die nicht vergeht und sein Königreich hat kein Ende. — Danach wird das Gericht gehalten — aber das Reich, Gewalt und Macht unter dem ganzen Himmel wird dem heiligen Volke des Höchsten gegeben werden, dessen Reich ewig ist, und alle Gewalt wird ihm dienen und gehorchen.“ Das jüdische Volk oder die höher gespannten Propheten hatten jenen „Menschensohn“ auf den künftigen gesalbten Erlöser bezogen und so fand sich der Evangelist (Luk. 1. 32, 33) gemüssigt, auch diese Weissagung als erfüllt zu betrachten, indem er den verkündenden Engel Gabriel das Kind also bezeichnen lässt, „der wird gros und ein Sohn des Höchsten genannt werden und Gott der Herr wird ihm den Stul seines Vaters David geben; und wird ein König sein über das Haus Jakob ewiglich und seines Königreiches wird kein Ende sein.“ Noch deutlicher tritt diese Beziehung hervor (Matth. 25. 31): „Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Stule seiner Herrlichkeit und werden vor ihm alle Völker versammelt werden und er wird sie von einander scheiden, wie ein Hirte die Schafe von den Böcken“ u. s. w. Ferner (Matth. 24. 29): „Bald aber nach der Trübsal derselben Zeit, werden Sonne und Mond den Schein verlieren und die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte der Himmel werden sich bewegen. Und alsdann wird erscheinen das Zeichen des Menschensohnes im Himmel, es werden heulen alle Geschlechter auf Erden und werden sehen kommen des Menschen Sohn in den Wolken des Himmels mit groser Kraft und Herrlichkeit.“ Im Zusammenhange mit einer Weissagung des Jeremias (31. 31—34), worin er einen neuen Bund des Höchsten mit Juda und Israel in Aussicht stellt, wird das Passamahl Jesu mit seinen Jüngern (Matth. 26. 26—28) als neuer Bund gedeutet, der Wein als das „Blut des neuen Bundes, welches vergossen wird für Viele zur Vergebung der Sünden,“ welche Deutung auf eine der ältesten Grundvorstellungen des Semitenthumes zurückweist, welche das Blutvergiessen der Beschneidung deutet als ein Sühnopfer zur Besänftigung des andringenden, grimmigen

Wüstenherrn El (2. Mose 4. 25). Zur Erfüllung einer Weissagung des Zacharja (13. 7): „Schwert, mache dich auf über meinen Hirten und über den Mann, der mir der Nächste ist, spricht der Herr Zebaoth. Schlage den Hirten, so wird die Herde sich zerstreuen, so will ich meine Hand kehren zu den Kleinen“ wird eine wörtlich übereinstimmende Äusserung Jesu erzählt (Matth. 26. 31), um sie mit Jesu nachfolgenden Leiden in Verbindung zu setzen. Dieselbe Verbindung wird angezogen (Matth. 26. 53—56), um zu begründen, warum Jesus seine Gefangennehmung willig ertrug, statt seinen himmlischen Vater zu bitten, zwölf Legionen Engel zur Hülfe zu senden. Die Erzählnng vom Verräther Judas aus Karioth (Matth. 27. 9) wird in Verbindung gesetzt mit Jesaja's Ankauf des Ackers vom Hanameel (Jer. 32. 8) unter unrichtiger Anführung der bezüglichen Stelle, in der überdies der Kaufpreis mit 7 Seckel und 10 Silberlingen bezeichnet wird, nicht mit 30 Silberlingen, dem Kaufpreise des Judas. In der Erzählung seiner Kreuzigung (Matth. 27. 35) wird die Vertheilung seiner Kleider durch das Los in Verbiudung gesetzt mit einer Weissagung, welche aus den Klagen eines Psalmisten (Psalm 22. 19) hervorgedeutet wird, obwohl dieser nur sein eigenes Elend beschreibt, indem er sagt: „Sie theilen meine Kleider unter sich und werfen das Los über mein Gewand.“

§. 169.

Der Glaubenseifer der Evangelisten wollte am Bilde des Erlösers keinen Zug fehlen lassen, welchen der Glaube ihrer Zeitgenossen, den sie selbst auch theilten, erforderlich hielt, um daraus zu erkennen, dass nur Jesus der echte Maschiach gewesen sei. Das von den Evangelisten als unerlässlich und unausbleiblich vorausgesetzte Eintreffen der Weissagungen und Wunder ward Grundlage der Erzählungen des Evangeliums, und demgemäs zeigt sich auch in den Berichten ein ungebürliches Überwiegen des Strebens zu erweisen, dass alles geschehen sei, wie es geschrieben stehe oder vorhergesagt worden war. Andere Kennzeichen, wie namentlich das verachtete Leben, die Verfolgungen und Schmähungen, sowie der qualvolle Tod des wohlmeinenden, unschuldigen Mannes, trafen auch zu bei Anderen, welche als Erlöser aufstanden oder nach ihrem Tode von den Jüngern dazu erhoben wurden. Hierin liess sich also kein

Vorzug oder Übergewicht Jesu begründen, ebenso wenig in der Herstellung eines neuen glänzenden Reiches, voll Frieden und Glück, denn dessen Aufrichtung unterblieb bei Jesus wie bei allen Übrigen. Die Entscheidung darüber, wer der echte Erlöser sei, beruhete also nach der Sinnesart der Juden, vor allem darauf, ob derjenige, dessen Jünger den Anspruch erhoben, ausreichend Wunder verrichtet habe, um seine göttliche Sendung als Prophet zu erweisen und, da sehr wohl mehrere wunderthätige Propheten zu gleicher Zeit leben konnten, bei welchem derselben die Weissagungen zuträfen, deren Erfüllung das Volk und dessen Leiter als Kennzeichen des einzigen echten Erlösers betrachteten.

Jesu Wirksamkeit als Wanderarzt gab Anlässe genug zur Deutung seiner Heilungen als Wunder, und da seine Jünger und Nachfolger fest überzeugt waren, jede Weissagung sei in seinem Leben in Erfüllung gegangen, so durften sie unbesorgt die dazu erforderlichen Erzählungen und Deutungen vornehmen, in der festen Überzeugung, darin nicht irren zu können. Es kam hinzu, dass die durch mündliche Überlieferung fortgepflanzten Erzählungen von Jesu Leben und Wirken zerstreut und mangelhaft waren, nur den kleinsten Theil dessen berichteten, was ein Mann von solcher Begabung leisten konnte und unzweifelhaft auch geleistet hat. Die Überlieferungen gingen überdies weit auseinander und die Verfasser wurden schon dadurch genöthigt, das Zerstreuete zu bearbeiten, um ein Ganzes daraus zu machen, dabei ihre Deutungen hinein zu legen, um die Berichte so zu gestalten, wie nach ihrer besten Überzeugung die Handlung habe geschehen müssen, auch wenn die Überlieferung sie in anderer Weise berichte.

Ein anschauliches Beispiel giebt z. B. die Erzählung vom Feigenbaume:

Lukas (13. 6—9) erzählt als Gleichniss, wie der Eigner eines Feigenbaumes denselben umhauen lassen wollte, weil er in drei Jahren keine Früchte getragen, wie jener aber auf Bitten seines Gärtners Nachsicht geübt habe;

Matthäus (21. 19—21) beschreibt das Verhältniss als wundersame Begebenheit, indem er berichtet, wie Jesus einen Feigenbaum verflucht habe, weil er keine Früchte trug, und wie der Baum darauf verdorrt sei;

Markus (11. 13, 14, 20, 21) steigert dieses Wunder, indem er berichtet „es war noch nicht Zeit, dass Feigen sein sollten“; der Baum sei also in voller Kraft verdorrt.

Indem die beiden Evangelisten das Gleichniss zu einer Wunderthat

Jesu umdeuteten, fiel ihnen im frommen Eifer nicht ein, dass sie dem Messias eine Unwürdigkeit zuschrieben, indem sie ihn einen Baum verfluchen und verdorren liessen, weil er zufällig keine Feigen trug in dem Augenblicke als Jesus hungerte oder gar, weil er keine Feigen bot zur Unzeit. Ihre Sehnsucht, durch Wunderthaten Jesus als Maschiach zu beglaubigen, liess sie jede andere Rücksicht vergessen, selbst diejenige auf seine Würde. Die Änderung war wohlgemeint, aber nicht genugsam überlegt, zeigt aber, wie manche der anderen Wundererzählungen dem frommen, aber nicht gebürend überlegsamen Eifer der Evangelien-Verfasser entstammt sein können.

Es muss dabei in Betreff jener auffälligen Nichtachtung des sittlichen Werthes eines Wunders bedacht werden, dass die vorwaltende Neigung der Semiten so sehr auf Wunder gerichtet war, dass dagegen die Rücksicht auf den sittlichen Werth derselben zurücktrat. Wer bei ihnen Geltung erlangen und seine höhere Sendung beglaubigen wollte, musste Wunder verrichten, seien es welche es wollen. Wunder galten auch weit mehr als Weissagungen, denn sie überzeugten auf der Stelle, wogegen jene erst nach längerer Zeit erprobt werden konnten und, wie die Bibel sattsam erweist, der Mehrzahl nach auch unerfüllt geblieben sind. Wunder waren das Einzige, worauf das Urtheil des Volkes sich verliess, und wer Wunder verrichten konnte, war ihnen ein Prophet und Gesandter des Höchsten, ward geehrt und gefürchtet; ihm folgten die Könige wie das Volk, selbst wenn der sittliche Werth der Wunder zweifelhaft war. Das Wunder des Elias (1. Kön. 18) im Anzünden des Wettstreit-Opfers und im nachherigen Regenmachen, entschied über das Schicksal des Baalsdienstes: als Elias Javeopfer von selbst sich entzündete und dagegen das Baalsopfer unverbrannt blieb, durfte er den vom Könige und der Königin eingesetzten und beschützten Baalsdienst ausrotten und die 450 Baalspriester mit Hülfe des Volkes abschlachten. Elisa (2. Kön. 2. 24) durfte durch zwei Bären 42 Kinder zerreissen lassen, die ihn verspottet hatten, und in den Augen des Volkes war es ein vollgültiges Wunder, welches seiner Würde keinen Abbruch that, vielmehr steigerte sich seine Wunderkraft so sehr, dass seine Gebeine Todte lebend machten (2. Kön. 13. 21). Von beiden hochangesehenen Propheten Elias und Elisa werden sehr wenige nützliche Lehren und Ermahnungen berichtet, aber desto mehr Wunder; es bedurfte nicht der Weisheit, um sie zu erheben über andere Menschen, sondern etliche

Wunder waren dem Volke ausreichend, um z. B. den Elias so hoch zu stellen, dass er neben ihren ältesten Propheten Enoch und Moses zur Geltung gelangte, indem er (Maleachi 4. 5) dereinst als Vorläufer des Weltgerichtes erscheinen sollte und dass er auch von Jesus (Matth. 11. 14) als der Zukünftige bezeichnet wird, so wie bei der Verklärung (Matth. 17. 3) neben Moses im Gesichte Jesu und seiner Jünger erscheint, wobei Johannis der Täufer als der leiblich wieder erschienene Elias gedeutet wird. Der Wunderzug ist der afrikanischen Menschheit und ihren Nachkommen tief eingepflanzt: Moses konnte nur durch Wunder sein Ansehen sich erhalten, denn so oft es daran mangelte und das Volk in Noth gerieth, dann war sein Ansehen dahin und Moses schrie zum Jave (2. Mose 17. 4): „Es fehlt nicht viel, sie werden mich noch steinigen", wie noch heutigen Tages solche Völker ihre Propheten tödten, wenn deren Beschwörungen des Regens wirkungslos bleiben und die Menschen verschmachten.

Alle Weisheit, die bei den Semiten gelten soll, muss höhere Eingebung sein, und die dazu erforderliche Gabe des Eindringens in die aussersinnliche Welt musste der Inhaber durch Wunder bethätigen; nur dadurch unterschied das Volk, ob er wahrer oder falscher Prophet sei. Dieser Wunderzug zieht sich durch die ganze israelitische Geschichte, findet sich ebenso bei den stammverwandten Arabern, die den Propheten Muhammad (7. Jahrh. nach Chr. G.) wiederholt aufforderten, durch Wunder seine Beglaubigung zu erweisen, und obwohl er fortwährend das Begehren zurückwies und auf die Welt, als eine unübersehbare Fülle von Wundern hindentete, so ward er doch in den Sagen der Araber mit einer Anzahl Wunderthaten ausgerüstet. Aus gleichem Grunde klagt auch Paulus (1. Kor. 1. 22): „Sintemal die Juden Zeichen fordern und die Griechen nach Weisheit fragen", ein Grundzug, der noch in der Gegenwart die Völker der heissen Länder von denen des gemäsigten Erdgürtels scheidet. Die christlichen Glaubensboten in Ost-Afrika finden bei semitischen Völkern das unablässige Begehren nach Wunderthaten, und vor allem wird verlangt, dass sie zur Zeit der Dürre Regen machen sollen; das Herbeiziehen des Regens ist bei ihnen, wie bei den Israeliten zur Zeit des Elias (1. Kön. 18.) das Probestück, wonach die Menge entscheiden will, welcher Glaube der echte sei, welches der angerufenen Verehrungswesen das mächtigste, und die Völker würden sofort dem Christengotte sich zuwenden, wenn dieser auf Anrufung jedesmal Regen sendete. Bei den hellen Völkern Ostasiens (Indern, Sine-

sen, Tibetanern, Japanesen u. a.) wird dagegen den christlichen Glaubensboten die Frage entgegen gehalten: „Womit willst du deine Behauptungen erweisen? Überzeuge uns durch Gründe!" Diese Grundverschiedenheit der Dunklen und Hellen prägt sich auch aus in den Stammschriften der Völker: Die semitische Bibel ist voll der Wunder und Weissagungen, am stärksten die vier Evangelienbücher, deren Berichte über Jesu Leben und Wirken, unverhältnissmäsig wenig von seinen Lehren überliefern, um desto mehr Wunderthaten von ihm zu berichten. Dagegen sind die Schriften und Berichte der sinesischen, indischen und persischen höchstbegabten Männer erfüllt von weisen, durchdachten Lehren und Ermahnungen, ihre Anrufungen des Himmelsherrn sind erhaben und erhebend, kein Flehen um Wunder oder verzweiflungsvolles Wüthen, sondern gläubiges Gebet und kindliches Bitten um Weisheit und Reinheit des Herzens, mäsiges Gedeihen und Segen der Arbeit, und die hochbegabten Lehrer jener Völker haben ihr Ansehen und ihre Geltung im Jahrtausende langen Angedenken nicht erworben durch Wunder und Weissagungen, sondern durch Weisheit und erhabene Lehren, deren Gemeingültigkeit ihre dauernde Werthschätzung sichert.

Dem Grundwesen des Semitenthumes entsprechend, konnte Jesu Geltung als Maschiach nur durch Wunder beglaubigt werden, und deshalb prägten seine Anhänger ihrem Gedächtnisse vorwaltend alles Wunderbare ein und überlieferten dieses den Nachkommen, welche vom gleichen Streben geleitet, das Wunderbare aus jeglichem erfassten und unmerklich erhöheten oder ergänzten. Auch die Jünger konnten als Juden nur durch Wunder zum Vertrauen geleitet werden und den eigenen Glauben an Jesus bei dem Volke nur durch die Berichte von seinen Wunderthaten rechtfertigen. Selbst dieses genügte nicht dem Volke, vielmehr mussten auch die Jünger ihre eigene Sendung durch neue Wunder erweisen, um Anhang zu gewinnen:

Apostelg. 2. bekehrt das Wunder der Ausgiessung des heiligen Geistes 3000 Zuschauer und Zuhörer;

„ 3. Petrus Wunder in Heilung eines Lahmgeborenen bekehrt 5000;

„ 5. Die Apostel verrichten viele Wunder und vermehren den Anhang im Volke;

„ 6. Stephanus verrichtet viele Wunder und die Zahl der Gläubigen und Jünger wird sehr gros;

Apostelg. 9. ein Wunder genügt, um den Verfolger Saulus in den gläubigen Paulus umzuwandeln, dem das Christenthum seine grose Ausbreitung vornehmlich verdankt;

„ 10. ein Wunder (Engelserscheinung) veranlasst Cornelius und eine Menge Heiden sich taufen zu lassen;

„ 13. Paulus verrichtet Wunder, indem er den Propheten Bar Jehn mit Blindheit schlägt, und bekehrt dadurch den Landvogt;

„ 16. ein Wunder bekehrt den Kerkermeister und die Seinen;

„ 19. Paulus Wunderkraft bewegt sehr viele zum neuen Glauben.

In allem zeigt sich der gleiche Grundzug im Begehren und Erfüllen.

§. 170.

Die Streitfrage, ob die Evangelisten in jedem Theile wirkliche Begebenheiten, Thaten und Worte Jesu berichten oder nicht, möge Jeder entscheiden nach eigenem Ermessen, denn ihre Entscheidung ist von keinem Einflusse auf die Beobachtung der Vorstellungen, welche damals gehegt wurden und wirksam waren. Die Jünger stützten ihre Beweise echt semitischer Art auf Jesu

Wunderthaten, welche in Übereinstimmung mit den Weissagungen der Propheten und den gangbaren Voraussetzungen geschehen seien;

auf seine Weissagungen vom Untergange Jerusalems, welche eingetroffen seien;

seine Erlebnisse und Lebensverhältnisse, welche den Erfordernissen genügt hätten, deren Erfüllung das Volksbewusstsein von dem wahren Maschiach verlangte;

seinen Opfertod, unschuldig und stumm erlitten wie ein Lamm, wie ihn nach den Weissagungen der Propheten der Gesalbte erdulden sollte, um als Sühnopfer die auf sich genommenen Sünden des Volkes zu tilgen;

seine Auferstehung und Himmelfahrt so wie geweissagte baldige Rückkehr zum Weltgerichte und zur Herstellung des himmlischen Reiches, wie es die Höchstgespannten forderten.

Die Berufungen mussten sämmtlich von groser Wirkung sein bei den Juden, weil sie den Erfordernissen entsprachen, die das Volk an seinen

Erlöser stellte, und da die Jünger, wie auch die ersten Verkünder des Jesuglaubens zu demselben Volke gehörten: so musste auch in ihrem Bewusstseine alles sich gestalten nach jenen Voraussetzungen, weil auch sie ohnedem nicht hätten glauben können. Seine Heilungen waren Wunderthaten für die Zuschauer, und es fehlte nur sie in Übereinstimmung zu setzen mit der Schrift und den Überlieferungen älterer Zeit; seine Weissagungen vom Untergange Jerusalems waren ähnlich denen der alten Propheten, welche wiederholt eingetroffen waren, und auch die seinige traf bald ein; seine Erlebnisse und Verhältnisse boten zahlreiche Anknüpfungspunkte mit den Äusserungen der alten Schriften, namentlich für den, der vom Glaubenseifer geleitet, sie jedenfalls finden will, also selbst die gewagtesten Deutungen für ausreichend hält; sein Kreuzestod, unschuldig und unvertheidigt erlitten, war unbezweifelte Thatsache und stand in unmittelbarer Beziehung zu den Weissagungen des Jesaias, die das Volk missverständlich auf den erwarteten Gesalbten bezog. Seine Wiederkehr zum Weltgerichte und zur Aufrichtung des neuen Reiches stand noch bevor, denn sein Tod hatte nur einstweilig das Bemühen unterbrochen; die Herbeiführung des neuen Friedensreiches gehörte aber im Bewusstseine der Jünger wie des Volkes zu seinen Hauptaufgaben, durfte also nicht ausbleiben, und da sie vor seinem Tode nicht geschehen war, so sollte sie bald nach seinem Tode eintreten. Seine einstweilige Abwesenheit nicht anders zu deuten, als dass Jesus mittlerweile beim Höchsten sich befinde (beim „Alten" laut Dan. 7. 9, 13), dass er also zum Himmel sich erhoben habe, um „Gewalt, Ehre und Reich" zu empfangen (Dan. 7. 14), damit „ihm alle Völker, Leute und Zungen dienen sollten".

In Bezug auf Jesu Wiederkunft werden folgende Aussprüche von ihm berichtet:

„Denn es wird je geschehen, dass des Menschen Sohn komme in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln, und alsdann wird er einem Jeglichen vergelten nach seinen Werken. Wahrlich ich sage euch, es stehen Etliche hier, die nicht schmecken werden den Tod, bis dass sie des Menschen Sohn kommen sehen in seinem Reich." (Matth. 16. 27, 28.)

„Also auch wann ihr dies alles (die Vorzeichen) sehet, so wisset, dass es nahe vor der Thür ist. Wahrlich ich sage euch: Dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis dass dies alles geschehe. — Darum wachet, denn ihr wisset nicht, welche Stunde euer Herr kommen wird. Darum seid ihr

auch bereit, denn des Menschen Sohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr es nicht meinet." (Matth. 24. 33, 34, 42, 44.)

„Wer sich aber mein und meiner Worte schämt, dessen wird sich des Menschen Sohn schämen, wann er kommen wird in seiner Herrlichkeit und seines Vaters und der heiligen Engel. Ich sage euch aber, dass Etliche sind von denen, die hier stehen, die den Tod nicht schmecken werden, bis dass sie das Reich Gottes sehen." (Luk. 9. 26, 27.)

Demgemäs gestalteten sich auch die Hoffnungen der Jünger und Nachfolger. Es wird berichtet, dass bei seiner Himmelfahrt (Apost. 1. 6) die Jünger so zusammen gekommen waren, fragten ihn und sprachen: „Herr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel? Er aber sprach zu ihnen: Es gebürt euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat." In diesem Sinne verbreiteten auch die Jünger die neue Lehre, denn

Petrus sagte (Apost. 3. 19—21): „So thut nun Buse und bekehret euch, dass eure Sünden getilgt werden, auf dass da komme die Zeit der Erquickung von dem Angesichte des Herrn, wann er senden wird den, der euch jetzt zuvor gepredigt wird, Jesum Christ, welcher muss den Himmel einnehmen bis auf die Zeit, da herwiedergebracht werde alles, was Gott geredet hat durch den Mund aller seiner heiligen Propheten von der Welt an." Paulus predigt zu Athen (Apost. 17. 30, 31): „Und zwar hat Gott die Zeit der Unwissenheit übersehen; nun aber gebeut er allen Menschen an allen Enden Buse zu thun. Darum dass er einen Tag gesetzt hat, an welchem er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, in welchem er es beschlossen hat und Jedermann vorhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Todten auferweckt."

Ferner (Römer 2. 16): „Auf den Tag, da Gott das Verborgene der Menschen durch Jesum Christum richten wird, laut meines Evangelii."

(1. Kor. 11. 26): „Denn so oft ihr von diesem Brode esset und von diesem Kelche trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkünden, bis dass er kommt."

§. 171.

Die Jünger und ersten Christen baueten ihre grösten Hoffnungen auf die Wiederkehr des Maschiach Jesu, denn hierin sollte sich seine

Sendung erst vollenden und dabei jeder Gläubige den himmlischen Lohn empfangen für seine Treue (Luk. 9. 26), jeder Abtrünnige aber verläugnet werden. Er hatte (Matth. 19. 27) auf Petrus Frage: „Siehe wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt. Was wird uns dafür“ den Jüngern geantwortet: „Wahrlich, ich sage euch, dass ihr, die ihr mir seid nachgefolgt in der Wiedergeburt, da des Menschen Sohn wird sitzen auf dem Stule seiner Herrlichkeit, werdet ihr auch sitzen auf zwölf Stülen und richten die zwölf Geschlechter Israels.“

In der Aufrichtung des jüdischen Reiches zum neuen Glanze, der Einführung des ewigen Friedens vereinigten sich die neuen Christen mit den Wünschen des Volkes; es war auch ihnen die Hauptforderung, welche sie an den Gesalbten stellten, und die darauf gerichteten Weissagungen hatten nicht allein beim Volke das gröste Gewicht, sondern bildeten auch die Hauptstütze des Glaubens der Jünger, denen die zwölf Richterstüle im himmlischen Reiche zufallen sollten. Diese hauptsächlichste Weissagung ging aber nicht in Erfüllung, denn die Erlösung vom Fremdjoche blieb aus, Jesus erschien nicht in seiner Herrlichkeit mit Engelscharen, um das Weltgericht zu leiten und ein neues Judenreich zu stiften, glänzender und mächtiger als je zuvor und so entstand eine schwere Lücke im Glauben. Wenn auch nach den herrschenden Vorstellungen alle Leiden das Volk nur trafen als Strafen für seine Sünden, als Ausflüsse des Zornes und der Rache des beleidigten Höchsten, also die Versöhnung durch Jesu Opfertod sie vom Gefühle der Sünde erlösen konnte, so durfte doch diese Erlösung nicht als vollendet gelten, wenn nicht die Fremdherrschaft gebrochen wurde, denn diese war es, in der dem Volke das Mas seiner Sünden und das Erforderniss eines Erlösers vornehmlich fühlbar ward. Die Jünger, welche die Wiederkunft Jesu hatten erleben sollen, starben hinweg, Jesus kam nicht, um seine Weissagung zu erfüllen, und die Neuchristen sahen in Folge dessen sich genöthigt, ihre Hoffnungen umzugestalten.

Hätte der Jesusglaube nur als jüdische Sekte fortbestanden, wie es die Absicht der Stammapostel war, so wäre er an der Nichterfüllung dieses Haupterfordernisses zu Grunde gegangen, wie die meisten der übrigen, oder hätte sich in engen Kreisen forterhalten, wie andere Judensekten im Morgenlande. Das jüdische Volk konnte, seiner Denkweise nach und gebeugt unter der Herrschaft von Heiden, nur den als den Maschiach, als den wahren Erlöser anerkennen, der sie von der Fremdherrschaft erlösend, das

jüdische Reich glanzvoll und herrschend machte. Alles Übrige an Wundern und Weissagungen ward auch von den Anderen berichtet, die als Gesalbte auftraten, und ebenso hatten diese fast alle den Opfertod erlitten: der Glaube des Judenvolkes konnte nur dann bleibend dem Jesus sich zuwenden, wenn er zurückkehrte, um sein Werk zu krönen, und auch nur so lange fortbestehen, wie die Hoffnung fortlebte, dass er zurückkommen müsse und werde. Mit dem Schwinden der Hoffnung auf die Wiederkunft Jesu wäre auch der Jesusglaube zerfallen, wenn nicht frühzeitig durch den eifrigen, unermüdlichen und gewandten Paulus der neue Glaube unter den Heiden ausgebreitet worden wäre, denen jene Weissagung und darauf gegründete Hoffnung fern lag, die also auch auf ihre Nichterfüllung keine Rücksicht zu nehmen hatten. Den Griechen konnte die Wiederaufrichtung des jüdischen Reiches gleichgültig sein, den Römern war sie sogar zuwider: beide traten also dem neuen Glauben nicht um deswillen bei, und als die Weissagung Jesu unerfüllt blieb, wurden ihnen keine Hoffnungen zerstört, sie hatten also auch keinen Grund, dieserhalb den neuen Glauben fallen zu lassen. Unter den Juden mogte die Ausbreitung stocken oder ganz aufhören, gleich den anderen Maschiachglauben jener Zeit, dadurch ward der Jesusglaube nicht zerstört unter den Heiden, sondern breitete sich nur um so mehr aus. Die Folge war, dass die Heiden, welche den Glauben festhielten, ihn fortan beherrschten; sie übersetzten den jüdischen Namen Jeschua in Jesus und die Bezeichnung Maschiach (der Gesalbte) in das gleichbedeutende griechische Christos oder römische Christus. Wie der jüdische Name durch die Übersetzung in das Griechische ein verändertes Aussehen gewann, so auch der Glaube selbst: das Griechische und Römische drängte das eigenthümlich Jüdische zurück, liess nur bestehen was auch im Heidenthume seine Wurzel fand und nahm Fehlendes aus dem Heidenthume hinüber. Den nächstliegenden Beweis liefert schon die uns vorliegende Abfassung der Evangelien und Apostelbriefe, die sämmtlich nur in griechischer Sprache uns erhalten sind, obwohl die angeblichen Verfasser Juden waren; alle Namen sind dabei ohne weiteres übersetzt worden, der Kephas ward Petrus, Mirjam ward Maria u. s. w. Wir kennen die Evangelien und das Christenthum nicht in der ursprünglich jüdischen Form, sondern nur in der veränderten griechischen Gestalt.

Da Jesus Leben das Haupterforderniss, die Aufrichtung des Reiches Israel, unerfüllt gelassen hatte: so erkannten ihn die Juden auch nicht

als den Erlöser an, sondern erwarteten nach wie vor den wahren Maschiach und folgten zu ihrem Unglücke den von Zeit zu Zeit aufstehenden Schwärmern. Je stärker der Druck der Römer und ihrer Statthalter ward, je roher die Eingriffe der fremden Unterdrücker in ihren Glauben, ihren Tempeldienst und ihre Tempelschätze, desto höher spannte sich die Sehnsucht des Volkes nach dem Erlöser, und je mehr es seiner bedurfte, desto eher erwartete man seine Ankunft. Man konnte, der erdrückenden Übermacht der Römer gegenüber, nur durch die übermenschliche Hülfe des Gesalbten den Sieg erlangen, und da das Elend keine Steigerung mehr zuliess: so galt es als unzweifelhaft, dass er mit seinen himmlischen Heerscharen baldigst herabkommen müsse. Fast zum Wahnsinne erhitzt, empörte sich das Volk bald hier bald dort wider die Römer; jeder neue Maschiach fand Zulauf und Anhänger, die entweder im Lande wandernd die Hoffnungen nährten oder das Volk aufwiegelten und zum Kampfe stachelten. Die wiederholten Empörungen in Jerusalem wurden von den Römern blutig unterdrückt; die im Lande (nach Makkabäer-Art) kämpfend umher ziehenden Erlöser mit ihrem Anhange wurden von den Römern niedergehauen und zersprengt; friedfertige Lehrer dagegen, wie Johannis der Täufer und Jesus fielen dem Fürsten oder den Priestern des eigenen Volkes zum Opfer. Die gröbsten Unterdrückungen und härtesten Unfälle waren nicht im Stande das aufgeregte Volk zu beugen; unablässig stellten sie sich dem Römerwillen entgegen, bis diese (70 nach Ch. G.) die Hauptstadt Jerusalem zerstörten, das Volk niederwarfen und zum grösten Theile zerstreueten.

Die Aussicht auf Errichtung des neuen Israels war damit in weite Ferne gerückt, aber das Werk nicht unmöglich gemacht worden. Was konnte dem Gesalbten des Herrn mit seinen himmlischen Heerscharen unmöglich sein? Je schwieriger die Aufgabe, desto erhabener die Vollbringung. Das Volk hielt fest an seiner Erwartung. die Zerstreneten verschlossen ihre Hoffnungen inmitten der Fremdlinge, aber erhoben sich in dieser Zuversicht, wenn sie verachtet und verfolgt, in die Schmutzwinkel der grosen Städte verwiesen, im Elende gebeugt waren. Mogte der verfolgende Römer, der hassende Christ, der verachtende Muhammadaner sie aussaugen, verfolgen und lebend verbrennen, der Jude getröstete sich, dass sein Volk in seinen Nachkommen auserwählt sei, dereinst zum höchsten Glanze erhoben, ein neues Reich Israel mit einem schönen Jerusalem und den prachtvollsten Tempel zu besitzen, dass auch diesem Reiche in Frieden und Wonne alle

angehören werden, die dem Glauben treu bleiben und dem kommenden Maschiach folgen. Vor allem die in Jerusalem verbliebenen Juden nährten die Überzeugung beim Anblicke der Trümmer und Stätten des ehemaligen Glanzes; noch jetzt versammelt sich an Festtagen eine betende Menge auf der Stelle des ehemaligen Tempels, um die untergegangene Herrlichkeit zu beweinen und ihre Zuversicht auf den kommenden Maschiach lebend zu erhalten, der das Verlorene zurückbringen soll, glanzvoller als es je gewesen. Der Rabbiner oder Vorbeter führt den Wechselgesang mit der versammelten Gemeinde:

Vorbeter:

„Wegen des Palastes, der wüste liegt!
Wegen des Tempels, der zerstört ist!
Wegen der Mauern, die nieder gerissen!
Wegen unserer Majestät, die dahin ist!
Wegen unserer grosen Mauer, die niederliegt!
Wegen der kostbaren Edelsteine, die verbrannten!
Wegen unserer Priester, die gesündigt haben!
Wegen unserer Könige, die Adonai verachteten!"

und die Gemeinde antwortet nach jeder Zeile:

„Da sitzen wir einsam und weinen!"

Der Vorbeter beginnt den zweiten Wechselgesang:

„Wir bitten Dich, erbarme dich Zions!
Eile, eile, Zions Erlöser!
Ach möge Schönheit und Majestät Zion umgeben!
Möge bald das königliche Scepter über Zion wieder erscheinen!
Möge Friede und Freude wieder einkehren in Zion!"

Das Volk antwortet Zeile um Zeile:

„Sammle die Kinder Jerusalems!
Sprich zum Herzen Jerusalems!
Ach wende Dich gnädig zu Jerusalem!
Tröste die trauern über Jerusalem!
Und der Zweig aufsprossen zu Jerusalem!"

In Europa geben die gläubigen Juden ihren Klagen und Hoffnungen keinen öffentlichen Ausdruck, um Spott und Hohn zu meiden. Die Macht einer solchen Zuversicht muss man aber anerkennen und hochschätzen, wenn die zahllosen Unbilden und Gewaltthaten erwogen werden, denen das kleine Volk Jahrtausende hindurch ausgesetzt gewesen ist, und die unglaub-

liche Zähigkeit, mit welcher es solche überstand. Die Widerstandsfähigkeit konnte nur durch die Hoffnung auf dereinstige Erlösung so sehr gestärkt werden, dass sie der so schmäligen und anhaltenden Unterdrückung ein ausreichendes Gegengewicht gab, um Volksthum und Glauben durch alle Jahrhunderte zu erhalten.

§. 172.

In der Geschichte der Menschheit offenbart sich zu verschiedenen Zeiten und in entfernten Ländern dieselbe Hoffnung der Völker auf einen Erlöser, auf Grund der Fähigkeiten und Mängel des Menschenwesens entstanden und gleichartig entwickelt, wiewol je nach den örtlichen, äusseren Einflüssen verschieden gestaltet.

Die Chinesen, welche den Lehren des Kong (Confucius) anhängen, erwarten die Wiederherstellung des Friedens und die Herrschaft der Tugend auf Erden „am Ende der Tage“ beim Erscheinen des „grosen Heiligen.“ Es heisst von ihm in den alten Schriften: „die Völker erwarten ihn, wie welkende Pflanzen die Wolken und den Regen; seine Tugend wird die ganze Welt umfassen, er wird allen ein neues Leben und eine neue Kraft mittheilen und wird sich bis zum Himmel erheben. Dem grosen Heiligen, dem Heiligen aller Zeiten und aller Völker ist es vorbehalten, alle Stralen der Weisheit zu vereinigen und die Vollkommenheit aller Tugenden zu erreichen. Die Völker werden vor ihm sich niederwerfen, sobald sie ihn nur sehen, und sobald sie ihn hören, werden sie überzeugt sein und alle insgesammt werden einstimmig seine Thaten loben. Die ganze Welt wird vom Schalle seines Namens ertönen und mit seiner Herrlichkeit erfüllt werden. Sein Name ist „Friedefürst“; er ist nicht übereilt in seinem Gange (nicht von Leidenschaften getrieben); sein Zorn athmet nur Frieden; er ruft den Himmel zum Zeugen der Güte seines Herzens; er wünscht, dass man ohne Kampf sich ergebe, und ist bereit auch dem Schuldigsten zu verzeihen.“

Die Inder waren (500 vor Ch. G.) wiederholt von ihrer Sündenlast, den Strafen erlöset worden durch die Menschwerdung und den Opfertod des Wischnu, der zweiten Person ihrer Dreieinigkeit. Sie fühlten sich aber beunruhigt durch die Wahrnehmung, dass unausgesetzt eine neue Sündenlast anschwelle, und hegten die Hoffnung, dass Wischnu aufs neue erschei-

nen müsse, sobald die Sünden das äusserste Mas erreichen würden. Er solle am Ende der Tage wiederkehren „in den Wolken des Himmels, auf weissem Rosse mit weissen Flügeln, in seiner Hand ein gezogenes Schwert, leuchtend wie ein Komet.“ So kehrt er wieder, um eine bessere Zeit herauf zu führen. Sobald sein Ross den erhobenen Fus auf die Erde setzet, sinkt sie in Trümmer mit dem verdorbenen Geschlechte, und die neue Zeit der Reinheit und Vollkommenheit bricht heran.

Die Buddha-Gläubigen, auf Sakjamunis Aussprüche fusend, hoffen, dass 5000 Jahre nach Gautama ein neuer Buddha erscheinen werde, um, als wiederholte Verkörperung des höchsten Wesens, Reinheit und Heiligkeit, Frieden und Glück zur Herrschaft zu bringen und das abgelaufene fehlerhafte Weltalter durch ein neues, vollkommenes zu ersetzen.

Die Altperser hatten ihre Hoffnung auf den Versöhner Mithrasch gesetzt, der am Ende des Weltalters erscheinen werde, um im Weltuntergange das Böse zu versöhnen. „Die ins Gute verklärte Welt nimmt der Ewige wieder in sich auf und der Mittler, der Versöhner ist Mithrasch“ der „die Sünde vernichtet.“ In anderen Schriften ist es Sosiosch (Sroscha), der am Ende der Tage kommen wird, um eine neue Erde zu schaffen und das ersehnte Lichtreich herzustellen. Es heisst: „Lobpreis allen, die bis zum Siegesheld Sosiosch in der Welt noch sterben werden. Wann Sosiosch kommen wird, soll die ganze Welt gros und glücklich werden; die Leiber der Welt werden rein sein. Er wird aus der Welt schaffen allen Schmerz, des Bösen Keim, und den Plager der Reinen zerschmettern.“

Die Juden setzten ihre Erwartung auf einen Erlöser, Gesalbten, der erscheinen solle, um das Volk aus dem Elende der Knechtschaft zu befreien, welches als Strafe für die zahllosen Sünden gedeutet, nur durch ein übermenschliches Opfer gesühnt werden könne. Der „Menschensohn“ aus der Herrlichkeit des Höchsten stammend, werde zur Erde herab kommen, um unschuldig und stumm wie ein Lamm, die Sünden des Volkes auf sich zu nehmen, und werde sie sühnen durch Qualen und Tod. Er solle alsdann hinauffahren zum Höchsten, der ihm Macht, Ehre und Herrschaft verleihen werde über alle Völker, worauf er mit Engelscharen herabsteigend, den ganzen Erdkreis unterwerfen und ein neues Israel aufrichten solle, um als Friedefürst allen Völkern, selbst den Thieren Frieden zu schenken. — Die Hoffnung auf ihren Maschiach haben die Juden sich erhalten durch alle Wandlungen der Zeiten und ihrer Schicksale.

Die Christen, mit geringen Ausnahmen, folgen im Glaubensbekenntnisse der Überzeugung, dass Jesus (Jeschua, Sohn der Mirjam) der von den Juden ersehnte Erlöser und von den Propheten verheissene Gesalbte gewesen sei, den die Juden in Verblendung zurückgewiesen und getödtet hätten. In seinem Leben und Leiden seien alle Weissagungen der Propheten erfüllt worden, auch das erwartete Sühnopfer in seinem Kreuzestode vollzogen, durch welchen er, unschuldig und stumm leidend wie ein Lamm, die Sünden der Menschen auf sich genommen und gesühnt habe. Dagegen ist die von Jesus selbst verheissene, baldige Rückkunft, zur Erneuerung des jüdischen Reiches und zum Weltgerichte, nicht im Glauben der Christen lebend geblieben; sie hat von Zeit zu Zeit Veranlassung zur Aufregung und zur Bildung eigener Sekten (Chiliasten u. a.) gegeben, ist jedoch als Überzeugung bei den Christen Europas theils ausgestorben, theils in die fernste Zukunft verwiesen worden.

Die Muhammadaner Persiens haben aus ihrem vorherigen Glauben Anklänge der Mithrasch- oder Sosiosch-Vorstellungen hinüber genommen. Sie hoffen, der Prophet werde im Laufe der Zeit wiederkehren, um alle Völker dem Koran zu unterwerfen, ein groses Friedensreich zu stiften und alle einem Gesetze gehorsam zu machen. Dereinst solle Muhammad Muntahir (der Erwartete) gefolgt von Elias und Jesus auf Erden erscheinen und das neue Reich errichten; darauf breche das Weltgericht herein, die alte Welt gehe unter und eine neue Welt in Jugendschönheit und Fülle trete an ihre Stelle. Bei der Moschee zu Kufa wird jederzeit ein gesatteltes und gerüstetes Pferd bereit gehalten für den erwarteten Propheten, damit bei seinem Erscheinen kein Augenblick dem grosen Werke verloren gehe.

§. 173.

In den erläuterten Vorstellungen der verschiedenen Völker und Zeiten zeigt sich die Ähnlichkeit der Gestaltung der Erlöserhoffnungen, das Durchgehende des menschlichen Gedankens darin:

dass ein Mensch (Moses, Kongfudsü, Zarathustra, Sakjamuni-Buddha, Muhammad) oder ein Mensch gewordener Gott (Wischnu, Jesus) in einem Erdenleben voll Mühe und Leiden sich bestrebte, die Sünden der Menschen und das aus denselben erwachsene Elend zu tilgen, dass sie aber den vorgesetzten Zweck nicht zur Genüge erreicht haben;

dass zur Ergänzung des Ungenügenden, des unvollendet Gelassenen, zukünftig ein neuer Erlöser erscheinen werde (Maschiach, Friedefürst, Wischnu, Buddha, Mithrasch oder Sosiosch, Christus der Weltenrichter, Muhammad der Erwartete), um das Volk oder die ganze Menschheit zur Vollendung zu führen.

In dieser Auffassung eines hochgestalteten Erdenlebens und dessen zukünftiger Ergänzung zur Vollendung liegt ein Gemeinsames, welches im Menschenwesen seine Begründung finden muss. Selbst wenn man annehmen wollte, die Anlass gebenden Grundzüge könnten von einem Volke den anderen zugetragen sein, da vom egyptischen Sonnensohne Horus an, der den bösen Typhon überwindet, alle Erlöser (Wischnu der Inder, Mithrasch der Perser, Herakles der Griechen, Jesus der Christen) Kennzeichen des Sonnenhelden an sich tragen und Söhne des Höchsten sind (des Brama, Ahuromasdao, Zeus, El u. a.), so würde man auch dann die Gleichartigkeit der Auffassung seitens der örtlich verschiedenen, hochbegabten Männer und die ähnliche Sehnsucht der Völker nach einer zukünftigen Ergänzung, nur erklären können durch einen allgemein menschlichen Grundzug, der es ermöglichte die fremde Vorstellung aufzufassen und selbständig weiter zu entwickeln. Diese Gleichartigkeit, welche allenthalben die ähnlichen Vorstellungen schaffen konnte, sobald die Bildung der Völker bis zu dieser Stufe sich entwickelt hatte, lässt sich erkennen

a) in der allenthalben ungleich fortschreitenden Entwicklung der einzelnen Menschen (§. 28), in Folge derer jederzeit und in jedem Volke eine Minderheit von Vorgeschrittenen auf eine Mehrheit der Rückständigen herabblicken musste, die noch auf den verschiedenen Bildungsstufen lebten, welche die Heranbildung des Volkes in den Vorgeschrittenen bereits zurückgelegt hatte;

b) in dem Fortbildungstriebe der Menschen, der die Vorgeschrittensten zur höchsten Entwicklung desselben, dem Unterrichte der Mitlebenden anfeuert, dessen Befriedigung sie ihre Bequemlichkeit, Gesundheit und selbst das Dasein opfern, in der Hoffnung, das vorgesetzte Ziel zu erreichen, die tiefe Kluft auszufüllen, welche die Menge der Rückständigen von ihrer eigenen Bildungsstufe trennt, die sich auch offenbart in den nachtheiligen (sündhaften) Handlungen der Rückständigen und in augenscheinlichen, schädlichen Folgen (Strafen), welche die Thäter wie auch das Gemeinwesen treffend, das Leben qualvoll stören;

c) in der den voranschreitenden Lehrern sich aufdrängenden Wahrnehmung, dass ihr vorgesetztes Ziel, die Erlösung der Menschen von ihren selbstgeschaffenen Übeln nicht erreicht werde, dass ihre Lebensdauer wie auch ihre Kräfte nicht ausreichen, um sämmtliche Rückständige auf die eigene Bildungsstufe zu erheben, sie frei zu machen von ihren Sünden und Leiden;

d) in der unerschütterlichen Überzeugung der Vorgeschrittenen, dass diese Befreiung von Sünden und Leiden (die Fortbildung der Menschheit) nicht unterbleiben könne und dürfe; dass also, da sie selbst die Vollendung nicht ermöglichen konnten, ein Anderer früher oder später folgen müsse zur Ergänzung ihres Wirkens, zur Ausführung der unvollendeten Aufgabe;

e) in der Beschränktheit des Urtheiles jener hochbegabten, voranschreitenden Männer, welche aus den Erfahrungen des kurzgemessenen, eigenen Lebens den irrigen Schluss zogen, dass ihre Wirksamkeit von geringer Wirkung, nahezu erfolglos gewesen sei. Sie konnten nicht voraussehen, dass ihre Lehren Jahrtausende hindurch auf Hunderte von Millionen Menschen segensreich wirken würden, und glaubten, in Ermangelung dieser Voraussicht, ihr Streben sei vergeblich oder zu gering gewesen, es bedürfe eines anderen Erlösers von übermenschlicher Machtfülle, da ihre eigene menschliche Kraft anscheinend so überaus ungenügend sich erweise. Kong, der Wanderlehrer Chinas, wie Sakjamuni, der büssende Königssohn Indiens, und Jeschua, der Zimmermannssohn aus Nazareth, dachten nicht, dass ihr Lebenslauf mächtiger und wohlthätiger in die Geschicke der Menschheit eingreifen würde, als die glänzenden Gewaltthaten der grösten Kriegshelden, die durch Raub und Mord ein vorübergehendes Ansehen in der staunenden, rückständigen Menge sich eroberten; sie würden sonst ihr Leben und Wirken höher geschätzt und als ihren Wünschen genügend anerkannt haben.

§. 174.

Nächst dem Gleichartigen, rein Menschlichen, lässt sich in den Besonderheiten der Erlöser-Vorstellungen das Örtliche erkennen, welches sie von einander scheidet, wenn auch verhältnissmässig gering im Vergleiche zum Gemeinsamen aller.

Dass Kong den Chinesen einen „Friedensfürsten“ in Aussicht stellte, der

durch Lehre und Beispiel die Menschen zur Vollendung führen solle, lag darin, dass den Chinesen wie den Ariern die Vorstellung stellvertretender Opfer fehlte; dass Kong deshalb wie alle Chinesen das Heil nur durch Lehre und Beispiel erwarten konnte, welche die Menschen anleite, die Sünde zu meiden und so von den Übeln sie erlösen solle, welche der Himmel als Strafe über die Sünder verhänge. Er verhelte sich nicht das Unzureichende seines Strebens, so wie der Lehre und des Beispieles überhaupt, und rüstete deshalb den künftigen Friedensfürsten mit der Macht aus, den Unterdrücker nieder zu werfen und seine grausame Herrschaft zu zerstören, also diejenige Übermacht zu äussern, welche Kong wahrscheinlich beim Anblicke des geknechteten und ausgesogenen Volkes oft genug sich gewünscht, aber schmerzlich vermisst hatte.

Dass die Hindu ihren Erlöser Wischnu göttlich gestalteten, ihn als zweite (Mittels-) Person ihrer Dreieinigkeit dachten, lag in ihren gesteigerten Opfervorstellungen, welche die eingewanderten, hellen Arier von den dunklen Urbewohnern mit derem Siwaglauben aufnehmen mussten, in der Erkenntniss, dass der Anlass gebende böse Wille (Siwa), örtlich begründet sei (§. 45). Der Siwadienst, die Verehrung des dem Menschen Schädlichen der örtlichen Weltvorgänge (dörrende Hitze u. a.) hatte bei den dortigen Völkern, wie bei den Semiten, die Opferungen zum Höchsten gesteigert. Während die Chinesen, unter den gemäsigten Verhältnissen ihrer Urheimat, den Himmel (Tien) durch Gebete und leichte Dankopfer (Früchte u. a.) verehrten, in seinem Walten Ordnung und Gesetzmäsigkeit erkannten, hatten die dunklen Völker der heissen Länder in Mittel- und Ost-Afrika, Arabien, Südpersien und Südindien mit den verderblichen, tödtlichen Einflüssen ihrer grimmigen Übermächte zu kämpfen, vor allem mit dem Sonnenbrande (Tinbe, Bes, Bal, Ariman, Siwa) denen sie Thiere und Menschen opferten, um sie so weit zu besänftigen, dass sie nicht selbst tausendfältig ihre Opfer sich raubten. Die von Zeit zu Zeit in Indien wiederkehrenden, verzweiflungsvollen Zustände durch Dürre, Hungersnoth, Pest, Heuschrecken u. a., welche die Menschen zu Hunderttausenden hinrafften, hatten in Indien wie bei den Semiten, dazu getrieben ihr Bestes, ihr Liebstes zu opfern, um den grimmen Verderber zu versöhnen. Allein vergebens, seine Rache, sein Zorn war augenscheinlich nicht zu besänftigen durch menschliche Mittel, es bedurfte eines übermenschlichen Opfers, um die Sühne zu vollbringen, und Wischnu, der ohnedies als Mittler zwischen dem erhabenen, gütigen

Brama und dem grimmigen, verderblichen Siwa stand, ward als der geeignete, göttliche Erlöser erkannt, um auf Erden erscheinend, durch seinen Opfertod die Sündenlast zu tilgen, welche dem feindlichen Siwa das Recht gab, das Volk mit vernichtenden Strafen heimzusuchen.

Bei den Buddhagläubigen knüpfte sich die Vorstellung der dereinstigen Wiederkehr des Buddha an die aus Sternbeobachtungen gefolgerte Erneuerung der Welt, in jedesmaligen Zeitabständen von 5000 Jahren. Daraus empfing die Erlöser-Vorstellung die besondere Gestalt, dass in der Vergangenheit bei jeder Welterneuerung ein Buddha erschienen sei und auch in der Zukunft nach je 5000 Jahren wiederkehren werde.

Bei den Altpersern war die Sehnsucht allein auf die Zukunft gerichtet; sie hatten ebenfalls die Vorstellung von Weltaltern, brachten aber den Erlöser nur mit der nächsten Welterneuerung in Verbindung, bei der er erscheinen solle, um die alte Welt zum Abschlusse zu bringen und die neue Welt, geläutert und in Jugendfülle prangend, herauf zu führen.

In dem Glauben der Juden war zu der semitischen Vorstellung des übermenschlichen Sühnopfers, welches durch Qualen die Sünden des Volkes stellvertretend tilgen solle, die persische Vorstellung vom Weltenrichter gebracht und angeschlossen worden. Die Verbindung offenbart sich als geschehen in den Evangelien des Neuen Testamentes, welche Jesus darstellen sowol als Sühnopfer für die Sünden der Menschen, wie auch als bald wiederkehrenden Weltenrichter. Dass sie die Rückkunft nicht um Tausende von Jahren aufschoben, obwol ihnen die persische oder chaldäische Vorstellung von Weltaltern bekannt war, erklärt sich aus der Dringlichkeit der ersehnten Erlösung, aus der Höhe des Elendes, unter dem es in Folge der ungewöhnlich gefährdeten Lage seines Landes leiden musste, dessen Beseitigung keinen Aufschub um Jahrtausende gestattete, sondern sofortige Abhülfe erheischte. Von Jesaias Zeiten an kürzte sich immer mehr die Frist, innerhalb derer der erlösende Maschiach erscheinen sollte, denn seine Hülfe ward zunehmend dringlicher. Zu Jesu Zeiten erwartete man sein Kommen von Tag zu Tage; man dachte, er müsse jetzt erscheinen, denn sonst würde vordem das ganze Volk zu Grunde gehen und sein späteres Kommen unnütz sein.

In das Christenthum ward die, aus einer jüdischen und einer fremden Vorstellung erwachsene zweiseitige Deutung des Maschiach als Erlöser und als Weltenrichter hinüber genommen, erlitt jedoch eine Veränderung als

dasselbe gegen Westen vorschreitend, aus dem Judenthume hinaus trat zu Griechen und Römern, welche an Zahl und Ansehn den dürftigen Mitgliedern des kleinen Judenvolkes weitaus überlegen, dem neuen Glauben ihr Gepräge verliehen, das Semitische oder besonders Jüdische verdrängten, um Heidnisches an die Stelle zu setzen. Die Vorstellung von stellvertretenden Sühnopfern hatten Hellenen wie Römer schon in frühester Zeit aus semitischen Quellen empfangen (Iphigeneia, Cheiron, Curtius u. a.), sie konnten also den Glauben an den sühnenden Opfertod Jesu aufnehmen; dagegen war ihnen fremd die Vorauswirkung des Sühnopfers zur Tilgung künftiger Sünden. Sie änderten deshalb das Brudermahl der Gläubigen (das Abendmahl) in einen Sühnungsgebrauch um, in eine Wiederholung der Opferung Jesu, welche, nach vorhergegangener Läuterung durch Beichte, die Wiedergeburt des Sünders erwirken solle, so dass die jüdische Opfervorstellung eine erweiterte Gestalt erhielt. Dagegen ward die Vorstellung vom Weltenrichter beschränkt durch die Annahme, dass er nicht in nächster Zeit erscheine, wie das jüdische Bedürfniss es erheischte, sondern am Ende des gegenwärtigen Weltalters, am jüngsten Tage, von dem die Griechen schon als Heiden eine Vorstellung hatten, die auch späterhin bei den heidnischen Nordländern sich vorfand und in den Eddaliedern auf uns vererbt worden ist.

Die Araber, das Stammvolk der Muhammadaner, geschützter wohnend als die stammverwandten Kinder Israels, hatten ihre semitische Opfervorstellung niemals zu solcher Höhe steigern müssen, denn ihre Noth wuchs nicht in solchem Grade, dass es eines übermenschlichen Opfers zur Abhülfe bedurfte. Da aber ihr Land für die wachsende Menschenzahl nicht Raum genug bot, auch ihre Gewohnheiten kriegerisch und räuberisch waren: so musste ihr Erlöser nicht allein Lehrer, sondern auch Anführer, glücklicher Eroberer sein, damit sie Ausbreitung und Beute erlangten. Muhammad entsprach diesen Voraussetzungen, seine Nachfolger noch mehr, und die Araber fühlten sich befriedigt, bedurften also nicht zur Ergänzung ihrer Wünsche eines wiederkehrenden Erlösers. Bei den muhammadanisch gewordenen Persern dagegen ist das örtliche Verhältniss ein anderes; ihre in den Zuständen des Landes und dem Bildungsgange des Volkes wurzelnde Erlöser-Vorstellung bricht auch im Muhammadglauben hervor; der Prophet soll dereinst wiederkommen, um seine Thaten fortzusetzen, auszuführen was er nach ihrer Ansicht unvollendet gelassen hat.

§. 175.

Sämmtliche Vorstellungen haben als gemeinsame Grundlage das Unbefriedigtsein des Menschen in der Gegenwart und das Gestalten seiner Hoffnungen in der nahen oder fernen Zukunft. Die Zukunft fasst er auf in zweierlei Weise: als das Leben seiner Nachkommen in dieser Welt oder das eigene Fortleben nach dem Tode in einer anderen Welt. Für Ersteres ergänzt er die Mängel seines Lebens durch die Hoffnung auf einen Erlöser, der seinen Nachkommen ein besseres Leben bereiten solle als ihm zu Theil geworden; für das Zweite baut er seine Hoffnung auf Ergänzung seines Erdenlebens auf die eigene Unsterblichkeit, erwartet im Fortleben nach dem Tode dasjenige zu erreichen, was er im Erdenleben vermisste. In beiden Fällen der Wunsch nach Genügendem, nach Befriedigung des Äussersten, welches er möglich hält und zur Erfüllung denkt sich der Mensch sein Fortleben entweder in seinen Nachkommen auf dieser Welt oder im höheren Leben der eigenen Seele in einer künftigen Welt.

Der rückständige Mensch, unbefriedigt in seinen Genüssen, gepeinigt durch die Folgen seines Thuns oder Lassens, erkennt nicht das Ursachverhältniss zwischen seinen Handlungen und Folgen, um selbst seine Leiden auf ein erträgliches Mas zu bringen, sondern ersehnt äussere Hülfe und sendet seine Hoffnung in die nahe Zukunft, die den Erlöser bringen soll. Der vorgeschrittene Mensch, unbefriedigt in seinen Bemühungen zur Fortbildung der Rückständigen, zur Vernichtung ihrer Sündhaftigkeit, Abwehr ihrer Leiden, sendet seine Hoffnung in die ferne Zukunft, weissagt einen Nachfolger, der mit höheren Fähigkeiten und grösserer Macht ausgerüstet dasjenige vollenden werde, was nicht ausbleiben dürfe, ihm aber, bei minderer Lebensdauer und geringen Kräften, nicht möglich gewesen war zu erzielen. In allen Fällen das gleiche Gefühl des Unbefriedigtseins und die gleichartige Hoffnung auf die Zukunft, verschieden gestaltet je nach den Lebensverhältnissen und der erreichten Bildungsstufe.

Die Erlöser-Vorstellungen, so vielgestaltig sie auch erscheinen, entspringen den beiden Quellen

der ungleichen Fortbildung der Menschheit in den einzelnen Völkern und den Einzelnen eines jeden Volkes, so dass alle Stufen der Entwicklung gleichzeitig neben einander vorhanden sind;

des Missverhältnisses zwischen dem Leben des Einzelnen und den Zielen, welche er sich setzt, den Gestaltungen seiner Wünsche und Hoffnungen.

Von diesen beiden Quellen aus lässt jede der Erlöser-Vorstellungen sich entwickeln, sobald die Einflüsse der örtlich verschiedenen Lebensbedingungen hinzugefügt werden. Von den einfachsten Gestaltungen bis zu den entwickelten entstand

aus der ungleichen Fortbildung: die Erlösersehnsucht der Rückständigen wie der Vorgeschrittenen;

aus dem Missverhältnisse zwischen dem Leben und den Lebenszielen: die Gestaltung des Erlösers und seiner geschehenen oder zukünftigen Thaten, je nach den Hindernissen verschieden, die das einzelne Volk oder der einzelne Mensch als der Erreichung seiner Ziele entgegenstehend sich dachte.

Die Hauptentwicklungen aller Völker und Menschen, wie die Besonderheiten der Einzelnen, sind demnach auch in diesem Zweige der Erkenntniss sämmtlich aus dem Menschenwesen hervorgegangen, finden in seinen Fähigkeiten und Mängeln ihre ausreichende Erklärung. Sie haben auf gleichartigen Grundlagen verschiedentlich sich gestaltet, je nach Masgabe der zur Zeit erreichten Bildungsstufe und der örtlich vorhandenen Lebensverhältnisse, beherrscht durch die Einflüsse der ganzen Welt, unter denen die Fortbildung der Menschheit wie alles Übrigen sich entwickelt, aus den kleinsten Anfängen zu den höchsten Gestaltungen.

Christenthum.



§. 176.

Für die europäischen Völker und die als Ableger anzusehenden Neu-Amerikaner, ist die Einführung des Jesuglaubens von den eingreifendsten Folgen gewesen, indem er als Begleiter südländischer Bildung die Europäer in ihrer Fortbildung rascher förderte, als ohnedies geschehen sein würde.

Über die Entstehung des Jesuglaubens sind uns nur dürftige und lückenhafte Berichte vererbt worden, aus denen die Fülle des Geschehenen nur geahnt aber nicht ermessen werden kann. Die Fortbildung des Glaubens hat jedoch, wie aus den Evangelien zu ersehen, aus den kleinsten Anfängen beginnen müssen, und wie in vielen Entwicklungen der Welt, ist auch hier aus einem winzigen Samenkorne ein Riesenbaum erwachsen.

Der Stifter des Glaubens, Jeschua, ward zur Zeit des römischen Kaisers Augustus zu Nazareth in Galiläa von armen Eltern geboren, als Sohn eines Zimmermannes Jossuf und dessen Frau Mirjam. Über sein Leben bis zum dreizigsten Jahre fehlen die Nachrichten. Als er in diesem Alter nach Landessitte als öffentlicher Lehrer und Wanderarzt auftrat, wirkte er in Galiläa, Samaria und Judäa, ward in letzterem Bezirke von einer grosen Menge als der erwartete Masehiach begrüst und nach Jerusalem begleitet, wo er von der jüdischen Priesterschaft der Gotteslästerung angeklagt und nach öffentlicher Verurtheilung gekreuzigt ward.

Über seinen Lebenslauf sind vier verschiedene Erzählungen, die sogenannten Evangelien Matthäus, Markus, Lukas und Johannis aufbewahrt, welche (§. 23) aus einer grosen Zahl von Berichten durch sogenanntes Gottesurtheil erwählt worden sind. Sie rühren von unbekannten Verfassern

her, weichen in wichtigen Beziehungen von einander ab und tragen die Merkmale an sich, dass sie erst lange nach dem Tode Jesu nach den Erzählungen Anderer aufgeschrieben worden sind. Von einem übermenschlichen Ursprunge aus göttlicher Eingebung durch den heiligen Geist, wie er ihnen gewöhnlich beigemessen wird, erzählen die Verfasser nichts, wozu sie doch am ehesten im Stande gewesen wären und auch sich hätten verpflichtet fühlen müssen, wenn sie höhere Eingebungen empfanden. Die Abfassung trägt lediglich menschliches Gepräge, die Erzählungen der gleichen Begebenheit weichen erheblich von einander ab, widersprechen sich häufig und berichten augenscheinlich nur den kleinsten Theil des reichen Lebens eines so hochbegabten Mannes, theils sogar Wundergeschichten, die als unwürdig abgelehnt werden müssen. In der Abfassung tritt ungebürlich das Streben hervor zu erweisen, dass alle Weissagungen des Alten Testamentes, die richtig oder irrthümlich damals auf den künftigen Maschiach gedeutet wurden, im Leben Jesu in Erfüllung gegangen seien; dass unter einer Anzahl damals erschienener Gesalbter des Höchsten und Erlöser des Volkes, er der einzig wahre Maschiach (Christos) gewesen sei, weil er die übrigen an Wunderthaten übertroffen habe; dass also in beiden Beziehungen (Erfüllung der alten Weissagungen und Verrichtung der grösten Wunderthaten) nach jüdischer Auffassung die Kennzeichen seiner Echtheit ausreichend dargelegt worden seien.

Diese Fehler der Evangelisten und ihrer Zeitgenossen treffen ersichtlich nicht das Andenken Jesu, lassen aber um so mehr bedauern, dass er selbst keine Schriften hinterlassen hat, da in dem geringen Kerne der Evangelien ein edles und begabtes Menschenleben sich andeutet, welches in eigenen hinterlassenen Schriften seine ganze Fülle uns erschlossen hätte. In den vorhandenen, dürftigen Berichten wird er dargestellt als milder Lehrer und Hülfespender, der das Land heilend und predigend durchwanderte, eindringlich zur Sittenreinheit und Uneigennützigkeit ermahnend. Er fand im Kreise des Volkes Jünger und Anhänger; eine grose Menge glaubte in ihm den schon längst ersehnten Befreier vom römischen Joche zu erkennen, den Errichter eines neuen glänzenden Judenreiches, und führte ihn nach der Hauptstadt Jerusalem, damit er das Werk der Befreiung beginne. Der römische Statthalter, auf Anstiften des Hohenpriesters der Juden, liess ihn als Aufwiegler in der Stille verhaften, erkannte aber, dass diese Anschuldigung unbegründet sei, und übergab ihn der verlangenden

jüdischen Priesterschaft, die ihn zum Kreuzestod verurtheilte und seine Hinrichtung herbeiführte.

§. 177.

Die Grundlehren Jesu liegen in den vier Evangelien zerstreut, untermischt mit Gleichnissen, Erzählungen der Wunderthaten und Weissagungen, wie auch mancher anderen Begebenheiten seines Lebens, so dass sie nur einen geringen Theil des ohnedies dürftigen Inhaltes ausmachen. Sie lassen sich folgenden vier Abtheilungen einordnen:

a) Liebe zum höchsten Wesen und Erfüllung seiner Gebote.

Matth. 22. 37: „Du sollst lieben Gott (El), deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe. Das ist das vornehmste und gröste Gebot."

Markus 12. 30: „Du sollst Gott (El), deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und allen deinen Kräften. Das ist das vornehmste Gebot." (Luk. 10. 27 desgl.)

b) Liebe des Nächsten bis zur Gleichstellung und Versöhnlichkeit, bis zur Selbstverleugnung, Sanftmuth, Geduld, Friedfertigkeit u. a.

Matth. 22. 39: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst." (Mark. 12. 31; Luk. 10. 27 desgl.)

Matth. 5. 5 bis 11: „Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heissen. Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles wider euch, so sie daran lügen; seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnt werden."

Matth. 5. 21: „Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht tödten; wer aber tödtet, der soll des Gerichtes schuldig sein. Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnt, der ist des Gerichtes schuldig. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Racha, der ist des Rathes schuldig. Wer aber sagt: Du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig. Darum wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und wirst allda eingedenk, dass

dein Bruder etwas wider dich habe; so lass allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komme und opfere deine Gabe. Sei willfertig deinem Widersacher bald, dieweil du noch bei ihm auf dem Wege bist, auf dass dich der Widersacher nicht dermaleinst überantworte dem Richter und der Richter überantworte dich dem Diener und werdest in den Kerker geworfen."

„Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. Ärgert dich aber dein rechtes Auge, so reiss es aus und wirf es von dir. Es ist dir besser, dass eines deiner Glieder verderbe, als dass der ganze Leib in die Hölle geworfen werde."

„Es ist euch gesagt: Wer sich von seinem Weibe scheidet, der soll ihr geben einen Scheidebrief. Ich aber sage euch: Wer sich von seinem Weibe scheidet, es sei denn um Ehebruch, der macht, dass sie die Ehe bricht, nnd wer eine Abgeschiedene freiet, der bricht die Ehe."

„Ihr habt gehört, dass da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, dass ihr nicht widerstreben sollt dem Übel, sondern so dir jemand einen Streich giebt anf deine rechte Wange, dem biete auch die andere dar; so jemand mit dir rechten will nnd deinen Rock nehmen, dem lass auch den Mantel, und so dich jemand nöthigt eine Meile, so gehe mit ihm zwei. Gieb dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will."

„Ihr habt gehört, dass gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf dass ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er lässt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten, und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte."

Matth. 7. 1: „Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet, denn mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden, und mit welcherlei Mas ihr messet, wird euch gemessen werden. Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge und wirst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge? Oder wie darfst du sagen zu deinem Bruder: Halt, ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen! Und siehe, ein Balken ist in deinem Auge. Du Heuchler, ziehe zuvor den Balken aus deinem Auge,

danach besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziebest." — 12: „Alles nun, was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen."

Matth. 18. 2: „Jesus rief ein Kind zu sich und stellte es mitten unter die Jünger und sprach: Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, dass ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wer sich nun selbst erniedrigt wie dies Kind, der ist der gröste im Himmelreich, und wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, dass ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meere, wo es am tiefsten ist." — 21: „Da trat Petrus zu ihm und sprach: Herr, wie oft muss ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist es genug siebenmal? Jesus sprach zu ihm: Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal."

Matth. 20. 26: „So Jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener. Und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht."

Joh. 13. 13: „Ihr heisset mich Meister und Herr und sagt recht daran, denn ich bin es auch. So nun ich, euer Herr und Meister euch die Füse gewaschen habe, so sollt ihr euch auch unter einander die Füse waschen. Ein Beispiel habe ich euch gegeben, dass ihr thut, wie ich euch gethan habe."

c) Uneigennützigkeit bis zur Gütergemeinschaft, Entsagung des Erwerbes und Wohlthätigkeit bis zur Entäusserung des Besitzes.

Matth. 5. 42: „Gieb dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will."

Luk. 6. 30: „Wer dich bittet, dem gieb, und wer dir das Deine nimmt, von dem fordere es nicht wieder."

Matth. 6. 19: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen. Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz. Niemand kann zweien Herren dienen, entweder er wird einen hassen und den anderen lieben, oder wird einem anhangen und den anderen verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr denn die Speise? Und der Leib mehr denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel

an; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid ihr denn nicht mehr als sie? Wer ist unter euch, der seiner Länge eine Elle zusetzen möge, ob er gleich darum sorge? Und warum sorget ihr um die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allem trachten die Heiden; denn euer himmlischer Vater weiss, dass ihr des Alles bedürfet. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. Darum sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, dass ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe."

Matth. 19. 21. „Jesus sprach zum Jünglinge: Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe was du hast und gieb es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, dann komme und folge mir nach. Jesus aber sprach zu seinen Jüngern: Wahrlich ich sage euch, ein Reicher wird schwerlich in das Himmelreich kommen. Und weiter sage ich euch, es ist leichter, dass ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn dass ein Reicher in das Reich Gottes komme."

d) Beobachtung der mosaischen Gesetze.

Matth. 5. 17: „Ihr sollt nicht wähnen, dass ich gekommen sei, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn ich sage euch, wahrlich bis dass Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetze, bis dass es alles geschehe. Wer nun eines von diesen kleinsten Geboten auflöst und lehrt die Leute also, der wird der kleinste heissen im Himmelreiche; wer es aber thut und lehrt, der wird gros heissen im Himmelreiche."

Matth. 8. 3: „Und Jesus streckte seine Hand aus, rührte ihn (den Aussätzigen) an und sprach: Ich will es thun, sei gereinigt; und alsbald ward er von seinem Aussatze rein. Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu, sage es niemand, sondern gehe hin, zeige dich dem Priester und opfere die Gabe, die Moses befohlen hat, zum Zeugnisse."

Die zuvörderst anbefohlene Liebe zum höchsten Wesen (El) und die Liebe des Nächsten waren Wiederholungen älterer, israelitischer Gebote (5. Mose 6. 5 auf Jave bezogen und 3. Mose 19. 18), jedoch die Liebe

des Nächsten gesteigert bis zur gänzlichen Selbstverleugnung. Die dritte Abtheilung beruhete nicht auf den Stammschriften des Judenthumes, war aber dem Volke nicht neu, da die jüdische Sekte der Essäer, welche dem Lehren und Heilen sich widmete, längst den von Jesus geäusserten Ansichten gefolgt war, in Gütergemeinschaft lebte und das Ansammeln von Gütern vermied, auch allen anderen das Gleiche empfahl. Bei dem durch Kriege verarmten Volke waren sie hochangesehen, fanden durch ihr uneigennütziges Wirken grosen Anhang, zum Nachtheile und Ärger der vom Tempeldienste und den Opfern lebenden Priester und deren wohlhabenden Anhänger, denen das Beispiel der Gütergemeinschaft zuwider sein musste. In der vierten Abtheilung erklärte freilich Jesus, dass er die mosaischen Gesetze nicht aufheben wolle, steigerte aber gleich den Essäern die Anforderungen in dem Mase, dass sie weit hinaus gingen über die im Gesetze und bis dahin auch im Volke herrschenden Vorstellungen.

Wie vordem Pythagoras zu den Hellenen, führten die Essäer zu den Juden die aus Egypten stammende Lehre der Entsagung des Genusses und Besitzes, der Gütergemeinschaft der Auserwählten und der vorwaltend empfohlenen Richtung der Gedanken auf ein höheres Leben. Die Essäer fanden aber ebenso wenig bei den Juden, wie Pythagoras bei den Hellenen, das Volk bereit, die Selbstheit abzustreifen in Steigerung der Versöhnlichkeit bis zur Selbstverleugnung und der Wohlthätigkeit bis zur Güterlosigkeit, denn die Gütergemeinschaft konnte nur Anhang finden bei der Menge der Güterlosen, aber nicht bei den Wohlhabenden, ohne deren Besitzthümer nur eine gemeinschaftliche Armuth geherrscht haben würde.

Was dagegen die Einwirkung Jesu mächtiger und nachhaltiger gestaltete als die der anderen Essener, ihn zum Träger und Verbreiter des neuen Glaubens machte, war die Hoffnung im Volke, dass der Nazarener Jeschua der echte Maschiach sei, welcher das neue Reich Israel stiften werde, in welchem seinen Anhängern besonderes Heil zufliessen solle. Diese Hoffnungen auf ein herrliches Reich, theils irdisch, theils himmlischer Art, mit bevorzugter Stellung seiner Anhänger in demselben, hatte er selbst genährt, und in der Voraussicht seines Todes, seine baldige Zurückkunft verhiessen, so dass auch nach seiner Hinrichtung die gläubige Zuversicht fortbestand.

Matth. 16. 27: „Denn es wird je geschehen, dass des Menschen Sohn komme in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln, und als-

dann wird er einem Jeglichen vergelten nach seinen Werken. Wahrlich ich sage euch, es stehen Etliche hier, die nicht schmecken werden den Tod, bis dass sie des Menschen Sohn kommen sehen in seinem Reiche."

Matth. 19. 27: „Da sprach Petrus zu ihm: Siehe wir haben alles verlassen nnd sind dir nachgefolgt; was wird uns dafür? Jesus aber sprach zu ihnen: Wahrlich ich sage euch, dass ihr, die ihr mir seid nachgefolgt in der Wiedergebnrt; wann des Menschen Sohn wird sitzen auf dem Stule seiner Herrlichkeit, werdet ihr auch sitzen auf zwölf Stülen und richten die zwölf Geschlechter Israels. Und wer verlässt Häuser oder Brüder oder Vater oder Mntter oder Weib oder Kinder oder Äcker um meinetwillen, der wird es hundertfältig empfangen nnd das ewige Leben ererben."

Matth. 24. 42, 44: „Darum wachet, denn ihr wisset nicht, welche Stunde euer Herr kommen wird. Darum seid ihr auch bereit, denn des Menschen Sohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr es nicht meinet."

Matth. 25. 31: „Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm. Dann wird er sitzen auf dem Stule seiner Herrlichkeit und werden vor ihm alle Völker versammelt werden. Und er wird sie von einander scheiden, gleich wie ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet" u. s. w.

Luk. 9. 26: „Wer sich aber mein und meiner Worte schämt, des wird sich des Menschen Sohn auch schämen, wann er kommen wird in seiner Herrlichkeit und seines Vaters und seiner heiligen Engel."

Apost. 1. 6: „Die Jünger aber, welche zusammen gekommen waren, fragten ihn: Herr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel? Er aber sprach zu ihnen: Es gebüret euch nicht zu wissen Zeit nnd Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat. — 9: Und da er solches gesagt, ward er aufgehoben zusehends, nnd eine Wolke nahm ihn auf vor ihren Augen weg. Und als sie ihm nachsahen gen Himmel fahren, siehe da standen bei ihnen zwei Männer in weissen Kleidern, welche sagten: Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr nnd sehet gen Himmel? Dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen gen Himmel, wird wieder kommen, wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren."

In dieser Überzeugung lag das Tröstende und Lockende für die zuströmenden, bedrängten Juden und das feste Band, welches die neue Gemeinde zusammen hielt.

§. 178.

In der Apostelgeschichte und den Briefen des Paulus zerstreut, finden sich Nachrichten und Andeutungen über die Ausbreitung des Jesu-Glaubens nach dem Tode des Stifters.

Die ersten Anhänger waren und blieben Juden, befolgten das mosaische Gesetz, besuchten die Tempel und hielten sich als eine der Sekten, wie sie von jeher im Judenthume sich bildeten, ohne aus der Gemeinschaft zu treten. Sie führten nach essenischer Art die Gütergemeinschaft unter sich ein (Apost. 4. 32; 5. 2), unterstützten sich in jeder Weise, versammelten sich zu Berathungen und richteten eine geordnete Armenpflege ein (Apost. 6). Da ihr Auftreten nicht auffällig oder feindlich, man auch im Judenthume an Sektenbildungen gewöhnt war (Apost. 6. 9), so konnte anfänglich die Jeschua-Sekte unbehindert sich entwickeln und ihre Anhänger zu Tausenden gewinnen (Apost. 2. 41). Die nach Jesu Vorbild eingeführte Gütergemeinschaft mogte Wohlhabende abschrecken, zog aber um so mehr die Unbegüterten an, und da überdies die baldige Zurückkunft des Maschiach sicher erwartet werden durfte, da Jesus versprochen hatte, noch während des Lebens seiner Jünger wieder zu kommen: so fand ein um so stärkerer Zudrang derer statt, welche an der Herrlichkeit des neuen Reiches Israel theilnehmen wollten. Bei zunehmender Zahl wuchs das Ansehen und der Einfluss der neuen Lehre; es traten Schriftgelehrte bei und begannen durch ihre Reden den Priestern gefährlich zu werden, so dass diese sich veranlasst fühlten, die neue Sekte zu verfolgen. Die Gemeinde zu Jerusalem ward zerspreugt (Apost. 8), die Stammapostel verblieben in der Hauptstadt, aber die Lehrer verbreiteten sich durch Judäa und Samarien, neue Gemeinden bildend. Die Einfachheit ihrer Lehre und Gemeinschaft, ihre werkthätige Nächstenliebe, die Unterstützung jeder Art, welche der Eintretende vorfand und die ihn nicht allein aus der bisherigen Verlassenheit erlöste, sondern auch gegen die Gefahren der Hülflosigkeit sicherte, machte das Eintreten in die Gemeinschaft nicht allein zu einer Sache des Glaubens, sondern auch zu einer Pflicht für denjenigen, welcher seine Angehörigen und Nachkommen schützen wollte gegen überwältigende Zufälle des Lebens.

Zu den gefährlichsten Verfolgern hatte Saulus gehört (Apost. 8), ein

Teppichmacher (Apost. 18. 3) aus Tarsus, schriftgelehrt und glaubenseifrig für die Reinheit des mosaischen Gesetzes. Auf seiner Verfolgungsreise nach Damascus (Apost. 9) ward er durch eine Verzückung bekehrt und, seinen Namen in Paulus umändernd, widmete er sich mit seinem Feuereifer der neuen Lehre, die er den Juden wie den Griechen gegenüber überzeugend zu rechtfertigen wusste. So weit die Spuren seines Wirkens sich verfolgen lassen und in seinen aufbewahrten Briefen sich andeuten, darf daraus geschlossen werden, dass ohne ihn der neue Glaube eine kleine Sekte im Kreise des Judenthumes verblieben wäre, wie so viele andere (Apost. 6. 9) die im Laufe der Zeit verschwunden sind. Es waren damals überhaupt viele Propheten und Wunderthäter von ihren Anhängern als Gesalbte (Maschiach) und verheissene Aufrichter des neuen Israels aufgestellt worden, die verschollen sind und im Bereiche des Judenthumes sich auflösten oder in dürftigen Überresten, wie die sogen. Johannischristen, im Morgenlande abgesondert leben. Paulus war es, der den neuen Glauben aus dem engen Kreise des Judenthumes hinaus führte, ihn unabhängig davon machte, der aber auch die essenischen Grundlagen durch pharisäische ersetzte und das ganze bisherige Glaubensgebäude gründlich veränderte. Die Stammapostel hielten am Judenthume fest und verlangten, dass jeder Heide, der eintreten wolle, zuvor Jude werden müsse, dass auch jeder den Sabbath zu feiern und die übrigen mosaischen Vorschriften zu befolgen habe. Paulus dagegen setzte es durch (Apost. 15), dass den Heiden solches alles erlassen werde und sie nur der Götzenopfer, des Blutessens und der Speisen von Ersticktem sich enthalten sollten, so wie der Unzucht. Die Apostel lehrten bis dahin, dass der Mensch sich rechtfertigen und des neuen Reiches sich würdig machen solle durch seine Werke; Paulus dagegen verwarf das Gesetz, lehrte die Rechtfertigung durch den Glauben an Jesus und brachte auch diesen Glaubenssatz zur Geltung. Die Apostel hatten die Entäusserung der Güter, persönliche Armuth verlangt und Gütergemeinschaft gehalten; Paulus liess diese Forderungen fallen und lehrte (Römer 13) allenthalben der heimischen Weise sich zu fügen. Der neue Glaube ward aller Fesseln entledigt, die ihn an das Judenthum gekettet hatten; er riss sich los von seiner Mutter, verleugnete sie und streuete seine Sat über die weiten Bildungsgebiete der Griechen und Römer.

§. 179.

Judäa wie ganz Westasien war damals von zahlreichen Griechen bewohnt, welche gleich den übrigen Bildungsvölkern über ein weites Gebiet sich ausgebreitet hatten, durch zerrüttende Kriege wie durch Handelszüge in die Fremde getrieben. Die Juden waren nach Babel geschleppt, nach Persien geführt, nach Egypten gewandert, hatten in Griechenland wie in Rom ihre Gemeinden, wurden in Egypten verfolgt, aus Rom vertrieben (Apost. 18. 2) und immer weiter zersprengt über das römische Gebiet. Die Griechen hatten frühzeitig ihre Handelswege über die damals bekannte Welt verfolgt: ganz Asien und Europa bis zum hohen Norden und Afrika bis zum heissesten Süden ward von Griechen und ihren Handelszügen besucht; an allen Hauptorten hatten sie Niederlassungen und Gemeinden, waren auch in Jerusalem zahlreich ansässig, wo ihnen von Alters her (1. Makk. 12. 6—12) das Ansehen der Bruderschaft günstig war. Frühzeitig hatten sich Griechen in groser Zahl der Jesulehre zugewendet, darunter viele Arme und Wittwen (Apost. 6. 1), und als durch Paulus Eifer die Lehre durch Kleinasien und Griechenland nach Rom gelangte, wuchs die Zahl der Gemeinden, welche aus Griechen und anderen Heiden entstanden oder in denen die Heiden überwogen.

Es gab zweierlei Gemeinden: der Judenchristen im Stammgebiete der Juden, wo die Nichtjuden in der Minderheit waren und das mosaische Gesetz mehr oder weniger in Anerkennung verblieb; der Heidenchristen an den Orten dagegen, wo die Heiden (Perser, Egypter, Griechen, Römer o. a.) die Mehrzahl bildeten in den neuen Gemeinden. Der Jesuglaube ward meistens an denjenigen Orten zu den Persern und Egyptern gebracht, wo ansässige Judengemeinden die Aufnahme vermittelten und die neue Sekte, neben so manchen anderen, der Gemeinde einstweilen sich einfügte. Allmälig zog sie aber auch Heiden in ihren Kreis, schied sich nunmehr von den Juden und bildete sich zu eigenen Gemeinden, die einerseits gegen Westen über die Küstenländer des Mittelmeeres, andererseits über ganz Mittelasien bis nach Sina hinein sich ausbreiteten; hier aber wurden sie im siebenten Jahrhunderte durch die Ausbreitung des Muhamadglaubens unterdrückt, zersprengt und grösstentheils ausgerottet, haben jedoch ihre deutlichen Spuren im Christenthume hinterlassen.

§. 180.

Die Volksverschiedenheit der neuen Gemeinden brachte eine Zwiespältigkeit ihrer Gestaltung zu Wege, welche wesentlich gefördert ward durch die Mängel des Jesuglaubens, entstanden durch den frühzeitigen Tod ihres Stifters und die Eigenthümlichkeit der jüdischen Verhältnisse. Diese Mängel waren und äusserten sich wie folgt:

a) Jesus hatte keine eigenhändigen Schriften hinterlassen. In Folge dessen entstand eine stets wachsende Zahl von Schriften Anderer, die nach den von seinen Jüngern herstammenden Nachrichten, Jesu Leben und Wirken abweichend erzählten, im gutgemeinten Eifer geschaffene Deutungen und Wunderberichte ihrer Verfasser enthielten, ohne Merkmale zur Unterscheidung zwischen Richtigem und Unrichtigem.

b) Jesu überlieferte Lehren bildeten kein zusammenhängendes Glaubensgebäude. In Folge dessen mussten die begabteren, vorgeschrittenen Männer der Gemeinden die sichtbaren Lücken nach bestem Ermessen ausfüllen, welches Ermessen, in jedem Menschen verschieden, das ganze Gebäude in zahlreich abweichender Weise gestaltete und zu endlosen Zwistigkeiten führte.

c) Jesu Vorschriften, so erhaben und umfassend sie auch waren, hatte er nur selten begleitet mit Andeutungen über ihre Anwendung auf die einzelnen Handlungen des Menschen, auf das tägliche Leben. Jedem Einzelnen war es also überlassen, die Anwendung jener allgemeinen Vorschriften auf sein Leben und Thun, nach seiner besonderen Erkenntniss abzumessen, so dass die für alle Menschen gleiche Vorschrift in ihrer Anwendung so verschieden ausgelegt ward, wie die Verschiedenheit der Erkenntniss der Einzelnen es bedingte.

d) Jesu Anhänglichkeit an das mosaische Gesetz, soweit darin die Eigenthümlichkeit des Volkes sich ausprägte, fand bei den Heidenchristen keine Nachahmung. In Folge dessen hörten seine Aussprüche auf, gemeingültig zu sein und unbedingten Gehorsam zu finden; die menschliche Deutung seiner Anhänger stellte sich über seine Aussprüche.

e) Die von Jesus eingeführte Gütergemeinschaft war nicht von ihm geregelt worden. Sie war den Umständen nicht gewachsen und musste dem Widerstreben der Gemeindeleiter unterliegen.

f) Jesu Weissagung seiner baldigen Zurückkunft, zur Herstellung des jüdischen Reiches nnd Abhaltung des Weltgerichtes zu Gunsten seiner Anhänger, blieb unerfüllt. Die Hoffnnngen wurden getäuscht nnd die Christen sahen sich wiederholt gezwungen, Diejenigen als Sektirer zu verfolgen und zu nnterdrücken, welche Jesu Weissagung anhingen und das nahe bevorstehende Eintreten derselben als Glaubenssache verbreiteten.

Die bezeichneten Wirkungen der Mängel in den Grundlehren Jesu äusserten sich sehr bald, wurden tiefeingreifend für die Gestaltungen und den Ausbau des Glaubensgebändes nnd störten durch alle Jahrhunderte den Frieden der Christen. Kurz nach dem Tode Jesu (Apost. 15) entstand Streit über die Befolgung der mosaischen Gesetze, der erledigt ward durch völlige Beseitigung der ausdrücklichen Vorschriften Jesu (Matth. 5. 19). Späterhin waren es die Unterscheidnngen der zusammen getragenen Lehren, welche Zwist erregten, denu jede Gemeinde machte die Echtheit ihrer besonderen Schriften (Evangelien, Apostelbriefe n. a.) und mündlichen Überlieferungeu geltend, je uachdem sie glaubte, solche auf einem besonders zuverlässigen Wege emfangen zu haben. Trafen die Sendboten verschiedener Gemeinden an einem dritten Orte zusammen, so entstand ein Wettstreit, der nene Spaltungen hervorrief, dem Ansehen und der Ausbreitung der neuen Lehre schädlich. Es bildeten sich die beiden scharf ausgeprägten und einander widerstreitenden Parteien der Jndenchristen nnd Heidenchristen, von denen erstere den Petrus als ihr Haupt betrachteten, letztere deu Panlus. Beide Häupter fanden es gerathen, das Gebiet ihrer Wirksamkeit zu theilen, so dass Petrus sich nnd seine Sendlinge anf die Bekehrung der Jnden beschränkte und Paulus die Griechen übernahm. Allein der Streit war damit nnr vermindert, nicht beseitigt, denn Panlus ward, als er nach Jerusalem kam (Apost. 21), von den Jndenchristen hart angefeindet, weil er die in den Heidenstädten ansässigen Judenchristeu von der Befolgnng der mosaischen Gesetze entband. Der Streit erfasste auch die beiden Hänpter, denn Paulus erzählt (Galater 2. 11): „Da aber Petrus geu Antiochien kam, widerstand ich ihm nnter Augen, denn es war Klage über ihu gekommen“ n. s. w., er beschnldigte ihn öffentlich der Heuchelei und Falschheit. Wie weit der Zank sich verirrte, erweist Galater 1. 9: „So Jemand ench Evangelium predigt anders, deuu das ihr empfangen habt, der sei verflncht“ sagt Paulus, und dieses andere Evangelium, das verflnchte, war (Gal. 5. 6) die Lehre vom Erfordernisse

der Beschneidung. Ebenso geben Paulus Briefe an die Korinther vielfache Belege der fortgesetzten, gegenseitigen Anfeindungen: er vertheidigt sich gegen Verläumdungen, warnt vor falschen Aposteln, ermahnt aber zur Einigkeit. Er sagt (1. Kor. 1. 11): „Denn mir ist vorgekommen, liebe Brüder, durch die aus Chloes Gesinde von euch, dass Zank unter euch sei. Ich sage aber davon, dass unter euch einer spricht: Ich bin Paulisch; der andere: Ich bin Apollisch; der dritte: Ich bin Kephisch; der vierte: Ich bin Christisch.“ Es waren also in einer Gemeinde vier Parteien, darunter die Anhänger des Paulus geschieden von denen des Petrus (Kephas) und die des Alexandriners Apollonius neben denen des Maschiach Jesus. Der Apollonius lehrte in alexandrinisch-griechischer Weise vom Logos, dem Schöpferworte auf Jesus gedeutet, wie es auch im Evangelium Johannis (1. 14) gelehrt wird; er bestand auf Heiligung des Menschen von innen heraus, Wiedergeburt und gute Werke und wollte nicht gelten lassen, dass der Höchste Versucher sein könne. Die Christischen (Maschiachgläubigen) werden alle Aussprüche Jesu als bindend erachtet haben, vielleicht in besonderer Deutung auf eines der zahlreichen Evangelien gestützt, welches ihnen als das allein echte erschien. Die Kephischen (Judenchristen) hielten das mosaische Gesetz in essenischer Weise, feierten den Sabbath, hatten Liebesmahle, bestanden auf die Rechtfertigung durch gute Werke u. a. Die Paulischen verwarfen das mosaische Gesetz, liessen die Heiligung und Wiedergeburt des Menschen nur durch den Glauben geschehen und lehrten in Übereinstimmung mit der siebenten Bitte des „Vater unser“, dass der Höchste Versucher sein könne. Es waren also, als Folgen der Mängel in den Grundlehren, scharfe Spaltungen und viele Verwirrung mit heftigem Streite in den jungen Gemeinden herrschend. Von der anderen Seite ertönen ähnliche Klagen in den Briefen des Petrus: er warnt (2. Petr. 2) vor falschen Aposteln, und die Vergleichung dieses Abschnittes mit Paulus Vertheidigung gegen versteckte Angriffe (2. Kor. 10) lässt stark vermuthen, dass darin die beiden Häupter erbitterten Kampf wider einander führten und Beide ihre besonderen Gemeinden gegen einander warnten. Paulus ward augenscheinlich von den Aposteln nicht als ihresgleichen angesehen, weil weder Jesus ihn berufen, noch die Apostel ihn gewählt hatten: er dagegen betrachtete sich als gleichstehend (2. Kor. 11. 5), weil seine Berufung unmittelbar durch eine Offenbarung Jesu geschehen sei (Gal. 1. 12).

§. 181.

Eine wachsende Verwirrung ward herbeigeführt durch die stetig zunehmende Zahl der Stammschriften, welche anfänglich in den zerstreueten Gemeinden vorhanden und sich mehrend, im Laufe der Zeit bei den eingerichteten Zusammenkünften der Gemeindehäupter nnd Lehrer znsammengebracht wurden, nm als Beweismittel zu dienen für die Besonderheiten, welche jeder Einzelne vertheidigte. Die streitenden Häupter, Petrus, Paulus und Apollonius starben, aber die Evangelien und Schriften blieben; die Parteien konnten sich verschmelzen, aber nicht die sich widersprechenden Schriftrollen; der Zwist über die Echtheit der Schriften konnte durch Vernichtung der falschen erledigt werden; allein der Streit drehete sich eben darum, welches die falschen seien, und ebenso wie die Parteien einander als falsche Apostel bezeichneten, benannte jeder die Evangelien der Anderen als unecht.

Es gab damals ausser den 27 Schriften unseres Neuen Testamentes unter anderen noch folgende: der Hirte des Hermas, die Thaten Pauli, Offenbarung Petri, Brief des Barnabas, Lehren der Apostel, Evangelium der Hebräer, des Petrus, des Thomas, des Matthias und anderer Apostel, sämmtlich als echt anerkannt; dann: Brief Petri an Jakobus, Brief Clemens, Thaten Petri, Geschichte des Paulns und der Thekla, Kindheit-Evangelium des Jacobi, Akten des Pilatus, Briefwechsel zwischen Jesus und Abgarus, Testamente der zwölf Patriarchen; es fanden sich ausserdem noch: Offenbarungen Adams, Abrahams, Moses, Elias, Stephanus, Thomas, Paulus, Evangelium der Eva, des Philippus, Jndas von Karioth, der Vollkommenheit, Kindheit-Evangelium des Thomas, das arabische Kindheit-Evangelium, Geschichte des Zimmermannes Joseph, der Maria, der Hebamme des Zacharias, der Geburt Mariä, Bericht des Johannis über den Tod der Maria, Brief der Maria an Ignatius, Brief Jesu über die Sonntagsfeier, Thaten des Johannis, Thomas, Philippus, Andreas, auch Zauberbücher Jesu und eine grose Zahl von unbekannten Evangelien, die vernichtet wurden oder sonstig verloren gegangen sind. Viele der Schriften trugen die Namen bekannter Apostel, durften also ebensowol als echt gelten wie die Apostelbriefe des Neuen Testamentes; andere mogten mit Verzückungen, Gesichten und Weissagungen angefüllt sein, aber schwerlich

mehr als die Offenbarungen Johannis; die Kindheit-Evangelien mussten willkommen sein, denn über die Jugend- und Jünglingsjahre Jesu fehlen alle Berichte; der Brief Jesu über die Sonntagsfeier füllte eine fühlbare Lücke aus, denn wir wissen noch heutigen Tages nicht den Grund, warum die ersten Christen es wagen mogten, den klaren Bestimmungen Jesu zuwider, das Gesetz Moses in einem so wesentlichen Theile zu verletzen. Berichte über die Thaten der Apostel mussten vorhanden sein, denn Petrus und Paulus sind nicht die einzigen gewesen, welche den neuen Glauben verbreiteten, und wenn die Apostel sie nicht selbst geschrieben hatten, so konnte dieses ihre Echtheit nicht zerstören, denn der Fischer Petrus wird ebenso wenig die Briefe selbst geschrieben haben, welche seinen Namen tragen. Selbst die Zauberbücher Jesu konnten Geltung haben, denn für Wunderberichte giebt es keinen Masstab zur Beurtheilung der Echtheit; je unbegreiflicher die Möglichkeit einer That, desto gröser das Wunder und geeigneter der Bericht, um in den wundersüchtigen Zuhörern den festen Glauben zu erregen, dass Jeschua der echte Maschiach gewesen sei. Die Verwirrung, in Folge der zahllosen Widersprüche, muss sehr gros gewesen sein, um die Häupter der Gemeinden zu veranlassen, eine durchgreifende Vertilgung der heiligen Schriften zu beschliessen und auszuführen. Sie wählten, den Ansichten damaliger Zeit gemäs, zur Erledigung der Streitfrage das sogen. Gottesurtel, sammelten alle verschiedenen Evangelien, deren es Dutzende gab, legten sie auf den Altar eines Bethauses, und nachdem man zum Höchsten gefleht, dass er sichtbarlich andeuten möge, welches die echten seien, verliessen alle das Haus, schlossen die Thüren, eröffneten aber dem Gotteshauche, dem Luftzuge, den Durchfluss. Man fand am nächsten Morgen alle Rollen vom Altare hinabgeworfen bis auf die vier, welche unter den Namen Matthäus, Markus, Lukas und Johannes auf uns vererbt worden sind und als die allein echten erkannt wurden. Da diese Auswahl allgemein als eine göttliche und endgültige angesehen ward, so war der Evangelienstreit beendigt. Die hinabgeweheten wurden beseitigt und unser Neues Testament zusammengestellt, indem man aus den übrigen Schriften (Apostelbriefen u. a.) nach bestem Ermessen die Briefe, welche unser Neues Testament enthält, auswählte und die Übrigen als unecht verwarf.

Neben den Stammschriften verschiedener Art galten noch in den einzelnen Gemeinden besondere Einrichtungen, Deutungen und Glaubens-

meinungen, mit denen man die Lücken der Lehren Jesu ausgefüllt hatte, sei es nach mündlichen Anordnungen der Apostel oder ihrer Sendboten, oder nach eigenem Ermessen durch Einfügung heidnischer Lehren nnd Gewohnheiten. Diese Abweichungen von einander hatten ihre örtliche Begründung und keine konnte einen Vorzug beanspruchen; sie blieben neben einander bestehen, bis späterhin allgemeine Kirchenversammlungen grösere Gleichheit erzielten.

§. 182.

Die von Jesns eingeführte Gütergemeinschaft, der Commnnismns seiner Bekenner, scheint nur kurze Zeit geherrscht zu haben. Wie er mit seinen Jüngern in Dürftigkeit und Gütergemeinschaft gelebt hatte, so führten auch nach seinem Tode die Jünger es einstweilen fort, bis diese Einrichtung zertrümmert ward.

Von der ersten Gemeinde, welche (Apost. 2) über 3000 Bekenner enthielt, heisst es (Apost. 4. 32): „die Menge aber der Gläubigen war ein Herz und eine Seele; auch keiner sagte von seinen Gütern, dass sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinschaftlich.“ Sogar wird Ananias (Apost. 5. 5) mit dem Tode bestraft, weil er nicht alle seine Güter den Aposteln zum Gemeinbesitze überliefert, sondern einen Theil verheimlicht hatte. Die Gütergemeinschaft scheint aber nicht weit über Jerusalem hinaus geführt worden zn sein, wenngleich übereinstimmende Nachrichten bezeugen, dass die ersten Christen im seltenen Grade die Wohlthätigkeit und gegenseitige Hülfe geübt haben. Die Gütergemeinschaft konnte auch nicht von langem Bestande sein, weil sie mit einem Glauben in Verbindung stand, der alle Menschen ohne Auswahl zum Eintritte in seine Gemeinde zuliess und nm so überwiegender von Armen und Hülflosen angenommen wurde, je grösere Hülfe ihnen in Aussicht stand. Es ist eine allgemeine Erfahrung, dass jedem nenen Glanben nnverhältnissmäsig viele Unvermögende zuströmen, und fast jede Neuerung hat den Vorwnrf aushalten müssen, eine Religion für Bettler nnd Pöbel zu sein. Ebenso wie die egyptischen Sagen den Moses als einen abtrünnigen Priester und seine Israeliten als aussätzige Sklaven bezeichneten, welche aus dem Lande getrieben worden seien, so warfen die Zeitgenossen der ersten Christen ihnen vor, dass der neue Glaube ein Bettelglaube sei, für niederes Volk

geeignet, aber von anständigen Leuten gemieden. Auch Muhammad musste denselben Vorwurf erfahren, dass nur der Pöbel ihm folge und selten ein anständiger Mann. Vermögende sind Neuerungen mit wenigen Ausnahmen entgegen, weil grose Veränderungen und Erschütterungen den Besitz gefährden, und nur wenn sich voraussehen und vermuthen lässt, dass die Neuerung ihren Besitz mehren werde, drängen sie sich hinzu. Aber aus demselben Grunde halten sie sich auch um so mehr zurück, wenn die Neuerung den Verlust ihres Besitzes bedingt, wie es bei den ersten Christen in Jerusalem der Fall war, welche der Lehre Jesu gemäs verlangten, dass beim Eintritte alle Besitzthümer in die Gemeindelade abgeliefert würden. Eine Gemeinde von Armen und Hülflosen kann sich aber nicht selbst erhalten, und deshalb musste die Stammgemeinde zu Jerusalem (2. Kor. 8 und 9) die Mildthätigkeit der anderen Gemeinden, die ohne Gütergemeinschaft lebten, in Anspruch nehmen, um ihre Armen ernähren zu können. In den paulinischen und petrischen Briefen finden sich keinerlei Spuren, aus denen auf Gütergemeinschaft in den übrigen Gemeinden geschlossen werden könnte; dagegen erweisen manche Stellen, dass die Wohlthätigkeit und thätige Nächstenliebe sehr bald im Abnehmen waren und die anfängliche Sanftmuth durch Streit und Hoffahrt verdrängt ward. Es heisst (Römer 12. 13, 16): „Nehmet euch der Heiligen Nothdurft an. Herberget gern. Habet einerlei Sinn unter einander. Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen.“ Ebenso (1. Kor. 6. 7, 8): „Es ist schon ein Fehler unter euch, dass ihr mit einander rechtet. Warum lasst ihr euch nicht viel lieber Unrecht thun? Warum lasst ihr euch nicht lieber vervortheilen? Sondern ihr thut Unrecht und vervortheilt und solches an den Brüdern.“

Das Aufgeben oder Nichteinführen der Gütergemeinschaft wirkte günstig ein auf das Ansehn und die äussere Geltung der neuen Gemeinden, indem es die Schranke aufhob, welche die Vermögenden zurückgehalten hatte; diese traten ein, entzogen dem Heidenthume ihre Stütze und wandten sie dem Christenthume zu. Dagegen wirkte sie sehr nachtheilig im Inneren, denn sie brachte Ungleichheit in die Gemeinde, zerriss den nothwendigen Zusammenhalt und zerstörte die Einfachheit des Lehrgebändes durch zahllose Ergänzungen und Ausfüllung der Lücken, welche den einfachen Mitgliedern viel weniger auffällig gewesen waren. Die anfänglichen Gemeinden aus Unbemittelten bestehend, konnten sich begnügen mit den

wenigen und einfachen Vorschriften, welche von Jesus überliefert waren, und wenn Zweifel entstanden, genügte eine erbetene Mittheilung der Apostel oder ihrer Schüler.

Die Verhältnisse gestalteten sich noch verwickelter, als die Zahl der Gemeinden wuchs, über einen gröseren Bereich sich ausdehnte und durch zunehmenden Beitritt der Wohlhabenden die Ansichten und Anforderungen streitender wurden. Die Apostel und ihre Schüler alterten, starben aus, hinterliessen keine Vorschriften für alle kommenden Fälle und so entstanden Unordnungen jeder Art, die zu Klagen der Christen wider einander, wie auch zu Beschuldigungen der Nichtchristen begründeten Anlass gaben. Die neuen Gemeinden hatten die Erfahrung jeder eingreifenden Neuerung zu durchleben: der uneigennützigen und aufopferungsfähigen Mitglieder gab es wenige, desto mehr aber derer, welche nichts verlieren konnten und um so mehr trachteten zu gewinnen, oder der Begüterten, welche beigetreten waren, um aus der Menge ihren Vortheil zu ziehen. Die Gemeinden wählten frühzeitig Armenpfleger (Apost. 6), setzten auch späterhin Vorsteher über ihre Gemeindesachen und nahmen Bischöfe an (1. Tim. 3), wobei aber schon die von Paulus vorgeschriebenen Eigenschaften desselben eine bedauerliche Andeutung geben über die bereits eingerissenen Übelstände. Am ungünstigsten wirkte in dieser Beziehung, dass die Neubekehrten viele ihrer bisherigen Gewohnheiten in das christliche Leben hineintragen und beibehalten konnten, weil die Evangelien keine entgegenstehenden Vorschriften enthielten. Die Judenchristen waren mehr dagegen geschützt, denn dem Ausspruche Jesu folgend, dass er das mosaische Gesetz nicht auflösen, sondern im kleinsten Theile beibehalten wolle (Matth. 5. 19), ergänzten sie seine Vorschriften aus dem mosaischen Gesetze, welches in gröserer Ausführlichkeit Vorschriften für alle Lebensfälle enthielt und den Erfordernissen des Landes wie der umgebenden Menschen anpassend war. Den Heidenchristen dagegen widerstand das fremdländische, verachtete Judenthum; sie entnahmen die Ergänzungen auf dem heimischen Heidenthume und fanden sich dadurch auch in gröserer Übereinstimmung mit den sie umgebenden und beherrschenden, bürgerlichen Einrichtungen der Heiden. Über die Abschaffung der Gütergemeinschaft mogten Juden und Heiden einverstanden sein, dagegen waren sie bezüglich der mosaischen Vorschriften sehr gespalten: die Judenchristen hielten an ihrer vollen Geltung fest, die Heidenchristen verwarfen alles, was darin eigenthümlich jüdisch war.

§. 183.

Wie die eindringlichst empfohlene Gütergemeinschaft unterdrückt ward, so verlor auch die Weissagung der Rückkunft Jesu ihre Geltung. Jesus hatte verheissen, noch zu Lebzeiten seiner Jünger (Matth. 16. 27) zurückkehren zu wollen in der Herrlichkeit seines Vaters und begleitet von Engelscharen, um ein neues, glanzvolles Reich Israel zu errichten, in welchem seine Jünger an die Spitze der 12 Stämme gesetzt werden sollten, um unter seinem Vorsitze über sie zu richten; seine Anhänger sollten eingehen zur himmlischen Seligkeit und alle Anderen hinabgeworfen werden in die ewige Pein.

Seine Jünger, welche ihn als den echten, vom jüdischen Volke längst ersehnten Erlöser anerkannten, hatten stündlich eine grose erlösende That erwartet, gleich dem Volke, das ihn beim Einzuge in Jerusalem als Gesandten des Herrn und „König von Israel“ begrüste (Joh. 12. 13). Sie sahen ihre Hoffnungen vereitelt durch seine rasche Hinrichtung, steigerten nun aber um so höher ihre Erwartung seiner baldigen Wiederkehr in voller Herrlichkeit, damit erfüllt werde, was er verheissen hatte, also nicht ausbleiben dürfe. Er hatte die verheissene Erlösung des Volkes nicht vollendet, aber nur er konnte sie ausführen; sie war überaus dringlich und folglich musste er baldigst wiederkehren, um sie auszuführen. Diese Sehnsucht war jedoch nur bei den Judenchristen begründet, denn den Heidenchristen lag sie fern, so weit es sich um ein neues Reich Israel handelte; nur seine Rückkunft zum Weltgerichte fand bei ihnen Gläubige, weil sie nicht eine jüdische, sondern fremde Vorstellung des Heidenthumes war, die in der allenthalben verbreiteten Sternkunde ihren Grund hatte, der die Deutung und Berechnung der Weltalter, Weltende und Welterneuerung entstammte. Für die Heidenchristen war es kein Bedürfniss, dass Jesus wiederkehre, um das ihnen fremde und grösten theils widerwärtige jüdische Volk aus römischer Knechtschaft zu erlösen; sie nahmen meistens an, die Wiederkehr, welche Jesus verheissen hatte, sei bereits in seiner Auferstehung nach drei Tagen erfüllt und durch seine Himmelfahrt abgeschlossen worden. Nur der jüdische Paulus, pharisäisch ausgebildet (Apost. 22. 3; 5. 34) hielt fest an der Erwartung der baldigen Wiederkehr und eiferte fluchend wider Anderslehrende:

2. Tim. 2. 17: „Und ihr Wort frisst um sich wie ein Krebs, unter welchen ist Hymenäus und Philetus, welche der Wahrheit gefehlt haben und sagen, die Auferstehung sei schon geschehen und haben etlicher Glauben verkehret.“ (Vergl. 2. Tim. 4. 1.)

1. Tim. 1. 19: „Und habest den Glauben und gutes Gewissen, welches etliche von sich gestossen und am Glauben Schiffbruch gelitten haben. Unter welchen ist Hymenäus und Alexander, welche ich habe dem Satan übergeben, dass sie gezüchtigt werden nicht mehr zu lästern.“

Die Folgen der verschiedenen Ansichten über die Wiederkehr Jesu zeigten sich aber nicht allein darin, dass man Andersgläubige dem Satan überantwortete, sondern noch stärker in der Neigung der Gläubigen, alles in der Schwebe zu erhalten, nichts einzurichten oder zu ergänzen, um nicht Jesu vorzugreifen, der bei seiner nahe bevorstehenden Rückkunft alles neu einrichten solle. Die Anderen dagegen wollten nichts verschieben, sondern ergänzten jedes Fehlende ohne Weiteres aus Folgerungen, die sie den Stammschriften entnahmen oder ihren örtlichen, heidnischen Einrichtungen. Da nun die aus dem kleinen Judenvolke stammenden Christen sehr bald von den allenthalben zahlreicher vertretenen Heidenchristen überstimmt wurden: so gestaltete sich alles mehr und mehr heidnisch, und den Judenchristen, welche zuletzt ihre Hoffnungen auf Jesu Wiederkunft aufgeben mussten, blieb nichts übrig, als den mittlerweile von den Heidenchristen geschaffenen Einrichtungen sich zu unterwerfen, was bei ihren Nachkommen, in denen das Semitenthum noch schwächer ward, um so leichter geschah.

§. 184.

Um die Einflüsse des Heidenthumes auf das Christenthum abschätzen zu können, ist es erforderlich, die Vermengung der heidnischen Glaubenslehren zu betrachten, welche in den 600 Jahren vor Christi Geburt, bei den verschiedenen herrschenden Bildungsvölkern vorgegangen war (§. 48).

So lange oder so weit die einzelnen grosen Völker geschieden sich entwickelten, hatte jedes auf seiner örtlichen Grundlage weiter bauend, ein zusammenhängendes Lehrgebäude errichtet; in dieser Art war das egyptische am frühesten und vollständigsten entwickelt, so dass es bei Be-

rührung dieses Volkes mit den übrigen allenthalben einen grosen Einfluss anf deren Vorstellungen ansübte. Nächst ihnen folgten die Babeloner (Chaldäer), Inder, Perser, Keniter, Kleinasiaten, Hellenen und am spätesten die Römer, jedes derselben von anderen empfangend und auf andere zurückwirkend. Der egyptische Glaube war am ursprünglichsten geblieben, hatte sich mannigfaltig und reich, aber auf eigener Grundlage entwickelt; der chaldäische hatte schon Egyptisches aufgenommen; die Perser nahmen Chaldäisches auf zu ihren arischen Grundlehren nnd ihr schroff entwickelter Glaube wirkte zurück auf die Völker Syriens und Kleinasiens. In Indien war der Bramaglaube auf arischer Grundlage erwachsen, hatte aber den örtlich berechtigten Siwaglauben als Gegensatz anschliessen müssen. Späterhin, im vierten Jahrhunderte vor Ch. G. war der Buddhaglaube erstanden, hatte seine Sendboten nach allen Ländern gesandt und seine Anhänger waren, nach einem heftigen Vertilgungskampfe durch die altgläubigen Siwadiener verdrängt, nach Osten, Norden und Westen über ganz Asien verbreitet, wo sie so viele Anhänger gewonnen haben, dass noch jetzt fast ein Drittheil der gesammten Menschheit zu ihnen zählt und ihre Lehre der Beschaulichkeit und des Versenkens in den Seelenfrieden (Nirwana) fast jeder der anderen Religionen sich mittheilte. Die Hellenen fügten ihrem einfachen, arischen Glauben verschiedenartige Bruchstücke des egyptischen, lybischen, semitischen und persischen Glanbens ein (§. 45), so sehr, dass die arische Grundlage fast ganz überwuchert ward. Die Römer, indem sie Tuskisches und Hellenisches aufnahmen, späterhin auch unmittelbar Egyptisches zugeführt empfingen, brachten ein ähnliches, jedoch minder buntes Gemisch zu Stande. In den letzten Jahrhunderten vor Ch. G. ward durch fortwährende Kriege und im zunehmenden Handelsverkehre, die Mischung der Völker immer stärker, so dass im Kreise eines jeden zahlreiche Vertreter der anderen Völker angesiedelt waren, die ihren Heimatglauben und ihre gewohnten Vorstellungen pflegten.

Die gegenseitigen Einwirkungen hatten zur Zeit Jesu es dahin gebracht, dass bei den verschiedenen Völkern die an den Rändern des Mittelmeeres wohnten, die Glaubensvorstellungen so vielfältig durch einander gemischt waren, dass jedes der ursprünglich zusammenhängenden Lehrgebäude zerrüttet ward. Es war eine allgemeine Zersetzung eingetreten, ein durch einander Fliessen der verschiedenartigsten Theile fremder Lehrgebäude, sehr geeignet die Unhaltbarkeit des Alten zu offenbaren, aber

nicht um ein zusammenhängendes Neue an die Stelle zu setzen, was zur allgemeinen Geltung hätte gelangen können. Jeder Denkende fand sich gemüssigt, seinen eigenen Glauben sich zu bilden, denn er konnte weder auf den heimatlichen alten Glauben zurückgehen, dessen Mängel offenbar geworden waren, noch einen der fremden annehmen, da jeder derselben zu begründeten Zweifeln Anlass gab und ebenso zerrüttet war wie der heimatliche. Die griechischen Weltweisen schufen sich, vom 5. Jahrh. vor Ch. G. an, jeder seinen eigenen Glauben, gefolgt von zahlreichen Schülern, die denselben Bildungsgang fortsetzten. Die römischen Weltweisen folgten auf demselben Wege, wenn auch minder selbständig. Unter den Juden waren grose Spaltungen eingetreten: der alte Jave-Molochglauben der mosaischen Zeit war durch chaldäische und persische Vorstellungen gründlich umgestaltet worden, so dass eine Zerrüttung eintrat, die zu einem ausgebreiteten Sektenwesen führte, unter deren hauptsächlichsten, den Pharisäern, Sadducäern und Essäern, letztere als die grösten Neuerer erscheinen, weil sie die Lehren der Güterlosigkeit, Gütergemeinschaft, Ehelosigkeit u. a. aufgenommen hatten, deren allgemeine Anwendung alles Bestehende untergraben hätte. Die Lehren der griechischen Weltweisen hatten wiederum zurück gewirkt auf die seit Jahrhunderten in Nieder-Egypten angesiedelten Griechen und Juden, so dass auf der Hochschule zu Alexandrien eine üppige Fülle von Glaubensgebänden und einzelnen Vorstellungen gangbar war, aus denen eine Menge von Denkern ihre Lehrgebäude aufbaueten. Bei denen, welche nicht kräftig genug waren, einen eigenen zusammenhängenden Glauben sich zu schaffen, trat Ermattung ein, völlige Gleichgültigkeit gegen jedes Glauben, eine schlaffe Entsagung, die auch über sonstige Lebensverhältnisse sich erstreckend, in träumerisches Hinbrüten oder spielende Deutungen sich verlor.

Je mehr die Zerrüttung um sich griff, desto stärker ward der Drang nach etwas Neuem, nach dem Einfachen. Die Denkenden gelaugten zur Überzeugung, dass der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit ein Durchgehendes zum Grunde liegen müsse, und je nach den Erscheinungen, welche man als Kennzeichen auffasste, nannte man es Schicksal, Urdenken, Urwesen, Dasein, Urkraft u. s. w. Diese abgezogenen Begriffe mogten den Vorgeschrittenen genügen, aber den Priestern waren sie zuwider und dem Volke unfasslich, so dass in den meisten Völkern dreierlei Glauben bestand: ein geheimnissvoller Glaube der Priester, dessen Inhalt dem Volke verborgen

ward und der den äusseren Gebräuchen, so wie einer Anzahl von Sagen zur Grundlage diente; ein Volksglaube, in alten Gewohnheiten niedergelegt und gangbaren Sittenregeln; ein Glaube der Denkenden, von jedem nach bester Erkenntniss aufgestellt und öffentlich gelehrt, den Priestern als Unglaube verhasst, dem Volke zu hoch und unverständlich.

§. 185.

Als zur Zeit dieser allgemeinen Zerrüttung, die Sendboten erschienen, welche Jesu Lehre verkündeten, allenthalben predigten von einem höchsten Wesen, welches Himmel und Erde erschaffen habe und erhalte, dem weder Opfer noch Kirchengebräuche genügen, sondern nur ein reines Herz, guter Wandel und thätige Menschenliebe gewidmet werden solle, kamen die Vorzüge des Jesuglaubens zur Geltung, indem selbiger dem allgemeinen Verlangen nach Einheit in einfacher, leichtfasslicher Weise Befriedigung bot.

Er beseitigte mit einem Zuge die allenthalben herrschende Götter- und Dämonen-Verwirrung, gab der Menge einen alles umfassenden Ersatz für das buntbevölkerte Götterreich und zugleich den Denkern, welche seit Jahrhunderten nach dem Urwesen suchten (§. 48), die vollendete Vorstellung eines höchsten Wesens, welches allen Raum und alle Zeiten in sich fasse, dem jeder Denker diejenigen Eigenschaften beilegen konnte, welche nach seiner Auffassung die hervorragenden des Weltganzen seien. Ausserdem gaben die Gebote der allgemeinen Menschenliebe und thätiger Unterstützung jedes Bedürftigen die einfachste und umfassendste Grundlage der Sittenlehre, und die frühzeitig dem neuen Glauben eingepflanzte Bestimmung für alle Völker und Menschen (Kol. 3. 11) machte sie zu einem Bruderbunde für alle, in welchem „Juden und Griechen, Ungriechen und Scythen, Knechte und Freie“ sich vereinen durften. Die Vorstellungen wurden zudem sämmtlich als Lehrsätze aufgestellt, als einfache Behauptungen in Jesu Namen empfohlen, nicht auf Denkbeweise gestützt; dem schwachen Denker ward dadurch der Zweifel erspart, dem stärkeren dagegen es überlassen, seine eigenen Denkbeweise anzuwenden und anderweitig gewonnene Vorstellungen damit zu verbinden: der neue Glaube passte für alle Stufen der Bildung.

Wie in der Welt das Niedrigste mit dem Höchsten im Zusammenhange

steht, so kamen dem Jesuglauben auch Geldvortheile zu statten. Die ersten Christen bedurften keines Tempels, besuchten als Juden die Judentempel und wo die Heidenchristen das Übergewicht hatten, fanden die Versammlungen an beliebigen Orten statt, ohne der Anfwendungen zu bedürfen. Sie brachten den heidnischen Tempeln keine Opfer, den Priestern keine Geschenke, hielten sich von heidnischen Umzügen fern und ersparten also vielfach Zeit und Geld. Je mehr dieses, bei zunehmender Zahl der Bekenner, dem neuen Glauben zum Vortheile gereichte, desto mehr geschah dem Heidenthume Abbruch, denn die Einnahmen der heidnischen Priester minderten sich: es fanden sich um so weniger, die dem absterbenden Priestergeschäfte sich widmeten, und während die Alten ausstarben, wendeten die Jüngeren sich zum neuen Glauben.

§. 186.

Es traten der neuen Gemeinde schon in der ersten Entwicklung zu Jerusalem, jüdische Priester und Schriftgelehrte bei, deren hergebrachte Ansichten und Gewohnheiten nach wie vor im Judenthume wurzelten. Sehr verschieden davon wirkte der Eintritt heidnischer Priester und Gelehrten, deren hergebrachte Vorstellungen dem Judenthume fern standen und die vorwaltend sich bemüheten, alles Jüdische abzuweisen, um durch heidnische Lehren und Begründungen die auffälligen Lücken der neuen Glaubenslehre auszufüllen.

Diese Ergänzung aus dem Heidenthume musste den ursprünglich jüdischen Jesusglauben um so stärker verändern, als zwischen den arischen Grundzügen der einflussreichsten Heidenvölker und den semitischen Grundzügen des Judenvolkes eine tiefgreifende Verschiedenheit der Vorstellungen obwaltete, welche durch alle Zeiten und bei verschiedenen Völkern ihre Spuren hinterlassen hat und auf die Verschiedenheit der heissen Wüstenländer Afrikas von den gemäsigten Ländern Mittelasiens sich zurückführen lässt. Paulus prägt den Unterschied einfach aus in den Worten (1. Kor. 1. 22): „Sintemal die Juden Zeichen (Wunder) fordern und die Griechen nach Weisheit (Beweisgründen) fragen.“ Dieselbe Grundverschiedenheit ist noch in der Gegenwart herrschend. Es geschieht den christlichen Sendboten in den oberen Nilländern, dass sie aufgefordert werden, zur Beglaubigung ihrer Lehre Wunder zu verrichten, Regen zu

schaffen und gleich Elias (1. Kön. 18) den Vorzug ihres Glaubens dadurch zu erweisen, dass sie die einheimischen Priester durch Wettopfer im Regenmachen überwinden. Wenn ihnen solches gelänge und ihre Wundergabe beständig sich erwiese, so würden ganze Völkerschaften sich bekehren, ohne weiter nach dem Inhalte des neuen Glaubens zu fragen; da sie aber keinen Regen machen können, wann es verlangt wird: so laufen sie Gefahr zur Zeit der Dürre gesteinigt zu werden, wenn sie nicht zeitig entfliehen. Bei sinesischen und tibetanischen Priestern dagegen finden christliche Glaubensverkünder willig Gehör; allein ihrer Aufforderung zum Übertritte begegnet die Frage: „Mit welchen Gründen willst du beweisen, dass deine Lehre die richtigste sei?“ Derselbe Unterschied deutet sich auch in schwachen Spuren in den Völkern Europas an: je mehr sie im Bereiche des Mittelmeer-Beckens Afrikanisches (Egyptisch-Semitisches) in sich aufgenommen und in ihrer Entwicklung verwendet haben, desto stärker der Wunderglaube und geringer die Forschung; je weniger Jenes Eingang gewonnen, desto stärker die Forschung, der Zweifel und die Frage nach einer Begründung durch Beweise statt durch Wunder. Der Unterschied tritt nicht allein hervor zwischen den Bewohnern des Mittelmeer-Beckens und denen nördlich der Wasserscheide desselben, sondern auch im Becken selbst, denn der wundergläubige Neapolitaner ist darin sehr verschieden vom Toskaner oder Lombarden und der Andalusier Spaniens von dem Catalanen: je nach dem Mase, in welchem das Blut der dunklen Völker in den Adern rollt, hat der Wunderglaube Gewicht. Der Wüstenbewohner Afrikas vermag und vermogte die unablässigen, starken Schwankungen der Lebensverhältnisse seiner Heimat nur als eine Folge von Willkürlichkeiten der höchsten Übermacht zu erkennen und forderte von jedem Höherbegabten, dass er den höchsten, verderblichen Willen zu verwenden wisse, Wunder verrichte. Der Mittelasiate dagegen, Bewohner gemäsigter Länder, erblickte im regelmäsigen Verlaufe der Lebensverhältnisse seiner Heimat, das Gesetzliche und die begründete Ordnung, lernte denken und verlangte für jede neue Lehre überzeugende Beweisgründe. Diese verschiedenartigen Eindrücke des Kindesalters haben sich beiden Menschenstämmen so tief eingeprägt, dass sie auch längst nach dem Verlassen der Urheimat Grundneigungen der abstammenden Völker verblieben und die Vorstellungen derselben in dem Verhältnisse scheiden, in welchem beiderseitige Völker ihr Ursprüngliches beibehalten konnten.

Diese Grundverschiedenheit im Wesen der Judenchristen und Heidenchristen veränderte vollständig den neuen Glauben, denn bei zunehmendem Übergewichte der Heiden ward der Jesusglaube stufenweise umgewandelt von einer im Judenthume stehenden Sekte zu einer unabhängigen Religion von wesentlich verschiedener Gestaltung. Die Judenchristen fanden Jesus Beglaubigung in den zahlreich verrichteten Wundern und im Eintreffen der Weissagungen des Alten Testamentes; sie setzten alle ihre Hoffnungen auf die verheissene baldige Wiederkunft Jesu zur Aufrichtung des neuen Reiches Israel und bekümmerten sich wenig um die Lücken in der Lehre. Die Heidenchristen dagegen forschten nach Gründen, wollten eine zusammenhängende Lehre, ein Glaubensgebäude aufstellen; sie betrachteten Jesu verheissene Wiederkunft als geschehen in der Auferstehung und wiesen die Aufrichtung eines neuen Judenreiches von sich ab.

Allerorts waren die übergetretenen heidnischen Priester am geeignetsten die Verhältnisse der neuen Gemeinden zu ordnen; sie bemüheten sich die unzusammenhängenden Lehren zu begründen und zu verbinden, die Gemeinde-Angelegenheiten zu gestalten und die Zusammenkünfte feierlich auszustatten. Es lag ihren Anschauungen und Gewohnheiten am nächsten, alles zur Ergänzung Erforderliche aus dem umgebenden Heidenthume zu entnehmen, dessen Gebräuche und Einrichtungen nicht weiter abgeändert zu werden brauchten, als die nunmehr geltende Bezugnahme auf ein höchstes Wesen es bedingte. Ebenso konnten die fehlenden Begründungen der neuen Lehre unbedenklich aus dem hochgebildeten Griechenthume entnommen werden, wenn sie nur der Einheit angepasst werden konnten und das Vielgestaltete dem Einen untergeordnet ward.

Die Heidenchristen konnten den neuen Glauben an den Erlösertod Jesu aufnehmen, weil die Lehre von der Versöhnung rächender Übermächte durch stellvertretende Opfer, auch bei den heidnischen Griechen und Römern eine herrschende Vorstellung gewesen war. Auch hegten sie die Überzeugung, gleich den ihnen bekannten Semiten (Juden, Phöniker und Karthager), dass ein Versöhnungsopfer um so wirksamer sei, je höher und vollkommener das Sühnopfer gewählt werde oder sich darbiete und je qualvolleren Tod es erleide. Ebenso hatten sie die Vorstellung von der drückenden Sündenlast der Menschen, von dem steten Anwachsen derselben und konnte es ihren gewohnten Vorstellungen nicht befremdlich erscheinen, dass gelehrt wurde, der Höchste habe selbst ein Sühnopfer (Jesus) auser-

lesen, um durch dessen Tod sich versöhnen zu lassen. Überdies musste ihnen, nachdem sie Christen geworden, ihr vorheriger Götzendienst als eine schwere Sündenlast erscheinen, um deren Sühnung sie besorgt sein durften. Auch diese Last ward gesühnt durch Jesu stellvertretenden Opfertod, und da diese Opferung des Einen für Alle ihren gewohnten Ansichten genehm war: so konnten sie mit den Judenchristen darin übereinstimmen, dass Jesu sühnender Opfertod die Grundlage des neuen Glaubens bilden solle.

Das jüdische Passamahl war nach Jesu Vorgang beibehalten worden, nur ward aus dem häuslichen Mahle, welches jede Familie geschieden feierte, nach Art der Pythagoräer und Essener, ein gemeinschaftliches Mahl Gleichgesinnter und hatten die erste Gemeinde, beim anfänglichen Leben in Gütergemeinschaft sie zum allgemeinen Gemeindemahle erweitert. Als jedoch die Gemeinden wuchsen, die Gütergemeinschaft nicht galt, auch die Wohlhabenden und übergetretenen Priester die Leitung in die Hand nahmen, also Selbstüberhebung hinzutrat, hatten die gemeinschaftlichen Ostermahle ein Ende. Ihrer Bestimmung, das Andenken an den Opfertod Jesu wach zu halten (1. Kor. 11. 26), mussten sie aber erhalten werden, nur konnte oder wollte man nicht auf die jüdischen Familienmahle zurückgehen und wandelte sie deshalb in eine Kirchenfeier um, bei der die Bedeutung des Festmahles ganz zurücktrat.

Auch die Taufe ward mit dem neuen Glauben angenommen, denn die Vorstellung von der reinigenden Bedeutung der Wassertaufe war dem Heidenthume noch geläufiger als den Juden, denen sie wahrscheinlich erst mit dem Adonaidienste zugeführt ward, dessen Taufe des Sonnenherrn im ehernen Meere (§. 39) als wichtiges Vorbild für alle dienen konnte. Die Taufe, das reinigende Bad, war überdies bei den meisten Bildungsvölkern (Egyptern, Indern, Chaldäern u. a.) die Vorbereitung zu jeder höheren Weihe; selbst die heidnischen Nordländer späterer Zeit bedienten sich derselben.

Dagegen verwarfen die christlichen Priester die jüdischen Speisegesetze, welche ihren Gewohnheiten widerstanden, am stärksten im Verbote des Schweinefleisches, welches bei der hellen Menschheit von jeher besonders beliebt war. Von den Japanesen und Sinesen an durch die ganze Ausdehnung der gemäsigten Zone bis zum atlantischen Meere, und über dasselbe quer durch ganz Nordamerika und über die Südseeinseln, bilden die Völker einen breiten Gürtel von Schweinefleischessern, wogegen die

dunkle Menschheit von Alters her dasselbe meidet und das Schaf (den Hammel) zur Lieblingsspeise erhoben hat. Schon der jüdische Paulus (Apost. 15) fand sich genöthigt, den Widerspruch der Pharisäer-Christen in der Versammlung zu Jerusalem zu überwinden und durchzusetzen, dass die übertretenden Heiden der jüdischen Speisegesetze überhoben sein sollten.

Da die Judenchristen, einem kleinen Volke entstammend, den aus grosen Völkern übertretenden Heidenchristen weitaus an Zahl nachstanden: so konnte auch ihr Widerstand nicht verhindern, dass mehr und mehr das Heidnische bedingend ward und das Jüdische nur dann und soweit zur Geltung kommen konnte, wie die heidnischen Vorstellungen es stützten. Das Jüdische musste von der Gnade des Heidenthumes fortleben oder in Ermanglung derselben dahinschwinden, und zeigt sich dieses am stärksten an dem Untergange der mosaischen Gesetze, obgleich Jesus selbst (Matth. 5. 19) ihre Nachlebung bis in das Kleinste drohend empfohlen hatte; ferner im Aufgeben der Hoffnung auf Jesu Wiederkunft, die er selbst erregt und wachgehalten hatte, die auch der eifrige Paulus wiederholt den Gemeinden einprägte, um derenwillen er andersgläubige Christen verfluchte; sie musste dennoch schwinden, weil das Heidenthum keine Anknüpfungspunkte dafür bot, vielmehr der jüdische Maschiachglaube, in Betreff der Aufrichtung des neuen Reiches Israel, ihm fremd oder zuwider war und blieb.

§. 187.

Dem Einflusse des überwiegenden Heidenthumes ist es lediglich zuzuschreiben, dass das siegende Christenthum heidnisch ward, indem es dorther seine Lehre und seinen Tempeldienst empfing.

Die übergetretenen heidnischen Priester konnten nur sehr ungeneigt sein, einfache Mitglieder zu werden und den neuen Glauben von umher reisenden Handwerkern sich lehren zu lassen, denen sie an Kenntnissen weitaus überlegen waren. Zudem hatten sie nichts erlernt, was sie in anderer Weise ernähren konnte, und da die Angesehenen der neuen Gemeinden einsehen mussten, dass es bleibender Anordnungen bedurfte: so boten sich von beiden Seiten Gründe, um eine ständige Priesterschaft einzusetzen. Die heidnisch gewesenen Priester waren am geeignetsten dazu, weil sie als Eingeborene die Bezüge des täglichen Lebens, die Verhältnisse der Gemeindeglieder besser kannten als die jüdischen Fremdlinge; sie besasen

auch die Kenntnisse, um den streitenden Priestern des alten Glaubens mit überzeugenden Gründen entgegen zu treten und durch hergebrachte Vorstellungen die Lücken des neuen Glaubens in der Weise zu ergänzen, welche ihren ebenfalls heidnisch gewesenen Gemeindegenossen am ehesten einleuchten konnte. Bei zunehmendem Wohlstande und Einflusse der Gemeinden wurden grösere Gebäude erforderlich zu den Versammlungen oder die Christengemeinde einer Stadt musste sich in mehrere trennen, jede mit ihrer besonderen Verwaltung und abgegränztem Gebiete; es bildeten sich je nach den Stadttheilen reiche und arme Gemeinden. Die Priester und wohlhabenden Gemeindeleiter, den ehemaligen Gewohnheiten anhängend, strebten durch äusseren Glanz das Ansehen der neuen Religion zu heben, den Heiden zu zeigen, dass sie nicht länger die verachtete Lehre des niederen Volkes sei, sondern ihnen als ebenbürtig gelten dürfe.

Das wachsende Streben, durch Bekehrung der Heiden das Übergewicht zu erlangen, um den gedrückten zum herrschenden Glauben zu machen, musste dazu führen, zur Erleichterung des Übertrittes, den neuen Glauben den Heiden thunlichst zu nähern und zu dem Ende aus dem Heidenthume möglichst Vieles herüber zu nehmen, d. h. Alles was nicht geradezu verboten war, in dem dürftigen Inhalte der Evangelien und Apostelbriefe. Die anfänglichen Gemeinden der Judenchristen waren stolz darauf gewesen, das Evangelium der Armen, des niederen Volkes zu bekennen, demüthig in prunkloser Verborgenheit jedes Aufsehen zu vermeiden. Die Heidenchristen dagegen traten hervor und begannen im weiteren Verlaufe den Wettstreit mit den Heiden, erweiterten und ergänzten das Glaubensgebäude und die Einrichtungen ihrer öffentlichen Andacht, bis sie dem örtlich Gewohnten möglichst nahe standen und den Vergleich mit dem Glauben ihrer heidnischen Mitbürger nicht zu scheuen brauchten. Das Priesterthum entwickelte sich nach heidnischem Vorbilde in festen Rangstufen; der Name des Stifters ward aus dem jüdischen „Jeschua" in das griechische „Jesus" übersetzt, seine Bezeichnung als Gesalbten (Maschiach) in das gleichbedeutende griechische „Christos" verwandelt und nebenher dem jüdischen das Wort Messias nachgebildet; die jüdische Mirjam ward Maria und die jüdischen Evangelien und Apostelbriefe verschwanden spurlos, die griechischen Abfassungen traten an ihre Stelle. Die Ausschmückung der Tempel und Priester bildete sich ebenfalls griechisch oder römisch aus: der Opfertisch (Altar) ward eingesetzt, um das Mahl zum Andenken des Sühnungstodes

Jesu zu spenden, und der Rednerstul (die Kanzel) ward Nebensache, ward als ein eingedrungenes, Verlegenheiten bereitendes Geräth irgendwo hingestellt oder angehängt, unterlag einer Zurücksetzung, die noch heutigen Tages in den meisten Christenkirchen auffällt, die den Altar in einem besonderen Heiligthume (dem Chore) enthalten, dagegen die Kanzel ausserhalb aufstellen, in dem Raume des Volkes (der Laien). Die Priesterkleider und Ausschmückungen wurden dem örtlich geltenden Heidenthume entnommen, und da Griechen und Römer das Meiste von den Egyptern entlehnt hatten, so wurden deren Farben und Formen auch in das Christenthum hinüber genommen: die Farben des Tag-Osir (roth und weiss) und die langen Röcke der unbehosten Egypter und Semiten verewigten sich in den Priestergewändern aller Jahrhunderte; der Krummstab des richtenden Osir vererbte im Krummstabe der Bischöfe; die gehörnte Kopfbedeckung der Priester des Nacht-Osir (dessen Stellvertreter auf Erden der Apisstier) ging über auf die christlichen Priesterhüte; die Tonsur der Priester, die künstliche Glatze mit dem Haarrande, das Bild des stralenden Sonnenherrn Osir, ging über zum Christenthume; das Weihwasser, die Räucherungen und Salben, die Isisklingeln, sämmtlich aus Egypten stammend, Musik, Gesang, das Knien zum Beten, die Verbeugungen vor dem Heiligsten, die Wechselgesänge und Reden zwischen Priester und Gemeinden, so wie alles was dem Tempeldienste Ansehen und Genuss verschaffen konnte, ging wie früher aus Egypten in die griechischen und römischen Tempel getragen, nunmehr aus diesen in die christlichen Kirchen über. Der vornehme Heide, welcher jetzt dem Christenthume beitrat, stieg nicht hinab zum niederen Volke in Winkel-Bethäuser, sondern begab sich unter Seinesgleichen in gewohnte Tempel, fand gewohnten Schmuck, bekannte Gebräuche und konnte dazu die einfacheren Vorstellungen des Christenthumes leicht aufnehmen. Das zerrüttete Heidenthum konnte diese Bewerbung nicht aushalten, denn das Christenthum hatte ihm anfänglich das niedere Volk entzogen, dessen Gebüren allenthalben am meisten beitragen zum Unterhalte der Priester, und jetzt entzog es ihm auch die Angesehenen, welche bis dahin dem Heidenthume Glanz verliehen hatten. In Folge dessen musste das Stocken bald in Rückbildung übergehen, die zum Aussterben des Heidenthumes fortschritt.

Der Jesusglaube ward im 4. Jahrh. nach Chr. G. der herrschende in der gebildeten Welt des Mittelmeerbeckens und dehnte sich über dasselbe weiter hinaus. Die Priester nahmen auch aus dem Judenthume der bibli-

schen Stammschriften diejenigen Vorstellungen auf, welche ihren Gewohnheiten entsprachen, wie z. B. die Stellung als Mittler zwischen dem Höchsten und den Menschen, den Priestersegen, die Fürbitten u. a. Im Judenthume wie im Heidenthume wurden die Priester als Vermittler anerkannt: die Opfer mussten durch ihre Hände bereitet und dargebracht werden; sie vertraten die Stelle des Höchsten, indem sie darüber entschieden, welche Opfer ihm annehmbar (rein) seien; sie übermittelten die Wünsche und Danksagungen der Menschen und verkündeten dagegen dem Einzelnen wie dem ganzen Volke die höheren Befehle, Gebote wie Verbote, Verheissungen, Drohungen und Flüche. Diese hergebrachten Vorstellungen waren dem Priesterthume überaus günstig, auch den gangbaren Ansichten von der Würde des höheren Wesens angemessen, welches nach fürstlichem Gebrauche, der noch jetzt in Asien gilt, nicht unmittelbar mit dem Volke verkehrt, sondern seiner Würdenträger als Vermittler sich bedient und seinen Willen durch Herolde verkündet. Die Neuchristen, Juden wie Heiden, waren daran gewöhnt gewesen, und weil Anderes oder entgegen Stehendes von Jesus nicht befohlen worden war, so liess das Volk auch als Christ sich gern gefallen, dass die Priester als Mittler zwischen Gott und dem Menschen sich hinstellten und aus dem Judenthume wie dem Heidenthume dasjenige einführten, was dieser Mittlerstellung gemäs war. Sie segneten das Volk mit dem Jave-Molochsegen (4. Mose 6. 24), nur dass sie an die Stelle des grimmen Moloch den Christenherrn setzten, indem sie seinen Namen auf den örtlich geltenden Höchsten deuteten, den Theos der Griechen oder Deus der Römer und späterhin auf den Gott der Teutonen oder den Bog der Slaven, obwol der grimme Moloch ihnen allen so unähnlich war wie die Nacht dem Tage, der im Dunkel wohnende Feuerherr dem im Lichte lebenden Himmelsherrn. Sie verleugneten den Unterschied und segnen noch gegenwärtig ihre Gemeinden mit den Worten des Molochsegens. Sie setzten den heidnischen oder jüdischen Opfertisch, auf dem die Opfer geschlachtet und verbrannt worden waren, in den christlichen Tempel, um ihn zum bevorzugten Hauptheile zu machen, zum Bestimmenden des ganzen Baues und schieden einen heiligen Raum für ihn ab, der bei den älteren Christen, den griechisch-katholischen, noch jetzt durch grose Gitter vom Kirchenraume des Volkes getrennt wird. Als das siegende Christenthum in die leeren Heidentempel einzog, in den Besitz der Geräthe, Bildsäulen und Ausschmückungen gelangte, ward die Umwandlung eine vollständige; es ward mehr und mehr ein christlich gedeu-

tetes Heidenthnm. Wie in Armenien der Hanpttempel der Artemis, durch Entfernung der Bildsäule derselben zum Christentempel ward, so weihete man in Ephesus den Dianentempel dem St. Johannis und in Rom wird noch hentigen Tags in der Peterskirche einem bronzenen Jnpiter der Fus geküsst, weil die Priesterschaft ihn von Alters her zum heiligen Petrus umgetauft hat. Das eigenthümlich Christliche, die Lehre und der dazu erforderliche Rednerstul (die Kanzel) hat zurückweichen müssen vor dem heidnischen Opfertische; als das Heidenthum seine üppige Fülle ausbreitete, musste das rein Christliche, die lehrende Predigt, bei Seite gedrängt werden; die Kanzel fand keinen Raum im Allerheiligsten, ward hinaus gesetzt in den Raum des ungeweiheten Volkes und der ihr gebürende Platz über dem Altare ward mit Gemälden und Schmucksachen verhängt, denn das Heidenthum wollte nichts Christliches über sich dulden. So verblieb es bis jetzt in den Kirchen der meisten Abtheilungen des Christenthums.

§. 188.

Ebenso willige Aufnahme aus dem Judenthume und Heidenthume fand bei der Priesterschaft der Glaube an die Übertragnng des heiligen Geistes.

Die ursprüngliche Vorstellung vom heiligen Geiste war im Laufe der Zeit im Judenthume bedeutsam erweitert worden (§. 49): zur Zeit Mosis ward der heilige Geist durch Hände auflegen mitgetheilt als Gabe der Weissagung; zur Zeit Jesu oder seiner Apostel umfasste die Mittheilung des heiligen Geistes durch Auflegen der Hände, nicht allein die Gabe der Weissagung, sondern auch der Wunderverrichtung, des Verständnisses der Jesulehre und des Predigens in vordem unbekannten Sprachen. Jesus hatte diese Gabe seinen Jüngern verliehen, sie konnte also nur durch diese übertragen werden, weshalb denn die durch Philippus Bekehrten (Apost. 8), um den heiligen Geist zu empfangen, des Händeauflegens von Petrus und Johannis bedurften. Von den Jüngern vererbte sich die Gabe der Weiterverleihung auf ihre Nachfolger und gelangte auf diesem Wege zu der sich ausbildenden Priesterschaft, die sich bewogen fand, die vorherige ausgedehnte Anwendung zu beschränken, um einen Vorzug ihres Verbandes daraus zu machen. Zur Zeit Moses waren die Häupter des Volkes damit begabt worden und hatten geweissagt; zur Zeit Samuels ward nicht allein

der König Saul, sondern auch seine Boten damit begabt, so dass sie weissageten. Zur Apostelzeit ward der heilige Geist auf Tausende des Volkes übertragen, deren Aufnahme in das Christenthum mittelst der Taufe auf den Namen Jesu (Apost. 8. 15, 16) vervollständigt ward durch die Begabung mit dem heiligen Geiste.

Dieses jüdische Gepräge der Allgemeinheit streifte die christliche Priesterschaft ab: sie wollte nicht länger anerkennen, dass die Mittheilung des heiligen Geistes durch Hände auflegen, auch dem Einfältigsten die Gabe verleihe, den neuen Glauben zu verkünden. Den Judenchristen war der Jesusglaube, ihrem semitischen Grundzuge gemäs, eine höhere Offenbarung, zu deren Verkündung jedes Werkzeug ausreiche, Boten des Königs Saul wie einfache Fischer und Handwerker als Apostel Jesu, weil die Begeisterung sie willenlos leite. Der griechisch-christlichen Priesterschaft dagegen war der Jesusglaube, ihrem arischen Grundzuge gemäs, eine Lehre, die begründet und erwiesen werden solle, wozu es der Kenntnisse bedürfe, die nicht jeder Bote oder Fischer und Handwerker besitze, sondern nur den dazu gebildeten Priestern innewohnen könne. Die Priesterschaft schloss deshalb das Volk aus vom Empfangen des heiligen Geistes, brachte die Lehre aus dem Allgemeinbereiche in den Besitz ihres Verbandes und verkündete die hauptsächlichsten Lehrsätze als Geheimnisse, zu deren Deutung nur ihre Mitglieder berufen sein könnten, weil sie zuvor den Unterricht empfangen und darauf durch Hände auflegen der Geweiheten mit dem heiligen Geiste begabt worden seien. Dadurch sicherten sie sich in den Tempeln ausser dem Opfertische (Altare) auch den Predigtstul (die Kanzel) zum ausschliesslichen Gebrauche.

Bei der Allgemeinheit der Abfassung und der Lückenhaftigkeit der Lehren Jesu konnte es nicht fehlen an Meinungunterschieden über die Anwendung und nothwendige Ergänzung derselben. Anfänglich wendeten sich die Gemeinden an die Jünger zu Jerusalem (Apost. 15) in der nächstliegenden Voraussetzung, dass diese am besten Jesu Aussprüche kennen müssten. Allein die Jünger und Ältesten waren so wenig der Aufgabe gewachsen, dass sie im ersten Anlaufe die Geltung des mosaischen Gesetzes preisgaben. Diese Berufung konnte um so weniger ausreichen, als die Jünger starben, die Gemeinde zu Jerusalem arm und hülflos verkümmerte, die Entfernung der sich ausbreitenden Gemeinden immer gröser ward und zuletzt die Zerstörung Jerusalems (70 nach Chr. G.) die Stammgemeinde

zersprengte. Zudem widerstand es den Heidenchristen, von jüdischen Grundlagen ausgehende Entscheidungen auf ihre heidnisch geformten Lehren und Einrichtungen wirken zu lassen, und die überlegene Befähigung der griechischen und römischen Priester vermogte unbedingt zutreffender zu urtheilen als die Begeisterung der verkommenen, heimatlosen Semiten. Die Priesterhäupter der grosen und wohlhabenden Gemeinden genossen überwiegendes Ansehen; Männer von hervorragender Gelehrsamkeit wurden Schiedsrichter der Streitfragen, und da ihre Kenntnisse heidnischen Ursprunges waren: so ward unmerklich mit heidnischem Verstande und aus heidnischen Vorstellungen das lückenhafte christliche Lehrgebäude ergänzt und ausgebaut.

Je mehr das Gebiet des neuen Glaubens sich ausbreitete, die Mittelpunkte groser Gelehrsamkeit an Zahl zunahmen (Alexandrien, Konstantinopel, Rom, Karthago u. a.), mehrten sich die Schwierigkeiten des Verständnisses, indem die zahllosen Verschiedenheiten des örtlichen Heidenthumes in das Christenthum eindrangen und dasselbe mit gleicher Zerrüttung bedroheten. Jede Schule suchte ihren Ansichten allgemeine Geltung zu verschaffen; die nothwendigen Folgen waren Zwistigkeiten und gegenseitige Verfluchungen.

§. 189.

Um die wünschenswerthe Gleichmäsigkeit zu erlangen, hatten die Priester anfänglich Kreisversammlungen gehalten, an denen Jeder theilnehmen konnte, in der aber die an Kenntnissen und Stellung Hervorragenden die Beschlüsse leiteten. Allmälig strebten diese danach, die niedere Priesterschaft hinaus zu drängen, was um so schwieriger war, als auch denen die Gabe des heiligen Geistes nicht abgesprochen werden konnte. Es gelang erst bei Ansetzung allgemeiner Kirchenversammlungen (Concilien), deren Besuch weite Reisen erforderte, zu denen den meisten Priestern die Mittel fehlten. Nur die höheren Priester kamen zusammen, um zu entscheiden, anzunehmen oder zu verdammen; die am Orte vorhandene und aus der Nähe sich ansammelnde niedere Priesterschaft durfte man zurücksetzen oder abweisen, da sie nur einem engen Bezirke angehörte.

Als allgemeine Kirchenversammlungen, im Namen aber nicht

durch Vertreter der ganzen Christenheit gehalten, werden anerkannt folgende:

1)	zu Nicäa, erste,	325	n. Ch.	G.	gehalten	von	319	Bischöfen,
2)	„ Konstantinopel, erste,	381	„	„	„	„	150	Kirchenvätern,
3)	„ Ephesus,	433	„	„	„	„	200	Bischöfen,
4)	„ Chalcedon,	451	„	„	„	„	330	Kirchenvätern,
5)	„ Konstantinopel, zweite,	553	„	„	„	„	165	„
6)	„ Konstantinopel, dritte,	681	„	„				
7)	„ Nicäa, zweite,	787	„	„	„	„	530	„
8)	„ Konstantinopel, vierte,	861	„	„				
9)	„ Rom, erste,	1122	„	„	„	„	400	„
10)	„ Rom, zweite,	1139	„	„	„	„	1000	„
11)	„ Rom, dritte,	1179	„	„	„	„	300	„
12)	„ Rom, vierte,	1215	„	„				
13)	„ Lyon, erste,	1245	„	„				
14)	„ Lyon, zweite,	1275	„	„				
15)	„ Vienne,	1311	„	„				
16)	„ Konstanz,	1414	„	„				
17)	„ Basel,	1436	„	„				
18)	„ Trident,	1545	„	„				

Wie die Folge der Versammlungsörter zeigt, war im Bereiche der Christenheit der Ort des masgebenden Einflusses allmälig von Osten nach Westen vorgerückt. Anfänglich lag im griechischen (oströmischen) Kaiserreiche der Schwerpunkt der Christenheit: der Patriarch zu Konstantinopel bestimmte den Versammlungsort, war Haupt der Versammlung, und der Kaiser ordnete von seinem Sitze zu Konstantinopel die statlichen Bezüge des Christenthumes. Späterhin (unter Karl dem Grosen) ward das westeuropäische Kaiserthum herrschend; der römische Bischof riss sich los von der Oberherrschaft des Patriarchen, berief als Papst die Kirchenversammlungen nach seinem Wohnsitze zu Rom, die aber von den Griechisch-katholischen weder besucht noch als gültig anerkannt wurden. Als er im 13. Jahrhunderte von den Königen Frankreichs abhängig, späterhin sogar ihr Gefangener zu Avignon ward, musste er die Kirchenversammlungen 13, 14, 15 nach Frankreich berufen. Als nach seiner Befreiung die deutschen Angelegenheiten in den Vordergrund traten, fanden sie an den Grenzen des deutschen und italienischen Gebietes statt.

Vom stärksten Einflusse auf die fernere Gestaltung des Lehrgebäudes waren:

die Versammlnng zu Nicäa, 325, welche festsetzte, dass Jesus Gottes Sohn nnd dem Vater gleichzustellen sei. Dadurch ward wider den Arian und seine mächtigen Anhänger, welche lehrten, dass Jesus ein Geschöpf gewesen sei, die Zweieinheit Gottes als Glaubenssatz erlangt;

die Versammlung zu Konstantinopel, 381, welche den heiligen Geist zur dritten Person in der Gottheit endgültig erhob und an die Stelle der Zweieinigkeit Gottes, die Dreieinigkeit zur allgemeinen Anerkennung brachte;

die Versammlungen zu Ephesns und Chalcedon, welche festsetzten, dass in Jesu zwei Naturen vereinigt gewesen seien, eine göttliche und eine menschliche.

Schon in diesen ersten Versammlungen trat eine bleibende Glaubensspaltung ein, bei Erörterung der Frage vom Ausgehen des heiligen Geistes. Die östliche, griechische Abtheilung nahm an, er gehe nur vom Gott-Vater aus, wogegen die westliche, römische Abtheilung geltend machte, dass er auch vom Gott-Sohne erfliesse. Da jede der beiden Parteien unzweideutige Aussprüche der Bibel für ihre entgegenstehende Ansicht zum Belege hatte: so konnte keine Vermittlung erfolgen, zumal da man jederseits stark genug sich fühlte, um einem etwaigen anders entscheidenden Beschlusse den Gehorsam verweigern zu können. Es machte schon damals als Grundfehler aller Kirchenversammlungen sich geltend, dass, weil niemand verpflichtet war zu erscheinen, die Zusammensetzung nur eine willkürliche oder zufällige sein konnte, also jedesmal verschieden war, und weil keine zu erzwingende Unterordnung stattfand, es den Verhandlungen so sehr an Würde fehlte, dass sie oft mit Lärmen, Geschrei und selbst Schlägereien geführt wurden. Weil überdies niemand verpflichtet war, die Abstimmungen als unfehlbare nnd endgültige anzuerkennen, jedenfalls in seinem Widerstreben auf Unterstützung irgend woher rechnen durfte, so konnte die Einheit nur erreicht werden, indem die siegende Partei die ausführende Hülfe der Statsgewalten anrief. Die anzurufenden Statsgewalten wollten aber keine Beschlüsse ausführen, welche ihren Ansichten, d. h. ihrem Vortheile nicht entsprachen; sie verlangten also, dass die Beschlüsse in ihrem Sinne gefasst würden, und machten die Kirchenversammlungen zu ihren Werkzeugen der Art, dass z. B. der Dreieinigkeitsbeschluss zu Konstantinopel, 381, vom griechischen Kaiser der uneinigen Versammlung abgerungen

ward, dass der unwissende Kaiser entschied über den ihm fremden Glaubenssatz.

§. 190.

Die Anerkennung der Gottheit Jesu war ein groser Sieg der Vorstellungen der Heidenchristen über diejenigen der Judenchristen.

Die Judenchristen hatten seine Wiederkehr als Held und Befreier erwartet, konnten Jesus als Gesalbten und Propheten des Herrn nur sich denken als begabt mit übermenschlicher Kraft, an der Spitze von Engelscharen wiederkehrend, um alle Völker zu besiegen. Allein die Vorstellung einer Verkörperung Gottes lag nicht im Judenthume, denn selbst die hervorragendsten Heiligen des Volkes, wie Henoch, Moses, Aron, Elias waren nur Menschen gewesen, hatten Wunder und Weissagungen verrichtet und waren zum Himmel gefahren gleich Jesus, ohne im Gedächtnisse des Volkes als göttliche Wesen fortzuleben; sie waren als erhabene Werkzeuge des Höchsten anerkannt, aber nicht zur Göttlichkeit erhoben worden. Allerdings waren die Juden in älterer Zeit Götzendiener gewesen, hatten zur Zeit des Mose eine Anzahl verschiedener Verehrungswesen neben einander gehegt, hatten auch späterhin die Spitze ihrer Götterwelt gewechselt (§. 41); seitdem sie aber nach der Gefangenschaft den Eingottglauben gefasst hatten, hielten sie mit ihrer beispiellosen Zähigkeit daran fest und nichts war im Stande sie davon abzubringen. Die Heidenchristen dagegen hatten in ihrem vorherigen Glauben zahlreiche Vorstellungen gehegt von stattgehabten Verkörperungen himmlischer Wesen, denn der egyptische Horus wie der griechische Herakles, der persische Mithrasch wie der Perseus der Hellenen waren Göttersöhne, von denen dreie im Erdenleben Heldenthaten verrichtet hatten und zum Göttersitze zurückgekehrt waren. Es war ihren gewohnten Vorstellungen entsprechend, dem Helden des Christenthumes eine gleiche Stellung beizumessen, seine Himmelfahrt nicht als Erhöhung eines Propheten, sondern als Rückkehr zur himmlischen Heimat aufzufassen, also auch seine Erscheinung auf Erden als Wirkung göttlicher Erzeugung zu erklären. Die Erhebung Jesu zum Gottessohne geschah erst 325 Jahre nach seiner Geburt, zeigt also deutlich, wie lange die Vorstellungen der Judenchristen das Übergewicht behauptet hatten, und Arius, Presbyter zu Alexandrien, welcher damals predigte, dass Gott un-

theilbar und Jesus als sein Geschöpf aus nichts erschaffen sei, war demnach ein Conservativer, der die semitische Grundvorstellung festhaltend, der heidnischen Neuerung Widerstand leistete, deren Geltung erst nach heftigem Streite, durch langdauernde blutige Verfolgungen zu Gunsten des Heidenthumes festgesetzt ward. Die Lehre von der Gottheit Jesu ward eine gewichtige Waffe dem noch mächtigen Heidenthume gegenüber, dessen Vertheidiger sich berufen konnten auf die oftmaligen Erscheinungen und Einwirkungen ihrer höchsten Wesen, wogegen die Christen für ihren Gott nichts weiter anzuführen hatten, als die zerstreuten Aussprüche eines jüdischen Lehrers, eines Mannes aus dem verachteten, schwärmerischen Volke, dessen Mangel an Standbildern man als Gottlosigkeit deutete und ihre gedrückte Stellung als Strafe der Götter für ihren Atheismus. Die Vergöttlichung Jesu war schon längst im Volke geschehen, dessen Fassungsgabe und Gewohnheiten ein Mensch gewordener Gott weit angemessener war als ein unsichtbarer, unermesslicher Geist, der niemals in begränzter, eigener Form erschienen sei und den menschlichen Sinnen kein Bild seines Wesen einzuprägen vermogte. Indem die Kirchenväter zu Nicäa die Gottheit Jesu zum Glaubenssatze erhoben, genehmigten sie nur willig oder nothgedrungen, was das Volk längst beschlossen und ausgeführt hatte; sie vermieden die Spaltung in jüdisch gesinnte Eingottchristen (Arianer) und heidnisch gesinnte Jesuschristen; sie retteten die Einheit der Christenheit durch die Zweieinigkeit Gottes.

Die Vergöttlichung Jesu ward eine Brücke für das Heidenthum, indem sie die weite Kluft zwischen dem christlichen, ungeformten, unfassbaren Eingotte und der heidnischen, fasslichen Götterwelt, bestehend aus menschenähnlichen Wesen, ausfüllte mittelst des Gottmenschen, dessen Erdenleben an die Menschenformen und die menschlichen Erscheinungen der Götter anknüpfte, dessen Gottleben dagegen unmittelbar an den Höchsten schloss, ähnlich den menschgewordenen Göttersöhnen hellenischer Sage. Die rückständige Menge hatte bald nach der Einführung des Christenthumes begonnen, den gekreuzigten Erlöser zum Gegenstande ihrer Anbetung zu machen, wozu einentheils die bildlichen Darstellungen führten, welche man zum Andenken an seinen Opfertod allenthalben, selbst auf Hausgeräthen und Trinkgefäsen anbrachte; anderntheils die allgemein menschliche Vorneigung für Helden und zur Heldenverehrung. Bei den edlen Helden genügt die ungewöhnliche Art ihrer Erscheinung und Thaten,

um sie zum Gegenstande der Verehrung zu erheben, und ihre Menschlichkeit stellt sie wiederum nahe genug, um sie fassen zu können, das Verwandtschaftliche zu fühlen. Die Heldenverehrung findet sich zu allen Zeiten bei den Völkern, auch in der Gegenwart und zwar um so deutlicher, je höher sie ihre aussersinnlichen Verehrungswesen gestalten, je mehr sie also die Kluft erweitern und das Bedürfniss nach einer Ausfüllung fühlen, nach einer Vermittlung zwischen dem beschränkten Menschen und dem Unbeschränkten, Unnahbaren seiner aussersinnlichen Welt. Die Folge war, dass der unerfassliche Weltenschöpfer im Bewusstseine der gläubigen Menge zurücktreten musste gegen den menschlich fasslichen Jesus.

Noch stärker wirkte die Betrachtung des verschiedenen Verhältnisses beider zum Menschen: der erzürnte, rächende und opferheischende Gott konnte die sanfteren Neigungen nicht so ansprechend erregen wie der milde, versöhnende, sich opfernde Jesus, dessen Unschuld und Weihung ihm alle Herzen gewinnen musste. Die Folge war, dass der gekreuzigte Erlöser die Vorstellungen und Andachten der grosen Mehrzahl so überwiegend ausfüllte, dass im Christenthume, wie anderwärts mit Buddha, Odin u. a. geschehen, die Heldenverehrung an die Stelle der Gottesverehrung trat und Jesus zum höchsten Verehrungswesen erhoben worden wäre, wenn nicht die Priesterschaft die Gottesverehrung dadurch vor dem Untergange gerettet hätte, dass sie Jesus zum Gottessohne erhob. Damit hörte die volksthümliche Anbetung Jesu auf als gottwidrig und heidnisch zu gelten, denn als sie in das Christenthum aufgenommen war, haftete nicht länger ein Vorwurf daran und kein Gewissen konnte sich fernerhin beschwert fühlen.

§. 191.

Die vorgeschrittenen Häupter der Christenheit (Arius mit seinen Anhängern), welche der Gottheit Jesu widerstrebten, mogten vor allem die Befürchtung hegen, dass wenn der Glaube an die Einheit Gottes aufgehoben werde, eröffne man dem Heidenthume den Eingang und lasse die Vielgötterei in anderen Formen aufleben. Die Befürchtung näherte sich ihrer Erfüllung, als 56 Jahre später (381 nach Ch. G.) die Priesterschaft sich genöthigt fand, auch den Glauben an den h e i l i g e n G e i s t a l s G o t t h e i t durchzuführen.

Der heilige Geist war von der Apostel Zeiten her als eine Ausströmung Gottes betrachtet worden, welche den Begabten befähige zur höheren Ein-

sieht, zur Erkenntniss der reinen Lehre, zur Weissagung, zur Wunderverrichtung und zum Predigen in fremden, vordem ungekannten Sprachen. Diese Gabe werde sowol durch unmittelbare himmlische Ausströmung verliehen, wie auch durch Händeauflegen eines Begabten. Das Erfülltwerden mit dem heiligen Geiste in der Gesellschaft Anderer, wie es den Aposteln am Pfingstfeste geschah (Apost. 2), findet sich auch in älterer Zeit vom gesalbten Könige Saul berichtet (1. Sam. 10); dass der heilige Geist von einem Begabten anderen mitgetheilt werden könne, findet sich noch früher berichtet (4. Mose 11. 25), wo Jave von dem Geiste Moses den 70 Ältesten mittheilt, die dadurch zu Weissagern werden. Es waren also altjüdische Vorstellungen vorhanden, deren Bezüge sich erweitert hatten, indem der Begabung, ausser dem Weissagen, auch andere wunderbare Thätigkeiten entstammten, und während die Vorstellung von der Verleihung des heiligen Geistes dieselbe geblieben war von Alters her, hatte die Deutung seiner Wirksamkeit im Menschen erheblich sich erweitert. Den Aposteln erschien aber auch die erweiterte Gabe des heiligen Geistes nicht ausreichend für alle Fälle, denn (Apost. 15) als Paulus und Barnabas nach Jerusalem kamen, um über die Geltung des mosaischen Gesetzes die Entscheidung der Apostel einzuholen, fühlten sich die Apostel und die Stammgemeinde keineswegs durch den heiligen Geist befähigt, die Frage sofort zu entscheiden, sondern man gelangte zum Beschlusse nur durch Berathungen und nach langem, heftigem Streite. Über die Natur, die Art der sinnlichen Erscheinung des heiligen Geistes, findet sich eine Angabe in der Erzählung von der Taufe Jesu (Matth. 3. 16), dass er „gleich einer Taube" vom Himmel herab gefahren und über Jesu gekommen sei, ein Bild, wie es sich auch vorfand bei den Samaritanern, welche zwischen Judäa und Galiläa wohnten.

Der jüdischen Vorstellung vom heiligen Geiste als Ausfluss des Höchsten (Jave, Bal, Adonai, El) begegneten im Christenthume verwandte Vorstellungen der Griechen, Römer und Morgenländer. Bei den Griechen war Pallas, die göttliche Weisheit, dem Haupte des Zeus entsprungen, wie bei den Römern Minerva dem Haupte des Jupiter; bei den Persern war die ganze Welt erfüllt mit oder entstanden aus göttlichen Ausströmungen und in Westasien war, vielleicht auf chaldäischem Grunde entstanden, eine Vorstellung herrschend vom Schöpferworte, welches die Erschaffung der Welt begann und als Wesen gedacht ward. Dieses Schöpferwort (Logos = Wort, Weisheit, Verstand, Schöpferkraft) war den Griechen Alexandriens und

Kleinasiens bekannt; man hatte es weitergehend als Schöpferwesen (Demiurg) gedeutet, als erstes Geschöpf des Höchsten, welches alsdann in seinem Auftrage die Welt erschaffen habe, der aus diesem Grunde die Vollkommenheit mangele. Andere gingen noch weiter, indem sie annahmen, der Demiurg sei aufsätzig geworden, in Folge dessen beim Höchsten in Ungnade gefallen und dieser gefallene Engel, das Haupt aller bösen Geister, werde dereinst aus der Verdammniss erlöst und in Gnaden wieder aufgenommen werden. Im Christenthume bei den Griechen ward anfänglich der Mensch Jesus zum göttlichen Logos erhöhet, zum Schöpferworte, welches im Anfange der Welt bereits vorhanden und mit Gott gleich war, eine Verbindung, die auch im Evangelium Johannis (1. 1—18) ausgesprochen ist. Im fernen Osten gingen die Vorstellungen der persischen Christen höher hinaus, denn es lag die Opfervorstellung ihren gewohnten Ansichten weit ferner, als die Deutung des heiligen Geistes als höchste Weisheit der Welt, deren Geltung sie so sehr auf die Spitze trieben, dass der Weltenschöpfer wie der Erlöser dagegen zurückstehen mussten.

Der Kampf gegen die wachsende Bedeutung des heiligen Geistes war nicht durchzuführen, denn jeder Gläubige musste anerkennen, dass der vom Höchsten ausgehende heilige Geist einen Theil des höchsten Wesens bilde. Die Göttlichkeit war nicht zu bestreiten, und um zu verhüten, dass er zur alleinigen Gottheit erhoben werde (dem der Weltenschöpfer untergeben sei als Demiurg und der Erlöser als Geschöpf), musste der heilige Geist als dritte Person in die Gottheit aufgenommen werden. Wie man im Westen den Gott-Vater erretten musste durch Vergöttlichung Jesu, so ward im Osten zum gleichen Zwecke die Vergöttlichung des heiligen Geistes nöthig; beide Masnahmen waren erforderlich, um die Einheit des Christenthumes zu retten, welches anderenfalls in drei Theile zerfallen wäre. Seitdem konnte jede der drei Parteien ihre bevorzugte Gottgestaltung in dem dreieinigen Gotte der ganzen Christenheit wiederfinden, der den Weltenschöpfer, den Erlöser und den heiligen Geist in sich vereinte, unter Anerkennung der Geschiedenheit jeder der drei Personen, also der gleichen Berechtigung jede der drei Parteien. Im Christenthume war also bis 325 nach Ch. G. die Eingottheit herrschend; von 325 bis 381 die Zweigottheit und nach 381 ward es die Dreigottheit oder Dreieinigkeit, mit dem alleinigen Unterschiede, dass die griechische Abtheilung den heiligen Geist nur vom Vater ausgehend dachte.

§. 192.

Je mehr die menschliche Erkenntniss in das Gebiet der aussersinnlichen Welt vorzudringen sucht, desto schwankender werden die Urtheile, sobald Vorstellungen dieser Art, nach gedeuteten Ähnlichkeiten mit Vorgängen der Sinnenwelt, durch die Einbildung geschaffen werden, also in der Wahl der Ähnlichkeiten wie in ihrer Deutung und Anwendung auf Aussersinnliches, den zahlreichsten Verschiedenheiten Raum gegeben wird. Diese Verschiedenheiten machten sich geltend, als man Jesus zur zweiten Person in der Gottheit erhoben hatte, indem gefolgert werden musste, dass eine Doppelnatur in Jesus wirksam gewesen sei, eine göttliche von Ewigkeit her ihm innewohnend und eine menschliche, mit der er für sein Erdenleben behaftet gewesen sei. Es ergaben sich daraus verschiedene gefahrdrohende Folgerungen, denn wenn er als Gott auf Erden erschienen war, so musste das Menschliche seines Lebens zurücktreten, ward vergleichsweise von keiner Bedeutung, sogar seiner Göttlichkeit unwürdig. Man fand sich gedrungen, auch das Menschliche, Irdische seines Wesens zum Übermenschlichen zu erhöhen, um es seiner Göttlichkeit angemessen zu gestalten, denn ein irdischer Leib mogte angemessen sein einer Menschenseele, aber das Gefäs eines Gottes musste ein feineres sein. Dieser Gedanke ward von den Wohlmeinendsten am höchsten entwickelt und bis zu solcher Feinheit und Erhabenheit des Menschlichen in Jesu verflüchtigt, dass es fraglich erschien, ob Jesus überhaupt als wirklicher Mensch gelebt und gelitten habe, ob er nicht vielmehr eine Erscheinung übermenschlicher Art gewesen sei, die nur scheinbar die Leiden und den Tod erduldet habe. Diese Steigerung der Vorstellungen vom Wesen Jesu ward höchst gefährlich: nur an seiner Leiblichkeit, seinem menschlichen Leben haftete die Überzeugung von der geschehenen Erlösung, denn lediglich durch Erdulden der Leiden und eines qualvollen Opfertodes konnte Gott versöhnt worden sein und dazu bedurfte es eines irdischen Leibes, der für Leiden und Qualen empfänglich war. Wer also die Vorstellung von seinem Erdenwesen darüber hinaus steigerte, zerstörte die Erlösung, welche nicht in höherer Erscheinung vollzogen werden konnte, sondern nur durch wirkliches, qualvolles und blutiges Leiden eines Opfers edelster Art und gröster Reinheit, wie es die altsemitischen Vorstellungen zur unerlässlichen Be-

dingung machten und wie es auch den heidnischen Vorstellungen angemessen war. Dieser gefährliche Streitpunkt ward in den Kirchenversammlungen von 433 und 451 nach Chr. G. beseitigt, durch den Beschluss, dass in Jesu neben seiner göttlichen Natur eine rein menschliche enthalten gewesen sei; dass er, ohne Gefährdung seiner göttlichen Natur, als Mensch gelebt und gelitten, durch menschliches Leiden und qualvollen Tod die Sühne vollzogen habe, ohne jedoch menschlichen Schwächen unterworfen gewesen zu sein.

§. 193.

Die den Neubekehrten aus dem vorherigen Heidenthume innewohnenden Vorstellungen hatten auch in anderen Richtungen ihren Einfluss geltend gemacht und die Heiligen-Verehrung eingeführt.

Die Jugendzeit des neuen Glaubens war eine harte Schule; ihre Bekenner, welche anfänglich als jüdische Sekte unter Griechen und Römern versteckt lebten, hatten nicht allein die Verachtung zu tragen, welche das verarmte, unterdrückte und sich absondernde Judenvolk erdulden musste, sondern wurden auch von den Juden ausgestosen und verfolgt: sie litten also doppelt, denn sie mussten an den Nachtheilen des Judenthumes Theil nehmen, ohne dessen Vortheile zu geniessen. Je stärker aber der Druck von aussen, desto gröser der Zusammenhalt im Inneren und desto drängender der Trieb nach Ausbreitung. Als kleine jüdische Sekte hatte man sie nicht besonders beachtet; als sie aber über den Judenkreis hinaus die Heiden bekehrten, deren Priesterschaften die Einnahmen schmälerten, diese empfindlichste Seite aller Priesterschaften verletzten, begannen die Verfolgungen und Anklagen, welche in Rom um so eindringlichere Begründung fanden, als die friedfertigen und beschaulichen Lehren des Jesuglaubens unvereinbar waren mit den Grundlagen des römischen States. Die duldsamen Römer, welche die verschiedensten Verehrungsweisen zuliessen, so sehr, dass Rom als Weltmarkt aller Philosophien, Religionen, Götter und Mysterien gelten konnte, verfolgten demungeachtet auf das Heftigste die Bekenner des Jesuglaubens, weil sie in demselben bedenkliche Lehren entdeckten und zur Überzeugung gelangten, dass die Entsagung und widerstandslose Ergebung der Christen in alle Leiden, das ganze Reich den andrängenden Barbaren preisgäbe, wenn dieser Glaube allgemein würde.

Um dem sichtbaren Untergange des ganzen Reiches vorzubeugen, suchten sie den gefährlichen, erschlaffenden Glauben im Keime zu ersticken, denn eine Lehre, die ihre Bekenner davon abhielt Statsämter zu übernehmen und an der Kriegsführung sich zu betheiligen, konnte nicht geduldet werden. Jeder Andersgläubige im römischen State mogte verehren welchen Höchsten er wolle, denken was ihm richtig schien, aber er durfte kein schlechter Statsbürger sein.

Es begannen die heftigsten Verfolgungen wider die statsgefährlichen Neuerungen der Christen, und weit entfernt davon den Launen übersättigter Wüstlinge zu entspringen, waren sie vielmehr am heftigsten unter der Herrschaft einsichtsvoller, kräftiger Kaiser, weil diese um so deutlicher die Statsgefährlichkeit der neuen Lehre überschaueten und um so stärker sich gedrungen fühlten, ihre Ausrottung gründlich und unerbittlich durchzusetzen. An der duldenden Entsagung und widerstandslosen Ergebung der Christen scheiterte aber die Einsicht wie die Macht der Kaiser: Tausende wurden eingekerkert, gequält und hingerichtet; aber weit entfernt davon sich einschüchtern zu lassen, drängten sich Scharen anderer heran, um durch Leiden und Sterben für den neuen Glauben zu Genossen des himmlischen Reiches sich zu erheben, und wenn auch Schwächlinge zu Hunderten abfielen, fühlten sich dagegen Tausende hingezogen zum Himmelsglauben, der seine Bekenner begeisterte zur freudigen Hingabe des Lebens.

Die gestorbenen Glaubensopfer (Märtyrer) lebten fort im Andenken der Übrigen als Helden edelster Art, als Nachahmer Jesu und nunmehrige Genossen seines himmlischen Reiches. Man errichtete ihnen Gedenkzeichen, feierte ihre Todestage und suchte ihre Namen, die Kunde ihres Lebens und Todes der Nachwelt zu bewahren; jede Gemeinde war stolz auf die Blutzeugen, welche sie aus ihren Genossen dem göttlichen Glauben zum Opfer gebracht hatte. Die beneidenswerthen, erhabenen Märtyrer waren Genossen der himmlischen Herrlichkeit geworden, deren Ahnung ihre Todesstunde zum freudigen Heimgange gestaltet hatte; sie befanden sich in der Umgebung des weltbeherrschenden Erlösers, der zurückgelassenen Genossen liebevoll gedenkend. Was lag näher als von ihrer höheren Einsicht Schutz und Hülfe zu erwarten, ihre Seelen anzuflehen um Vermittlung, damit Jesus, indem er seine göttliche Macht zum Heile seiner Bekenner walten lasse, im Sorgen um das Allgemeine, nicht des Einzelnen vergesse, dessen besondere Wünsche und Bedürfnisse der persönlich bekannte

Märtyrer von seinem Erdenleben her genau kenne und deshalb am geeignetsten befürworten könne. Allenthalben ist der einzelne Mensch von der Meinung erfüllt, dass wenn auch die ganze Welt allweise regiert werde, doch ihm zu seinem Theile nicht das Gebürende zufliesse, dass er Gefahr laufe, übersehen zu werden und in Vergessenheit zu gerathen, wenn er sich nicht geltend mache, seine Ansprüche erhebe und ausreichend dafür sorge, dass sie erhört werden, sei es durch wiederholtes dringendes Beten oder durch Anspruchnahme eines gewichtigen Fürsprechers an der Quelle der Gnade, um durch diesen seine Anliegen zur sicheren Erhörung befördern zu lassen. Wie das Bittgebet überhaupt die Vorstellung von der Allwissenheit und Allweisheit des Höchsten ausschliesst, indem es bestimmte Wünsche als zweckdienliche bezeichnet, deren Erfüllung in Worten vorträgt und zum Gehöre des Höchsten bringt, so zieht überhaupt der Mensch gern das Höchste zum Menschlichen herab, weil er es nur auf diesem Wege fasslich machen kann. Indem er also die Seelen der Märtyrer zur Fürsprache beim weltregierenden Gott-Sohne anflehete, handelte er in Übereinstimmung mit der Grundlage des Bittgebetes und wiederholte überdies nur, was er im Erdenleben gewohnt war, bei jedem Machthaber zu thun, indem er es rathsam findet, aus dessen Umgebung einen Fürsprecher zu gewinnen. Die daraus entstehende Anbetung der Märtyrerseelen (Heiligen) beruht demnach auf gemeinmenschlicher Grundlage: der einzelne Mensch betrachtet jederzeit sich selbst als Masstab für Alles, seine Bedürfnisse und Wünsche als Vorschrift für die Weltregierung, und wenn sie ihm nicht baldigst und vollständig erfüllt werden (was um so weniger geschehen kann, weil er meistens unersättlich ist), dann findet er nicht den Grund in sich selbst, sondern glaubt, er habe nicht dringend genug gebetet, habe keine Fürsprache gehabt und sei deshalb übersehen worden, leer ausgegangen bei der Gabenvertheilung. Diese rein menschliche Deutung bricht in jedem Glauben hervor, der die Wirksamkeit des Gebetes zur Erlangung des Erbetenen lehrt, und musste bei jedem Glauben auf der zugehörigen rückständigen Bildungsstufe erwachsen, sobald die Grundvorstellung von der Nothwendigkeit und Wirksamkeit des Bittgebetes vorhanden war. Die Israeliten hatten ihre Heiligen, von denen z. B. Elisa noch im Grabe Wunder verrichtete (2. Kön. 13. 21), indem seine Gebeine einen Todten auferweckten; die Muhammadaner haben, trotz des Propheten strengen Verbotes, ihre Stammheiligen, heilige Patriarchen und Derwischseelen, deren

Vermittlung und Schutz sie anrufen, und der arabische Schiffer betet, noch jetzt wie vor Muhammads Zeiten, zu seinem Scheich Ismael, wenn ihn Seegefahren bedrohen.

Auch bei den Griechen und Römern hatte jeder Stand, jedes Geschäft seinen Schutzheiligen, seinen Untergott, dem die besondere Fürsorge oblag und zu dem die Gebete der Einzelnen gesandt wurden; jeder Haushalt hatte seinen Herdgott, seinen Familienheiligen, dem die Vermittlung mit dem höheren Wesen zustand. Bei den Egyptern ward nicht allein jeder Monat einem besonderen Wesen unterstellt, sondern auch jeder Tag hatte seinen besonderen höheren Vorstand, so dass ihre Anordnung ähnlich war unserer gangbaren Kalendereinrichtung, die jedem Tage des Jahres seinen Heiligen zutheilt.

Da die Lehren Jesu in ihrer überlieferten Lückenhaftigkeit die bezüglichen Grundvorstellungen nicht aufhoben und die im ehrenden Angedenken fortlebenden Namen und Gestalten der Glaubensopfer eine so naheliegende Veranlassung boten: so konnte es nicht fehlen, dass die Neubekehrten, nachdem sie ihre Hausgötter verworfen hatten, die Verehrung eines bekannten Heiligen an die Stelle setzten, um demselben Bedürfnisse, derselben fortbestehenden menschlichen Grundneigung Genüge zu leisten. Man mag es einen neuen Sieg des Heidenthumes nennen oder eine lediglich veränderte Äusserung des Menschenwesens, jedenfalls muss anerkannt werden, dass es einem obwaltenden Bedürfnisse entsprang, dass es auf einer rückständigen Stufe der Vorstellungen ein naturgemäses Gebilde ist, dessen Entstehung und Fortleben durch keines der Glaubensbekenntnisse abgewiesen werden kann, welches die Grundlage desselben besitzt in der Vorstellung von der Nothwendigkeit und Wirksamkeit des Bittgebetes. Es verschwindet nur bei fortschreitender Ausbildung der Vorstellungen, wobei es ausgestosen und durch neue Gebilde ersetzt wird.

Die Verehrung der Heiligen ist etwas im Volke Erstandenes und die Priesterschaft hat auch hierin sich gemüssigt gesehen, nachträglich zum Glaubenssatze zu erheben, was das rückständige Volk längst unausrottbar festgesetzt hatte. Die Fortbildung in Schaffung neuer Heiligen schritt jedoch weiter im verschiedenen Mase: in der griechischen (östlichen) Abtheilung gerieth sie bald ins Stocken; in der römischen (westlichen) dagegen ist sie ununterbrochen im Gange geblieben, so dass noch in 1862 eine Anzahl Europäer und Japaner heilig gesprochen worden sind, ihre

Seelen also hinfort von den Gläubigen zur Vermittlung und Hülfe angerufen werden dürfen.

§. 194.

Im Osten der Christenheit, in Westasien, Egypten und dem griechischen Kaiserreiche, walteten die äusseren Verhältnisse so verschieden von denen im Westen (Italien, Spanien, Frankreich), dass eine bleibende Spaltung zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche eintrat und sich erhalten konnte.

Das Christenthum ward zur Apostelzeit über die Grenzen des Stammlandes der Juden hinaus zu den jüdischen Gemeinden in Kleinasien, Griechenland und Rom gebracht, in deren Tempel gelehrt und nebenher auch den Nichtjuden gepredigt. In den gröseren Städten bildeten sich aus den bekehrten Heiden eigene Gemeinden, die von den Juden sich absonderten, und es entstanden solche Gemeinden namentlich in den Handelsstädten des Mittelmeeres, Alexandrien, Karthago u. a., wobei die Lehre in der Weise ausgebreitet ward, dass sie nicht die einzelnen Völker in ihrer grosen Menge bekehrte, sondern vornehmlich in den Hauptstädten ihre Gemeinden hatte, die durch Sendboten mit einander die Verbindung unterhielten.

In den ersten Jahrhunderten war der Osten weitaus überwiegend, sowol durch die grösere Zahl der Bekenner, wie auch durch tiefere oder schärfere Gelehrsamkeit der Priester. Im Westen, näher dem Sitze der weltgebietenden römischen Kaiser, wurden die Christen heftig verfolgt, und als nach der Zertrümmerung des römischen Kaiserreiches dieser Druck aufhörte, durften die Christen Italiens hervortreten, hatten aber mit der übrigen Bevölkerung Unsägliches zu leiden durch die Einbrüche der teutonischen Völker, denen das reiche Italien eine unerschöpfliche Fundgrube war. Während der Verwirrung in Italien erblühete Konstantinopel, wo Handel, Künste und Gewerbe die erforderliche Ruhe fanden, so lange es noch gelang, den Einbruch der an der Nordgrenze wohnenden und vorüberziehenden Völkerschaften von der griechischen Halbinsel abzuhalten. Der Wohlstand hob sich, während das verwüstete Rom verarmte, und die Macht des griechischen Kaisers ward überwiegend, so dass die Bevölkerung Roms sich freuen durfte unter seinem Schutze zu stehen und die römische Priesterschaft willig dem Patriarchen zu Konstantinopel sich unterordnete. Es

war selbstverständlich, dass die Kirchenversammlungen im fernen Osten gehalten wurden, wo die Übermacht der Priesterschaft wie der Statsmacht vorhanden war; dass ferner dem griechischen Kaiser eine entscheidende Stimme zustand bei den Beschlüssen, da seine Macht zur Hülfe genommen werden musste, um den Beschlüssen Gehorsam zu verschaffen.

Die Kaiser gewannen mehr und mehr Einfluss auf die Wahl des Patriarchen, denn weil dieser der kaiserlichen Macht als Stütze bedurfte, so musste er auch dem Kaiser dienen und für ihn durch Priestermacht dort wirken, wo die Fürstenmacht keinen Einfluss hatte. Die Folge war, dass die Kaiser gefügige Werkzeuge zu Patriarchen machten und dagegen alle Männer von selbständigem entschlossenen Wesen zurücksetzten, wie sie der neue Glaube am stärksten benöthigte. Wenn aber kräftige Männer durch schlaue Zurückhaltung und Unterwürfigkeit auf den Patriarchenstul gelangt waren und ihre Unabhängigkeit würdevoll geltend machen wollten, wurden sie verbannt und durch gefügige, wenn auch verächtliche Menschen ersetzt. Der Verderb des Hauptes führte die Fäulniss durch den Körper, durch die Priesterschaft, bis zu den untersten Stellen hinab; alles und jedes ward abhängig vom Hofe und nur am Kaiserhofe war die Herrschaft in der Kirche zu erlangen. Da aber der üppige Hof so verdorben war wie möglich, die ärgsten Schandthaten in einer endlosen Kette sich folgten: so führten Ränke, Bestechungen, Unzucht und Kuppelei am sichersten zu den höchsten Priesterwürden. Bestechungen erfordern Geld und Gemeinheit der Gesinnung: das Geld ward durch Verkauf der Priesterstellen erlangt und die Gemeinheit der Gesinnung erlernt sich leicht in der Umgebung eines schamlosen Fürstenhofes. Das Priesterthum ward ein gegliederter Verband zur Ausbeutung des Volkes; jeder Würdenträger verkaufte die Stellen, welche er zu besetzen hatte, an den Meistbietenden und dieser war gezwungen die ihm Untergebenen zu drücken, um zu seinem Gelde zu gelangen, bis zuletzt die unterste Stufe der Priesterschaft seinen Ersatz aus dem Volke ziehen musste und zu dem Ende sich gezwungen sah jedem Aberglauben Vorschub zu leisten, der die Einnahme mehren konnte.

Die Gemeinheit ward herrschend im Kreise der Priesterschaft des Ostens und die des Westens blieb nicht unberührt davon, bei der sogar die Verworfenheit als ein Kennzeichen galt, welches die (christlichen) Römer von den (heidnischen oder arianisch-ketzerischen) Barbaren unterschied. Der Gelehrte Salvian (428—528 in Marseille) in seinem Buche von der

göttlichen Weltregierung, äussert sich über die Christenheit wie folgt: „Alle Barbaren, die zu einem Volke gehören und unter einem Könige stehen, lieben sich herzlich und erfüllen somit das wichtigste Gebot des Evangeliums. Bei den Römern (rechtgläubigen Christen) ist es umgekehrt; jeder bedrückt und verfolgt den anderen, alle Herzen sind von Neid und Hass erfüllt. So viele Gemeinderäthe in der grosen Stadt wie im kleinsten Dorfe, so viele Unterdrücker giebt es: jeder Beamte ist ein Leuteschinder. Die Mächtigen fressen das Erbe der Wittwen und Waisen. Und wer sollte solchen Gräueln Einhalt thun, da sogar die Priester Gottes alles ruhig geschehen lassen und aus Menschenfurcht nicht wagen der Unterdrückten ernstlich sich anzunehmen.“ An anderer Stelle: „Wie viele Mitglieder trifft man in der Kirche an, die nicht Trunkenbolde oder Schwelger, Ehebrecher, Hurer, Räuber, Mörder oder alles dies zugleich wären? Es ist schon eine Art von Heiligkeit unter dem christlichen Volke, etwas weniger schlecht als die anderen zu sein.“ — „Es ist unter uns so weit gekommen, dass das heiligste aller Ämter zum Gespötte herabsinkt, denn nicht Tugend sondern Schlechtigkeit erringt den ersten Rang in der Kirche; nicht den Würdigsten, sondern den Mächtigsten werden die Bischofstüle zu Theil.“ Ebenso sagt Hieronymus (331—420 in Rom): „Jetzt muss man es erleben, dass in den meisten Städten Bischöfe und Presbyter diejenigen Laien, welche Gastfreundschaft üben und thun was recht ist, anfeinden, verfolgen, verlästern, aus der Kirche stosen, mit dem Banne belegen, als sei es unerlaubt das zu thun was die Bischöfe unterlassen, als sei das Betragen der Laien ein Vorwurf für die Priester.“ — „Sie sind aufgeblasen über ihre Macht, geberden sich, als hätten sie nicht ein Gnadenamt Christi, sondern weltliche Herrschaft erlangt.“ Die niedrigste Kriecherei und lügenhafteste Schmeichelei widmete die Priesterschaft den Herrschern, welche ihnen reiche Pfründen schafften, mogten die Kaiser auch noch so verworfen sein. Dabei war die gegenseitige Behandlung der Priester der Art, dass Gregor von Nazianz (328—389 Erzbischof zu Konstantinopel) auf eine Einladung zur Priesterversammlung (Synode) antwortete: „Ich fliehe jede Zusammenkunft der Bischöfe, denn noch nie habe ich einen guten Ausgang derselben erlebt, sondern im Gegentheile stets gefunden, dass sie die Übel nur vermehrten; denn die Streit- und Herrschsucht, welche dort waltet, ist kaum zu beschreiben. Ich mag nicht mehr in Synoden sitzen mit Gänsen und Kranichen, die sich mit Grimm anfallen. Da herrscht

Gezänk und Getümmel, vorher verborgene Schandthaten kommen zum Vorschein und gegenseitiger grimmiger Hass." Dieses ging so weit, dass 445 die zu Ephesus versammelten Priester ihre Lehrsätze mit Fustritten vertheidigten, die sie einander in die Bäuche versetzten. Derselbe Gregor sagte: „Wir sind bei den Heiden verachtet, denn unsere Parteistreitigkeiten macht man uns allen zum Vorwurfe. Man verhöhnt uns bei jeder Gelegenheit, auf offenem Markte wie bei Trinkgelagen; selbst auf die Theater werden wir gebracht und die verächtlichsten Menschen lachen auf unsere Kosten." Dieser Verderb war nicht neu, sondern nur verstärkt worden, seitdem die Priesterschaft von den Fürsten abhing, denn schon aus der Zeit der Verfolgungen berichtet Cyprian (214—258 in Karthago): „Die meisten Bischöfe, welche Anderen zum Vorbilde dienen sollen, besorgen weltliche Sachen, verlassen ihre Kirchen, ihre Gemeinden, drängen sich in fremde Sprengel ein, geben sich ab mit Geldgeschäften und wollen, während ihre Brüder in der Kirche hungern, Schätze von Geld zusammenraffen, berauben milde Stiftungen durch schlauen Betrug und treiben Wucher mit ihren Geldern."

Die Zerrüttung der Priesterschaft und des Volkes der Christen herrschte also an allen Enden, in Konstantinopel wie in Marseille, in Karthago wie in Rom. Sie konnte nur zu zahllosen Zwistigkeiten führen, um so mehr als die griechischen Oberhäupter nicht umhin konnten, auch die von ihnen abhängige römische Priesterschaft nach Kräften auszubeuten, um den steigenden Geldforderungen des Kaiserhofes zu genügen. Es entwickelte sich in Italien um so mehr die Habsucht der Priester, sowie die Ausbeutung der Gläubigen, als sie suchen mussten sich selbst zu bereichern und auch für die Griechen plündern. Die römische Habsucht lehnte sich aber auf wider die Forderungen der Griechen, sobald sich Aussicht bot, denselben widerstehen zu können; die Abneigung, welche schon in der Verschiedenheit zwischen Römern und Griechen lag, übertrug sich auch auf das Gebiet der Geldforderungen und nährte in Rom den Wunsch, der Abhängigkeit sich zu entziehen. Da diese nur durch die Übermacht des griechischen Kaisers den römischen Christen aufgedrungen worden war, so musste sie allmälig schwinden, als die Machtverhältnisse soweit sich änderten, dass die römische Priesterschaft es wagen durfte, ihre Rechte zu erweitern und ihr Oberhaupt, den römischen Bischof, zur Gleichstellung mit dem Patriarchen zu Konstantinopel zu erheben. Der römische Bischof, welcher im

Laufe der Zeit begann sich Papst zu nennen (vom griechischen pappas = Vater), hatte durch die fortgehende Ausbreitung des Christenthumes in Spanien, Frankreich und England eine stetig zunehmende Priesterschar sich untergeordnet, wogegen der griechische Patriarch im 7. Jahrh. durch das vordringende Schwert der Muhammadaner seine morgenländischen Gemeinden verlor und auf die Hälfte der vorherigen Macht beschränkt ward. Das römische Christenthum dehnte sich aus, drang von Westen, Frankreich und England, in Deutschland vor und näherte sich dem Norden, um diesen wie auch Polen und Ungarn zu besiegen; wogegen das griechische Christenthum mehr und mehr einschrumpfte und nur über das Gebiet der damals unmächtigen Ostslaven sich ausbreiten konnte. Auch die weltliche Unterstützung des griechischen Patriarchen nahm ab, denn die andringenden Muhammadaner schwächten die Gewalt des Kaisers und dieser sah sich gezwungen seinen Einfluss vom Westen abzuziehen, um Jenen im Osten Widerstand leisten zu können. Die weltliche Unterstützung des römischen Papstes nahm dagegen zu in dem Verhältnisse wie der Glaube sich ausbreitete und die Fürsten zu demselben übertraten, je mehr das weströmische Kaiserreich in Italien sich befestigte, vor allem aber als das grose fränkische Reich sich ausdehnte und dem griechischen Kaiserthume ebenbürtig sich entgegenstellte. Die Fürsten unterstützten willig den römischen Papst wider den griechischen Patriarchen, um den Einfluss abzuschneiden, den der oströmische Kaiser zu Konstantinopel durch seinen Patriarchen auf den Papst und die römische Priesterschaft in ihren Landen ausgeübt hatte. Der Papst durfte unter ihrem Schutze die Losreissung wagen und so vollzog sich im Christenthume die erste Reformation, indem die westliche (römische) Christenheit austrat aus der Gemeinschaft und der römische Bischof als Papst völlig unabhängig sich stellte vom Patriarchen zu Konstantinopel.

Diese Scheidung hatte sich schon längst angebahnt von dem ersten Risse an, den die verschiedene Deutung der Ausgehung des heiligen Geistes (325) erzeugte; sie hatte sich fortgesetzt durch alle folgenden Jahrhunderte, in denen der schwankende Einfluss des griechischen Kaisers in Italien bald auf die römische Priesterschaft drückte und ihren Widerstand brach, bald ihn gewähren lassen musste, so dass zu Zeiten der römische Bischof sich unabhängig dünken und gebaren konnte, zu anderen Zeiten aber gezwungen war den Oberherrn anzuerkennen. Die gänzliche Losreissung und gesicherte

Unabhängigkeit erreichte er aber erst im neunten Jahrhunderte. In Konstantinopel stand der Patriarch Photius an der Spitze, ein hochgebildeter, aber herrschsüchtiger Mann, der rasch im Dienste des Hofes gestiegen war, vordem aber nur Statsdienste bekleidet hatte, indem er nach einander Oberstallmeister, Hauptmann der Leibwache, erster Statssekretär, oberster Senator und Gesandter beim Khalifen zu Bagdad gewesen war. Als der Kaiser Michael 3. den bisherigen Patriarchen Ignatius absetzte, erlangte (852) der einflussreiche Photius diese höchste Würde, wiewol er kein Priester war; er machte aber die ganze Stufenleiter der Priesterwürden in 6 Tagen durch und war alsdann das Haupt aller. Auf der folgenden Kirchenversammlung zu Konstantinopel (861) leisteten zwei vom römischen Papste dazu abgeordnete Bevollmächtigte (Legaten) dem neuen Patriarchen die Anerkennung, welche jedoch der Papst 862 missbilligte und auf den abgesetzten Ignatius übertrug. Darauf erklärte Photius den Papst zum Ketzer und seiner Würde verlustig. Als der Kaiser Michael durch Basilius ermordet worden war, der ihm auf dem Throne folgte, ward der Schützling Photius vertrieben und sein Vorgänger Ignatius wiederum als Patriarch eingesetzt, welcher darauf Photius und dessen Anhänger in den Bann that. Dennoch gelang es dem Photius, als Ignatius 877 gestorben war, aufs neue Patriarch zu werden und die Anerkennung des römischen Papstes Johann 7. zu erlangen, der die Hoffnung hegte, dafür die neubekehrten Bulgaren dem päpstlichen Stule zu gewinnen. Als dieses fehlschlug, widerrief er die Anerkennung, that den Photius in den Bann, der ihm durch einen ähnlichen Bannfluch antwortete (Matth. 5. 44); die Nachfolger Beider hielten seitdem die durch gegenseitige Verfluchung begonnene Trennung aufrecht.

Von dieser Zeit an verfolgte jede Abtheilung ihren geschiedenen Weg: die griechische brachte den ferneren Ausbau des Glaubensgebäudes bald zum Abschlusse, wogegen die römische ihn fortsetzte in ihren Kirchenversammlungen von 1122 bis 1562, durch deren Beschlüsse der vorher geringfügige Riss erweitert ward zu einer weitklaffenden Spaltung. Die Machtstellung des griechischen Patriarchen war im steten Abnehmen: die Muhammadaner drangen vor, eroberten Kleinasien, pflanzten den Halbmond an die Stelle des Kreuzes, gewannen die meisten Christen ihrem Glauben, theils durch Gewalt, theils aber auch durch die grösere Einfachheit und Verständlichkeit ihrer Lehre. Sie eroberten das griechische Kaiserreich

in Europa, und als 1453 die Türken durch die Einnahme Konstantinopels das Kaiserreich gänzlich zertrümmert hatten, ward der Patriarch Unterthan des türkischen Sultans. Wenngleich die türkischen Muhammadaner mit weit grösserer Duldsamkeit verfuhren als ihre arabischen Glaubensgenossen und selbst als die Christen in umgekehrten Fällen verfahren sind, so konnte es doch nicht fehlen, dass die Patriarchen seitdem durch Einflüsse beherrscht wurden, die in keiner Beziehung mit dem Glauben zusammen hingen. Die Bewerber um diese höchste und einträglichste Priesterstellung drängten sich am Hofe des Sultans mit ihren Bestechungen, und da die Türken sich nicht verpflichtet fühlen konnten, für die Reinheit der Christenpriester zu sorgen, so erlangte derjenige Bewerber die Patriarchenwürde, welcher am höchsten zahlte. Um zu seinem Gelde zu kommen, verkaufte dieser wiederum die ihm untergebenen Stellen und es entfaltete sich, oder erhielt sich von früher her, ein schamloses Kaufwesen, welches bis zu den niedrigsten Pfarrstellen hinabreichend, noch gegenwärtig herrscht, soweit der Patriarch zu Konstantinopel zu gebieten hat.

Der Bereich des griechischen Christenthumes erweiterte sich bedeutend, als 988 die Russen durch ihren Grosfürsten Wladimir zum Christenthume geführt wurden. Sie blieben aber nur bis 1588 vom Patriarchen zu Konstantinopel abhängig, worauf ein russischer Patriarch in Moskau eingesetzt ward, dessen Nachfolger ihre Oberherrschaft bis 1702 fortführten, als Zar Peter sie aufhob und die Kaiser zu Oberhäuptern der Kirche erklärte, unter deren Anleitung eine Versammlung hochgestellter Priester (der Synod) die Glaubensangelegenheiten ordnet. Die letzte Kirchenversammlung der Russen ward 1720 gehalten, lediglich um jene immerwährende Ober-Behörde einzusetzen, die seitdem als kaiserliche Verwaltung fortbesteht.

§. 195.

Auf den einfachen Grundlagen, welche Jesus hinterlassen hatte, war im Laufe der Jahrhunderte ein vielgestaltiges Glaubensgebäude errichtet worden, dessen stufenweise Entwicklung mit grosem Scharfsinne und unermüdlicher Beharrlichkeit zu den kühnsten Gipfelungen geführt ward und in der römischen Abtheilung zu einer Macht gedieh, die als eines der bewunderungswürdigsten Werke der Menschheit zu betrachten ist. Die

ungleiche Fortbildung der griechischen und römischen Abtheilung führte sie immer weiter auseinander, sowol in Bezug auf inneren Gehalt, wie auf äussere Geltung. Im Glauben konnte der Grund nicht liegen, denn in den Hauptsätzen waren sie einig; es waren also untergeordnete Fragen, welche sie schieden. Auf Grund der Beschlüsse, welche sie vor ihrer Trennung gemeinschaftlich gefasst hatten, erkannten beide Abtheilungen an:

1) den Schöpfer und Erhalter der Welt als geistiges, vollkommenes Wesen;

2) die Gottheit Jesu und das Vorhandensein zweier Naturen in ihm, der göttlichen und menschlichen;

3) die Gottheit des heiligen Geistes;

4) die Einheit Gottes in drei Personen (Dreieinigkeit);

5) die Versöhnung Gottes und Sündentilgung der Menschen durch Jesu Leiden und Tod;

6) die Verehrung der heiligen Märtyrer-Seelen;

7) die Verleihung des heiligen Geistes durch Händeauflegung der Geweiheten;

8) die sieben Heilsmittel (Sakramente): Taufe, Firmung, Abendmahl, Buse, letzte Ölung, Priesterweihe, Ehe;

9) die Leitung des Glaubenswesens der Gemeinde durch besondere Mitglieder (Priester) die in gegliederter Folge einem Haupte unterstehen;

10) die Vermittlung der Sündenvergebung durch die Priester.

Was sie vornehmlich trennte und auch jetzt noch scheidet, ist die Frage, ob der römische Papst oder der griechische Patriarch die Spitze der Christenheit bilden solle, denn vordem haben beide Abtheilungen zusammen gestanden und gewirkt, während sie in den Nebenfragen geschieden waren, und ebenso sind auch jetzt noch griechische Gemeinden in den römischen Verband aufgenommen, ohne ihre unterscheidenden Glaubenssätze aufgegeben zu haben. Letztere bestehen darin,

zu 3, dass die Griechen glauben, der heilige Geist gehe nur vom Gott-Vater aus, wogegen die Römer glauben, dass er überdies vom Gott-Sohne erfliesse;

zu 6, dass die Griechen frühzeitig die Ernennung der Seelen verdienstlicher Menschen zu Heiligen, zum Abschlusse brachten, also nicht Diejenigen anerkennen, welche die Römer seitdem ernannt haben;

dass sie ferner keine Standbilder der Heiligen dulden, sondern nur gemalte und verzierte Bilder derselben;

zu 8, dass die Griechen ihre Täuflinge untertauchen, wogegen die Römer sie nur begiessen;

dass sie ferner im Abendmahle Wein und Brod zusammen (im Löffel) darreichen, wogegen bei den Römischen der Gemeinde nur das Brod (die Hostie) gereicht wird und der Priester, als Stellvertreter Aller, den Wein geniesst;

zu 9, dass die Griechen jeden Priester befähigt halten die Firmung vorzunehmen, wogegen die Römer diese Befugniss auf die Bischöfe beschränken;

dass jene den Weltpriestern (den weissen) die Ehe gestatten und nur die Mönche und höhere Priesterschaft (die schwarzen) zur Ehelosigkeit zwingen; die Römer dagegen allen Priestern die Ehelosigkeit auferlegt haben.

Die dauernde Bedrängniss, in welche die griechischen Kaiser Jahrhunderte lang durch die anstürmenden Türken gebracht wurden, zwang sie mehrmals den ernstlichen Versuch zu machen, eine Vereinigung mit der römischen Abtheilung zu Stande zu bringen, in der Hoffnung, dadurch den Beistand der Fürsten des Westens wider die Türken zu erlangen. Sie erklärten sich bereit, ihre Priesterschaft dem römischen Papste unterzuordnen, sie schworen selbst die trennenden Glaubenssätze ab; aber die Versuche scheiterten am Widerstande der griechischen Priester und Gemeinden. Die römischen Priester und Fürsten liessen so unchristlich wie unpolitisch die eigene Vormauer, das griechische Kaiserthum, den Türken anheim fallen, weil sie auch die Griechen als Ungläubige (Ketzer) verachteten.

§. 196.

Der scharfsinnige Ausbau des Lehrgebäudes der Christen hatte grose Abweichungen vom Ursprünglichen hervorgebracht, denn die von Jesus herstammenden Sittenlehren (§. 177) waren theils gänzlich beseitigt, theils so sehr von anderen Vorschriften überwachsen, dass sie darunter verborgen lagen, unerkannt und unwirksam.

Das Gebot der Liebe zu Gott und Erfüllung seiner Gesetze war in

wörtlicher Geltung verblieben; allein die unmittelbare Beziehung des Christen zum Höchsten durch eine zwischengetretene Schar von Priestern und Heiligen unterbrochen worden. In Folge dessen hatte eine Menge von kirchlichen Anordnungen sich entwickelt, deren Beobachtung die Zeit und Kräfte der Gläubigen, zum Nachtheile ihrer sittlichen Fortbildung in Anspruch nahm, so dass der Glaube und die Erfüllung kirchlicher Gebräuche einen unverhältnissmäsigen Theil des Lebens der Christen einnahmen.

Die Nächstenliebe bis zur Gleichstellung, und Versöhnlichkeit bis zur Selbstverläugnung waren nirgends zur allgemeinen Geltung gekommen. Es hatte eine gegliederte Priesterschaft sich gebildet, welche jede Vorstellung von einer Gleichstellung mit der übrigen Gemeinde zurückwies, sich weit über sie (die Laien) erhaben dachte, als Inhaber des heiligen Geistes, Spender des göttlichen Segens, Mittler zwischen Gott und den Menschen. Der Kirchendienst in prächtigen Tempeln, unter kunstvollen Gebräuchen, in geschmückten Gewändern, war von ihr nach meistens egyptischen Vorbildern eingerichtet und verfeinert worden. Sie übte das Richteramt in allen Glaubenssachen und nahm die Macht der Fürsten in Anspruch, um ihren Beschlüssen durch Gewalt und Blutvergiessen Geltung zu verschaffen. — Von der Versöhnlichkeit bis zur Selbstverläugnung war jede Spur verschwunden, selbst im Kreise der Priesterschaft so sehr, dass unlösliche Meinungsverschiedenheiten unter den Häuptern zum gegenseitigen Verfluchen Anlass gaben und die Obern harte Strafen, Bannflüche und Verfolgungen als gebräuchliche Mittel anwendeten, um die ihnen unterstehenden Priester zu beugen und zum blinden Gehorsam oder zum Schweigen zu zwingen. Andersgläubige Verbündete im Stiche zu lassen, ihnen gegebenes Treuwort zu brechen, sie blutig zu verfolgen, war nach den Lehren der Priester Gott wohlgefällig und darin das Gegentheil des von Jesus Verordneten durch den Priesterverband zum Kirchenglauben erhoben. Die Selbstüberhebung der Häupter der Priesterschaft wuchs in dem Mase, dass sie öffentlich und ausdrücklich die Geltung der Vorschriften Jesu aufhoben und z. B. die Kirchenversammlung zu Konstanz in Betreff des Abendmahles unterm 14. Juni 1415 die Erklärung abgab: „Obgleich Christus das hochwürdige Sakrament unter beiderlei Gestalt des Brodes und Weines eingesezt und seinen Aposteln gereicht hat und obgleich es in der ersten Kirche unter beiderlei Gestalt genossen wurde, so ist doch trotzdem aus guten

Gründen von der Kirche (Priesterschaft) die Gewohnheit eingeführt worden und als ein Gesetz zu achten, dass dies Sakrament von den Laien lediglich unter der Gestalt des Brodes genossen werde. Und wer hiervon beharrlich das Gegentheil behauptet, soll als Ketzer verhaftet und durch die Bischöfe oder ihre Beamten oder die Inquisitoren schwer bestraft werden.“ Wer also Jesu Anordnung höher achtete als die Priestervorschriften verfiel der Priesterrache.

Die Wohlthätigkeit bis zur Gütergemeinschaft war bereits zur Apostelzeit abgeschafft und eine umfassende Armenpflege an ihre Stelle gesetzt worden. Im Laufe der Zeit strebten die Priester danach, die gesammte Armenpflege ihrer Leitung zu unterstellen, worin ein wesentlicher Fortschritt lag, da sie an Kenntnissen und Eifer höher standen als ihre Zeitgenossen. Die Verwaltung der Vermächtnisse zu wohlthätigen Zwecken verleitete aber dazu, Besitzthümer anzuhäufen, deren stetes Anwachsen nicht allein die Fortbildung der Völker lähmte, sondern auch die Sittlichkeit der Priester zerrüttete.

Die Beobachtung der mosaischen Gesetze hatte mehr und mehr an Geltung verloren, in dem Verhältnisse wie die eintretenden Heiden (Griechen, Römer, Gälen, Teutonen, Slaven) den ehemaligen Einfluss der Judenchristen verdrängten und zuletzt gänzlich beseitigten. Die 10 Gebote Javes waren fast das Einzige was noch anerkannt ward, obwol die Vorstellung beibehalten blieb, dass die mosaischen Gesetze als Offenbarungen des höchsten Verehrungswesens der Christen (Theos, Deus, Gott, Bog u. a.) gelten sollten. Das von Jesus zur Grundlage genommene Judenthum war längst ausgeschieden worden, soweit es nicht in verwandte Vorstellungen des Heidenthumes hatte aufgehen und dadurch im Christenthume sich erhalten können. Die Priesterschaft fühlte sich ermächtigt durch den heiligen Geist, der ihre Beschlüsse leitete, die Anordnungen Moses wie Jesus zur Anwendung zu bringen oder zu vernichten oder auch in ihr Gegentheil zu verkehren, je nachdem es angemessen erschien. Der Glaube an den einigen, untheilbaren, jüdischen Adonai oder den galiläischen El des Jesus war umgewandelt worden in den Glauben an die Dreieinigkeit, des Höchsten in drei Personen. Der Glaube an die Wiederkunft des Maschiach zur Befreiung und Erhöhung des jüdischen Volkes war gänzlich beseitigt; die jüdischen Speise- und Tempelgesetze blieben unbeachtet, wenn sie nicht mit den gewohnten heidnischen Gebräuchen überein stimmten oder,

vom Priesterstandpunkte aus betrachtet, noch günstiger für sie waren. Das Heidenthum in Bezug auf Kunst und Reichhaltigkeit der Formen weit überwiegend, war Vorbild zu allen Einrichtungen, um so mehr als es auch den örtlichen Lebensverhältnissen angemessener war. Wenn auch im Einzelnen die jüdischen Bezeichnungen und Deutungen gewählt wurden, um die Bezugnahme auf mosaische Vorschriften zu erleichtern, namentlich die Priesterschaft es liebte sich als die Leviten des Herrn darzustellen, um die Rechte der jüdischen Leviten in Anspruch zu nehmen: so ward doch das christliche Wesen im Ganzen nach griechischer und römischer Weise gestaltet, wie auch deren Sprachen im Kirchendienste zur Herrschaft gebracht.

In manchen Theilen stimmte Heidnisches und Jüdisches überein, wie namentlich in der Opfervorstellung, welche dem Glauben an den Versöhnungstod zum Grunde liegt, weil die Israeliten ebenso wie Griechen und Römer das Bezügliche von den Egyptern empfangen hatten. Dieser gemeinschaftlichen Quelle entstammte auch der geschlossene und abgestufte Priesterverband, der prunkende Tempeldienst, Gesänge und Gebete, Opfer und Opferweisen, künstlerisch geordnete Umzüge mit heiligen Laden und Bildern, lange Priestergewänder, das Vorwalten der Farben des Tag-Osirs (weiss, roth und gelb), die Ausschmückung des Opfertisches, Räucherungen, Waschungen, Weihwasser u. a. Aus Egypten stammt auch die Bezeichnung der Priester als Diener des Herrn, als Mittler und Stellvertreter des Höchsten, die Angabe, dass ihre Beschlüsse ebenso wie die Glaubensschriften, Gotteswort seien, die Benennung der Tempel als Gotteshäuser, die Ausscheidung besonderer Stellen als geweiheten Grund, die Trennung des Allerheiligsten (des Aufenthaltes des Höchsten) von dem Vorraume im Tempel, so dass nur die Priester jederzeit den geheiligten Raum betreten dürfen, von welchem das Volk, die Gemeinde, getrennt wird. Bei dem frühest gebildeten Volke der Egypter hatten sich alle Tempeleinrichtungen und Gebräuche am weitesten entwickelt; von dorther unmittelbar und auch durch Vermittlung der stammverwandten Chaldäer gelangten sie zu den Israeliten und anderen Semiten; zu den Hellenen wurden sie durch egyptische und semitische Einwanderer gebracht, und die Römer empfingen sie von den Tusken, Hellenen, Semiten und Egyptern. Das Christenthum fand allenthalben das Gleichartige vorhanden, konnte als Sieger in die Heidentempel einziehend, die Erbschaft antreten, sie durch verwandte

biblische Vorschriften ergänzen und dabei auf Jesu Anerkennung der israelitischen Gesetze sich berufen.

Die Gröse der Abweichungen vom Ursprünglichen konnte dem Bewusstseine der Priester nicht verborgen bleiben und gab auch im Laufe der Jahrhunderte Anlass zu zahllosen Einwendungen und heftigen Streitfragen, die meistens von einsichtsvollen Männern auf Grund deutlicher Aussprüche der heiligen Schriften erhoben wurden, weil sie sich gedrungen fühlten, deren Vorschriften und Glaubenslehren höhere Geltung beizumessen als den Beschlüssen der Priesterschaft. Kein einziger der verschiedenen grosen Glaubensverbände der Menschheit hat eine so bedauerliche Zahl von endlosen Spaltungen erfahren wie das Christenthum; selbst der Buddhaglaube, welcher fast doppelt so viele Anhänger zählt als das Christenthum und dabei mehrere Jahrhunderte älter ist, hat dasselbe von jeher weitaus übertroffen an Liebe und Friedfertigkeit seiner Priesterschaft und sonstigen Mitglieder. In der anfänglichen Ausbildung widerstrebte das Juden-Christenthum dem übergreifenden Heiden-Christenthume, ward aber überwältigt durch die Überzahl der Heidenchristen und schwand dahin. Nachdem die Bildung überwiegend heidnisch sich gestaltet hatte, erwuchsen neue Spaltungen auf Grund des in den heiligen Schriften ausgeprägten Judenthumes, welches Einzelne sich gedrungen fühlten vor dem Untergange zu retten oder an die Stelle des bereits heidnisch Gebildeten zu setzen. Der Kampf ruhete niemals, denn das Heidnische war heimisch, ward getragen von den örtlichen Gewohnheiten, hergebrachten Vorstellungen und meistens auch von den Vortheilen und Rücksichten des Priesterverbandes, war auch geeigneter zur Einheit der europäischen Christen, deren Lebensgrundlagen arisch waren, also heidnisch. Das Jüdische der heiligen Schriften dagegen, soweit es rein semitischen Ursprunges war, blieb dem arischen Grundwesen fremd, war nur im Äusserlichen heimisch zu machen; es ward lediglich getragen von der eingepflanzten Überzeugung, dass es die Offenbarung des Christengottes sei, des arischen Himmelsherrn, welcher als solcher auch am Sinai durch Moses, wie in Jerusalem durch Jesus seinen Willen verkündet habe und dem der Christ gehorchen solle, auch wenn es seinen hergebrachten Vorstellungen und heimischen Gewohnheiten nicht gemäs sei. Der Kampf zwischen dem Semitischen und Heidnischen im Christenthume war ein fortwährender; die zahlreichen Kirchenversammlungen und Synoden, Erlasse der Päpste und höheren Priesterschaft hatten

fast jedesmal den Zweck, einreissenden Spaltungen zu wehren, erhobene Streitfragen über bis dahin unerledigte Sätze zu entscheiden oder nieder zu schmettern durch Bannflüche.

Manche auffällige Abweichungen von den Vorschriften Jesu und der heiligen Schriften waren so alt, dass man weder wusste, wann noch weshalb sie entstanden und eingeführt worden seien, wie z. B. die Feier des ersten Tages der Woche, des Sonntages, statt des ausdrücklich dazu vorgeschriebenen siebenten Tages, des Sabbathes. Es war der arische Sonnenherr mit seinem Sonntage an die Stelle des altsemitischen, grimmigen Wüstenherrn (Seb) gesetzt worden, man wusste nicht wann und warum. Um diese und andere augenfällige Abweichungen zu erklären, nahm man an, es habe neben den schriftlichen Aufzeichnungen eine mündliche Überlieferung (Tradition) gegeben, von gleicher Gültigkeit, durch welche dasjenige festgesetzt worden sei, was aus den heiligen Schriften nicht erklärt werden könne oder denselben widerstreite. Diese Deutung diente dem Priesterverbande zur Erläuterung der älteren Abweichungen; im Übrigen musste die ihm verliehene Gabe des heiligen Geistes ausreichen, um jeden neuen Beschluss zu rechtfertigen, auch wenn er mit der heiligen Schrift nicht im Einklange stand, denn die durch den heiligen Geist fortgesetzte Offenbarung war von gleicher Gültigkeit mit seiner früheren, durfte also ergänzen und abändern, was in den früheren Offenbarungen fehlte oder unrichtig geworden war. Selbst ausdrückliche Bestimmungen des Jave-Moses, des Jesus, so wie früherer Päpste und Kirchenversammlungen durften abgeändert und umgekehrt werden, unter Anleitung der fortgesetzten Offenbarungen des heiligen Geistes.

§. 197.

Mit dem Gedeihen und Anwachsen der Menge der römisch-katholischen Völker wuchs das Ansehen und die fürstliche Unterstützung der Päpste zu Rom. Mit fortgehender Ausbreitung ihres Glaubens über den volkreichsten Theil Europas, ward die Zahl des abhängigen Priesterheeres gröser und die Macht der Päpste über ein weiteres Gebiet ausgebreitet. Der römische Papst stieg, während der griechische Patriarch, sein ehemaliger Oberherr, immer tiefer sank und zum Untergebenen des türkischen Sultans ward.

Das Beispiel des Patriarchen lehrte den Päpsten, wie misslich es sei,

im Schatten eines Kaisers zu wohnen, sei er christlich oder muhammadanisch. Dem Arme eines Gewalthabers jederzeit erreichbar, gezwungen zu gehorchen oder jeder Gewaltthat und Beleidigung sich aussetzen zu müssen, war für das Oberhaupt eines mächtigen, weit verbreiteten Priesterverbandes nicht lockend; der Papst sollte Fürst sein, nicht Höfling. In Rom als Bischof ansässig zu sein, setzte die Päpste den Angriffen des Fürsten aus, zu dessem Reiche die Stadt gehörte, und sie strebten deshalb bedächtig nach einem unabhängigen Besitze, den endlich der Papst Leo 3. erlangte, als er (800) den fränkischen Kaiser Karl den Grosen krönte und dagegen einen Kirchenstat als Reichsleben empfing.

Indem die Päpste als italienische Fürsten eine unabhängige Stellung erlangten, waren sie einigermasen geschützt gegen die umgebenden Gewalthaber. Im zerrissenen Italien stand der Papst den meisten Fürsten ebenbürtig gegenüber, durfte ein Heer halten und mit den Waffen des Krieges gegen Gewalt sich vertheidigen. Sicher gestellt waren sie aber keineswegs, denn selbst in Italien gab es Mächtigere, von denen sie Gewalt erleiden konnten. Es waren dagegen dreierlei Aushülfen geboten:

Ausdehnung des eigenen Reiches, um gröseren Widerstand leisten zu können;

Pflegung der Eifersucht und des Zwistes der bedrohenden italienischen Mächte;

Sicherung eines mächtigen, aber ungefährlichen Schirmherrn für äusserste Nothfälle.

Als nach dem Tode Karls des Grosen sein Reich zerfiel, erhob sich das deutsche Reich zur grösten Macht; die deutschen Könige wurden die mächtigsten Fürsten Europas und die Päpste stellten sich unter ihren Schutz. Der König Otto 1. ward 962 vom Papste Johann 12. in Rom zum römischen Kaiser gekrönt; der Papst huldigte ihm als statlichem Oberherrn und liess sich das Reichsleben des Kirchenstates bestätigen. Als Johann 12. sich späterhin empörte, ward er vom Kaiser abgesetzt, der an seine Stelle Leo 8. zum Papste einsetzte, den darauf die Römer verjagten und ihrem State eine republikanische Verfassung gaben. Die Päpste erlangten späterhin die Oberherrschaft zurück, allein ihre Sicherheit und Machtstellung nöthigte sie nicht allein zu Vertheidigungskriegen, sondern auch zu gefährlichen Angriffkriegen auf italienische Fürsten, zwang sie im

Auslande übermächtige Beschützer zu suchen. Diese waren gern bereit, helfend herbei zu eilen, um ihre Übermacht in Italien geltend zu machen, wollten aber den Papst nur schützen, um sich seiner als Werkzeug zu bedienen, was ihn dann wiederum veranlassen musste, seinem Schutzherrn im Auslande Schwierigkeiten zu bereiten, damit dessen Übermacht geschmälert und seine drückende Freundschaft gezügelt werde.

Ebenso wenig war anfänglich die Selbständigkeit der Päpste im Inneren gesichert, denn sie waren Jahrhunderte lang von der Bevölkerung Roms und den in der Hauptstadt anwesenden Priestern in ungeordneter Weise, häufig sogar im offenen Aufruhre erwählt worden. Das Übel war alten Ursprunges und sehr hartnäckig: schon im 5. Jahrh., als in Rom zwei Bischöfe Damasius und Ursinus gleichzeitig von verschiedenen Parteien ernannt waren, erstürmte Ersterer mit seinen Anhängern die von den Gegnern besetzte Kirche und eroberte die Gewalt, mit 137 Menschenleben erkauft. 600 Jahre später (1073) ward der grose Gregor 7. vom Volke und der niederen Priesterschaft in einer Kirche Roms willkürlich zum Papste erhoben und die höheren Priester waren gezwungen, nachträglich die Gewaltthat durch scheinbare Vollziehung der Wahl zu genehmigen. Auch die italienischen Fürsten hatten sich oft eingemischt und Papstwahlen durchgesetzt, wie sie ihnen vortheilhaft erschienen, und je nachdem einer der Bischöfe den mächtigsten Fürsten oder den grösten Anhang im Volke erlangen konnte, war ihm der päpstliche Thron sicher. Ein Schensal ward 1034 als Benedikt 9. durch schamlose Bestechung Papst; wegen seiner Ausschweifungen von den Römern vertrieben und durch Sylvester 3. ersetzt, verkaufte er seine Würden an Gregor 6.; darauf reuete ihn der Handel und er warf sich wieder zum Papste auf, so dass es gleichzeitig drei Oberhäupter der Christenheit gab, drei Statthalter Jesu auf Erden, die sich gegenseitig verfluchten und zur Hölle verdammten, bis der Kaiser Heinrich 3. sie sämmtlich bei Seite schob und den Bischof von Bamberg zum Papste machte. Erst Nikolaus 2. brachte es dahin, das Recht der Papstwahl auf die Kardinäle zu beschränken, von denen allein zum ersten Male 1181 Lucius 3. erwählt ward. Seitdem ist das Vorrecht den Kardinälen geblieben, unter Ausschliessung aller anderen Priester.

Im Laufe der Zeit wurden die Eigenschaften und Pflichten des Papstes als Landesfürsten vorwaltend im Leben der Päpste; die Leistungen für den Glauben mussten dagegen zurücktreten, sofern sie nicht nothwendig waren,

um den Priesterverband zu kräftigen und seinen Einfluss weiter auszudehnen. Statskunst, Ränke und Kriegsführung beschäftigten manche Päpste im ungebürlichen Mase und selbst die Beschlüsse der Kirchenversammlungen, die Sündenvergebungen wie Bannflüche des Papstes, wurden Werkzeuge der Statskunst, erlassen oder aufgehoben, je nachdem die Machtstellung des Papstes als italienischen Fürsten oder die Ausdehnung der Priestergewalt es rathsam machten.

Diese Verweltlichung der Kirchenhoheit wirkte zu allen Zeiten schädlich, mogten kräftige oder schwache Päpste herrschen: im ersteren Falle ward die Würde nur zu oft geschändet durch rohe Gewalt oder freche Hinterlist; im letzteren Falle ging alles wieder verloren, was die Vorgänger erwirkt hatten, und ein späterhin folgender kräftiger Papst musste aufs neue beginnen. In dieser Beziehung waltete der überaus ungünstige Umstand, dass die unverheiratheten Päpste keinen erblichen Besitz des Fürstenrechtes einführen konnten wie andere Landesfürsten, dass ihnen also der jüngere Nachfolger fehlte, der bei Zeiten vorbereitet und eingeweihet werden konnte zur künftigen Herrschaft; dass ihnen auch die Möglichkeit abging, nach der Gewohnheit damaliger Zeit durch Heirathen und Erbschaften den Länderbesitz des Kirchenstates zu mehren. In Ermangelung der Erbfolge kamen selten Päpste in den kräftigen Jahren zur Gewalt; die meisten waren bejahrt, bevor sie auf der Stufenleiter der Priesterwürden bis zur Papstwahl hatten gelangen können, und altersschwach beim Antritte des neuen Amtes, waren sie mehr geneigt zur ruhigen Warnehmung der kirchlichen Übungen, als zum ungewohnten, ruhelosen Wirken eines Statslenkers. In vielen Fällen wirkte überdies die grose Veränderung der Lebensgewohnheiten sehr nachtheilig ein auf die Lebensdauer der neugewählten Päpste, die, in der Rückbildung des Lebens vorgeschritten, heftige Abwechslungen nicht ertragen konnten. Die Mehrzahl der Päpste lebte nur kurze Zeit in dieser Würde, verglichen mit der Regierungsdauer der Fürsten; es konnte also selten eine feste, dauernde Durchführung begonnener Masregeln erfolgen, denn kaum eingeleitet, trat schon der Wechsel der Päpste ein und der Nachfolger, anders gesonnen, änderte das Begonnene oder liess es gänzlich fallen, um ein Neues anzufangen, dessen Vollendung zu erleben ihm ebenso wenig vergönnt ward.

Sehr nachtheilig wirkte auch das Machtverhältniss zwischen den Päpsten und ihren Kardinälen, welches einigermasen ähnlich war dem Ver-

hältnisse zwischen dem deutschen Wahlkaiser und seinen Reichsfürsten. Jeder kräftige Papst war geneigt unumschränkt zu herrschen, sich nicht leiten zu lassen von seinen Kardinälen; er verschmähete selbst ihren Rath und theilte ihnen erst nachträglich seine Beschlüsse mit, zur scheinbaren Genehmigung. Da die Ernennung neuer Kardinäle nur dem Papste zustand: so lag es in seiner Macht, gefügige Werkzeuge hinein zu senden und ungefügige durch Sendungen zu entfernen oder sie ihrem Ingrimme zu überlassen, da ihnen jedes Mittel fehlte, den Papst zu beugen. Sein Tod endigte die Abhängigkeit und die vom Joche erlösten Kardinäle hatten es jetzt in Händen, zu bestimmen, wer künftig ihr Oberherr sein solle. Gewitzigt durch Erfahrung wählten sie aus ihrer Mitte vorzugsweise Denjenigen zum Nachfolger, von dem sie keine Unterdrückung zu befürchten hatten, den sie vielmehr hofften lenken zu können und so gelangten nur zu oft schwache Männer auf den päpstlichen Thron, deren Harmlosigkeit sie unfähig machte ihren Herrscherpflichten zu genügen und deren Alterschwäche die verbliebene Kraft nur im Eigensinne offenbarte, mit dem sie den thätigen Bestrebungen kräftiger Kardinäle sich widersetzten. Ihre anscheinende Milde war schlaffe Unthätigkeit und stöckischer Eigensinn, den kräftigen Kardinälen zum neuen Ärger.

§. 198.

Demungeachtet wuchs die Macht des Papstthumes im ungewöhnlichen Mase. Das Gebiet des neuen Glaubens erweiterte sich, der Wohlstand der bekehrten Völker nahm zu, und da die alleuthalben verbreitete Priesterschaft Theil daran hatte, stiegen Macht und Ansehen des Priesterverbandes in allen Beziehungen, am sichtbarsten im Oberhaupte, dem Papste zu Rom.

Das bei den aus Mittelasien eingewanderten teutonischen und slavischen Völkern herrschende Heidenthum sollte dem Christenthume weichen, ging aber nicht aus Schwäche oder Zerrüttung unter, sondern war lebenskräftig und naturwüchsig, so dass keine Sehnsucht vorhanden war nach einem anderen Glauben. Das Christenthum genoss aber den grosen Vortheil, mittelst der von den heidnischen Griechen und Römern ererbten überlegenen Kriegskunst verfochten zu werden; überdies getragen von den heidnischen Künsten und Wissenschaften des Südens, gepredigt von beredten,

römisch gebildeten Priestern, vor derem Scharfsinne der einheimische Seher verstummen musste, und verbreitet mit einer Furchtlosigkeit und Entsagung der begeisterten Glaubensboten, welche die rückständigen Völker gewinnen musste, denen die Entbehrung von Sinnesgenüssen um so bewundrungswürdiger erscheint, wenn höherstehende, gelehrtere Männer derselben sich unterziehen. Die ausländischen Mönche, welche in ihren Klosterschulen das Wissen des Südens verbreiteten, fanden unter den derben Völkern nördlich vom Mittelmeer-Becken gelehrige Schüler, die mit den Wissenschaften auch die christlichen Glaubenssätze in sich aufnehmend, mit der Überzeugungsstärke eines unbefangenen Naturkindes ihren Landsleuten das Erlernte mittheilten, mit dessen Erwerbung sie sichtbar zu höher gebildeten Menschen geworden waren. Dieselben Mönche führten mit den christlichen Glaubenssätzen auch anderes Wissen zu den bekehrten Völkern, die Bildung höherer Art, wie auch die Gaben des täglichen Lebens nach südländischer Weise verfeinernd: Baukunst und Malerei, wie auch Tonkunst, Ackerbau und Gartenzucht, Weinbereitung, Gewerke, Kochkunst und was sonst das Leben erleichtern und verschönern konnte, fand in den Klöstern Pflege, ward von den Mönchen verbreitet über die Umgebung.

Diese fasslichen Wohlthaten und sichtbaren Überlegenheiten waren aber nicht christlichen, sondern heidnischen Ursprunges, waren Ergebnisse der Fortbildung, welche die Griechen und Römer erreicht hatten, bevor sie Christen geworden waren. Zu ihrer Verbreitung hätte es auch des Christenthumes nicht bedurft, denn die rückständigen Gälen, Kelten und Britten hatten jene Bildung schon vordem vielfach von den Römern angenommen, und die Teutonen würden sich ebenso wenig auf die Dauer ihren Einflüssen entzogen haben, auch wenn sie ohne Christenthum zu ihnen gebracht worden wären. Dem Christenthume eilte aber die heidnisch geschulte, überlegene Kriegskunst voran, und sobald diese das Feld bereitet, kamen die heidnisch gebildeten Künste und Wissenschaften des Friedens, um es zu bearbeiten; durch siegende Waffen bezwungen und durch die Bildung des Friedens gewonnen, nahmen die Völker den fremden Glauben an, so weit er zu ihren hergebrachten Vorstellungen passte und in Äusserlichkeiten mit einer gedankenlosen Nachahmung eingeübter Gebräuche sich begnügte. Das Christenthum hatte in Italien die Hinterlassenschaft des römischen Kaiserreiches angetreten und den Reichthum, den die Heidenwelt selbst nach ihrer Zertrümmerung noch enthielt, dazu angewendet, um sich Ein-

gang zu verschaffen bei denjenigen Völkern, die es sonst siegreich zurückgewiesen hätten. Was überdies den Übertritt der Heiden Frankreichs, Englands, Deutschlands, des Nordens und Ostens so sehr erleichterte, war die übergrose Rücksichtnahme auf ihren bisherigen Glauben, welche man walten liess: wie Griechen und Römer nicht den von Jesus gebrauchten Namen „El" auf das höchste Wesen anwendeten, sondern ihre heimatlichen, im Heidenthum gebräuchlich gewesenen Namen „Theos" und „Deus" beibehielten, so gestatteten auch die christlichen Mönche und Glaubensverbreiter den bekehrten Heiden des übrigen Europas die gewohnten Namen: Dio, Dieu, God, Gott, Gud, Bog u. a., so dass sie unbehindert auch ihre gewohnten Vorstellungen mit dem Namen beibehalten durften. Auch im Übrigen ward ihnen der Übergang sehr erleichtert, denn an die Stelle der gewohnten Untergötter traten der Gottessohn Jesus, der heilige Geist, die Mutter Jesu und eine weit grösere Schar von Heiligen, so dass für jedes gewohnte Verehrungswesen ein Ersatz durch das Christenthum geboten ward. Der Gottessohn Baldur, der unschuldige, prangende Jüngling durch Heimtücke des bösen Loki ermordet, ward ersetzt durch den unschuldsvoll gekreuzigten Gottessohn Jesu; die Mutter Baldurs, Frigg, das Vorbild und die reinste der Frauen, blieb erhalten in der Maria, Mutter Jesu; den christlichen Heiligen ward übertragen, was den früheren Untergöttern zustand (Jagd und Fischfang, wie Gewitter, Brand, Wetter, Kindbett, Männertreue u. a.), und die sonderbarsten Sagen des Heidenthumes fanden Aufnahme in die christlichen Heiligengeschichten. Auch die heidnischen Feste wurden christlich.

Der heidnische Adel, wie bei allen eingreifenden Veränderungen die Besitzenden, blieb am längsten abgeneigt dem neuen Glauben; dagegen war die Menge Derer, welche nichts zu verlieren haben, also bei jeder Änderung nur gewinnen können, dem neuen Glauben seiner Besieger geneigt, um so mehr als er ihm Schutz bot wider die hergebrachten Bedrückungen des Adels, dem die christlichen Sieger, um seiner Halsstarrigkeit willen, gern die Macht schmälern wollten. Die kaum Bekehrten liehen willig ihr Schwert zur Verbreitung bei anderen Stämmen und Völkern, denn der Krieg war ihre gewohnte Beschäftigung, gab Ruhm und Beute und was im Heidenthume nur die Adlichen als Vorrecht besasen, nämlich als fallende Kämpfer zu Odins Wallhalla einzugehen, das stellte das Christenthum auch dem niedrigsten Knechte zur Verfügung, dem die himmlische Seligkeit für alle Ewigkeit zugesagt ward, wenn er im Dienste der Kirche als Kämpfer

falle. Die Waffen, vordem wider die Christen geführt, fochten jetzt unter Leitung der Fremdlinge wider die ehemaligen Freunde: Schwert und Kreuz drangen von Westen gegen Osten vor, bis die Römlinge in Russland auf Glaubensgenossen trafen, die von Süden her zum griechischen Christenthume bekehrt worden waren.

So hatten Kriegskunst und überlegene Bildung der Griechen und Römer bis zum 12. Jahrhunderte ganz Europa christlich gemacht, aber das Christenthum hatte auch wiederum einem jüngeren Genossen, dem Glauben Muhammads, grose Gebiete im Osten und Süden (Westasien, Nord-Afrika und Spanien) abtreten müssen und war dadurch in seiner Weltlage verschoben worden, hatte ganz andere Schwerpunkte erhalten und in wesentlich verschiedenen Völkern seine Stütze gefunden. Wie überaus günstig das Christenthum gestellt ward, als es die Erbschaft des Heidenthumes in Griechenland und Italien antrat und wie wenig der Glaube an sich die roheren Völker überwältigte, zeigt sich am deutlichsten im Vergleiche zum Glauben Muhammads, der nicht von Bildungsvölkern, sondern rohen Horden getragen, in weit kürzerer Zeit ein ungleich gröseres Gebiet sich unterthan machte und gerade die asiatischen und afrikanischen Stammlande des Christenthumes, wo dieses um sechs Jahrhunderte Vorsprung hatte, sich unterwarf; der sogar die Angriffe der Christenheit in ihren Kreuzzügen zurückwies und weiter vordringend, die europäischen Stammlande des Christenthumes betrat, die griechische Halbinsel sich unterwarf, so wie Süd-Italien und fast ganz Spanien; späterhin auch von Westen her in Frankreich eindrang, und von Osten her durch Ungarn bis nach Wien vorrückte, die Christenheit mit völligem Untergange bedrohend. Wie viel günstiger war nicht das Christenthum in seinem europäischen Ausgange gestellt, von überlegener Kriegskunst und Bildung getragen, zu deren Besitz es durch einfache Erbschaft gelangt war; verbreitet durch bewaffnete wie durch predigende Kämpfer, denen starke aber ungebildete Heiden gegenüber standen, und gefördert durch Glaubensverbreiter, welche weder verheerende Kriege scheueten, noch die weitestgehenden Erleichterungen unbenutzt liessen, um Eingang zu gewinnen, sogar sich zufrieden gaben, wenn nur die Heiden ihrem hergebrachten Glauben, durch äussere Gebräuche einen christlichen Anschein gaben.

Das Christenthum hatte im 6. Jahrhunderte das ganze Mittelmeer-Becken im Besitze mit allen daran liegenden Ländern; ausserdem im Osten

Persien, das Euphratthal, Arabien und Abessynien besetzt; war in Westen durch Frankreich nach England vorgedrungen, auf dem Wege die ganze gebildete Welt sich zu unterwerfen. Da erfolgte im 7. Jahrh. der Hervorbruch arabischer Völker, die von Muhammad begeistert, mit dem Schwerte seinen Glauben verbreiteten, Ruhm und Beute im Leben und die Freuden des Paradieses im Sterben, als Lohn ihrer Thaten hinnahmen. Dem Christenthume ging die Hälfte seiner Bekenner verloren, der jüngere Glaube ward Besitzer des für die Heranbildung der Menschheit zu allen Zeiten so wichtigen Mittelmeer-Beckens; das Christenthum hatte zuletzt in demselben nur noch Mittel- und Nord-Italien als vorgeschobenen Posten und die südfranzösische Küste. Der Halbmond war an die Stelle des Kreuzes getreten, hatte überdies diejenigen Länder und Völker in Besitz genommen, in denen Wohlstand und Bildung am höchsten entwickelt waren, so dass Jahrhunderte lang nicht das Christenthum, sondern der Glaube Muhammads hervorragender Träger menschlicher Bildung war und unterm Halbmonde die Wissenschaften auflebten, während unterm Kreuze die Verdummung brütete.

Die Ausbreitung des Gebietes, nördlich der Wasserscheide des Mittelmeeres, konnte anfänglich nicht den Verlust im Osten und Süden ersetzen; jenes enthielt verhältnissmäsig spärlich bevölkerte Länder und deren Bewohner waren rückständig in Wohlstand und Bildung; die Lebensverhältnisse waren rauh und minder ergiebig, Kriegsführung mit Raub und Verwüstung höher angesehen als die Arbeiten des Friedens. Der Hauptgewinn für das Christenthum war zunächst die Kampfbegier und der Kriegsmuth der rauhen Völker, verwendbar zur Ausbreitung des Glaubens wie zur Zurückdrängung des übermächtig anstürmenden Muhammadanismus. Allmälig drang jedoch auch zu den christlichen Völkern Europas die höhere Bildung, aus dem muhammadanischen Spanien nach Frankreich, aus dem zerstörten griechischen Kaiserthume nach Italien, und als im 15. Jahrhunderte der Seeweg nach Ostindien, wie auch Amerika entdeckt waren, wendete sich der Wohlstand nach Westen und Norden, der Reichthum schwand unterm Halbmonde dahin und sammelte sich an unterm Kreuze.

Die schweren Verlüste, welche das Christenthum im 7. Jahrhunderte im Osten erlitt, hatten das Papstthum nicht unmittelbar beschädigt, denn die Gemeinden in Persien, Palästina, Kleinasien und Egypten hielten sich zum griechischen Patriarchen oder unterstanden einheimischen Kirchen-

häuptern; sie waren ihr sogar günstig, indem sie die Kirchenmacht des Ostens brachen, vor welcher vordem die römischen Bischöfe (Päpste) sich hatten beugen müssen. Die Gefahr kam aber näher und ward sehr bedrohlich, als das Christenthum in Nord-Afrika und Spanien dem Halbmonde verfiel, der noch näher in das Gebiet Roms eindrang, als er Sicilien und die Südspitze des Festlandes Italien sich unterwarf, als er die Grenzen des Kirchenstates bedrohte und die Päpste mehr durch die Fehler der Muhammadaner als durch die Thaten der Christen gegen den Verlust ihrer Hauptstadt und ihres Landes bewahrt wurden.

Unter allen Schwierigkeiten, welche der anstürmende Muhammadglaube von aussen und die entgegenstehenden Zwecke der Päpste und Kardinäle, so wie der öftere Wechsel der Päpste im Inneren erregten, lebte in den Priestern ein leitender Trieb, der den ganzen römischen Priesterverband bis zum entferntesten Winkel des Glaubensgebietes heilbringend beseelte und Alle zum übereinstimmenden Handeln zwang. Derselbe äusserte sich nach zweien Seiten

dem Volke, d. h. jedem römischen Christen, gegenüber, im Streben nach Ausdehnung und Stärkung der Priestermacht, durch Deutung und Mehrung der Glaubenssätze;

den Statsgewalten gegenüber durch Benutzung der Eifersucht und Kriege der christlichen Fürsten, so wie der Untergebenen wider die Überstehenden oder der Letzteren wider die Ersteren.

Zum erstgenannten Zwecke dienten die allgemeinen Kirchenversammlungen wie die besonderen Verfügungen der Priester, von den päpstlichen Erlassen und den Beschlüssen der Concilien an bis zu den Anordnungen des geringsten Priesters, alle angeblich geleitet von der Rücksicht auf das irdische und ewige Seelenheil der irrenden Laien. An den Berathungen und Beschlüssen nahmen nur Priester Antheil, sie konnten also jedesmal so geleitet werden, wie es der Vortheil der Kirche (des Priesterverbandes) zu erfordern schien, und wenn auch willig anerkannt werden muss, dass die ernstliche Absicht waltete, das Gemeinwohl aller Christen nach bester Erkenntniss zu fördern, so lässt sich doch nicht übersehen, dass alles und jedes vom Standpunkte der allein beschliessenden Priesterschaft beurtheilt ward und dabei die Rücksichten auf das Gemeinwohl nur in so weit beachtet wurden, als sie den besonderen Zwecken des Priesterverbandes dienten oder mindestens ihnen nicht entgegen waren. Der Priesterverband

konnte willkürlich beschliessen, denn die Nichtpriester (Laien) waren sämmtlich unberechtigt zur Theilnahme; er mogte neue Beschlüsse fassen oder alte aufheben und verändern ohne Einspruch der Laien, denn die Priesterschaft ward, nach eigener Angabe und dem Glauben des Volkes, vom heiligen Geiste geleitet, die Ergebnisse waren also unfehlbar und höher stehend als alle Beschlüsse der Nichtpriester, und eine Auflehnung ward als Sünde wider den Willen Gottes betrachtet, die mit der ewigen Verdammniss bestraft werden solle.

Um dagegen den Statsgewalten widerstehen zu können, hatte der Priesterverband zunächst den Päpsten einen Kirchenstat verschafft, welcher den umgebenden italienischen Fürsten gegenüber unabhängig war und den Vortheil bot, als Lehen des entfernt wohnenden Kaisers, unter dessen Schutze zu stehen, der es verhüten musste, dass sein Lehen jemals an andere Lehnsherren übergehe. Nächstdem war der Verband bestrebt, in jedem christlichen Lande einen möglichst grosen Besitz zu erwerben, um sowol als Grundbesitzer Antheil an der Verwaltung zu haben, wie auch, durch erhöhetes Ansehen, geeignete Verwendung der Gelder und Schaffung abhängiger Pächter und Arbeiter, gewichtigen Einfluss zu erlangen. Zur Schaffung des Besitzes dienten die Vermächtnisse und Spenden, welche als gute Werke zur Erlangung der Sündenvergebung dargebracht wurden (§. 132), so wie die Gaben, welche man der Priesterschaft zur Armenpflege übergab. Die Mehrung des Besitzes musste im beschleunigten Mase vor sich gehen, als die Priester sie nicht verkaufen oder vererben durften, der Besitz also nicht den Schwankungen des Mehrens und Minderns unterlag, sondern nur vermehrt werden konnte, wozu die unausgesetzt zunehmenden Vermächtnisse dienten und die neuen Ankäufe aus den erwachsenden Jahres-Überschüssen. Oftmals fanden auch Grundbesitzer es vortheilhaft, um des mächtigen Schutzes willen, ihre Güter der Kirche zu schenken, unter der Bedingung, dass sie der Familie als Lehen verbleiben und erst bei deren Aussterben der Priesterschaft zufallen sollen, was dann über kurz oder lang geschah.

Es hatte frühzeitig dem Verbande die Gefahr des Verlustes gedroht, als die verwaltenden Priester oder Genossenschaften das örtliche Besitzthum der Kirche als Eigenbesitz behandelten, was um so näher lag bei der damaligen Mangelhaftigkeit des Verkehres und der Oberaufsicht, welche die ihnen gesetzten Schranken fast wirkungslos machte. Es ward etwas

Gewöhnliches, dass die verheiratheten Priester ihre Söhne und Töchter mit Kirchengut aussteuerten, und während auf der einen Seite der Kirche Besitzthümer durch Vermächtnisse zuflossen, aus dem Einzelnbesitze in die todte Hand übergingen, gelangten auf der anderen Seite Kirchengüter in den Einzelnbesitz zurück durch die erbenden Nachkommen der Priester. Diese missliche Wahrnehmung beschleunigte im Kreise der höheren Priesterschaft die Entscheidung über die längst schwebende Frage der Priesterehe, welche seit Jahrhunderten vielfältigen Anlass zum erbitterten Streite gegeben hatte, ohne entschieden zu sein. Die Ehelosigkeit war von Alters her als ein höheres Leben betrachtet worden; die jüdischen Essäer lebten unbeweibt; Jesus war unverheirathet und hatte die Enthaltsamkeit gerühmt; auch die Apostel hatten ihre Weiber verlassen, um ihm zu folgen; der wirksamste Verbreiter des neuen Glaubens, der eifrige Paulus, rühmte sich seiner Enthaltsamkeit (1. Kor. 7) und mit einem Seitenblicke auf die Apostel, welche ihre Weiber mit sich führen (1. Kor. 8. 5), empfiehlt er den Neuchristen das ehelose Leben, lobt es als das vorzüglichere. Demungeachtet war im Priesterverbande das Eheleben die Regel gewesen und geblieben, so sehr auch einzelne Mitglieder der höheren Priesterschaft ihre Stimme erhoben hatten zu Gunsten der Ehelosigkeit und Enthaltsamkeit, auch viele angesehene Männer mit ihrem Beispiele voran gegangen waren. Da im Judenthume wie im Heidenthume die Priesterehe gangbar gewesen war, mit den geringen örtlichen Ausnahmen bei den Essäern und im Monddienste Kleinasiens: so hatte jene paulinische Empfehlung keine Stütze gefunden, weder im mosaischen Gesetze noch in den gewohnten Ansichten der übergetretenen Heiden. So lange die gesammte christliche Priesterschaft vereint war, blieb die Frage schwebend, von römischer Seite empfohlen, aber von griechischer Seite bekämpft und der Mehrheit Letzterer unterliegend, welche mit Recht geltend machte, dass in den warmen Ländern die Ehelosigkeit ersichtliche Gefahren herbeiführe. Als jedoch die römische Abtheilung ausgeschieden war und ihre Ausbreitung über die gemäsigten Länder Europas der strengeren Richtung die Übermacht verschaffte, überwogen die Ansichten zu Gunsten der Ehelosigkeit, so dass der kräftige Papst Gregor 7. durchgreifen konnte, um 1074 sämmtlichen Priestern die Ehelosigkeit (das Cölibat) aufzuerlegen, bei Verlust ihrer Würden. Dadurch wurde aber nicht allein der Zersplitterung der Kirchengüter Einhalt gethan, sondern ein noch gröserer Vortheil erreicht in Lösung

der Priester aus allen Familien-Beziehungen und örtlichen Fesseln; jeder Priester gehörte nunmehr gänzlich dem Verbande (der Kirche), war ausschliesslich Mitglied des grosen Priesterheeres, welches nur von Rom aus Befehle empfing, in strenger Unterordnung zusammenhängend; welches überall verwendbar und über alle Länder der Christenheit verbreitet, ledig lich die vom Papste bezeichneten Absichten und Vortheile des Priesterverbandes zu wahren hatte.

Die höchste Entwicklung des Priesterverbandes reichte aber nicht aus, um ihn gegen äussere Gefahren zu sichern, denn die rohe Gewalt in der jederzeit ein schneller wirkendes Entscheidungsmittel liegt als in der Überredung und Belehrung, lag in den Händen der Fürsten, die durch Bedrohung des Kirchenstates oder Roms, oft sogar durch Gefangennahme der Päpste, die Priesterschaft zwangen Zugeständnisse zu machen oder Opfer zu bringen. Es ward erforderlich Verbündete und Schutzherren zu suchen, auch die gefährlichen Mächte wider einander zu bringen, ihre Eifersucht rege zu halten oder Zwiste anzustiften, um sie unter sich zu beschäftigen, damit sie ebenso sehr verhindert würden als dienstwillige Freunde lästig zu fallen, wie als drückende Feinde gefährlich zu werden. Es ward der Priesterschaft um so leichter, je mehr die Fürstengewalt bei den einzelnen Völkern anwuchs, das Volk zum Leibeigenen ward und jeder Fürst sich berechtigt oder gar verpflichtet fühlte, sein Reich, seinen Erbsitz auf jede Weise zu mehren, gleichzeitig aber die Anderen zu hindern, denselben Zweck für sich zu erreichen.

Der Priesterverband ward eine meisterhaft geordnete und gegliederte, übermächtige Körperschaft, welche viele ihrer Fehler dadurch ausglich, dass sie ihre Würden jedem Befähigten offen hielt, ohne Unterschied des Volkes und der Geburt. Das Papstthum nahm keinen Anstand, die Söhne armer Eltern, selbst vorherige Fischer und Handwerker zur höchsten Würde emporsteigen zu lassen, zum päpstlichen Stule, wo die Beherrscher groser Reiche, die Abkömmlinge uralter Fürstengeschlechter dem Armgeborenen den Pantoffel küssten oder sich glücklich schätzten, dem allgebietenden Stellvertreter Gottes die Steigbügel zu halten. Es war der Sohn eines Zimmermanns (Gregor 7.), der 1076 den stolzen römischen Kaiser Heinrich 4. drei Tage lang vor dem Schlosse Canossa barfus im Schnee stehend Buse thun liess, bevor er den über ihn verhängten Bann löste.

§. 199.

Dem Papstthume eröffnete sich ein weiter Bereich der Herrschaft auf dem Gebiete des Rechtslebens, den dasselbe mit allen Kräften strebte vollständig auszufüllen und ausschliesslich zu verwalten.

Die ursprüngliche Gesetzgebung desjenigen Volkes, dem das Christenthum entstammte, war eine priesterliche gewesen und ihr Gesetzbuch, die mosaischen Verordnungen, waren nicht allein den christlich gewordenen arischen Völkern zugetragen, sondern auch ihnen als unmittelbare Offenbarungen des Christengottes vorgestellt worden. Die christliche Priesterschaft hatte mehrfältige Veranlassung gesetzgeberisch zu wirken, denn nicht allein stand es ihr zu, dem Volke die Offenbarungsgesetze der Bibel zu erläutern, um die Sündhaftigkeit bestimmter Handlungen und das Busbedürfniss deutlich bezeichnen zu können, sondern es lag ihr auch ob alle Verhältnisse zu regeln, welche mit der zum Heilsmittel erhobenen Ehe in Verbindung stand, namentlich Eheschliessung wie Ehescheidung. Als Erbin und Empfängerin vieler Vermächtnisse und Schenkungen war sie bei der Regelung von Erbschaftverhältnissen betheiligt und als Wächterin über den Glauben unterstand ihrer Ermahnung jeder Stand und jede Art der menschlichen Handlungen. Sie hatte sich überdies in den Besitz der furchtbaren Waffen des Kirchenbannes, der Ausstosung aus der Christengemeinde gesetzt und übte damit eine niederschmetternde Strafgewalt, so dass Jedermann bemüht sein musste, vor allem zu wissen, was die Priesterschaft als strafwürdig bezeichnete, da es viel schwerer war ihr zu trotzen oder zu entrinnen als den Statsgewalten und ihre Strafweise den Widerstrebenden nicht allein vogelfrei auf Erden machte, sondern auch der ewigen Verdammung rettungslos überlieferte. Sie war auch vorzüglich befähigt das Rechtswesen zu gestalten und zu überwachen, denn nicht allein war ihr ganzes Leben der Erkenntniss des Rechtes und Unrechtes (der Sünde) gewidmet, sondern sie zog auch jeden Menschen von hervorragenden Gaben in ihren Kreis, wo jeder, auch der ärmste Mann, freien Raum zur Entwicklung fand und eine Vereinigung von einsichtsvollen Männern gebildet ward, wie sie zu gleicher Zeit kein Volk und kein anderer Lebenskreis besas. Nur die römische Priesterschaft, der von der Südspitze Italiens bis zu Islands Eisfeldern reichende Verband, war im Stande ein gleichförmiges Gesetz für das christliche Europa zu schaffen, welches alle Völker

mit Ausnahme des russischen und der griechischen Halbinsel umfassen und alle örtlichen Verschiedenheiten gemeinschaftlichen Grundlagen unterordnen konnte. Es war ein hohes Ziel, welches sie sich stellte, und ein berechtigtes Streben, als sie unablässig sich bemühete, alle Verhältnisse des Lebens in den Bereich ihrer Gesetzgebung zu ziehen, ihr priesterliches (canonisches) Recht über das ganze Rechtsgebiet zu erstrecken und alles vor ihren Richterstul zu ziehen. Die höchste Entwicklung der Wünsche ging dahin, die Gewalt in der ganzen Christenwelt zu beherrschen: dem Priesterverbande unter päpstlicher Oberherrschaft, den Glauben und das Rechtswesen (das geistliche Schwert) zu übergeben und dem römischen (deutschen) Kaiser die Statsherrschaft (das weltliche Schwert) oder, wie Andere es rathsamer hielten, alle Staten Europas in Provinzen zu theilen, deren Fürsten im Auftrage des Papstes das weltliche Schwert zu führen hätten.

Der grosen Geschicklichkeit und dem unermüdlichen, vereinten Bemühen des Priesterheeres gelang es zu Zeiten und in einzelnen Ländern dem Ziele nahe zu kommen, aber niemals es zu erreichen. Die Priester brachten es dahin, dass ein König von England sein Reich vom Papste zum Lehen nahm, dass der König von Arragonien den Apostel Petrus (den Papst) zum Lehnsherrn wählte und dass ein Papst das Reich Neapel einem anderen Fürstengeschlechte übertragen konnte; dagegen aber mussten sie auch erleben, dass ihr Oberhaupt in seiner Hauptstadt belagert und bezwungen ward, sogar längere Zeit in französischer Haft (zu Avignon) verbleiben musste.

So lange jedoch die Priesterschaft, im Vergleiche zu den übrigen Verstandesmächten, die stärkere war, entwickelte sie ihre Herrschaft im hohen Grade und wenn auch wechselvoll, so doch allmälig anwachsend. Die überlegene Kenntniss, die weite Verbreitung über alle römisch-christliche Länder, die Verneinung aller Geburtvorzüge, wodurch ihr die Hervorragenden des gesammten Volkes zugeführt wurden, die scharf gegliederte Ordnung des Priesterheeres, welche es ermöglichte von einem Mittelpunkte (Rom) die gleichzeitige und gleichmäsige Ausführung der Beschlüsse zu erlangen, alles im gleichen Sinne und zum deutlich ausgesprochenen Zwecke der Erweiterung der Priestermacht zu lenken, das alles gab dem Priesterverbande die berechtigte Hoffnung, den durch Raubgier und Eifersucht entzweieten Statshäuptern gegenüber, die Gewalt des Papstes zur allgebietenden Übermacht in der Christenheit zu erheben.

Je gröser das Besitzthum der Priesterschaft in allen Ländern ward, desto stärker wuchs der Einfluss auf die Statsbeamten, die um so öfterer mit den Güterverwaltern, den Priestern, in Berührung kamen und sich schenen mussten ihnen entgegen zu treten, vielmehr daran gewöhnt wurden, ihrem Willen sich unterzuordnen. Mit dem Landbesitze und der fortschreitenden Umwandlung des wüsten Landes in Äcker, mehrte sich die Zahl der Pächter und Pachtsuchenden, welche mit Vorliebe den Kirchenländern sich zuwendeten, weil die Priester durchgängig mildere Pachtherren waren als der rohe Adel, und das Kreuz dem Pächter gröseren Schutz verlieh gegen Raub und Verwüstung seiner Saten. Es bildete sich ein Heer von Priestervasallen, stolz auf ihre Abhängigkeit von der heiligen Mutterkirche und ihre Unabhängigkeit vom hochfahrenden Adel, gern bereit mit den Waffen in der Hand für die Kirche dem raubgierigen Adel entgegen zu treten.

Die Priesterschaft stand im allgemeinen auch dem Volke am nächsten. denn nicht allein, dass sie Rathgeber und Tröster in allen Fällen des Lebens war, sondern ihre Mitglieder stammten auch überwiegend aus den Kreisen des Volkes, kannten also dessen Bedürfnisse und Wünsche, hatten Gefühl für seine Leiden und fanden um so eher das unbedingte Zutrauen, welches sie beanspruchten. Sie waren die Zuflucht und Vertreter des Volkes wider Gewalt und rohe Unterdrückung; der Muth, mit dem sie nicht allein dem Adel, sondern auch den Fürsten entgegen traten, um schreiendes Unrecht abzuwehren, brachte fast allenthalben die Menge des Volkes auf ihre Seite und liess die Statshäupter erkennen, dass ein längerer Kampf wider die Priesterherrschaft grose Gefahren bereite.

Noch stärker wirkte die Vorstellung, dass in Priesterhand der Schlüssel zum Himmel ruhe, dass er durch Spendung oder Versagung der Sündenvergebung, die Beruhigung gewähren oder vorenthalten könne, deren der sündenbewusste Mensch, der Kaiser wie der Bettler, nicht entbehren mogte. Während sie einerseits durch ihre Lehren Jedem seine Erkenntniss. das Gewissen schärfte, ihn zur Einsicht seiner Fehler, seiner sündhaften Handlungen brachte, bot ihm die Priesterschaft andererseits den Gnadenschatz der Kirche (§. 132) als Heilsmittel dar, den unerschöpflichen Brunnen, dessen Gnadenfülle ausreiche zur Tilgung jeder Sünde und der willig sich erschliesse jedem Reuigen, der folgsam in die geöffneten Arme der liebevollen Mutterkirche (der Priesterschaft) sich flüchte. Die Priester waren also Wohlthäter des Christen in doppelter Weise: sie führten ihn

zur Erkenntniss seiner Schuld, was er, so stark ihn auch die Furcht vor der Hölle erschüttern mogte, doch als Wohlthat anerkennen musste, und sie gab ihm ausreichende Mittel, der Höllenfurcht sich zu entledigen, aus dem Zustande peinigender Qual in den der beseligenden Gewissensruhe sich zu versetzen. Was konnten die Statsgewalten einer so furchtbaren Übermacht entgegen stellen, die nicht bewaffnet im Blutvergiessen, sondern friedeathmend mit Worten focht? Wie schwach waren die Strafen der Statsgewalt im Vergleiche zu den ewigen Höllenqualen, über welche die Priesterschaft verfügte? Der Gläubige, welcher zu wählen hatte, setzte sich lieber den zeitlichen Strafen der Statsgewalt aus, die ein Ende nehmen mussten, als den ewigen Strafen, zu denen die Priester durch Verweigerung der Sündenvergebung ihn verurtheilen konnten; der Stat strafte nur den irdischen Leib, aber die Priester die unsterbliche Seele; diese verhiessen ihm überdies die ewige Seligkeit, wenn er in ihrem Dienste wider eine Statsgewalt auftreten und leiden müsse, wogegen die Statsgewalt Niemanden gegen die ewige Verdammnis schützen konnte, wenn er in ihrem Dienste wider die Priesterschaft kämpfte. Der Priesterverband kannte die Macht seiner Waffen und bediente sich ihrer jedesmal wenn er mit Statsgewalten zu kämpfen hatte: er verschloss den Gnadenschatz der Kirche und regte dadurch das sündenbewusste, von der Höllenfurcht erfüllte Volk wider die Gewalt auf, welche Veranlassung gab, dass ihnen die Beruhigung durch Sündenvergebung versagt ward, und da die meisten Herrscher oder ihre Frauen und Höflinge von den gleichen Vorstellungen erfüllt waren wie das Volk, dieselbe Höllenfurcht hegten: so entfielen um so eher ihren zitternden Händen die Waffen, welche sie wider die Priesterschaft hatten gebrauchen wollen. Nur die Priesterschaft konnte Richter sein über Alle.

§. 200.

Die **Politik der Päpste** musste gemäs ihrer doppelten Stellung als Oberhaupt des Priesterverbandes und als italienischer Landesfürst, eine zweifache sein, die aber gar zu leicht zu einer zwiespältigen ausarten konnte. Vor allem hatten sie auf ihre persönliche Sicherheit Bedacht zu nehmen, denn ein gefangener Papst konnte weder als Oberhaupt der Kirche noch als Landesfürst seine Pflichten erfüllen; der Kerker, und sei er noch

-o gros und geschmückt, war nicht der Ort, von dem aus der Statthalter Christi herrschen konnte.

Zur Sicherung seiner persönlichen Freiheit kam ihm vor allem die Eifersucht der Fürsten zu statten; sie waren alle begierig, den Papst zu beherrschen, seiner unschätzbaren Macht sich zu bedienen für ihre Zwecke; aber es suchte auch jeder Fürst die anderen zu verhindern, diese Übermacht zu erlangen. Die Päpste durften in den meisten Fällen darauf sich verlassen, dass kein allgemeiner Angriff auf ihren Kirchenstat stattfinden oder dauernd glücken werde, denn keiner der mächtigen Fürsten würde dem anderen einen so grosen Gewinn gönnen und jeder es vorziehen, den eigenen Gewinn zu entbehren, als dabei zu helfen, dass einem anderen ein gröserer zufalle. Sie durften meistens darauf rechnen, dass jedesmal, wenn ein Fürst wider sie streite, werde ein anderer diese Gelegenheit ergreifen, durch Beistandleistung den Segen der Kirche und himmlischen Lohn sich zu verdienen, wie auch mit Hülfe des Papstes seine Fürstenmacht auf Unkosten jenes Anderen zu erweitern. Die Päpste durften auch Rechnung darauf machen, dass in den meisten Fällen ein angreifender Fürst geschwächt werde durch das Widerstreben seiner Untergebenen, sei es des Adels oder des Volkes, welche die Gelegenheit benutzen würden, um mit Hülfe der Priester seine Übermacht zu brechen, oder mindestens ungeneigt sein würden, wider den Bannfluch kämpfend, ihre Seligkeit auf das Spiel zu setzen. Äussersten Falles durfte der Papst darauf rechnen, dass, wenn er besiegt würde, könnten die anderen Fürsten nicht umhin, den Sieger zu verhindern auf Unkosten des Kirchenstates seinen Sieg auszubeuten.

Für den Priesterverband war es dringend nöthig zu verhüten, dass Fürstenbündnisse wider den Papst geschlossen würden, und zu dem Ende musste man verhindern, dass Friede und Einigkeit unter ihnen herrsche oder entstehende Streitfragen rasch erledigt würden; je stärker Zank und Eifersucht die Fürsten trennte, desto sicherer durften die Päpste sich fühlen. Diese Politik fand ihre nächste Anwendung auf die benachbarten Staten Italiens: Neapel im Süden, Toskana (Ferrara), Venedig und Mailand im Norden, von denen jeder dem Kirchenstate im Kriege gleich war, so weit es auf Zahl der Soldaten ankam. In den meisten Fällen gelang es den Päpsten, Verbündete von der einen oder anderen Seite sich zu sichern oder sich unbetheiligt zu erhalten, wenn jene sich bekriegten. Nur wann zweie sich verbündeten, um den dritten zu plündern, waren sie gezwungen Theil

zu nehmen, um ihr Gebiet frei zu halten oder die Verstärkung einer unmittelbar angrenzenden Fürstenmacht zu verhüten. In äussersten Fällen fand sich der Papst genöthigt den mächtigsten Fürsten der Christenheit, den deutschen Kaiser zur Hülfe zu rufen, der mit seinen beutelustigen und frommen Scharen gern die Alpen überstieg, um im reichen Italien Beute und Ansehen zu gewinnen, himmlischen Lohn zu erwerben, sowie auf den allgewaltigen Papst dauernden Einfluss zu erlangen und auszuüben. Da sein Reich entfernt lag von dem Kirchenstate, so war er minder gefährlich als die näheren Fürsten, und seine anderweitigen Absichten wurden meistens dadurch vereitelt, dass nach der Unterwerfung Nord-Italiens, sein nach Rom gelangendes Heer so klein geworden war durch Schlachten, Belagerungen, Krankheiten und zurückgelassene Besatzungen, dass er den Papst nicht überwältigen konnte und oftmals froh sein musste, mit dem päpstlichen Segen ausgerüstet und von ihm gekrönt nach Deutschland zurückkehren zu können. Er hatte die Feinde des Papstes niedergeworfen, aber sich selbst zu sehr geschwächt, um Vortheil daraus zu ziehen: der Papst hatte gesiegt über Feind und Freund.

Nicht jedesmal traf es sich so günstig, denn manche Kaiser konnten rasch, mit geringem Verluste vorrücken und waren nicht gewilligt nach geleisteter Hülfe nur den grosen Segen in die Heimat mitzunehmen; die kräftigsten benutzten ihre Anwesenheit, um auf den Papst und die Papstwahlen zu wirken, mogten auch zuweilen zur Erkenntniss gelangen, dass sie dem Unrechte zum Siege verholfen hätten und es nöthig sei, dem priesterlichen Übermuthe Zügel anzulegen: die Päpste mussten alsdann, anscheinend freiwillig, schwere Opfer bringen. Da die deutschen Kaiser überdies der Ansicht folgten, dass ihre Würde als römische Kaiser es erfordere Italien zu beherrschen und sie zu dem Zwecke auch ungerufen nach Italien kamen, so mussten die Päpste darauf Bedacht nehmen, ein Gegengewicht wider den mächtigen aber lästigen Schutzherrn zu schaffen. Sie fanden dieses in den Königen Frankreichs, welche ebenso geneigt waren zur Hülfe, aber eben so wenig uneigennützig, vielmehr den Päpsten die Gefahren der Bedrückung noch näher brachten, indem sie unausgesetzt nach dem Besitze des angrenzenden Neapels strebten, auch längere Zeit dazu gelangten und zum lästigen Nachbar wurden.

Dem Papste waren jederzeit die Freunde wie die Feinde gefährlich, die italienischen Fürsten durch ihre Nähe, die entfernteren durch ihre

Machtgröse; er musste dahin streben, thunlichst Freunde wie Feinde fern zu halten. Wenn ein ihm widerwärtiger Krieg ausbrach, war es seine Sorge ihn von den Grenzen des Kirchenstates fern zu halten oder wenn solcher ausbrechen wollte, dahin zu streben, dass er an Stellen entzündet und ausgefochten werde, die dem Kirchenstate fern lagen, so dass dieser durch zwischenliegende, unbetheiligte Fürsten gedeckt werde. Wenn dagegen in unmittelbarer Nähe ein gefährliches Bündniss wider den Papst sich bilden wollte, ward es rathsam Dritte zum Kriege wider die Verbündeten zu reizen und selbst Theil daran zu nehmen, wenn nöthig, den Krieg selbst zu beginnen, um den Feinden zuvor zu kommen. Wenn aber der Papst im Bunde mit Anderen einen Feind besiegt hatte, dann ward es wiederum rathsam, rasch das Bündniss brechend, mit dem Besiegten den Frieden zu schliessen, um zu verhüten, dass der siegende Bundesgenosse zu mächtig werde und zum lästigen Schutzherrn sich erhebe; der Papst machte sich den vorherigen Feind verbindlich, so dass er ihn nöthigenfalls wider den bisherigen Verbündeten gebrauchen konnte, wenn dieser lästig fallen wollte. Der Papst war zur Sicherung seiner persönlichen Freiheit Landesfürst geworden; als solcher durfte er den Krieg nicht scheuen und musste überhaupt dieselben löblichen oder verwerflichen Mittel anwenden, welche bei den übrigen Landesfürsten in ihren gegenseitigen Verhältnissen gebräuchlich waren.

Da der Kirchenstat kein Familienbesitz war wie andere Fürstenthümer, sondern der unsichtbaren Kirche gehörte: so konnte er auch nicht geraubt werden, um andere Reiche zu vergrösern; seine Unverlierbarkeit gab den Masnahmen der Päpste eine besondere Rückstärkung, verleitete sie aber auch zu oft die nöthige Vorsicht ausser Acht zu lassen. Der päpstlichen Gewalt war ihre Dauer, ihre Unzerstörbarkeit gesichert durch diesen unverlierbaren Besitz und durch ihre anerkannte Nothwendigkeit für den Glauben der römischen Christenheit; sie konnte deshalb Vieles überstehen, was jede andere Gewalt zerstört haben würde. Mehrmals wurden Päpste verjagt von ihren Unterthanen, verbannt von Fürsten, welche die Hauptstadt besetzten oder erstürmten, ohne dass das Papstthum oder der Kirchenstat verloren gehen konnte. Clemens 5. ward 1301 vom französischen Könige Philipp nach Avignon geführt, wo er und seine Nachfolger bis 1376 in der Gewalt und als Werkzeuge der Könige herrschen mussten, bis unter Gregor 11. der Sitz wieder nach Rom verlegt werden konnte.

Andere Päpste schändeten ihre Würde durch Laster und Verbrechen oder brachten alles in Gefahr durch Schwäche und Unfähigkeit. Aber nichts war mächtig genug, um das Papstthum aufzulösen, denn die verjagten und verbannten Päpste kehrten zurück oder wurden durch Andere ersetzt; jede Belästigung oder Gefangenhaltung musste ein Ende nehmen, und ruchlose Päpste waren vorübergehende Übel gleich den unfähigen, denn ihr Tod liess bessere oder fähigere an ihre Stelle setzen; am Vergänglichen der Päpste hafteten die Übel, am Unvergänglichen der Papstgewalt das Ansehen und die Vortheile.

Im Genusse solcher Vorzüge und unter Anwendung überlegener Mittel konnte der römische Priesterverband zu einer Machtentfaltung gelangen, welche jede andere Gewalt in der Christenheit weitaus überragte. Die Priester hoben unablässig hervor den Unterschied zwischen geistlich und weltlich, bezeichneten sich selbst als Geistliche, denen die Obhut des höchsten, edelsten und ewigen Seelenheiles der Menschen anvertraut sei; gegenüber den weltlichen Statsgewalten, die nur das niedere, vergängliche, irdische Wohlergehen zu verwalten hätten. Wie zwei Gestirne erschaffen seien, die Sonne für den Tag und der Mond für die Nacht, so habe Gott auch zwei Gewalten angeordnet, die geistliche für das höhere Geistesleben, die weltliche für das niedere Erdenleben, jene für das Unvergängliche, die Unsterblichkeit, diese für das Zeitliche, die Verweslichkeit. Sie bezeichneten die Kirche als die göttliche Heilsanstalt, der alle anderen blos weltlichen Anstalten unterworfen sein sollten; das Oberhaupt dieser Heilsanstalt, der Statthalter Christi auf Erden, sei nach göttlicher Anordnung der Nachfolger des Petrus, dem Jesus selbst den Schlüssel des Himmels übergeben habe. Wie Petrus das Schwert besessen, so führten auch die Päpste das Schwert, als Zeichen der göttlichen und weltlichen Macht, mit der Befugniss, den Zwecken der Kirche, als der höheren und moralischen Anstalt Alles unterzuordnen, mithin auch allenthalben einzuschreiten, entweder im Vereine mit der weltlichen Macht oder noch vor ihr, denn den erhabenen Zwecken des Ewigen gebüre der Vorrang vor den niederen Zwecken des Zeitlichen.

Diese Behauptungen blieben nicht Streitsätze der Gelehrten, sondern gingen allmälig in das Bewusstsein der Völker über. Sie mussten eindringen, weil allerorts gepredigt und unablässig eingeprägt von Männern, die den gesammten Unterricht des Volkes leiteten, dem Kinde die ersten

Vorstellungen mit Gesängen und Gebeten oder dem Heiligenbilde beibringen liessen; dem Knaben keine anderen Kenntnisse boten als die von ihnen geformten, die den Jüngling leiteten in seinen Studien und den Mann belehrten durch ihre öffentlichen Reden. Der Priester begleitete und lenkte den Menschen von der Wiege bis zum Grabe, empfing ihn beim Eintritte in das Leben mit dem Taufwasser, um den Teufel auszutreiben, und am Ausgange aus dem Leben erschien der Priester mit dem Sakramente, um ihn für eine andere Welt zu stärken. So hielt der Verband die stärksten Triebfedern der Menschheit, ihre Furcht und Hoffnung, in seiner Hand; die Befreiung von der Furcht wie die Erfüllung der Hoffnungen war sein Werk, und wie in der Hütte des Ärmsten, so auch in den Schlössern der Fürsten duldete er keine anderen Lehren als die seinigen, auch keine bindende und lösende Macht als seine von der unfehlbaren Kirche geleitete Fürsorge für das ewige Seelenheil aller Pflegebefohlenen. Die ganze weibliche Hälfte der Christenheit, am stärksten der Furcht wie der Hoffnung untergeben und am öftersten der Stütze bedürftig, unterwarf sich unbedingt der starken Priestermacht, und von den Männern wagte nur der kleinste Theil zu zweifeln oder gar sich zu widersetzen.

So schien im römischen Priesterverbande Alles sich zu vereinen, um eine europäische Erdenmacht zu schaffen, der dereinst nichts mehr würde widerstehen können: überlegene Fähigkeiten, unbedingte Geltung und Gewalt über die stärksten Triebfedern der Menschen, dazu anerkannte Unfehlbarkeit seiner Beschlüsse, ein unverlierbares Fürstenthum, als unumgänglich nothwendig zum Dasein des Christenthumes anerkannt; dabei ein wohlgeordnetes, unbedingt gehorchendes Priesterheer, unter allen zugehörigen Völkern vertheilt, dem alle Gewissen untergeben waren. Nirgends und zu keiner Zeit zeigt die Geschichte der Menschheit ein Gleiches; selbst der egyptische Priesterverband, das Vorbild aller nachfolgenden, erscheint schwach und klein im Vergleiche zum römischen Papstthume und seinen Mitteln.

§. 201.

Der Priesterverband konnte nicht die Höhe der Entwicklung erreichen, zu denen seine Mittel ihn befähigten, weil während seiner Fortbildung bis zum Gipfel der Macht, derselben die Rückbildung zur Seite ging, welche

allmälig wachsend die Übermacht erlangte und den Verband seinem Untergange nahe brachte. In dieser abwärts führenden Bildung wirkte dreierlei:

A. die schrittweise Erhebung des Papstes, vom Haupte eines freien Priesterstates zum Alleinherrscher.

Ursprünglich waren die Bischöfe und Päpste zu Rom erwählt worden von der Bevölkerung der Stadt und den beim Tode des Vorgängers in Rom anwesenden Priestern. Diese Wahlart war unbedingt verwerflich, denn wenn auch das Volk vom dunklen Bewusstseine geleitet, den fähigsten unter den wenigen ihm bekannten Priestern wählen wollte, so waren doch damit alle anderen, ihm unbekannten, also die Mehrzahl aller Priester ausgeschlossen. Noch ungünstiger wirkte es, dass dem Volke ersichtlich die Gaben mangelten, um über den Vergleichswerth zu urtheilen, und dass es, da jede Regelung der Wahl fehlte, unmöglich war Bestechungen und Gewaltthätigkeiten zu verhüten, die oft genug den unwürdigsten der Bewerber zum Siege verhalfen. Erst Nicolaus 2. setzte (1058) die Ausschliessung der Römer durch und beschränkte gesetzlich das Wahlrecht auf die Kardinäle, welches allerdings vom Volke bestritten und in nächster Zeit verletzt ward, aber doch 1181 bei der Wahl Lucius 3. zur Anerkennung gelangte. Durch diese enge Begrenzung wurden auch die Erzbischöfe, Bischöfe und die ganze übrige Priesterschaft ausgeschlossen, denen dagegen die Befugniss verblieb, in Kirchenversammlungen und Synoden zu erscheinen, um bei der Beschlussnahme über Glaubenssachen und Kirchengesetze vollgültig abzustimmen. Jedem Papste stand als beständiger Beirath das Kardinals-Collegium zur Seite, welches in Rom seinen Sitz hatte; für ausserordentliche Fälle hatte er dagegen eine Versammlung der gesammten hohen Priesterschaft zu berufen, um irgendwo als Concil allgemein gültige Beschlüsse zu fassen. Das Papstthum hatte sonach verfassungsmäsige Einrichtungen, aber keine Verfassung: einen hohen Rath dem Oberhaupte zur jederzeitigen Mithülfe und ein Parlament für die wichtigsten Fälle, aber keine Vorschriften und Verpflichtungen, welche das Oberhaupt veranlassen mussten, jenen Körperschaften Antheil an der Verwaltung einzuräumen oder Letzteren auferlegte und sie ermächtigte, in vorgeschriebenen Fällen auch ungerufen einzugreifen. Es hing vom Gutdünken der Päpste ab, ob sie die Kardinäle fragen wollten oder nicht oder ob sie es rathsam fanden, eine Kirchenversammlung zu berufen. Die naheliegende Folge

war, dass kräftige Päpste weder das Eine noch das Andere wollten, weil Unbeschränktheit ihnen bequemer war als die mühsame Verhandlung mit Körperschaften, in denen der päpstliche Wille schwierig zur Geltung kam; dass dagegen schwache Päpste, jeder eingreifenden Änderung abgeneigt, zur Fortführung des Bestehenden des Kardinal-Collegiums wenig bedurften und der Kirchenversammlung gar nicht, dass sie auch wenn möglich einem kräftigen Kardinale oder Verwandten (Nepoten) die eigentliche Regierung überliessen, der alsdann, ebenso sehr wie ein kräftiger Papst, wünschte unbeschränkt zu herrschen. Das Kardinals-Collegium ward mehr und mehr beschränkt, so dass es im Wesentlichen nur eine päpstliche Behörde war, welche die Beschlüsse des Oberhauptes in Empfang nahm und niederschrieb, auch scheinbar darüber verhandelte, aber sicherlich zu dem Beschlusse kommen musste, den der Papst bereits gefasst und zur Ausführung befohlen hatte. Die einzige Zeit des ungebundenen Wirkens war beim Tode eines Papstes: das Kardinals-Collegium setzte alsdann einen zeitweiligen Herrscher ein und vollzog darauf die Wahl des neuen Papstes; sobald aber dieser eingeführt, traten die Kardinäle in ihre untergeordnete Stellung zurück. Noch ungünstiger gestellt als die Kardinäle, waren die zur Theilnahme an den Kirchenversammlungen berechtigten Bischöfe, denn sie durften ihre Befugniss nur dann ausüben, wann es dem Papste gefiel, sie zu berufen; sie mussten ihren Rath, der manchen Missgriff verhindert hätte, verschweigen und wann sie etwa versammelt wurden, auf das vom Papste ihnen Aufgetragene sich beschränken, auch oftmals die Beschlüsse so fassen, wie sie ihnen von Rom aus vorgeschrieben wurden. Selbst in dieser grosen Beschränkung gefielen die Kirchenversammlungen nicht den Päpsten, weil es häufig nicht möglich war, das Durchbrechen der Schranken zu verhüten. In Folge dessen wurden die Versammlungen nur einberufen, wann die Päpste einem bereits gefassten Beschlusse durch Genehmigung der Kirchenversammlung höheres Ansehen geben wollten oder wann sie durch eingerissene grobe Unordnungen (Gegenpäpste, Spaltungen), durch das Andringen der Fürsten oder den eigenen Wunsch nach Neuerungen sich gedrungen fühlten.

Was den Päpsten die ausgedehnte Willkür, die Erlangung der Alleinherrschaft so sehr erleichterte, war die sorgsam gepflegte Vorstellung von der Unfehlbarkeit des Papstes, den die gesammte Priesterschaft als Glaubenssatz anerkannte und verbreitete und deshalb auch selbst in ihrer Stellung

zum Papste anerkennen musste. Wenn der Papst seinen hohen Rath der Kardinäle unbeachtet liess oder geringschätzig behandelte, legte der Glaube ihnen Schweigen auf, denn das vom heiligen Geiste geführte Oberhaupt musste in seiner Unfehlbarkeit triftige Gründe erkennen, vor denen die Kardinäle sich beugen mussten, auch wenn sie solche nicht erfuhren. Wenn der Papst keine Kirchenversammlung berief, so konnte jeder Bischof nicht umhin anzuerkennen, die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters gewährleiste, dass diese Unterlassung zum Heile der Kirche diene. Die Einzigen, welche vor der Unfehlbarkeit sich nicht beugten und grosen Unglauben an den Tag legten, waren die Fürsten, denn sie zwangen oftmals die Päpste wider ihren Willen und im Widerspruche mit eigenen Beschlüssen, Zugeständnisse einzuränmen, Anordnungen zu treffen oder zu widerrufen. Das Haupt des Priesterverbandes musste nur zu häufig mit Leidwesen erkennen, dass er nur innerhalb der Grenzen des Verbandes auf festen Glauben oder mindestens unbedingten Gehorsam rechnen dürfe, dagegen ausserhalb desselben von einem gefährlichen Unglauben bedroht werde.

Nächst der Vorstellung von der Unfehlbarkeit, kam der Alleinherrschaft der Päpste im Priesterverbande auch ein falsches Buch zu statten, die sogenannten Dekretalien des Isidor. Unter dem Namen dieses verehrten Bischofes von Sevilla (st. 636) gab jene Schrift, aus angeblichen Briefen der Päpste aus den ersten sechs Jahrhunderten bestehend, eine täuschende Darstellung angeblicher Rechte der Päpste und, begünstigt durch die allgemeine Unkenntniss jener Zeit sowie durch heimliche Förderung von Seiten der Päpste, gelangte die Fälschung zur Anerkennung. Wenn auch später die Unächtheit dieser Isidorischen Dekretalien anerkannt werden musste, so hatten sie doch ihren Zweck vollständig erfüllt, denn die daraus gefolgerten Rechte der Päpste den Bischöfen u. a. gegenüber waren längst in allen Einrichtungen ausgeprägt und anerkannt worden; man konnte die Schrift fallen lassen, ohne die dadurch erlangten Vortheile aufzugeben.

Der Mangel einer Verfassung offenbarte sich auch darin, dass die Päpste nicht gehalten waren, die Beschlüsse der Kirchenversammlungen auszuführen, dass sie solche ruhen lassen oder durch eigene Anordnungen abändern durften, weil es keinem Priester zustand, gegen ihre Unfehlbarkeit Einsprache zu erheben. Der Papst war also nur scheinbar beschränkt, in Wirklichkeit aber unbedingter Alleinherrscher im Priesterverbande, und

da er jederzeit und beliebig Kardinäle ernennen durfte: so lag es auch in seiner Macht, nicht allein durch Aussicht auf Beförderung die Priester znm Gehorsam zn bewegen, sondern auch den hohen Rath durch Einschiebung nach seinem Willen umzugestalten und gefügig zu machen.

Alle diese Vortheile waren günstig den Päpsten, aber sehr ungünstig dem Papstthume. Der jeweilige Inhaber der höchsten Gewalt konnte allerdings so lange er lebte einen eigenen Plan verfolgen; sobald er starb, war aber der Plan dahin, denn sein Nachfolger hatte wahrscheinlich einen anderen oder mindestens keine Neigung für jenen. Es mangelte die Unsterblichkeit, welche bei Verwaltung groser Reiche nur durch eine hohe Körperschaft erhalten werden kann, welche lebend bleibt, wenn auch ihre Mitglieder durch Abgang nnd Zutritt sich erneuern; der hohe Rath der Kardinäle hätte diese Stellung einnehmen können, aber alsdann hätten die Päpste beschränkt sein müssen auf Ausführung der Beschlüsse des Kardinal-Collegiums. In Ermanglung dessen befand sich die päpstliche Herrschaft im fortwährenden Schwanken, um so mehr, als die meisten Päpste zu kurze Zeit herrschten, um etwas durchzuführen. Das Kardinals-Collegium war keine Stütze, denn es war entweder unmächtig unter kräftigen Päpsten oder unfähig unter schwachen; zur Zeit Jener fern gehalten von der Verwaltung nnd durch gefügige Männer ergänzt, bot es den folgenden schwachen Nachfolgern nur selten Männer von Erfahrung und Einsicht, deren Kraft und Weisheit den schwachen Papst hätte stützen können.

Den Kardinälen mogte es bei vielen Gelegenheiten einleuchtend werden, wie viel günstiger für sie und auch für den Priesterverband die Verhältnisse liegen würden, wenn der Schwerpunkt der Verwaltung in ihrer Körperschaft ruhe, welche fortlebend in steter Erneuerung am besten geeignet sei, um planmäsig und ohne Schwanken die Rechte der Kirche (des Priesterverbandes) zu erhalten und zu erweitern. Diese Geltung zu erringen war nur möglich bei den Papstwahlen, indem sie Männer wählten, welche durch ihre Milde, Frömmigkeit und ihr Gedächtnisswissen höchst würdige Vertreter der Kirche seien, aber im übrigen zu schwach zum Alleinherrscher und deshalb geneigt, ihrer Körperschaft die eigentliche Regierung zu überlassen, sich damit begnügend, ihre Beschlüsse in Ausübung zu setzen und zu vertreten. Nur durch solche Rücksichtnahme lässt es sich erklären, warum die Kardinäle so oft bejahrte, hinfällige Männer erwählten, wie z. B. Urban 7. der schon in 12 Tagen nach der

Wahl starb; Pius 3. in 21 Tagen und Leo der 11. in 26 Tagen; Gregor 14. der nur 10 Monate leben blieb; Innocenz 9. der vom Bette aus herrschte und nach 12 Monaten starb, so wie manche Andere, welche in wenigen Jahren aufgerieben waren. Es kam so weit, dass Schwäche die beste Empfehlung ward und Sixtus 5. als Kardinal überaus schwach sich stellte, um gewählt zu werden, nach der Wahl aber beispiellose Festigkeit und Härte entwickelte. Selten waren die Päpste weniger als 60 Jahre alt, wann sie erwählt wurden, und unter diesen Greisen befanden sich nur zu oft solche, die ihre Schwäche durch Hinterlist und Treulosigkeit auszugleichen suchten oder ihre verbliebene Kraft nur im stöckischen Eigensinne zu bethätigen wussten.

Die nachtheiligen Folgen der Alleinherrschaft waren nicht auf Rom beschränkt, sondern durchdrangen die ganze römische Christenheit. Der gänzliche Ausschluss aller übrigen Priester, namentlich der mächtigen Priester-Churfürsten Deutschlands, der hochangesehenen Erzbischöfe und Bischöfe musste dazu führen, in der höheren Priesterschaft eine Spaltung hervor zu rufen und zu erhalten, die zur gelegenen Zeit zum Nachtheile der Päpste und Kardinäle sich geltend machen konnte. Das Missbehagen ward noch dadurch verstärkt, dass Papst und Kardinäle, in Rom sesshaft und dort sich ergänzend, mit seltenen Ausnahmen Italiener waren, deren Vorstellungen, Absichten und Handlungen ein überwiegend italienisches Gepräge hatten. Wenn sie auch unbestreitbar den übrigen Völkern an Klugheit im allgemeinen überlegen waren, so konnte es doch nicht fehlen, dass sie aus Unkenntniss der Eigenheiten anderer Völker empfindliche Verstöse machten und in der irrigen Voraussetzung, dass allenthalben die heimatlichen Verhältnisse walteten oder ihrer Macht Alles weichen müsse, wider Einrichtungen verstiessen, welche unerwartet stark vertheidigt wurden, wobei die Päpste den Priestern wie dem Volke als fremde Unterdrücker erschienen, deren Zurückweisung Pflicht sei. So traten schon frühzeitig (im 14. Jahrh.) die Franzosen den Eingriffen der Päpste entgegen, ihr König Philipp unter dem Beistande der Stände. Die Deutschen folgten: ihre Churfürsten kamen zusammen, um Masregeln zur Behauptung der Ehren und Würden des Reiches wider die Herrschsucht der Päpste zu ergreifen, der Widerstand aller Gewalten trat hinzu und das Papstthum ward beschränkt. Auch in England trat König Edward 3. unter dem Beistande des Parlamentes der päpstlichen Gewalt entgegen und siegte über sie.

Die von der Verwaltung und der Papstwahl ausgeschlossene höhere Priesterschaft, welche nur durch Kirchenversammlungen ihren Einfluss geltend machen durfte, war selbstverständlich geneigt, solche so oft wie möglich herbei zu führen. Sie kannte hinlänglich wann und durch welche Mittel die Päpste allmälig zu Selbstherrschern sich erhoben hatten und wenn sie auch vor den Augen des Volkes im Gehorsame mit gutem Beispiele vorangehen mussten, so waren sie doch unausgesetzt beflissen, durch Wirken in höheren Kreisen, Kirchenversammlungen hervor zu rufen, um die päpstliche Gewalt zu beschränken. Es bedurfte dazu keiner Verabredungen, denn Alle wussten ohnedies, dass hierin das einzige Mittel liege, um Einfluss zu gewinnen und zu äussern. Bei zunehmender Schwäche und Zerrüttung in Rom gelangten die Kirchenversammlungen zu gröserer Gewalt, bis diejenige zu Konstanz (1414—1418) zur Übermacht ward, indem sie sowol den anwesenden Papst Johann 22. und die beiden Gegenpäpste Gregor 12. und Benedikt 13. absetzte, wie auch an deren Stelle Martin 5. erwählte. Dieser führte in den folgenden Versammlungen den Vorsitz, kehrte aber sehr bald den Alleinherrscher hervor, indem er die weiteren Beschlüsse dieser Kirchenversammlung nicht als allgemein gültige anerkannte, was auch von seinen Nachfolgern wiederholt ward. Es war ein Aufruhr wider den Selbstherrscher gewesen, den die Päpste hatten dulden und gewähren lassen müssen, so lange sie sich unmächtig fühlten, den aber selbst der durch den Aufruhr erhobene Papst nicht als rechtsverbindlich gelten lassen wollte, als der Zwang vorüber war. Die Päpste vereitelten deshalb auch die damals beschlossene Wiederholung der Kirchenversammlung nach 5 Jahren, wie die nachfolgende nach weiteren 7 Jahren und liessen ebenso eigenmächtig den damaligen Beschluss unausgeführt, dass fernerhin von 10 zu 10 Jahren allgemeine Kirchenversammlungen gehalten werden sollten. Erst 1436 ward eine solche nach Basel berufen, die aber der Papst mitten in ihren Arbeiten schloss, und bis zur nächsten verstrichen über 100 Jahre, denn sie ward 1545 zu Trient gehalten, wo überdies der Papst den Beschluss erlangte, dass sie die letzte sein solle. Seitdem herrschen die Päpste unbeschränkt, bedienen sich des hohen Rathes (Kardinals-Collegiums) nur dann und soweit es ihnen gefällt; wenn sie aber einem gefassten Beschlusse ein besonderes Ansehen verleihen wollen, berufen sie nach Gutdünken Mitglieder der höheren Priesterschaft nach Rom, wie es 1856 geschah, um den Glaubensatz der unbefleckten Empfängniss

Mariä zu verkünden, und 1862, um die japanischen Märtyrer selig zu sprechen.

Die ursprüngliche Verfassung des Priesterverbandes war eine rein republikanische und gänzlich volksthümliche (demokratische) gewesen, ohne Vorrechte der Geburt gegliedert in Unterabtheilungen, die stufenweise hinauf reichten bis zur freigewählten Spitze. Die niedere Priesterschaft hielt unter Vorsitz ihrer Bischöfe ihre Bezirkssitzungen (Synoden) befugt innerhalb abgegrenzter Gewalten vollgültige Beschlüsse zu fassen; die Erzbischöfe beriefen die Bischöfe ihres Bezirkes, um in weiteren Machtgrenzen Beschlüsse zu veranlassen und die höhere Priesterschaft eines jeden Volkes hatte Versammlungen (National-Synoden) zu halten, um Beschlüsse für den Bereich des bezüglichen Volkes oder States zu fassen. Die Kirchenversammlungen bildeten das Parlament (das Unterhaus) und das Kardinals-Collegium war der Senat (das Oberhaus) der Republik, deren Präsident der gewählte Papst sein sollte. Der Mangel einer festgestellten Verfassung und die anerkannte Unfehlbarkeit des Papstes hatten aber den Freistat (die Republik) in ein Selbstherrscherthum (eine Autokratie) umgewandelt; die Synoden wurden der Vergessenheit übergeben, den Bischöfen ward die Beschränkung durch ihre untergebenen Priester abgenommen, dagegen aber der Einfluss auf die Erzbischöfe entzogen; die Kirchenversammlungen (das Parlament) ward nicht einberufen und das Kardinals-Collegium (der hohe Rath, das Oberhaus) ward bei Seite geschoben; die Päpste herrschten seitdem allgewaltig, ohne durch die verfassungsmäsigen Körperschaften der Kirche weiter beschränkt zu werden, als sie selbst es wollten oder zeitweilig einräumen mussten.

Die Päpste gewannen dadurch an persönlicher Macht oder Gewalt und konnten ihren Eigenwillen durchführen, so dass die Beschlüsse subjectiv statt objectiv richtig wurden. Das Papstthum (die Kirche) musste aber an Macht einbüsen dadurch, dass nunmehr nicht die Bedürfnisse der Gesammtheit, die objective Erkenntniss masgebend ward, sondern die Erkenntniss der Spitze, der Eigenwille des jezeitigen Papstes, dem die Mittel entzogen waren, durch Synoden die örtlichen Verschiedenheiten der Bedürfnisse zu erkennen, und dem auch die Verbindungen mangelten, um im Kreise der verschiedenen Völker seine Absichten zu erreichen, ohne zu verletzen und übermächtigen Widerstand wach zu rufen. Die Päpste hatten sich zu viele Gewalt vorbehalten, mehr als es auch dem höchstbe-

gabten Menschen möglich ist zweckmäsig zu gebrauchen. Statt denkender, thätiger und zuverlässiger Helfer hatte er eine abgestufte Schar von willfährigen Dienern, die nur dann wirkten und wirken durften, wann von obenher der Befehl erfolgte. Der werkthätige Eifer schwand und der Freistat des Priesterverbandes ward zum unbeholfenen Reiche abgestufter träger Nutzniesser des von ihren Vorgängern mühsam Erworbenen.

§. 202.

Nächstdem wirkte rückbildend ein auf die Entwicklung des Priesterverbandes

B. Das stetig anwachsende Besitzthum der Priesterschaft.

In der Verwaltung des Gnadenschatzes der Kirche war eine unerschöpfliche Quelle des Reichthumes gegeben. Die Priester sorgten dafür, dass die Gläubigen ihrer Sünden inne wurden, die sorgsam gepflegte Vorstellung der ewigen Höllenqualen erhielt die Sünder in steter Furcht, und da nur im Gnadenschatze der Kirche die Hülfe lag, so ward derselbe unausgesetzt in Anspruch genommen, um der Höllenfurcht entledigt zu werden. Diese unerschöpfliche Quelle spendete willig aus Priesterhand Jedem die ersehnte Beruhigung, wenn er sein Vergehen erkannte und dieses durch beichten beglaubigte, wenn er durch Äusserung seiner Reue die Gewähr leistete, dass er in Zukunft das Vergehen meiden wolle, und wenn er sich verpflichtete durch gute Werke Ersatz zu leisten für das begangene Böse. Diese guten Werke nahmen nach und nach ausschliesslich die Gestalt von Geschenken an, die dem Priesterverbande gemacht wurden, sei es zum Baue von Kirchen und Klöstern, zur Ausschmückung derselben, zur Verbesserung der Einnahmen der Priester u. s. w., und so gingen Geschenke an Land wie an Gebäuden, Gold und Silber an die Priesterschaft über, zur Erlangung des zeitlichen und ewigen Seelenheiles. Dazu kam das Vermögen aller Derer, die in den Priesterverband eintraten, der die Gütergemeinschaft, welche zur Apostelzeit die ganze Christenheit umschlossen hatte, späterhin nur für seinen Kreis anwendbar fand und von jedem Eintretenden verlangte, dass er sein gegenwärtiges wie künftiges (durch Erbschaft zufallendes) Eigenthum in den gemeinschaftlichen Besitz des Verbandes (der Kirche) übergehen lasse. Eine wichtige Mehrung des Besitzthumes trat

ein, als zur Zeit der Kreuzzüge die ansteckende Begeisterung vornehmlich die Ritterschaft erfasste und es Gebrauch ward, dass diese nicht allein ihr Leben, sondern auch ihre Güter der heiligen Sache weihend, letztere der Priesterschaft übergaben. Mogten die Ritter im Kriege fallen oder zurück kehren, ihr Besitz verblieb der Kirche, die nur empfing aber niemals zurückgab, und wenn etwa Ritter, nach Abkühlung der Begeisterung sich besannen und den Kriegszug nicht antreten wollten, trieb die Priesterschaft den Säumigen durch Bannflüche von Weib und Kind, um im Kriege sein Gelübde zu erfüllen. Unermessliches an Grundeigenthum ging solchergestalt in den Besitz des Priesterverbandes über, der den Wittwen und Waisen der Geplünderten seine Klöster öffnete zum Aussterben.

Da die Güter der Kirche unveränsserlich waren und seit Einführung der Ehelosigkeit der Priester die früher gebräuchlichen Verschenkungen und Ausstattungen der Priesterkinder aus Kirchengütern unterblieben: so konnte der Gesammtbesitz nur sich mehren, nicht mindern. Da überdies der Werth des Landes steigen musste, in dem Verhältnisse, wie der Wohlstand und die Zahl des Volkes, wie auch die Fähigkeit zur Ausbeutung des Bodens zunahmen: so musste der Kirchenbesitz an Ausdehnung und Werth unaufhaltsam zunehmen. Es kam noch hinzu, dass die Priester fast allenthalben die Steuerfreiheit ihres Landes durchsetzten, dessen Überschüsse also um so höher ausfallen mussten und um so mehr zu neuen Ankäufen die Mittel boten. Wie bei jeder Ansammlung groser Reichthümer der Anwachs reissend fortschreitet, sobald der Stand erreicht ist, auf welchem die jährlichen Einnahmen sicher und unausgesetzt Überschüsse ergeben müssen, die dem Stammbesitze hinzu geschlagen werden, so mussten unter gleichen Verhältnissen auch die Reichthümer des Priesterverbandes reissend anschwellen, als jährlich ausser dem Zuwachse an Geschenken, auch die mit überschüssigen Millionen erkauften Ländereien und Gebäude hinzu kamen. Zur Zeit des höchsten Reichthumes besas die römische Priesterschaft in den Hauptländern ein Drittel alles nutzbaren Landes (Äcker, Wiesen und Wälder), in einzelnen sogar die Hälfte und zwar die bessere, ungerechnet die vielen Häuser in grosen und kleinen Städten.

Diese anwachsende Bereicherung veränderte gänzlich die Stellung des Priesterverbandes im Inneren wie nach aussen. Die Verwaltung eines so grosen Güterbesitzes nahm Zeit und Fähigkeiten der Priester weit mehr in Anspruch als die Erfüllung ihrer amtlichen Obliegenheiten; es ward

wichtiger ein tüchtiger Güterverwalter zu sein als ein tauglicher Priester oder, priesterlich geredet, es ward nothwendig weltlich zu sein, statt geistlich, und die Oberen mussten Fehler und grobe Verstöse des Priesters dulden, wenn sie überzeugt waren, dass er als Güterverwalter nicht entbehrt werden könne. Die Umkehr des ursprünglichen Verhältnisses konnte dem Ansehen und der Geltung der Priester in jeder Beziehung nur schaden: ein tüchtiger Güterverwalter hat einen beständigen Kampf zu führen mit seinen Pächtern und sonstigen zu Leistungen Verpflichteten, selbst wenn er sich darauf beschränkt, nur das Gebürende erlangen zu wollen, denn die beiderseitigen Ansichten über das Mas des Gebürenden sind in der Regel verschieden und der Schwächere glaubt sich stets bedrückt und übervortheilt, hasst also Denjenigen, der seine Übermacht, mit Recht oder Unrecht, zu seinem Nachtheile geltend macht. Es schwand auch die Hochachtung, welche man früher dem dürftigen, entsagenden Priester widmete, und das Zutrauen, welches ihre Uneigennützigkeit allen ihren Lehren und Rathschlägen erworben hatte. Reiche, gemästete Pfaffen konnten nicht den Eindruck der Entsagung und Uneigennützigkeit erregen, man bückte sich vor ihrem Reichthume und ihrer Macht, widmete ihnen aber weder Zutrauen noch Hochachtung; der Nacken beugte sich, aber das Herz war empört. Die Verwaltung groser Reichthümer legt überdies die Versuchung nahe, selbst davon zu geniessen, und von den Oberen gestattet, trugen die verwaltenden höheren Priester den Reichthum zur Schau, wurden üppig und verschwenderisch, so dass sie neben dem Glanze, den schon ihre Stellung verlieh, auch den äusseren Prunk auf sich häuften.

In Folge dessen trat die nachtheilige Wandlung ein, dass Fürsten und Adel des Landes den jüngeren und bedürftigen Mitgliedern ihrer Familien die reichen Pfründen verschafften, also die für den Glauben wichtigen Stellungen nicht mit Männern besetzt wurden, welche an Kenntnissen, Glaubenseifer, Frömmigkeit und gutem Lebenswandel über ihre Umgebung hervor ragten, sondern mit brodlosen, unfähigen Jünglingen, deren Armuth bei hohen Ansprüchen sie zur Last für ihre Familien machten, durch deren Mangel an Fähigkeiten es unmöglich ward, sie irgendwo anders zu verwenden als in den reichausgestatteten Stellen der geniessenden Priesterschaft. Den Söhnen des Volkes, aus deren Mitte früherhin der Priesterverband seine würdigsten und tüchtigsten Männer empfangen hatte, blieben die einträglichen Stellen verschlossen; vornehme Unfähigkeit hatte die Ämter in Besitz, wo

tüchtige Männer ohne Ansehen der Geburt wirken sollten und auch vordem Erspriesliches geschaffen hatten. Die unteren Stellen dagegen, welche man den Söhnen des Volkes überliess, boten keine Gelegenheit zur Entwicklung, wenig Aussicht zum Emporkommen; tüchtige Männer blieben fern oder wenn hinein gerathen, verstockten und verkümmerten sie; die Stellen wurden desto mehr mit Unfähigen und Hülflosen besetzt, die froh waren gegen den Hungertod irgendwo gesichert zu sein. Vordem standen Adel und Priesterschaft dem Volke offen; als der Eintritt in den Adel thunlichst gesperrt ward, blieb noch der Priesterverband allen Denen, welche durch hervorragende Fähigkeiten sich auszeichneten. Es gingen aus den Hütten der Armuth Bischöfe, Erzbischöfe, Kardinäle und Päpste hervor und zwar die tüchtigsten (Gregor 7, Sixtus 5 u. a.), welche die stärksten und siegreichsten Kämpfe der Kirche führten. Vordem waren es die edelsten Kräfte des ganzen Volkes gewesen, welche dem Priesterverbande sich zuwendeten, weil dieses die einzige Bahn war, auf der die höchsten Fähigkeiten des Menschen sich entwickeln und geltend machen konnten. Späterhin aber ward der Zutritt vor allem dem Adel offen gehalten und auch dieser gab nicht seine besten Kräfte dazu her, sondern die Schwächlinge, die trägen und unfähigen Mitglieder, welche ihren Familien zur Last lagen und deren man sich gern entledigen wollte. Die Söhne des Volkes, welche zu Höherem befähigt waren, wendeten sich entweder dem aufblühenden Bürgerthume der Städte zu oder den aufkeimenden freien Wissenschaften und wurden an beiden Stellen Bekämpfer der Kirche und des Adels, Feind und Besieger ihrer Anmassungen.

Die zunehmende Üppigkeit der höheren Priester brachte sie zudem in Feindschaft mit dem Adel und selbst mit mächtigen Fürsten. Sie beanspruchten nicht allein allenthalben den Vorrang, sondern traten auch in solchem Glanze auf, dass sie jene verdunkelten, was Neid und Hass erregen musste unter Ständen, die auf äusseren Schein das gröste Gewicht legen und häufig sich bewusst sind, dass ihr ganzer Werth darin ausgesprochen liege. Im Adel ward dadurch die Neigung wach gerufen, die hochfahrenden Priester bei günstiger Gelegenheit zu demüthigen, und dazu kam, dass der Priesterverband bei Besetzung der fetten Ämter unmöglich alle verlorenen und lästigen Söhne der hohen Häuser versorgen konnte, mit dem besten Willen die Mehrzahl ausschliessen musste und dadurch die ganze Verwandschaft sich zu Feinden machte. Der übermächtige Landbesitz, welcher

in damaliger Zeit den Hauptreichthum der Priesterschaft ausmachte und dessen Steuerfreiheit die Statslasten um so mehr dem Adel aufbürdete, konnte überdies nur den Neid und die Raubsucht des Adels erregen, der allerdings seinen Söhnen die Verwaltungsstellen gönnte, aber noch lieber das Land selbst besessen hätte, zumal wenn er oft genug Stücke des besten Landes darunter erkannte, welche seinem Hause ehemals gehört hatten, aber einem schwachen Vorfahren durch Pfaffenlist abgerungen worden waren. Es erwuchs daraus ein fortwährender Kampf des Adels und der Fürsten wider den Priesterverband, der Jahrhunderte lang bei den Hauptvölkern der römischen Christenheit mit wechselndem Erfolge geführt ward. Je nachdem überlegene Gewalt oder Klugheit der einen oder andern Seite den Sieg entschied, ward der Kampf für den Augenblick beendet, um bei erster Gelegenheit vom vordringenden Sieger oder dem erstarkenden Besiegten erneuert zu werden, sobald eine günstige Gelegenheit sich darbot. Die Priesterschaft suchte es in diesem Kampfe zu vermeiden, gleichzeitig den Fürsten und den Adel zu Feinden zu haben; sie verband sich gewöhnlich mit dem Einen wider den Anderen, wählte je nach Umständen den Fürsten oder den Adel zum Verbündeten, denn ihr Grundsatz war, weder den Fürsten auf Unkosten des Adels zu kräftigen, noch den Adel auf Unkosten des Fürsten, vielmehr beide so zu stellen, dass die Entscheidung in den Händen der Priesterschaft verbleibe, welche unter allen Umständen gewinnen wollte, gleichviel mit wem oder gegen wen. Beide Parteien sollten helfen die Macht der Kirche (des Priesterverbandes) zu mehren, aber keine mächtig genug werden, um den Priestern trotzen oder sie gar berauben zu können. Es liess z. B. Gregor 7. in einer Kirchenversammlung (1075) beschliessen, dass kein Fürst (sogen. Weltlicher) eine Priesterstelle verleihen dürfe, wie es bis dahin den deutschen Kaisern zugestanden hatte, weil die zugehörigen Länder ihre Lehen und also die zu belehnenden Priester und Bischöfe ihre Vasallen waren. Der Papst konnte den Beschluss durchführen wider den Kaiser, weil ihm die deutschen Unterfürsten beistanden, denen der Kaiser zu mächtig ward; zum Ersatze für jene Hülfe, lieh ihnen der Papst seine Macht, um das deutsche Reich zu einem Wahlreiche zu machen und übertrug die dem Kaiser entzogenen Bischofswahlen den Domkapiteln, deren Stellen die Unterfürsten und der hohe Adel zu vergeben und zu besetzen hatte. Sobald dagegen die Unterfürsten und der Adel den Priestern gefährlich wurden, stellten sie sich bereitwillig auf

die Seite des Oberherrn (Kaisers oder Königs), der jederzeit gern seine Macht ausbreiten wollte auf Unkosten der Unterstehenden.

Die Priesterklugheit ward jedoch zu offenkundig, um sich Freunde zu erwerben: man bemühete sich um ihre Hülfe, aber achtete sie nicht und freuete sich beiderseits, wenn die Priesterschaft Spott und Schaden erntete. In England traf sie zur Zeit Edward 3. im 14. Jahrh. das Unglück, gleichzeitig König und Adel (Parlament) wider sich erregt zu haben und dadurch eine grose Niederlage zu erleiden. Derartige Nachtheile wiederholten sich an verschiedenen Stellen: im 14. und 15. Jahrh. wurden in England gewaltsam viele Klöster mit ihren Gütern eingezogen, und die Päpste mussten in den meisten Ländern die Besetzung reicher Stellen aus den Händen geben; 1487 widersetzte sich das Deutsche Reich erfolgreich einem päpstlichen Zehnten und 1500 gestand man dem Papste nur ein Drittel des Ertrages eines ausgeschriebenen Ablasses zu. Das Längstbegonnene ward gründlich vollendet, als die im 16. Jahrh. durchgeführte Reformation fast allenthalben wo sie siegte, die Güter der Priesterschaft zertrümmerte und zumeist den Fürsten und dem Adel überlieferte.

§. 203.

Ausserdem ward die Rückbildung gefördert durch

C. die zwiefache Obliegenheit der Päpste, als Haupt des Priesterverbandes und Fürsten eines unabhängigen States.

In der Stellung des Oberhauptes vollzog sich dieselbe Wandlung wie im übrigen Verbande, je mehr die Besitzthümer anwuchsen und der Papst als italienischer Fürst mächtiger ward. Die Erfordernisse des Priesterthumes traten zurück und die Eigenschaften des Fürsten wurden übermächtig; den Erfordernissen des Kirchenstates mussten alle Rücksichten auf das Oberhaupt der Christenheit weichen, denn es ward wichtiger einen statsklugen mächtigen Fürsten zum Papste zu haben als einen frommen würdigen Priester.

Die gröstmögliche Unabhängigkeit des Kirchenstates war Lebensbedingung des Papstthumes; das Haupt des Priesterverbandes, der Vater der Christenheit konnte nicht nach freiem Ermessen das der Gesammtheit Dienliche und Nothwendige wählen und anordnen, wenn er als Würden-

träger am Hofe eines anderen Fürsten leben sollte, dem unmittelbaren Drucke desselben ausgesetzt. Als Fürst eines unabhängigen States erschien er dagegen gesichert, war aber Pflichten und Rücksichten unterstellt, von denen er als Haupt der Christenheit verschont geblieben wäre, und da das Verfahren der italienischen Fürsten wider einander, im Mittelalter selten andere Zwecke verfolgte, als gegenseitige Beschädigung, und jeder derselben darauf versessen war, Andere zu überwinden, zu berauben und aus der Welt zu schaffen, dabei kein Mittel der Gewalt, List und des Verrathes zu scheuen, selbst des Meuchelmordes sich zu bedienen: so wurden die Päpste als Landesfürsten in einen Kreis gezogen, der sie zu Schandthaten zwang. Die Erfordernisse der Stellung eines Priesterfürsten, der durch Milde, erhabenes Beispiel, überzeugende Lehre und unerschütterliche Behauptung des Rechtes wider das Unrecht herrschen soll, waren wesentlich verschieden von denen eines Landesfürsten, der seine Mittel nicht nach moralischen, sondern nach Zweckmäsigkeitsrücksichten abzumessen hatte und namentlich zu damaliger Zeit vor keinem Mittel zurückschrecken durfte, welches seine Herrschaft erweitern oder gegen Angriffe sichern konnte. Um diesen weit aus einander liegenden, theils sich widerstreitenden Erfordernissen zu genügen, sind schwerlich in einem Menschen die nothwendigen Eigenschaften vereint zu finden: ein milder Priester kann kein gewaltthätiger Fürst sein, ein erhabener Lehrer von tadellosem Wandel kann nicht als Statslenker jedes Mittel gutheissen und anwenden, welches die Sicherung oder Stärkung seiner Fürstenmacht rathsam machen konnte; ein unerschütterlicher Behaupter des Rechtes wird nicht des Unrechtes sich bedienen, um Macht zu erlangen, sondern lieber Unrecht leiden als thun. Ein kräftiger Fürst dagegen wird nicht milde sein, nicht darauf sich verlassen durch Milde, Belehrung und Ermahnungen die reinsten Zwecke zu erreichen, sondern wird befehlen und den Gehorsam durch Gewalt erzwingen, nöthigenfalls Blutvergiessen anwenden, um den Herrscherzweck zu erreichen. Die Reihenfolge der Päpste, deren Lebensdauer lang genug war, um den Grundzug ihres Wesens zur Geltung zu bringen, giebt überzeugende Beläge: die besten Priester, rührende und gewinnende Beispiele der Milde und Frömmigkeit, waren mittelmäsige oder ganz unfähige Herrscher; die kräftigsten und tüchtigsten Landesfürsten waren dagegen höchst mangelhafte und selbst verwerfliche Häupter der Christenheit, die nicht schlechter sein mogten als andere Fürsten ihrer Zeit, aber der Eigenschaften und Würde ermangelten,

die ein Papst besitzen sollte, um als Oberhaupt der Christenheit, als Stellvertreter Jesu auf Erden geachtet und verehrt zu werden.

Je mehr das Papstthum zum Glanze gelangte, die Kardinäle und hohen Würdenträger ihren Reichthum und Einfluss mehrten, desto stärker drängten sich die Fürsten- und Adelsfamilien Italiens hinzu, denn die Erlangung einer solchen Würde war das zweckdienlichste Mittel, um den Einfluss der Familie und deren Güter zu mehren. Dem Kirchenstate war es einerseits günstig, das Mitglied eines mächtigen Fürstenhauses an der Spitze zu haben, weil dieses alsdann der natürliche Verbündete des päpstlichen Stules war, so lange derselbe von einem aus der Familie besetzt blieb; andrerseits war es höchst ungünstig, weil der Kirchenstat in alle Kriege und Zwiste der Familie hinein gezogen ward und der Papst seine Würde gebrauchen oder missbrauchen sollte, um seiner Familie beizustehen, wenn sie angegriffen ward oder, was noch öfterer vorkam, wenn sie die günstige Gelegenheit benutzen wollte, um mit Hülfe ihres päpstlichen Mitgliedes das Familien-Besitzthum auf Kosten Anderer zu vergrösern.

Als die Erfordernisse eines Beherrschers denen des Priesterhauptes vorangestellt wurden, durften die Kardinäle nicht mehr wählerisch in der Person des Papstes sein und die Päpste ebenso wenig bei Auswahl der neuen Kardinäle; es galt in beiden Fällen, Männer von mächtiger Verwandtschaft zu nehmen, selbst wenn sie als Priester betrachtet von zweifelhaftem Werthe waren. Als die grosen Familien die Überzeugung gewonnen hatten, dass es der Mühe lohne, sich in den Besitz der hohen Würden zu setzen, konnte es ihnen nicht schwer fallen, sich hinein zu drängen und nachdem sie Einfluss erlangt hatten, diesen auszudehnen, bis das Übergewicht in ihren Händen ruhete. Die Päpste ernannten neue Kardinäle aus den hochgestellten Kreisen und die Kardinäle wählten vorzugsweise die Päpste aus hohen Familien, so dass, wenn auch Einzelne aus niederen Ständen dazwischen waren, sie in ihrer Minderzahl nicht hindern konnten, dass die hohen Familien unbeschränkte Herren wurden und die niedriger Geborenen nur als geschickte Werkzeuge für ihre Zwecke gelten liessen.

Bei zunehmender Beschränkung der Kreise, aus denen Päpste und Kardinäle gewählt wurden, musste die geminderte Auswahl die Güte der Gewählten schmälern. Zum Gegenstande des Ehrgeizes und der Ränke hochstehender Familien geworden, konnte die Wahl der Päpste wie der Kardinäle nicht frei bleiben von verwerflichen Einflüssen: die Päpste er-

nannten Kardinäle, nicht um die würdigsten Männer in ihrem hohen Rathe zur Verfügung zu haben, sondern vom Andrängen ihrer Verwandten getrieben oder um sich Freunde zu machen in anderen Familien, die ihnen entweder nützen konnten oder gefährlich waren, oft sogar aus Geldgier oder um Geldverlegenheiten des päpstlichen Schatzes abzuhelfen. Die Kardinäle dagegen ernannten Päpste, je nachdem der Einfluss eines Fürstenhauses oder einer Partei in ihrer Mitte übermächtig war, wobei am öftersten diejenige Partei siegte, welche dem vorigen Papste oder seinem Fürstenhause feindlich gewesen war.

Es bedurfte dazu keineswegs eines durchgängigen Verderbnisses Aller, vielmehr konnte die Mehrzahl aus redlichen, nach bester Überzeugung handelnden Männern bestehen und doch der Erfolg ein schädlicher sein, denn gewöhnlich giebt es in allen derartigen Wahlkörperschaften zwei gegenüberstehende, entschiedene Parteien, deren Abstimmung man im Voraus wissen kann, und zwischen beiden eine Mittelpartei, aus klugen und zurückhaltenden, sowie schwachen und selbstsüchtigen Mitgliedern zusammengesetzt, die nach Zeit und Umständen mit der einen oder anderen Seite sich vereinen. In dieser Mittelpartei ruht gewöhnlich die Entscheidung, denn wenn sie die Mehrzahl bildet, verfügt sie nach eigenem Ermessen, anderenfalls schlägt sie sich zu derjenigen Seite, welche in der vorliegenden Frage ihren Ansichten am nächsten steht oder ihr die grösten Zugeständnisse macht, um mit ihrer Hülfe als Mehrheit zu siegen. Diese Mittelpartei, der gewöhnlich Alle zuströmen, denen feste Überzeugung und unwandelbare Treue mangelt, offenbart im Erkennen wie im Wollen ihre Mittelmäsigkeit und ist namentlich allem Entschiedenen feindlich; dagegen sehr geneigt zu kleinen Aushülfen und wirkungslosen Halbheiten, mehr den Nebenrücksichten als den sachlichen Erfordernissen die Beweggründe ihrer Entscheidungen entnehmend. Im Wahlkreise der Kardinäle werden diese allgemeinen Verhältnisse nicht gemangelt haben und dazu kam noch der besondere Übelstand, dass die Mitglieder meistens bejahrt und altersschwach waren, also der Furcht und Kleinlichkeit des Greisenalters unterworfen, so dass die Entscheidung der Papstwahlen häufig das Ergebniss der altersschwachen Mittelmäsigkeit ward, deren Unfähigkeit und Furcht sie zum stetig schwankenden Werkzeuge der eifersüchtig sich bewerbenden Adelsfamilien machte. Die Entscheidungen gingen von einem Gegentheile zum anderen über; jeder Papst hätte gern die Würde erblich gemacht in seiner

Familie und that jedes Mögliche, um seine Partei unter den Kardinälen zu stärken; diese dagegen waren in der entscheidenden Mehrzahl darin einig, dass solchem vorgebeugt werden müsse, und so gelangte bei vielen Papstwahlen gerade diejenige Partei an das Ruder, welche das vorige Mal unterlegen war. So ward Paul 4. von den Feinden seines Vorgängers und Anhängern seines Vorvorgängers gewählt; Pius 4. durch die Feinde des vorangegangenen Paul 4. und ebenso ward Sixtus 5. von den Gegnern seines Vorgängers erhoben. Dann und wann, wenn die gegenüberstehenden Adelshäuser sich nicht verständigen konnten, ward ein Bürgerlicher gewählt, damit keine der hohen Familien ihren Zweck erreiche, wie es bei Urban 8., dem Sohne eines Kaufmannes, der Fall war, der als Kardinal Maffeo bei der Papstwahl, als die Anhänger des letzten und die des vorletzten Papstes sich feindlich gegenüberstanden, jeder Partei zu verstehen gab, er sei ein Feind der anderen, und vom gegenseitigen Hasse beider Seiten unterstützt, zum Papste ernannt ward.

In diesem Getreibe der Parteien, vorwiegend aus Fürsten- und Adelsfamilien hervorgehend, die ohnedies daran gewöhnt waren Ränke wie auch Bestechungen und jedes Mittel der List und Gewalt anzuwenden, wenn es darum sich handelte, anderen Familien den Rang abzulaufen, schwand immer mehr die Rücksichtnahme auf die Würde des Oberhauptes der Christenheit; die Ehre der Kirche war Nebensache geworden, denn bei den Beherrschern des Kirchenstates galt das Recht des Starken über den Schwachen, sowie jedes Mittel, zu dessen Anwendung ein Fürst damaliger Zeit sich berechtigt glaubte. Es wurden Männer auf den päpstlichen Stul erhoben, die durch Habsucht, Wollust und andere Laster die Würde schändeten und den Kirchenstat ausraubten, um ihre hohen Familien zu bereichern, ihnen Fürstenthümer zu schaffen aus den Gütern, die sie anderen Familien nahmen. Alexander 6. aus dem berühmten und mächtigen Fürstenhause der Borgia gehörte z. B. mit seinem Sohne Cäsar zu den verworfesten Menschen aller Zeiten. Sixtus 4. gewann 1482 eine entscheidende Schlacht wider die Neapolitaner; sein Heerführer Roberto Herr von Rimini ward vom Papste hochgeehrt, starb aber bald an einem kalten Trunke und der Papst, der ihn unter grosen Feierlichkeiten beerdigen liess, sandte rasch ein Heer nach Rimini, um die Stadt der Wittwe und dem unmündigen Sohne zu entreissen, welches aber fehlschlug. Derselbe Papst betheiligte sich 1478 bei einem Anschlage, um die Beherrscher von Florenz

zu ermorden. Das adliche Geschlecht der Pozzi hatte den Entschluss gefasst, die Brüder Giuliano und Lorenzo de Medici im Dome zu meucheln und besprach es mit dem Erzbischofe von Pisa, der ihnen mit Freuden die Hand bot; selbst der Papst Sixtus versprach dem Unternehmen jeden Beistand und setzte mit dem Könige von Neapel ein Heer in Bereitschaft, um beim Gelingen des Meuchelmordes sofort in das florentinische Gebiet einzufallen. Der Anschlag misslang, beide Brüder wurden gedolcht, aber nur Giuliano starb daran. Der Erzbischof, welcher gleichzeitig ausserhalb der Kirche den Aufruhr wider die Medici geleitet hatte, ward gefangen genommen und erhenkt. Der erboste Papst eröffnete den Krieg mit der Forderung, dass der dem Tode entgangene Fürst Lorenzo abgesetzt werde, und die Florentiner, welche sich dessen weigerten, that er in den Bann und verfluchte sie als Feinde Christi. Derselbe Papst versprach einem gefangen gesetzten Protonotar Colonna die Freiheit, wenn er ihm sein Besitzthum Marino abtrete; er that es und ward enthauptet; das war die versprochene Freiheit. — Alexander 6. (1430 — 1503) war Abkömmling der entarteten Familie der Borgia, hatte zwei Söhne und eine Tochter, die berüchtigte Lucrezia Borgia, welche mit ihrem Vater und ihren Brüdern in Blutschande lebte. Durch Bestechung der Kardinäle Sforza, Riario und Cibo ward er 1492 Papst. Der eine Sohn Cäsar liess seinen Bruder aus Eifersucht ermorden und in die Tiber werfen. Als man dem alten Papste die Leiche brachte, verhüllte er sein Gesicht, er kannte den Mörder. Seinen Schwager liess Cäsar meuchlings anfallen; den Verwundeten pflegten Frau und Schwiegerin, um ihn gegen Cäsars Gift zu schützen, und der Papst liess das Haus durch Soldaten bewachen, um dem Sohne den Mord zu wehren; Cäsar kam mit überlegener Macht, drang hinein, vertrieb die Frauen und erwürgte den verwundeten Schwager. Dem Papste tödtete er seinen Liebling Peroto in den Armen; vergebens suchte der Vater ihn mit dem päpstlichen Mantel zu decken, der Dolchstos des geübten Sohnes traf sicher und das Blut sprang dem Papste in's Gesicht. Fast in jeder Nacht fand man Ermordete in den Strasen; die Gerichte schwiegen, denn man wusste, wer sie verfügt hatte, und jeden auffälligen Todesfall schrieben die Römer päpstlichem Gifte zu. Alexander mit seinem würdigen Sohne Cäsar verbündeten sich mit den Guelfen der Umgegend, um die Ghibellinen zu verjagen; nachdem es gelungen und sie deren Güter genommen hatten, kehrten sie sich wider ihre Verbündeten, um auch deren Güter zu rauben; Cäsar meuchelte

die im Wege waren, um Vater und Sohne ein Reich zu schaffen. Endlich fand Alexander den Tod durch eigenes Gift: er hatte 7 neue Kardinäle ernannt gegen hohe Zahlung, lud sie darauf zum Mahle und ordnete ihre Vergiftung an; die Kardinäle bestachen den Koch, so dass Vater und Sohn das Gift erhielten; der Papst starb daran, sein Sohn Cäsar überwand es, floh aber in das Ausland. Der Geschichtschreiber Macchiavelli, gläubiger Katholik, sagt von ihm: „Alexander 6. that nie etwas Anderes als Menschen betrügen, noch dachte er je Anderes und fand auch immer die Gelegenheiten dazu. Es hat niemals einen Menschen gegeben, der gröseren Ernst im Bethenern bezeigt, mit höheren Schwüren etwas bestärkt und es weniger gehalten hätte. Nichts desto weniger gelang ihm immer sein Betrug nach Wunsch, weil er die Welt zu nehmen wusste." Der nachfolgende Julius 2. (1443—1513), Kardinal und Feldherr, bahnte sich den Weg durch seine kriegerische Tüchtigkeit, ward aber erst 1503 Papst und wandte seine Stellung vornehmlich dazu an, die gewaltige Macht des Papstthumes auf Unkosten aller Fürsten noch mehr zu vergrösern; er war ganz Fürst, kein Priester. Er verband sich mit dem Könige von Frankreich zum Kriege wider Venedig; als er aber durch Abtretung der Provinz Romagna zufrieden gestellt war, verliess er seinen Verbündeten. Um sich gegen dessen Feindschaft zu sichern, bot er dem deutschen Kaiser grose Geldvorschüsse, damit er Frankreich bekriege, suchte in Genua einen Aufstand wider die darin herrschenden Franzosen zu erregen und liess den englischen König Heinrich 8. auf das Dringendste zusetzen, feindlich in Frankreich einzufallen; aber nur Ferdinand von Spanien liess sich bewegen ihm zu helfen, die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Als dieses misslang und der König von Frankreich es rathsam fand mit dem Papste Frieden zu schliessen, machte dieser sofort Vorbereitungen, um den verbündeten Spaniern Neapel zu entreissen, als der Tod sein Beginnen unterbrach. Seine Kriege und grosen Unternehmungen zwangen ihn jedes Mittel anzuwenden, um Geld heran zu ziehen, und der deutsche Kaiser Maximilian 1. schätzte selbst das aus Deutschland nach Rom gezogene Geld auf jährliche 500,000 Dukaten. Zu seiner Zeit war der Unglaube in Rom und am päpstlichen Hofe so sehr herrschend, dass Niemand als gebildet galt, wenn er gläubig war, dass Jeder nur mit Spott von der Bibel und den Glaubenslehren sprach und dem Papste zugeschrieben wird, beim Anblicke groser Geldsendungen aus Deutschland, einem befreundeten Kardinale zu-

gerufen zu haben: „Gelt Bruder, die Fabel vom Jesus Christus ist einträglich!“ Der rechtgläubige Erasmus war erstaunt, in Rom an hoher Stelle so viele Gotteslästerungen zu hören; die Priester lästerten das Messopfer, während sie es vollzogen, und das Christenthum mit seinen Kirchengebräuchen galt nur noch als Mittel, um möglichst viel Geld nach Rom zu ziehen, um das prunkende Leben des Papstes und seiner Kardinäle zu befördern, sowie die künstlerischen und kriegerischen Unternehmungen, welche der Fürst des Kirchenstates zur Ausbreitung der Gewalt und zum Glanze seines Fürstenhauses nothwendig erachtete. Seine Nachfolger setzten die Unternehmungen und Gelderpressungen fort und selbst die Erschütterungen, welche die Auflehnungen Zwinglis (1516) und Luthers (1517) zur Folge hatten, vermogten nicht, die Verhältnisse zu bessern. Der Papst führte unbesonnen Krieg wider seinen Helfer, den deutschen Kaiser; die Kaiserlichen drangen 1527 in Rom ein, plünderten und verheerten die Stadt und belagerten den Papst in der Engelsburg, der sich zur Demüthigung gezwungen sah. Paul 3. ward 1534 Papst, 67 Jahre alt; er erkannte zwei uneheliche Kinder an, unternahm nichts Wichtiges ohne die Sterne zu fragen und lehnte ein vortheilhaftes Bündniss mit Frankreich ab, weil die Sterne ungünstig standen. Er kannte keine höheren Rücksichten als die auf Vergröserung des Fürstenhauses Farnese, dessen Haupt er war, und zu dessen Vortheile freuete er sich, dass die dem Papstthume feindlichen Protestanten erfolgreich wider den katholischen Kaiser kämpften, ermunterte auch den König von Frankreich, den Protestanten beizustehen. Der französische Gesandte schrieb seinem Könige: „Der Papst und seine Minister haben Euch bisher in jeder Weise hintergangen, jetzt suchen sie es durch Heuchelei und Lügen zu decken und eine wahre Niederträchtigkeit darans zu machen.“ — Paul 4. erhob zum Kardinale seinen Neffen, einen wilden und anstösigen Menschen, vom dem er selbst sagte, sein Arm sei bis an den Ellbogen in Blut getaucht. Er wollte wider die rechtgläubigsten aller Katholiken, die Spanier, kämpfen und ersuchte nicht allein die Protestanten um Hülfe, sondern liess auch dem türkischen Sultan Soliman antragen, er möge sich mit aller Macht auf Sicilien und Neapel werfen, welche dem Könige von Spanien unterstanden. Das Haupt der Christenheit rief Türken herbei, um christliche Länder zu verwüsten, Christen und Landsleute zu ermorden und als Sklaven fortzuschleppen. Als die Türken nicht kamen, fiel das päpstliche Heer in Neapel ein, plünderte und verheerte das Land

mit Feuer und Schwert. Bei seinem Tode (1599) zerstörte das Volk seine Denkmäler, plünderte die Inquisition, riss sein Standbild herunter, dessen Kopf mit der dreifachen Krone es abschlug und durch den Strasenschmutz schleppte. Über die Päpste im Allgemeinen ward von einem kundigen, rechtgläubigen Italiener damaliger Zeit (Macchiavelli) geurtheilt: „Sie hören nicht auf, bald religiöser Interessen, bald ihres eigenen Ehrgeizes willen, immerfort Fremde in das Land zu rufen und neue Kriege zu veranlassen. Kaum hatten sie einen Fürsten mächtig gemacht, so bereueten sie es und suchten ihn zu stürzen; sie wollten nicht, dass die Länder, welche zu besitzen ihre eigene Schwäche ihnen unmöglich machte, von Anderen besessen würden. Sie waren unzuverlässige Verbündete, hielten nicht Wort, schlossen einseitigen Frieden und liessen ihre Verbündeten im Stiche, entbanden von Eiden und genehmigten jedes Verbrechen, welches ihre Herrschaft erweitern konnte. Überdies wechselten die Personen zu oft, waren meistens zu alt, wann sie zur Regierung kamen; Kraft war selten, aber Hinterlist und Feigheit desto öfterer, wie es dem Alter zukömmt."

Die unglückselige Verbindung des Fürsten mit dem Haupte der römischen Christenheit brachte Unheil über das Papstthum, ohne dessen Unabhängigkeit jederzeit sicher zu stellen, und jedesmal, wenn sie als Fürsten unterlagen, verlor das Kirchenhaupt an Ansehen und Gewicht, oft mehr als es in einem Jahrhundert mühsam erworben hatte. Die Päpste hatten eine Zeit der Unabhängigkeit und des höchsten Glanzes, als sie behaupten durften: „alle Creatur sei dem Papste unterthan" und Anerkennung dafür fanden. Diese höchste Stellung hatte ihnen aber nicht der Besitz des Kirchenstates verschafft, sondern die Unantastbarkeit, welche der Glaube der gesammten Christenheit gewährleistete; auf den Besitz einer Stadt, einer Hütte beschränkt, würde der Vater der Christenheit dieselbe Unabhängigkeit besessen haben und haben geltend machen können; wer ihn angetastet hätte, wäre von der ganzen Christenheit geächtet worden, die rohesten Krieger wären von ihm zurückgewichen und hätten um seinen Segen geflehet, statt ihren Gewalthabern wider den wehrlosen Papst zu gehorchen. Der fürstliche Besitz hatte nicht ihre Unabhängigkeit gesichert, dagegen von jeher die päpstliche Würde allen Versuchungen und Gefahren der Fürstenwürde blosgestellt. Der rechtgläubige Dante lässt in seiner „göttlichen Komödie" zwei Päpste in der Hölle brennen: Nikolaus 3.

(1277—1281) und Bonifaz 8. (1294—1303), von denen Ersterer Geldschneider war und Sodomit, Letzterer Geldschneider und kriegsüchtig. Bonifaz ward vom französischen Könige gefangen genommen, zu Pferd verkehrt sitzend nach Rom geführt und verhungerte im Gefängnisse. Die Päpste wurden als Landesfürsten behandelt und verfuhren auch als solche, wie z. B. Urban 6., welcher den Karl von Durazzo veranlasste und ihm half, sich zum Könige von Neapel zu machen. Als es gelang, reiste der Papst nach Neapel, liess 9 Kardinäle einkerkern, die es mit dem Gegenpapste gehalten, überwarf sich aber mit dem neuen Könige und wollte ihm seine Krone nehmen; angegriffen, entfloh er nach Genua, wo er die mitgeführten Kardinäle enthaupten liess. Der Besitz eines Fürstenthumes brachte Männer dieser Art auf den päpstlichen Stul, die Erfordernisse der fürstlichen Verwaltung bildete sie weiter aus in den Ränken und Gewaltthaten der Fürstenmacht, und sie wurden deshalb auch von anderen Gewalthabern als Fürsten behandelt, nicht als Priesterhaupt, da sie selbst dessen Würde, Milde und menschliche Tugenden bei Seite gesetzt hatten. Die deutschen Kaiser setzten wiederholt Päpste ab, die französischen Könige hielten sie in Avignon gefangen und die Hauptstadt der Christenheit ward wiederholt von gläubigen Kriegern erobert, welche darin wie in jeder anderen Stadt eines Fürsten wütheten. Die Päpste verstanden es nicht oder wollten nicht unbetheiligt bleiben in den fortgehenden Kriegen der anderen Fürsten; statt sich in den Schutz der ganzen Christenheit zu begeben, suchten sie Bundesgenossen, um Theil zu nehmen an den Kriegen und Gewinn daraus zu ziehen gleich anderen Mächten. Ihr Bundesgenosse war Feind anderer Fürsten, welche dadurch Feinde des Papstes wurden; der Papst ward Theilnehmer an den Kriegen zwischen christlichen Völkern, fachte sie häufig sogar an und lief jedesmal grose Gefahr, mogte der Sieg sich wenden wie er wollte. Siegten die Feinde, dann ward der Papst wie jeder andere Fürst behandelt, oft noch schlimmer, denn man war empört darüber, dass er als Haupt der Christenheit, als Priester Krieg führe wider christliche Völker; siegte er mit seinen Freunden, dann eilte er gewöhnlich eine Treulosigkeit zu begehen, indem er einseitig Frieden schloss, um der wachsenden Übermacht seiner Freunde vorzubeugen. Er musste mit Grund befürchten, dass sie sonst mit ihrer drückenden Freundschaft ihn heimsuchen würden, um für den erfochtenen Sieg ihren höchsten Lohn zu erlangen in Benutzung seines Ansehens für ihre Zwecke, ihn gar in seiner Hauptstadt,

glänzend und ehrerbietig bewacht, gefangen halten würden, bis er durch Zugeständnisse ihre Abreise erkaufte.

In Folge dessen sind die Päpste immer mehr unfrei geworden: bei den Papstwahlen der letzten 200 Jahre herrschte meistens der spanische oder französische oder österreichische Einfluss so übermächtig, dass die Wahl zu einem Ränkespiele ward, bei dem die Würde wie der Vortheil des Priesterverbandes ausser Acht blieben. In neuerer Zeit drängten sich die Heere der jedesmal übermächtigen, katholischen Herrscher in ihre Nähe; Napoleon 1. liess sogar den Papst Pius 7. gefangen nach Paris führen, aus dessen Banden die ungläubigen Russen, Deutschen und Engländer ihn durch Krieg erlösten. Nachher besetzten österreichische Heere den Kirchenstat und übten in seinem Namen rohe Gewalt aus; seit 1849 hält eine französische Besatzung den Papst in Rom ehrerbietig gefangen und Frankreich verfügt unbeschränkt über seinen Stat und seine Sicherheit. Die Päpste mögen ihre Schutzherren wechseln, aber ihre Fürstenmacht ist längst dahin.

§. 204.

Die fortschreitende Rückbildung des Papstthumes geschah demnach in Folge

der allmäligen Erhebung des Papstes vom Haupte eines freien Priesterverbandes zum Alleinherrscher in demselben (§. 201);

des stetigen Anwachsens der Besitzthümer des Priesterverbandes (§. 202);

der doppelten Obliegenheiten des Papstes, als Herrscher des über alle römisch gläubigen Christen ausgebreiteten Priesterverbandes und als Fürst eines italienischen States (§. 203).

Diese Rückbildnng konnte aber nur den Priesterverband zerrütten, nicht den Glauben selbst, wenn dieser in der Vereinigung aller Christen lebendig war und herrschte. Das Papstthum mogte fallen und das Christenthum wäre geblieben, hätte vielleicht um so mächtiger aus den engen Priesterbanden sich erhoben.

Diese Erwartung ist nicht eingetroffen und zwar weil sie auf einer Überschätzung des Christenthumes beruht, welches in der Wirklichkeit niemals den Einfluss besessen und geäussert hat, den man dem Glauben gewöhnlich beimisst. Man ist überhaupt gar zu geneigt, dem

in verschiedenen Völkern gemeinsam herrschenden Glauben oder Glaubensbekenntnisse, sei es christlich, muhammadanisch oder bramanisch, einen allgemeinen und tiefgehenden Einfluss zuzuschreiben und anzunehmen, es sei ein durchgehendes, sie vereinigendes Band, welches seinen Einfluss allenthalben gleichmäsig äussere und zum gemeinsamen Ziele führe. Die unausgesetzten Kriege der christlichen Völker wider einander zeigen zur Genüge, wie unbegründet diese Annahme sei, und wenn das Wesen der Völker erforscht wird, zeigt sich deutlich, wie wenig sie im Ganzen von ihrem Glaubensbekenntnisse beherrscht werden, wie vielmehr jedes Volk durch seine innewohnenden Fähigkeiten und Mängel sich gestalten lässt, je nach seiner Aussenwelt und vor allem der zunächst umgebenden; wie sein Glaube, wenn er örtlich entsteht, das Erzeugniss seiner Aussenwelt ist, oder wenn er zugeführt wird, dieser Aussenwelt sich unterordnen muss; wie in beiden Fällen seine Religion nur die Hülle ist, in welche das Eigenwesen des Menschen oder des besonderen Volkes die Eindrücke seiner örtlichen Aussenwelt, vornehmlich seiner aussersinnlichen, zusammen fasst.

Das spanische Christenthum ist zu allen Zeiten verschieden gewesen vom französischen und italienischen: der leichtere, schwankende und spottsüchtige Gallier hat niemals einen strengen, unerschütterlichen Glauben entwickeln können wie der ernste, harte und unerbittlich bis zur äussersten Grenze vordringende Spanier. Der ernste, grübelnde Deutsche war dem Spanier verwandter als dem Gallier, aber sein Denken führte ihn zu sehr in die Tiefen des Glaubens, als dass er es dem Spanier im thatkräftigen Glaubens- und Verfolgungseifer hätte gleichthun können; er war bereit die Fragen bis zur feinsten Spitze zu erörtern und zu zerlegen, während der Spanier mit dem Schwerte die Entscheidung herbeiführte und der Gallier das Beginnen Beider verlachte. Dem gewandten, freudesuchenden Italiener war das Christenthum eine Reihefolge von Festen und Feiertagen, mit kunstsinnigem Prunke und lärmenden Vergnügungen, wie er sie bereits vor Annahme des christlichen Glaubens gepflegt hatte, der auch nach seiner Einführung nur die veränderten Namen zu den Festen hatte hergeben müssen.

Den Priestern Roms war das Christenthum der Hebel, um die römische Weltherrschaft auf einem anderen Wege zu erneuern und die Geldmittel zum heimatlichen Glanze statt durch das Schwert, nunmehr durch den

Glauben herbei zu ziehen. Das Glaubensbekenntniss liess sich allenthalben mit denselben Worten verkünden, konnte auch gleichlautend dem Gedächtnisse jedes Einzelnen eingeprägt werden; aber sobald die Ausprägung vorgenommen ward, kamen allenthalben die Besonderheiten zur Geltung und jedes Volk, jeder Bezirk, ja jeder Christ gab sie in der Form seines besonderen Wesens. In Italien entwickelte sich der Heiligendienst zur überwältigenden Fülle, weil dem Volke von jeher die Mehrung seiner Festtage willkommen war und es ihm gleichblieb, wessen Name gefeiert ward, wenn nur die Umzüge und Spenden,, das Müssiggehen und die Lustbarkeiten zunahmen. In Spanien dagegen entwickelte sich die düstere Seite des Glaubens: der Spanier nahm aus demselben nur Dasjenige auf, was zu seinem Ernste passte, und mit der Gediegenheit, welche ihm innewohnt, führte ihn sein Eifer bis zur äussersten Grenze. Nirgends geschah so viel für Kirchen und Klöster wie dort, denn die Erfüllung seiner Pflicht in jeder Richtung war Forderung seiner Ehre; Entäusserung und Entsagung bis zur Armuth und Selbstpeinigung erschienen seiner düsteren Neigung als das Höchste im Menschen. Nirgends war die Unterwürfigkeit unter den Glauben so gros: der Spanier grübelte nicht, ob der Glaube richtig sei oder wie er sich erweisen lasse, sondern nur wie er bis zum Äussersten seine Pflicht erfüllen könne, und während anderswo die Priester verspottet oder gehasst, eingekerkert und verjagt wurden wegen ihrer Missethaten, erzeigten in Spanien Adel und König jedem Priester tiefe Ehrerbietung; der hohe Adel half als Messdiener vor dem Altare und der König liess sich, auf Anordnung der Inquisition, Blut abzapfen, welches zur Strafe verbrannt wurde, weil der König eines ketzerischen Gedankens verdächtig geworden war. Die Priesterschaft besas mehr als ein Drittheil des ganzen Landes und von keinem Volke flossen zu allen Zeiten so reiche Beisteuern nach Rom. Die Franzosen waren im Gegentheile sehr unlustig zum opfern, gaben die schönsten Redensarten reichlich, aber die Geschenke verwendete der Lebenslustige für sich selbst. Die Spanier begleiteten mit wenigen Worten schwere Geschenke, denn entbehren und opfern war ihnen Genuss; sie ehrten und schonten die Päpste, auch wenn sie dessen nicht würdig waren; die Franzosen dagegen beschimpften ihn, oder führten und hielten ihn in Gefangenschaft, auch wenn er zu den ehrwürdigsten und friedfertigsten aller Menschen gehörte. Im Deutschen regte sich der Ernst wie im Spanier, aber im Verschenken ähnelte er dem Engländer und waren es diese

beiden Völker, welche der italienischen Erwerbsucht am offensten entgegen traten. Im Teutonen liegt das Streben nach festem Besitze sehr tief, denn die strengere Natur des Landes zwingt dazu, für die ungünstigen Zeiten des Winters und Alters zu sparen, deren Durchleben bei minderer Luftwärme und gehemmter Arbeit um so grösere Aufwendungen für Nahrung, Kleidung, Wohnung und Heizung erfordert. In Geldsachen waren Engländer und Deutsche schwierig wie die Franzosen, nur milderten sie ihren Widerstand nicht mit schönen Worten, sondern sprachen ihn in harten Redensarten aus, schlossen dem gewandten Italiener die Thür, während der Franzose ihn einliess, aber mit den Versicherungen seiner unauslöschlichen Freundschaft ebenso leer wieder hinaus complimentirte.

So entwickelte sich in Italien als höchste Verehrung die der Madonna, der volksthümliche Mariendienst. Dem kunstsinnigen, naturwüchsig sich fortbildenden Italiener ist die Verehrung der Schönheit, des Anmuthigen, der Mutterliebe das Nächstliegende, weil es geformt und fasslich ist; ebenso die Verehrung der menschlich fühlenden Heiligen, denen er die Beschützung des Einzelnen auftrug, wie vordem seinen Untergöttern. Dem ernsten Spanier war das hehre Geheimniss der göttlichen Dreieinigkeit das Höhere, in welches er liebte sich ehrfurchtsvoll zu versenken. Den heiteren Franzosen kümmerten wenig die tiefen Glaubensgeheimnisse, auch die Heiligen standen und stehen ihm nicht nahe, es sei denn, dass sie Franzosen seien, die den Ruhm des Volkes mehrten; ihm ist vor allem der „gute Gott“ der nächste, ein freundliches Wesen, welches die Sachen der Welt ebenso leicht nimmt und hingehen lässt, wie sein gläubiger Anbeter. Bei den Deutschen dagegen stand von jeher Jesus der gekreuzigte Gottessohn am höchsten in der Verehrung; seine Leiden und Aufopferung entsprachen der Grundneigung eines Volkes, bei dem die Hingabe an Gefühle und das Versöhnende im Leben als das Erhabenste erscheint, also der Opfertod vorwaltend geschätzt werden musste. Bei den Engländern zeigte sich weder scharfsinnige Grübelei noch blinder Glaube oder leichtfertige Abfindung mit den Geboten; sie hielten sich zum Fasslichen und hegten weniger Vorliebe für das Umherschwärmen in der aussersinnlichen Welt. Deshalb hatte auch ihr Christenthum von jeher eine vorwaltend alttestamentarische Gestaltung und blieben sie dabei zu allen Zeiten, weil der Glaube hergebracht war; es ward vor wie nach der Reformation, wie auch noch heutigen Tages für schicklich gehalten gläubig zu sein und keinen Zweifel zu äussern. Sie

legten mehr Gewicht auf die handgreiflichen Fragen des Lebens und kannten keine Ehrfurcht vor den Priestern, wenn es auf die Geldfrage ankam; sie schritten gegen sie ein, unbekümmert darum, ob der Glaube gefährdet werde, dessen Inhalt sie gelten liessen, ohne sich aber auf Grund desselben durch die Priester beherrschen oder ausbeuten zu lassen.

§. 205.

Diese angedeuteten Verschiedenheiten gehen nicht gleichmäsig durch das Gesammte der einzelnen Völker, sondern sind nur das Hervorragende der Unterscheidungsmerkmale. In jedem einzelnen Volke war und ist die Gestaltung des Cristenthumes örtlich verschieden, je nach der Aussenwelt. Der Bewohner rauher Gebirge, sei er Bergschotte oder Tyroler, in den Bergen Nordspaniens oder in den Cevennen Frankreichs ansässig, wird immer strenggläubig sein, denn die harte Lebensart stählt ihn, und seine Abgeschlossenheit im Gebirge verengt den Kreis seiner Vorstellungen; seine Aussenwelt ist einfach aber strenge und aus allem, was zu ihm dringt, sei es ein Glaube oder ein Nahrungsmittel, wählt er vor allem das Starke, Einfache und Harte, weil es im Einklange steht mit seiner Aussenwelt und seinem danach gebildeten Eigenwesen. Der Bewohner sonniger Meeresufer oder üppiger Thäler weist dagegen das Strenge von sich ab, ihm erscheint sein Landsmann im Gebirge schwerfällig und abergläubisch, wogegen dieser ihn als leichtfertig und ungläubig betrachtet und jeder den anderen als weit unter sich stehend geringschätzt. Ihr Christenthum ist so verschieden wie ihre Lebensverhältnisse und nach dem Grundzuge beurtheilt, steht der strengkatholische Tyroler dem strengpuritanischen Bergschotten näher, als jeder von ihnen seinen Glaubensgenossen und Landsleuten der Ebene. Jeder ist Gewächs seines Landes auch im Glauben.

Es kommt hinzu, dass alle Europäer im verschiedenen Grade den afrikanischen Einflüssen der egyptisch-semitischen Völker ausgesetzt gewesen sind, welche längst vor Einführung des Christenthumes umgestaltend einwirkten und die Grundlagen zu dem legten, was späterhin mit der Ausbreitung des Christenthumes tiefer eindrang, häufig als Frucht desselben gedeutet wird, während es nur ein beiläufig mitgeführtes Heimatserzeugniss war, ein heidnisches Erbtheil, welches der christliche Sendbote mit sich nehmen musste, weil es einen Theil seines Wesens ausmachte. Es ist ein

gangbarer Irrthum, dem Christenthume die Verbreitung der Gesittung, die Entwicklung des Wohlstandes beizumessen, welche gleichzeitig mit ihrer Ausbreitung vorgeschritten sind. Jede Untersuchung, welche zu den Quellen geführt wird, zeigt nicht allein, dass die Gesittung heidnischen Ursprunges war, unter der Kreuzesfahne friedlich wie blutig zu anderen Völkern getragen, sondern auch, dass der Wohlstand mit der daraus erblühenden Entwicklung der Völker die einfache Folge des Vordringens der Ausbeutung der Länder war und des Gewerbfleisses der von Südosten nach Nordwesten, der Strömung des Handels und Verkehres folgend, vom Indischen Meere zum Nordatlantischen allmälig fortschritt. Dieses Aufblühen hing mit dem Christenthume ebenso wenig zusammen, wie im 7. bis 12. Jahrh. mit dem muhammadanischen Glauben des damals blühenden Khalifenreiches oder vordem mit der Vielgötterei der Hellenen oder Römer und noch weiter zurück mit dem Semitenthume des vor Jahrtausenden hochgesitteten Reiches der Chaldäer, dem Bramadienste der Inder oder dem Osirisdienste der Egypter. Die Strömung war eine menschheitliche, sie drang im Laufe von mehreren Jahrtausenden allmälig aus den heissen Ländern des Südostens nach dem kühleren Nordwesten; unbekümmert um Volkswesen und Glaubensbekenntnisse zog sie ihre Bahn auf der grosen Landfläche, welche wir gewohnt sind, in Asien, Europa und Afrika einzutheilen. Im 18. Jahrhunderte hat die Strömung begonnen, über das Meer vordringend, Nord-Amerika zu überschütten mit den Früchten der Gesittung einer tausendjährigen Reihe von Völkern, die nebenher den verschiedensten Glaubensvorstellungen anhingen.

Die Einflüsse der rascher, also frühzeitiger entwickelten Völker des Südens und Südostens (Egypter, Semiten, Perser, Inder) auf die in fortwährender Folge Europa besetzenden Völker aus Mittelasien, begannen schon um 1000 Jahre vor Ch. G. bei den in die griechische Halbinsel eingedrungenen Pelasgern u. a., auch bald nachher bei den in die italische Halbinsel eingedrungenen Brudervölkern derselben. Sie entwickelten auf beiden Halbinseln eine hohe Bildung, die zur Zeit Jesu bei den Hellenen schon ihre Blütezeit längst durchlebt hatte und bei den Römern bald darauf begann der Rückbildung zu verfallen. Von Griechen, Semiten (Karthagern) und Römern war diese heidnische Bildung in allen Küstenländern des Mittelmeeres verbreitet worden; die Römer hatten, so weit ihre Pflanzstädte reichten, durch Frankreich nach England und bis über den Rhein, die

Alpen und Donau, in Dentschland nnd Ungarn hinein ihre Künste und Gewerbe, Gesetze nnd Kriegskunst getragen. Die Völkerwanderung zertrümmerte diese Gesittung, allein die verstümmelten Überreste trieben neue Sprossen, denn die nachgebliebenen Eingeborenen besasen noch gewerbliche und künstlerische Fertigkeiten früherer Zeiten und begannen diese zu entwickeln, wenn auch durch den neuen Glauben gezwnngen, in allem was nicht rein menschlich war, an die Stelle der heidnischen Kennzeichen künftighin christliche Äusserlichkeiten zu setzen. Es entstand keine christliche Kunst, sondern die heidnische Knnst lebte fort unter christlichem Anscheine.

Die stärker erwärmten arischen Völker des Mittelmeeres unterscheiden sich auch im Christenthume von den minder berührten, stammverwandten arischen Völkern, die jenseit der nördlichen Wasserscheide des Mittelmeeres wohnen, denn bei Jenen hat von Anbeginn her die Neigung zum Vielgestaltigen in weit gröserem Mase vorgeherrscht, so dass neun Zehntel aller christlichen Heiligen ihrem Bereiche entstammen. Selbst in ihrer Mitte stufte sich diese Gestaltung ab, je nach dem Vielgestaltigen der gemischten heidnischen Entwicklung, so dass die Spanier weit weniger diese Eigenheit äussern als die Italier nnd Griechen und in Frankreich vorwaltend nur die Bewohner der Mittelmeer-Bezirke hierher zu rechnen sind. Je weiter vom Süden, je entfernter vom Mittelmeere, desto schwächer der Einfluss des Afrikanischen im Kreise des Christenthumes: der Lombarde ist schon ein anderer Christ als der Neapolitaner und Römer, der Catalane und Valentier verschieden vom Kastilier und Asturier, der Südfranzose verschieden vom Nordfranzosen nnd in Deutschland giebt die Abgrenzung der katholischen nnd evangelischen Gebiete nahe zutreffend den Bereich der ehemaligen Einflüsse des Römerreiches im Süden und Westen des Landes. Dieser fremde Einfluss, aus den warmen Ländern des Südens stammend, gestaltet aber nur Unterschiede der Form und Färbung des Christenthumes, denn unter dieser Decke liegt eine, in anderer Richtung verlaufende, viel eingreifendere Scheidung des arischen Grundwesens, der gemäs das aufgenommene Christenthum dem Erzengnisse der umgebenden Lebensverhältnisse sich nnterordnen muss. Der süddeutsche Katholik steht dem norddeutschen Evangelischen weit näher als dem katholischen Spanier; der katholische Franzose gilt dem Spanier und Italier meistens als ungläubiger Genosse, wie der evangelische Dentsche dem englischen Glaubensgenossen.

Der katholische Spanier glaubt so fest an den Papst wie der evangelische Engländer an die Bibel, Beide ordnen sich gleichmäsig unbedenklich diesem Glauben unter und nehmen die Behauptungen ihres Papstes hin ohne Untersuchung. Der katholische Franzose wie der evangelische Deutsche lassen sich dagegen nicht in jener Weise beherrschen: der Glaube erfüllt sie nicht unbedingt, sondern jener erkennt den Papst wie dieser die Bibel nur an in seinem Sinne; jener nimmt die Sache leichter, dieser schwerer, aber beide sind ungeeignet, unter Autoritäten sich zu beugen, wie ihre Glaubensverwandten, die Spanier und Engländer.

§. 206.

Derartige überraschende Ähnlichkeiten und Unterscheidungen sind deutlich zu erkennen, mögen sie in den vorerwähnten oder anderen Weisen aufgesucht und erläutert werden. Sie zeigen, dass die Abgrenzungen der verschiedenen Glaubensverbände nur äusserliche und untergeordnete sind im Vergleiche zu den tieferliegenden Grundzügen der allgemein menschlichen Entwicklung, zu deren Gestaltung im Gebiete der Vorstellungen das Christenthum nur die Formen hergegeben hat. Es erweist sich daraus, dass die europäische Bildung nicht Erzeugniss des Christenthumes sei, sondern der Entwicklung der europäischen Völker auf ihren Grundlagen, gefördert durch das Vorrücken der Bildung der Menschheit im Allgemeinen, der die Verbreitung des Christenthumes zur Seite ging und sich unterordnete.

Wie wenig das Christenthum im Stande war selbständig zu wirken, wie wenig Widerstand es leisten konnte, zeigt sich am deutlichsten darin, dass es zur Zeit seiner höchsten Blüte in seinen Ursprungsländern dem andringenden Glauben Muhammads weichen musste und gerade dort, wo es am stärksten herrschte, gezwungen ward die Hälfte seiner Bekenner dem andrängenden neuen Glauben zu überlassen. Wie wenig es überdies selbständiges Wesen offenbarte und selbstgeschaffene Bildung besas, ergiebt sich aus seiner weitgehenden Anbequemung, wobei es dem Heidnischen so sehr sich unterordnete, dass das Christenthum nur wenig gestaltet hat, aber desto mehr gestaltet worden ist. Der überzeugendste Beweis liegt darin, dass die christlichen Sendboten nicht einmal vermogt haben, die heidnischen Namen der höchsten Verehrungswesen auszurotten und statt der ganzen

Christenheit den von Jesus am Kreuze gebrauchten Namen des altsemitischen „El“ als allein gültigen einzuprägen, allenthalben die heidnischen Namen der Griechen, Romanen, Teutonen und Slaven auch im Christenthume gelten liessen, so dass im christlichen Europa, unter jenen vier Hauptstämmen, mehr als zehn verschiedene Namen für das höchste Verehrungswesen gebräuchlich sind, aber nirgends der urchristliche Name „El“ gilt oder jemals gegolten hat.

Der ursprüngliche Jesusglaube herrscht nirgends, denn er hat sofort bei seiner Verbreitung heidnische Gestalt annehmen müssen; das heidnische Wesen ist es, welches in der gegenwärtigen Bildung der Europäer herrschend ist, theils von den Verbreitern des Christenthumes aufgenommen und benutzt, theils aber auch wider ihren Willen und ihren heftigen Widerstand siegreich fortbestehend. Das Christenthum hat schon zur Apostelzeit, in seinem ersten Anlaufe auf das Heidenthum sich untergeordnet, hat das heidnische Leben fortbestehen lassen und zu dem Ende aus seinen Stammlehren, den deutlichen Aussprüchen Jesu zuwider, alles Semitische entfernt, was den hergebrachten Vorstellungen der Heiden nicht anpassend war; es hat nicht allein seinen Stifter in seinen Lehrsätzen verleugnet, sondern auch im weiteren Verlaufe sich genöthigt gesehen, die überwiegende heidnische Bildung anzuwenden, um das eigene lückenhafte Glaubensgebäude zu erweitern, es in der Art umzugestalten, wie es die hergebrachten Vorstellungen der heidnischen Völker bedingten, und wie es auch vom Volke in den Hauptzügen bereits eigenmächtig abgeändert worden war. Die Sprachen der beiden mächtigsten, bekehrten Heidenvölker, die griechische und lateinische, wurden herrschende Kirchensprachen, denn die Sprache Jesu war ganz verschollen; jene heidnischen Sprachen wurden ausgebreitet und gepflegt, obgleich sie nirgendwo Landessprachen waren. Die Glaubensschriften wurden in diesen Kirchensprachen geschrieben, und statt jene in die verschiedenen Landessprachen zu übersetzen, ward das Erlernen dieser Heidensprachen angeordnet, am strengsten von der römischen Abtheilung, welche die Kenntniss der lateinischen Sprache von allen ihren Priestern verlangte. Auch in der gebildeten Welt wurden die altheidnischen Sprachen herrschend, denn nur dadurch ward die Kenntniss der geretteten Schriften des Alterthumes ermöglicht und selbst die Priester mussten diese heidnischen Schriften kennen und benutzen, um die Dunkelheiten der Schriften der Kirchenväter aufzuhellen und deren fehlerhafte Schreibweise zu

verbessern. Das Forschen in den alten Schriften der Heiden konnte nicht ohne Wirkung bleiben auf die Vorstellungen der Denkenden, denn mit den Worten und Redewendungen ward auch der Sinn aufgefasst, und alles was nicht ausdrücklich den Glaubenssätzen widersprach, ging in das Wissen der Forschenden über, in und ausser dem Priesterstande. Die Schriften boten erhebende und labende Genüsse, an denen die in der Kirchenzucht gedämpften Priester sich erfrischen konnten; die schönen Gestaltungen des Heidenthumes erheiterten das düstere, beengte Leben der christlichen Priester und erwärmten die Vorstellungen der ausserhalb stehenden Gebildeten.

Die Zerrissenheit und Verworrenheit des heidnischen Glaubens war verschwunden; die heidnischen Vorstellungen hatten sich je nach ihrer Art im Leben der Völker erhalten, entweder als Wissenschaft und Kunst, oder waren als Religionssätze unter die christlichen Glaubenslehren aufgenommen worden. Das Christenthum war ein wesentlich anderes geworden: es hatte das seinem Ursprunge angemessene, einseitig Semitische ausgestosen und dagegen das ihm feindliche griechische und römische Wesen aufgenommen. Das Heidenthum dagegen war in den meisten seiner äusseren Gestaltungen christlich geworden und das Einzige, seinem Ursprunge Angemessene was verblieben war, bestand in den einfachen, erhabenen Schriften, deren Gedankenfülle und natürliche Frische die in einem starren Glauben verdumpften Christen erheben, laben und erheitern konnte.

§. 207.

So war im Laufe der Jahrhunderte eine Umkehrung des Verhältnisses zwischen Christenthum und Heidenthum eingetreten, deren nachtheilige Wirkung nicht ausbleiben konnte. In den ersten Jahrhunderten stand der christliche Eingottglaube, mit einfachem Gemeindeleben und werkthätiger Bruderliebe siegesgewiss und mit Todesverachtung der verworrenen Vielgötterei des Heidenthumes gegenüber, der staatlichen Unterdrückung und der harten Lieblosigkeit der Oberen wider die Unteren. Ein Jahrtausend später stand das nur in den Schriften verbliebene einfache und klare Heidenthum einem vielgestaltigen Christenthume gegenüber, ausgebaut zu einem künstlichen Glaubensgebäude voller Geheimnisse, in gewagten Zusammensetzungen, die nur durch gewaltsame Mittel, Krieg und

Unterdrücknng erhalten werden konnten; als Spitze desselben ein unerklärliches dreieiniges höchstes Wesen, unter diesem stehend eine Unzahl von Heiligen, Seelen gewesener Menschen, also ein vielgestaltiges Götter- oder Dämonenleben; dabei ein reicher Tempeldienst mit einer zahlreichen, gegliederten Priesterschaft, welche ihren Einfluss über alle Verhältnisse des Lebens erstreckte und Alles zu beherrschen suchte. Die Gegenüberstellung war in dem Jahrtausend geradezu umgekehrt worden: die Eigenschaften, welche ehedem dem Christenthume zum Siege verholfen hatten, kamen jetzt den Überresten des Heidenthumes zu gute und die Mängel, welche damals dem Heidenthume die Auflösung bereiteten, hafteten jetzt am Christenthume.

Das Erforschen der heidnischen Schriften erschuf unter den Vorgeschrittenen eine Art von Gelehrten, welche nicht den Priestern zugehörend, die Vorstellungen des Alterthumes in sich aufnahmen; zunächst um die Grundlehren des Christenthumes zu erläutern, zu erweisen und zu befestigen, weitergehend aber auch, das Alterthum als Masstab anlegend, den Widerspruch und die Bekämpfung zu beginnen. Es entstand in den Vorstellungen der Denker und Dichter ein wunderliches Gemenge von Christenthum und Heidenthum, wie es z. B. in Dante's göttlicher Komödie hervortritt und die Menschen daran gewöhnte, beiden gleiche Geltung beizulegen, sei es gleich hohe oder gleich niedrige, je nach dem Mase der Bildung des Einzelnen. Vor allen waren es Plato und Aristoteles, an deren Aussprüchen die Gelehrten ihren Scharfsinn übten, und der Priesterverband unterstützte das Bemühen, so lange die Ergebnisse seinen Satzungen und Ansprüchen günstig waren; die Priester freueten sich über das Erforschen der Schriften des Heidenthumes, über die Stützen und Beweise, welche diese Fundgruben dem Glauben lieferten, und feuerten die Fürsten an zur Anlage von Hochschulen, auf denen alle Wissenschaften gelehrt würden. Die gepflegte Wissenschaft begnügte sich aber nicht damit, die Dienerin des Glaubens zu bleiben, sie drang weiter und lernte die Überzeugung höher schätzen als den Glauben; sie liess von jener sich leiten, bis sie zum Streite wider den Priesterverband gelangte, und indem sie durch das künstliche Lehrgebäude zu den evangelischen Grundlagen vordrang und den Masstab anlegte, den die Erforschung der alten Schriften in die Hand gab, entstanden Zweifel und Unzufriedenheit in und ausserhalb der Priesterschaft. Es wurden Angriffe gemacht auf die Lehrsätze und die Stellung der Priester, darunter

die gefährlichsten auf den übermäsigen Güterbesitz gerichtet. Die Priesterschaft war gegen ihre frühere Gewohnheit gleichgültig geworden gegen Zweifel über gelehrte Fragen, von denen der zunehmende Güterbesitz ihre Aufmerksamkeit ablenkte; Widerspruch gegen Glaubenssätze, der in engen Gelehrtenkreisen sich geltend machte und nicht in das Volk drang, liess sie geschehen, so lange er nicht die empfindlichste Seite der Priester, ihren Besitz antastete; nur Wenige derselben fühlten sich noch berufen und befähigt, über Glaubenssätze zu streiten und gelehrte Männer deshalb zu verketzern. Letztere, wie Abaillard (1079—1142) u. a. kämpften wider die Glaubenssätze auf Hochschulen, wo sie groses Aufsehen und lebhafte Unruhe in engen Kreisen erregten, wo die Waffen der Schüler sich schärften zu folgenden Kämpfen wider die Priesterschaft. Für den Augenblick war es ein Kampf, der die Menge unberührt liess, denn seine Behauptungen, dass die Personen der Dreieinigkeit verschieden seien, dass der heilige Geist die Weltseele sei und verschieden an Substanz vom Vater und Sohne, lagen dem Volke zu fern, um es zu veranlassen lebhaft Partei zu ergreifen. Die Hochschule zu Paris war die angesehenste damaliger Zeit, ward von Wissbegierigen aller Länder besucht, die den Widerspruch in ihre Heimat zurückbringend, ihn bald auf andere streitige Fragen ausdehnten.

Die schwächste Seite des Priesterverbandes war sein unmäsiger Reichthum; denn Fürsten, Adel und Volk beneideten ihn darum und Jeder wünschte gern Gründe zu haben, um Angriffe darauf zu machen. Die ältesten Kirchengüter, der Stammbesitz, mogte im Süden grösstentheils heidnischen Ursprunges sein, zu den Tempeln gehört haben und mit diesen in den Besitz der christlichen Priesterschaft übergegangen sein; allein in den meisten Ländern war das Besitzthum angesammelt worden aus den Vermächtnissen, welche die Vorfahren der Lebenden der Kirche zugewendet hatten und die Nachkommen ungern vermissten. Im Gedächtnisse derselben mogte oft genug die Kunde verblieben sein von den Mitteln, welche die Priester angewendet hatten, um den Güterbesitz ihres Verbandes zu mehren; wie die Vorfahren, nachdem sie in der Art damaliger Zeit Frevel über Frevel begangen hatten, beim Herannahen der Altersschwäche, vom Priester mit der Höllenfurcht gepeinigt worden waren, bis sie gegen reiche Geschenke und Vermächtnisse an die Kirche beruhigende Zusicherungen empfingen; wie das, von Furcht und Hoffnung überwältigte weibliche Geschlecht, durch Benutzung dieser Schwäche gezwungen worden

war, der Kirche die besten Theile des Familienbesitzes auszuliefern, um dafür das Versprechen des himmlischen Lohnes zu empfangen. Die mit Himmel und Hölle bewaffnete Priesterschaft hatte die Mehrung der Kirchengüter mit so geringer Mäsigung betrieben, dass jeder andere Unterdrücker darüber vergessen werden konnte.

Wider diesen Besitz trat (im 12. Jahrh.) zuerst ein niedrigstehender Priester auf, Arnold in Brescia, Schüler des Abaillard, indem er, nicht allein das Messopfer, Beten für Verstorbene, Taufen der Kinder u. a. verwarf, sondern auch kühn verlangte, dass die Priester des irdischen Besitzes gänzlich sich begeben und von den freiwilligen Gaben der Gläubigen leben sollten. In seiner Vaterstadt brach ein Aufruhr aus wider den Bischof; Arnold, von der Kirchenversammlung mit dem Bannfluche belegt, entfloh 1139 nach der Schweiz, wendete sich von dort nach Rom, wo 1141 die Bevölkerung den Papst Innocenz verjagte, die Paläste der Kardinäle plünderte, den Kirchenstat zur Republik machte und den deutschen Kaiser auffordern liess, nach Rom zu kommen, um die Weltherrschaft anzutreten. Erst 1155 gelang es dem Papste Eugen 3. die Oberhand zu gewinnen; Arnold ward gekreuzigt und verbrannt. Späterhin trat der Abt Joachim von Floris in Kalabrien wider die Üppigkeit der Priester auf und hatte einen Nachfolger in Peter de Oliva, einem Franziskanermönche in der Provence. Von grösserer Einwirkung war das Auftreten des John Wicliffe in England, welcher 1360 seine Angriffe auf die Priesterschaft und vornehmlich deren Güterbesitz eröffnete, beim Adel wie im Volke Schutz und Unterstützung fand, so dass er bis zum Tode (1384) in diesem Sinne lehren und wirken konnte, obwol die Priesterschaft alle zu Gebote stehenden Waffen wider ihn gebrauchte.

Die an den Hochschulen herrschende lateinische Sprache bot das Verbindungsmittel zwischen den Studirenden der verschiedenen Völker, so wie zwischen den Priestern und Gelehrten, schloss aber dagegen die Ungelehrten vom Verständnisse aus, bis in den verschiedenen Ländern gebildete Männer aufstanden, um in der Muttersprache die neue Lehre zu verkünden. Die Hochschule zu Paris stand an der Spitze der Bewegung: hier hatte der Italiener Arnold vom Abaillard gelernt, die Grundlehren des Glaubens anzufechten; von hieraus mogte auch der Widerstand des Engländers Wicliffe seinen Anstos empfangen haben; jedenfalls brachten Böhmen, die in Oxford studirt hatten, Wicliffes Lehren nach Prag. Nachdem hier mehrere ge-

achtete Prediger den Kampf wider den Priesterverband begonnen hatten, trat aus ihrer Mitte Johann Huss (1373—1415) in den Vordergrund, weil er den fasslichsten Streitpunkt erwählte, den Güterbesitz der Priester, dem Jedermann abhold war, und daneben den aus gleichem Grunde verhassten Ablass, welchen der Papst allenthalben käuflich ausbieten liess, um die Kosten zu einem Feldzuge wider die Neapolitaner aufzubringen. Huss und sein Gefährte Hieronymus, wurden vom Papste verdammt, beriefen sich aber auf eine Kirchenversammlung und fanden Schutz beim Kaiser Sigismund, der sie nach Konstanz berief, wo seit 1414 die Kirchenversammlung tagte; er gab ihnen freies Geleit dazu, damit sie nicht ungerichtet der Priesterrache zum Opfer fielen; die angerufene Kirchenversammlung verurtheilte Beide und liess sie lebend verbrennen. Ihre Lehren gewannen in Böhmen die Oberhand, der blutige Hussitenkrieg brach aus zwischen den neugläubigen Böhmen und den altgläubigen Deutschen, der erst 1434 durch die Übermacht der letzteren erdrückt ward.

In Deutschland trat 1450 Johann von Wesel, Lehrer an der Hochschule zu Erfurt, wider die Priesterschaft auf. Sein Standpunkt liegt am deutlichsten in dem Ausspruche: „Ich verachte den Papst, die Kirche und Concilien und lobe Christum; das Wort Christi wohne unter uns reichlich.“ Er kämpfte wider den Ablasshandel, den der Papst in jenem Jahre betreiben liess, und richtete seine Angriffe auf das Wohlleben, die Geldgier und Prunksucht der Priester, so wie gegen die Erstickung des evangelischen Glaubens unter Satzungen und Sagen. Von 1460 an wirkte er in Worms, ward dort 1479 von einem Ketzergerichte verurtheilt und eingekerkert, und starb 1481 in klösterlicher Haft. Sein Freund Johann Wessel (1419—1489) beschränkte sein Streben auf Prüfung der Glaubenssätze mit Vernunftgründen, vermied also die empfindlichste Seite des Priesterverbandes; seine Lehren untergruben aber die Glaubenssätze von der Sündenvergebung und der Verkäuflichkeit des kirchlichen Gnadenschatzes, und entzogen dadurch fast unbemerkt der Herrschermacht des Priesterverbandes seine stärksten Stützen.

Der Widerstand war von jedem der genannten Empörer erhoben worden auf Grund des Evangeliums, dessen Studium die Priester nur in dem von ihnen festgestellten Sinne gestatteten und dabei die alten heidnischen Schriften nur als Sprachmuster zum besseren Verständnisse des Kirchenlatein dulden wollten, nicht aber als Masstab zur Abschätzung der Glau-

benslehren. Aus jenen alten Schriften hatte aber der Zweifel sich genährt, sie hatten den Verstand geschärft, um die Stützen des Glaubensgebändes zu untersuchen, und als diese morsch befunden waren, boten sie die Waffen zum Kampfe wider die mächtige und reiche Priesterschaft. So lange der Streit sich drehete um Meinungen und Deutungen der biblischen Schriften, blieb die Priesterschaft weitaus im Vortheile, denn sie stand als geschlossener, allenthalben thätiger Verband dem einzelnen Kämpfer gegenüber, der Niemanden hinter sich hatte. Das Volk verstand nicht die Streitfragen, die Wohlhabenden waren gegen Neuerungen, die keinen Nutzen in Aussicht stellten, und der Adel hasste ebenso jede Beunruhigung, die nur Schaden befürchten liess; man betrachtete Fragen wie die Substanz des heiligen Geistes u. s. w. als Sache der Priester und liess sie gewähren, wenn sie den Empörer unschädlich machten, indem sie ihn einkerkerten oder tödteten. Es ward jedoch der Glaube an die Unfehlbarkeit der Priester erschüttert; Adel und Volk wendeten sich den Gründen zu, welche gegen die Priestermacht erhoben wurden, namentlich denen, welche auf Grund der eigenen Aussprüche Jesu wider den Güterbesitz und die Selbstüberhebung der Priester geltend gemacht wurden; was die Priester selber als Gottes Wort anerkannten, redete deutlich wider sie und gab jedem Empörer die Zuversicht für Gottes Wort zu kämpfen, wenn er sich wider die Priesterschaft erhebe.

Die Stellung solcher Kämpfer hatte sich im 15. Jahrh. wesentlich verbessert durch die Erfindung des Buchdruckes, denn nunmehr bedurfte es nicht des Umherwanderns in der Welt, um Zuhörer zu suchen, widrigenfalls der Empörer, auf einen kleinen Kreis beschränkt, wirkungslos blieb oder leicht zum Schweigen gebracht ward, sondern man vermogte von jedem Orte aus, seine Meinungen durch den Buchdruck tausendfältig zu verbreiten, und dieser Vortheil ward damals im ausgedehntesten Mase benutzt, um den Widerstand allgemein zu machen.

Die nachhaltigste Auflehnung fanden die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Brandschatzungen der Christenheit durch Ablasshandel. Johann von Huss hatte dawider gekämpft und grosen Anhang gefunden; Kaiser und Reich hatten ihre Hand dawider gehoben und den Antheil des Papstes am Ertrage auf ein Drittel beschränkt; Fürsten und Adel waren dagegen, dass das Volk ausgesogen werde, da sie im Gebiete der Brandschatzung selbst das Äusserste leisteten und nicht wollten, dass die Priester ihnen

ihre Beute schmälerten. Die Verlegenheiten der Päpste waren aber so gros, dass sie nothgedrungen dieses gefährliche Gebiet wiederholt ausbeuten lassen mussten, denn Üppigkeit und Herrschsucht steigerten die Bedürfnisse der Päpste als Fürsten des Kirchenstates in dem Mase, dass jede Hülfsquelle benutzt werden musste, um das dringend erforderliche Geld herbei zu schaffen. Das Kirchenoberhaupt war zurückgedrängt worden vom Landesfürsten, der nicht allein verheerende Kriege führte aus dem Besitzthume der Kirche, sondern auch eine kostspielige Hofhaltung, Befestigungen, Verschönerungen der Hauptstadt, prachtvolle Kirchen- und Palastbauten bestreiten wollte und mit den Kardinälen und Untergebenen so üppig und kostspielig lebte, dass Rom im 15. und 16. Jahrhunderte in Bezug auf Künste, Pracht und Verfeinerung der Lebensgenüsse als Hauptstadt der ganzen gebildeten Welt anerkannt wurde. In Rom waren die schönsten Werke der Bildkünste zu finden, die grosartigsten und prachtvollsten Bauwerke, Standbilder und Gemälde, die feinsten Gewebe und kostspieligsten Stickereien, kunstvolle Altargeräthe und erlesenster Kirchenschmuck, vorzügliche Musik und staunenswerthe Aufzüge an Kirchenfesten. Wer dort mit den Kirchenfürsten in Verbindung stand, huldigte dem Ausgewählten und Ungewöhnlichen in allen Zweigen des Genusses, auch in der Liebe, und die herrschende Ausschweifung war derart, dass die Natur nahezu von der Unnatur verdrängt ward. Zu alledem war weit mehr Geld erforderlich als der auf das Äusserste ausgesogene Kirchenstat ergeben konnte; man belegte die auswärtige Priesterschaft mit Steuern, aber auch diese reichten nicht hin, denn die Oberen waren dem hohen Beispiele gefolgt, lebten ebenso in Pracht und Üppigkeit und machten die reichen Erträge der Kirchengüter zunächst für sich selbst nutzbar. Man begann darauf die Bischofstellen unter der Hand zu verkaufen oder vor der Besetzung zu belasten, mit hohen Leibrenten zu Gunsten Hochgestellter in Rom. Alles reichte nicht aus, um die stätig steigenden Bedürfnisse des päpstlichen Fürstenhofes zu bestreiten, und man musste nothgedrungen dazu greifen, die Menge der Völker zu brandschatzen durch den Ablasshandel, den Verkauf der Sündenvergebung nach festgestellten Taxen.

Das Christenthum war in dieser Richtung weit über die Grenzen hinaus geführt worden, welche das Heidenthum jemals seinen Priesterverbänden eingeräumt hatte. Das Papstthum hatte sich auch in dieser Beziehung, wie in den meisten Äusserlichkeiten und Einrichtungen an egyptische

Vorbilder gehalten, hatte wie jene die furchtbare Waffe des Glaubens an Himmel und Hölle herausgebildet, aber ihr Gebiet nicht auf ein Volk beschränkt, sondern ausgebreitet über das gesittete, machtverleihende Europa. Alles Lebenskräftige des Heidenthumes hatte es in sich aufgenommen und fortgebildet und gegenüber standen nur zwei unscheinbare Mächte: das einfache, schöne Heidenthum in Schriften und Kunstwerken und der einfache, gewinnende Jesusglaube in den Evangelien; beide dem riesigen Papstthum gegenüberstehend, wie ehedem das Evangelium der Armen dem gewaltigen Heidenthume, aber beide ebenso übermächtig siegend über den anscheinend unbesiegbaren Feind zu Rom.

§. 208.

Der Papst Leo 10. sah 1517 sich genöthigt, auf's neue Gelder beizutreiben, um die Baukosten der grosen Peterskirche in Rom zu bestreiten, und ordnete zu dem Ende einen ausgebreiteten Ablasshandel an, vornehmlich auf die deutschen Gläubigen gerichtet.

Die Kirche hatte den Lehrsatz aufgestellt, dass der reuige Christ zur Sühne seiner Sünden gute Werke verrichten solle (§. 132), eine Ausgleichung, die von jedem Standpunkte der Beurtheilung nur gebilligt werden kann und weit höher steht als die allenthalben herrschende Ausgleichung durch Freiheit- und Geldstrafen. Eine Priesterversammlung zu Clermont (1096) bestimmte, dass eine aus Andacht und zur Befreiung der Kirche unternommene Reise nach Jerusalem als gutes Werk angerechnet werden solle; späterhin ward die Theilnahme an den Kreuzzügen oder die Ausrüstung eines Kreuzfahrers oder eine Beisteuer zu solcher als sündentilgend bezeichnet. Als nach Beendigung dieser Kriege die Muhammadaner vordrangen und selbst Italien belästigten, waren es die Beisteuern, welche zu Kriegen wider die Türken hergegeben wurden, deren Werth als gute Werke die Gläubigen antrieb, ihr Äusserstes zu leisten. Diese wurden umgewandelt in ordentliche Kriegssteuern, welche die Päpste als italienische Fürsten verwendeten, um wider christliche Fürsten und Völker Krieg zu führen, und endlich überhaupt erhoben, so oft in Rom Geldmangel eintrat, in Folge der unbändigen Verschwendung.

Der Ablasshandel war die verwerflichste Art der Beitreibung, denn er beraubte die Kirche wie das Volk. Der Besitz eines Ablasszettels überhob

den Käufer der Beichte bei seinem Beichtvater, entzog also nicht allein diesem die Gebüren, von denen er leben sollte, sondern auch den örtlichen Kirchenanstalten die Geschenke und guten Werke, welche der Beichtvater für diese erlangt haben würde. Der Ablasshandel war gleich der Ausgabe eines Kirchen-Papiergeldes gegen bare Münze, einlösbar im nachirdischen Leben, und die Ortspriester mussten es vollgültig auf Erden annehmen, während der Grundstock nach Rom wanderte.

Der Papst verpachtete den Vertrieb für das Gebiet des deutschen Reiches an den Kurfürsten zu Mainz für 300,000 Goldkronen und dieser sandte in Mittel-Deutschland einen Mönch (Tetzel) als Verkaufsreisenden umher. Der Handel rief Ärgerniss hervor, welches Tetzel noch mehrte durch lästerliches Anpreisen, und als er mit seinem wüsten Treiben in die Nähe Wittenbergs kam, trat ein Lehrer der dortigen Hochschule, Martin Luther, gegen das Unwesen auf, indem er am 31. October 1517 an die Kirchenthür 95 Streitsätze heftete, mit der Aufforderung, sie zu widerlegen. Er beschränkte sich vorzugsweise auf die Behauptung, dass der Papst keine besondere Macht besitze, um Sünden gegen Zahlung zu vergeben, dass ferner der Handel mit Ablassbriefen ein erlogener sei, um dessen Betrieb der Papst nicht wisse, dass also nur ein Unfug Tetzels und seiner Vorgesetzten vorliege, dem man entgegen treten dürfe.

Vorerst ging sein Angriff nicht weiter, allein er genügte, um allseitig den Widerstand anzuschüren, im Volke, beim Adel und mehreren Fürsten. Das Volk war empört über Tetzels Treiben, Adel und Fürsten erbost über diese Eingriffe in ihr Ausbeutungsrecht und Jedermann bereit den Priestern Schranken zu setzen. Luther war anfänglich ungeneigt, weiter zu gehen; als jedoch der päpstliche Stul durch Abgesandte seinen Widerruf oder seine Unterdrückung verlangte, steigerte sich sein Widerstand, er eiferte wider den Verderb zu Rom (den er, 1510 von seinem Orden nach Rom gesandt, kennen gelernt hatte), wider den verderblichen Reichthum und die Überhebung der anmaslichen Priesterschaft. Es waren alles fassliche, gemeinverständliche Punkte, die in allen Kreisen Widerhall fanden: das Volk war bereit, den Brandschatzungen der Priesterschaft sich zu entziehen; Adel und Fürsten sahen gern, dass die Hochfahrenden gedemüthigt wurden, und waren willig, die reichen Kirchengüter einzuziehen und unter sich zu theilen. Es lässt daraus der mächtige Schutz sich erklären, den der alleinstehende Luther genoss und der ihn wider das Schicksal seiner Vorgänger

sicherte, aber auch sein Anftreten immer weiter führte, bis er Gefahr lief nicht allein über das Papstthum, sondern auch über das Evangelium hinaus zu gerathen, in ein Gebiet, wohin seine Beschützer ihm nicht hätten folgen mögen. Zum Glücke hielt er fest am Evangelium, dessen göttlichen Ursprung die Gegner anerkennen mussten; darauf fuste er seine Angriffe und verlangte von seinen Gegnern, dass sie ihn nicht mit eigenem Machwerke, sondern mit klaren Aussprüchen der Bibel widerlegen sollten. Um diese Grundlagen allgemein bekannt zu machen, übersetzte er die Bibel und der neue Buchdruck gab das Mittel, um die Beweise aus der heiligen Schrift Jedem in die Hände zu geben und selbständig die Beweise zu prüfen, auf Grund der von beiden Parteien als Gotteswort anerkannten Bibel. Er fand dabei, sowie bei der weiteren Ausarbeitung und Befestigung seiner Lehren, die treffliche Unterstützung seiner Freunde Melanchton, Buchenhagen u. a. so dass noch vor seinem Tode (1546) der gröste Theil der Deutschen vom Papstthume sich losgesagt hatte.

Gleichzeitig mit Luther war in der nördlichen Schweiz Zwingli aufgetreten, welcher bereits 1516 als Pfarrer zu Einsiedeln wider die Wallfahrten und die Verehrung der Heiligen gepredigt hatte, der auch die Bischöfe zu Sitten und Konstanz aufgefordert hatte zur Abstellung von Missbräuchen in der Kirche und Reinigung der Glaubenslehren, und ebenso wie Luther gegen einen lästerlichen Ablasskrämer Samson aufstand, der die Schweizer brandschatzte. Seine offene Auflehnung wider das Papstthum begann er am 1. Januar 1519 beim Antritte seiner Pfarre zu Zürich und setzte sie glücklich fort wie Luther, nur unwesentlich von ihm abweichend. Er gewann seine Anhänger in der nördlichen Schweiz, sowie in Süd- und Westdeutschland und fiel in der Schlacht bei Kappel 1531 als Fahnenträger der Zürcher wider die Krieger anderer katholisch gebliebenen Kantons.

In England riss (1534) der König Henry 8. die Priesterschaft vom Papstthume los, war jedoch so fern davon Luthers oder Zwinglis Bahnen zu gehen, dass er deren Anhänger ebensowol wie die Päpstlichen mit Feuer und Schwert verfolgte; erst 1562 ward dort die evangelische Richtung herrschend. — In Spanien und Italien dagegen konnte die beginnende Auflehnung wider das Papstthum nicht durchdringen, sie ward im Keime erstickt.

Das im Laufe von 1200 Jahren, mit Aufbietung des Scharfsinnes der

gelehrtesten Männer ihrer Zeit aufgerichtete Lehrgebäude der römischen Christenheit verlor in Folge jener Reformation im Laufe von 50 Jahren so nachhaltig an Geltung, dass es seitdem stufenweise in der Rückbildung fortschreiten musste, in sich stockt und verkümmert. Manche der treugebliebenen wie der abgefallenen Fürsten, wie auch Gelehrte von beiden Seiten, versuchten es die Kluft auszufüllen, eine Wiedervereinigung herbei zu führen. Sie leiteten zu dem Ende Verhandlungen ein und drangen auf eine Kirchenversammlung, um die Kirchenlehren so zu gestalten, dass es den Evangelischen möglich gemacht werde, wieder einzutreten. Allein die römische Priesterschaft erkannte, dass solches nur zu ihrem Nachtheile ausfallen werde, denn die Kirchengüter in den evangelischen Ländern waren bereits unwiederbringlich verloren und unter den katholischen Fürsten regte sich augenscheinlich das Gelüsten, durch eine Kirchenversammlung jene evangelische Einziehung genehmigen zu lassen, um daraufhin einen Beschluss zu erzielen, der es auch ihnen möglich mache, die Kirchengüter anzutasten. Die höhere Priesterschaft fand es deshalb gerathener, den erlittenen Verlust zu verschmerzen, als ohne Aussicht auf Gewinn der Gefahr sich auszusetzen, noch mehr zu verlieren. Selbst die Bischöfe, so geneigt ihre nur in Kirchenversammlungen liegende Macht zur Beschränkung der päpstlichen Gewalt anzuwenden, erkannten das Überwiegende der allgemeinen Gefahr; sie verzichteten lieber auf fernere Kirchenversammlungen und liessen durch den Beschluss zu Trient ihre verfassungsmäsige Gewalt zu Grunde gehen, um nicht den Güterbesitz des Priesterverbandes ferneren Schmälerungen auszusetzen. Die Kirchenversammlung zu Trient (1546 bis 1563) war die letzte aller, in der das römische Lehrgebäude zum Abschlusse gebracht ward und, seitdem in Ermangelung des ferneren Ausbaues, immer rückständiger werden musste.

§. 209.

Die erste Reformation im 9. Jahrhundert (§. 194) schuf die römische Abtheilung, losgerissen von der älteren griechischen Kirche; die zweite Reformation (16. Jahrh.) schuf die evangelische Abtheilung, losgerissen aus der römischen, so dass es nunmehr drei Hauptscheidungen gab: die griechische, römische und evangelische Kirche. Jede derselben enthält eine Anzahl Unterabtheilungen, deren Bekenner von den übrigen

anerkannt oder verfolgt werden, in einzelnen Beziehungen abweichen, aber im Wesentlichen oder im Äusserlichen die Merkmale der Abtheilung tragen.

Die griechische oder morgenländische Kirche steht nicht unter einem Oberhaupte, sondern die Priesterschaften haben an verschiedenen Orten ihre Patriarchen, unter denen der russische zu Moskau und der griechische zu Konstantinopel die bedeutendsten sind. Man rechnet, dass im russischen State ungefähr 70 Unterabtheilungen (Sekten) vorhanden sind, die zur griechisch-russischen Kirche gerechnet werden: darunter Selbstverstümmeler, die sich entmannen, sobald sie einen Knaben erzeugt haben; Selbstverbrenner, die grose Brandopfer veranstalten, wobei Hunderte, in den Scheiterhaufen springend, sich opfern; Adamiten, welche hohe Feste mit paradiesischen Zuständen feiern u. s. w. In Westasien finden sich zahlreiche Unterabtheilungen der morgenländisch-griechischen Kirche, stufenweise hinabreichend vom Glauben an den vollen Inhalt der Evangelien und Kirchenbeschlüsse der ersten Jahrhunderte bis zur fast völligen Unkenntniss jener Glaubensschriften und nur im Namen des Stifters, sowie einigen Gebräuchen, die Spuren des Christenthumes an sich tragend.

Die römische Kirche steht unter einem Oberhaupte, dem Papste zu Rom, enthält aber eine Anzahl von Unterabtheilungen, die in mehr oder minder lockerem Verbande mit ihr stehen. Die nächsten sind die Jansenisten, welche sich mit Recht zu dieser Kirche rechnen, wenn sie gleich von den Päpsten zurückgewiesen werden; ferner ab sind die Armenier, deren Oberhaupt den Papst als höherstehende Spitze der Christenheit anerkennt; am weitesten stehen die unirten Griechen im Südosten des österreichischen Kaiserstates und in Russland, welche die unterscheidenden Glaubensätze der griechischen Kirche festhalten, aber dem Papstthume sich untergeordnet haben und von ihm angenommen worden sind.

Die evangelische Kirche zerfällt in mehr als 50 Unterabtheilungen, von denen keine einzige ein so entschiedenes Übergewicht besitzt, dass die übrigen als geringe erschienen, wie es bei der griechischen und römischen Kirche der Fall ist. Die freie Bibelforschung, welche von den Evangelischen erkämpft ward, hat zur ungehemmten Zersplitterung geführt, da die mannigfaltige und reichhaltige Zusammensetzung der biblischen Schriften, für die weitest auseinandergehenden Meinungen Anhalt und Beweismittel bietet, und je nachdem eine besondere Vorstellung oder Deutung Einfluss gewinnt, scheiden sich die Bekenner derselben auf Grund der Bibel

von den übrigen. An Zahl überwiegend sind die Anglikaner (englische Statskirche), Lutheraner und Reformirten; im Übrigen zersplittern sich die Evangelischen in Unterabtheilungen, die vom blindesten Glauben an Jedes, was die Bibel enthält, durch alle Stufen bis zu den Freidenkern reichen, denen die menschliche Einsicht als Grundlage des Glaubens gilt und die Bibel nur so weit, wie sie mit jener übereinstimmt.

Als die Stifter der evangelischen Kirche in ihren getrennten Abtheilungen den Papst und die Beschlüsse der Kirchenversammlungen verwarfen, um lediglich die biblischen Schriften als Richtschnur gelten zu lassen, vermogten sie nicht diese Trennung scharf durchzuführen, sondern nahmen die Auslegungen und Beschlüsse der ersten Jahrhunderte als gültig hin, so weit sie solche in Übereinstimmung mit der Bibel dachten. Sie verliessen damit den einfachen Standpunkt der Berufung auf die Bibel, nahmen Manches auf, was nicht in der Bibel stand, und liessen dagegen Anderes schwinden, was die Bibel verordnete. Sie räumten in wesentlichen Dingen den Anordnungen der ersten Jahrhunderte gröseres Gewicht ein als dem Inhalte der Bibel und brachten einen willkürlichen Abschluss des Lehrgebäudes zu Stande, indem sie über den Inhalt der Bibel hinausgehend, die Bahn des Papstthumes betraten, eine Strecke verfolgten und dann nach Gutdünken abbrachen. Es zeigt sich dieses am deutlichsten darin, dass sie die Feier des ersten Wochentages (Sonntages) beibehielten, obgleich die Bibel ausdrücklich den siebenten Wochentag (Sabbath) vorschreibt; ferner in der Beibehaltung des Glaubenssatzes der Dreieinigkeit, statt des Eingottglaubens der Apostelzeit, dem die Christen bis 325 nach Ch. G. anhingen und der erst nach heftigem Streite und blutigen Kriegen durch den Glaubenssatz der Dreieinigkeit verdrängt ward. Sie bestritten den Kirchenversammlungen die Unfehlbarkeit als Folge der Eingebungen des heiligen Geistes, obgleich sie selbst anerkennen mussten, dass nach ausdrücklichen Mittheilungen der Bibel, Jesus den heiligen Geist auf seine Jünger gelegt habe und diese den Neubekehrten dieselbe Gabe durch Händeauflegen mittheilten (§. 191); wie auch ferner nirgends berichtet sei, dass diese Verpflanzung und Ausbreitung jemals aufgehört habe und es also nicht allein möglich, sondern, auf biblischem Grunde geurtheilt, auch wahrscheinlich sei, dass eine fortgesetzte Mittheilung des heiligen Geistes durch Händeauflegen stattgefunden habe.

Das Papstthum konnte seine Abweichungen vom Inhalte der Bibel be-

gründen durch die fortgesetzten Eingebungen des heiligen Geistes, vermittelst derer das göttliche Wesen selbst die früheren göttlichen Anordnungen abgeändert habe. Die Evangelischen dagegen bestritten jene Wirksamkeit des heiligen Geistes in den Kirchenversammlungen und nahmen dennoch die Änderungen auf, welche die Menschen mit den göttlichen Anordnungen vorgenommen hatten. Sie vermogten es nicht über sich zu gewinnen, Gebräuche, Gewohnheiten und Feste aufzugeben, um auf das Evangelium zurück zu gehen und betraten deshalb das Gebiet, auf welchem das ganze römische Glaubensgebäude folgerichtig sich entwickelt hatte; um aber nicht diesen Weg fortsetzen zu müssen, blieben sie mitten in den Kirchenversammlungen stehen und machten dort den trennenden Schnitt.

Das ganze Verfahren ergab sich aus der Art des Entstehens ihres Widerstandes: Luther wie Zwingli waren gegen einen Unfug der Gegenwart (den Ablass) aufgetreten: indem sie die Form beseitigten, kamen sie dazu die Grundlage derselben, die päpstliche Sündenvergebung, zu bestreiten; dieses führte zur Bekämpfung der Obergewalt des Papstes, dann zur Verwerfung der Kirchenversammlungen, welche diese Obergewalt geschaffen hatten, bis sie von der Spitze hinunter, das ganze römische Glaubensgebäude stückweise herabgebrochen hatten. Hierauf kamen aber die Mängel der Grundlagen zu Tage, welche bis dahin der päpstliche Oberbau verdeckt hatte; sie fanden wie die ersten Kirchenväter, dass alles lückenhaft und unzusammenhängend sei, und waren dadurch wiederum gezwungen, entweder selbst die Ergänzungen vorzunehmen oder diejenigen der Kirchenversammlungen anzuerkennen. Sie erwählten letztere Aushülfe und nahmen die Beschlüsse der ersten Versammlungen so weit zur Ergänzung, bis sie nach eigener Meinung das Glaubensgebäude zu einem leidlichen Abschlusse gebracht hatten.

Luther und Zwingli konnten nicht so entschieden sein, wie ihr Vorgänger Johann von Wesel, welcher Papst, Kirche und Concilien verachtete und nur Jesus loben wollte, denn die Verhältnisse zwangen sie, ein christliches Glaubensgebäude zu schaffen, welches geschlossen sei, und da Jesu Aussprüche nur Bruchstücke lieferten, mussten sie die Ergänzungen irgend woher nehmen; die Willkür ward ihnen Gesetz. Daraus erwuchs aber sofort neuer und endloser Zwiespalt, denn die Evangelien und Aussprüche der Kirchenväter stehen nicht in zweifelloser Übereinstimmung: Luther stritt mit Zwingli über die Deutung des Abendmahles, Calvin stritt über

die Gnadenwahl, das englische Glaubensbekenntniss weicht von allen dreien ab; kleinere Sekten erhoben andere Theile zu Streitsätzen und jede Partei beschränkte sich nicht darauf, die Bibel zur Grundlage ihrer Meinungen zu nehmen, sondern auch die Kirchenväter und Concilienbeschlüsse zum Beweise aufzuführen, je nachdem die Streiter von den Lehrsätzen der verlassenen römischen Kirche noch erfüllt waren. Die Beweise der Stammkirche, welche man bekämpfte, rief man im gegenseitigen Streite zur Hülfe, und da keine Einigung erzielt werden konnte, suchte fast jede Partei dort, wo sie zur Herrschaft gelangte, die andere als falschgläubig und irrelehrend zu unterdrücken.

§. 210.

Das Papstthum nach der Reformation versuchte eine Verbesserung der blosgelegten und erkannten Schäden, aber vergebens, denn das Glaubensgebäude war mit allen seinen Schwächen so eng verbunden, dass jede eingreifende Veränderung das Ganze zerstört haben würde. Wie Luther nnd Zwingli gezwungen worden waren, schrittweise den Abbruch fortzusetzen, nachdem sie damit begonnen hatten, so würde auch die römische Priesterschaft eine Lehre nach der anderen haben schwinden lassen müssen, wenn sie eingeräumt hätte, dass irgend ein Glaubenstheil entbehrt werden könne. Das Ganze war keine willkürliche Anhäufung von Sätzen, sondern ein gegliederter, im Laufe der Jahrhunderte höher entwickelter Bau, aus dem man nicht beliebig Theile fortnehmen konnte, ohne den Zusammenhang des Ganzen zu gefährden. Durch Fortsetznng des Ausbaues hätte sich Manches ändern lassen und lag die Befugniss dazu in dem fortgehenden Wirken des heiligen Geistes durch die Kirchenversammlungen; allein die Bischöfe, welche am stärksten durch Abhalten derselben bevortheilt werden konnten, verzichteten aus allgemeinen Gründen auf diese Machtbefugnisse und brachten das Glaubensgebäude zum Abschlusse. Weiter fortbilden wollte man nicht, fallen lassen noch weniger und so fand es der Priesterverband rathsam, jede Veränderung an sich herankommen nnd sich aufzwingen zu lassen, wie es seitdem wiederholt geschehen ist. „Wir können nicht“ (non possumus) ward ihre Antwort, so oft auf Verbesserungen gedrungen ward.

Wie eng im Papstthume jeder Theil zum Ganzen gehört und jede

Veränderung tief eingreift, erweist am stärksten der Ablasshandel. Nicht allein, dass dieser Unfug den Anlass zur Spaltung gab, sondern seine nothgedrungene Abschaffung, von der man nur Günstiges hätte erwarten sollen, zerrüttete das Papstthum vollends. Die Päpste hatten lediglich zum Handel greifen müssen, um ihren Geldverlegenheiten abzuhelfen. Als nun durch die Reformation grose Gebiete ihrer Gläubigen und Zahlenden abfielen, auch die Treugebliebenen fernerhin nicht durch Ablass zu erhöheten Beisteuern angehalten werden durften, wurden den Päpsten so sehr die Geldmittel verkürzt, dass sie in ernstliche Verlegenheiten geriethen und in zunehmende Abhängigkeit von den Fürsten. Die Geldverlegenheiten der Päpste waren im Laufe der Zeit gewachsen: einerseits weil der Kirchenstat zu klein ist, um irgend einen fürstlichen Hofhalt ersten Ranges zu unterhalten, noch weniger um kostspielige Kriege zu führen, riesige Bauten und Denkmäler zu bestreiten und fürstliche Familien zu bereichern; andrerseits weil die meisten Päpste nicht genügende Kenntniss der Statsverwaltung besasen und selbst manche der fähigsten Kirchenhäupter gänzlich ungeeignet zur Verwaltung der Einnahmen waren, geschweige der viel gröseren Zahl derer, welche durch Verschwendung das Erworbene ihrer Vorgänger verbrachten und dazu noch den künftigen Erwerb ihrer Nachfolger vorweg ausgaben.

Jemehr die ausländischen Quellen versiegten, von evangelischen Fürsten versperrt, von katholischen gehemmt, desto mehr ward der schon vordem ausgesogene Kirchenstat wieder in Anspruch genommen. Die Bewohner wurden gepresst, so unverhältnissmäsig und ungestüm, dass der Kirchenstat verarmte und bis zur Gegenwart zu den übelstverwalteten Staten Europas gehört, in welcher die Unkenntniss sich selbst die Quellen verstopft. Papst Paul 3. hatte die Städte des Kirchenstates belagern und erstürmen lassen, wenn sie auf Grund ihrer Privilegien seine willkürlichen Steuersätze nicht zahlen wollten; andere Päpste gewährten gegen Kaufsummen besondere Privilegien und Steuerfreiheiten zum Nachtheile ihrer Nachfolger, welche alsdann das Erkaufte ungültig erklärten, weil sie die Einnahme nicht entbehren wollten. Es ward Gebrauch, die Ämter zu verkaufen, die Einnahmen derselben auf eine Reihe von Jahren im Voraus für eine Kaufsumme zu überlassen, ohne Rücksicht darauf, ob der Käufer zu den Ämtern sich eignete. Da solchergestalt der Statskasse die jährlichen Gefälle entgingen, wurden unausgesetzt neue Ämter mit neuer Sportelein-

nahme geschaffen, lediglich um sie verkaufen zu können. Papst Innocenz 8., der in solche Geldverlegenheit gerieth, dass er die päpstliche dreifache Krone verpfänden musste, stiftete ein Collegium von 26 Sekretarien, deren Einnahmen auf Zeitlebens er für 60,000 Scudi verkaufte. Alexander 6. ernannte zu demselben Zwecke 80 Schreiber für seinen Briefwechsel und Julius 2. stellte 100 Schreiber im Archive an. Leo 10. hatte so viel Geld verbraucht, dass man sagte, er habe drei Papstthümer vergeudet: den Schatz des Vorgängers, die Einkünfte der Gegenwart und, in der geschaffenen Schuldenlast, die Erträge der Zukunft; er errichtete 1200 neue Ämter zum Verkaufe.

Die eingehenden Gelder verschwanden um so rascher, als die Päpste bedacht waren, durch Schenkungen ihre Familien zu bereichern: denn da ihnen keine Söhne in der Herrschaft folgten: so glaubten sie das Land nicht schonen zu müssen, sondern die vorübergehende kurze Frist ihrer Macht benutzen zu dürfen, um ihre Familien zum Glanze zu erheben. Jeder Papst stattete seine Familie mit einträglichen Ämtern aus bis zu 100,000 Scudi jährlich, und da es zu diesem Ende gebräuchlich ward, beim Antritte der Papstwürde die einträglichsten Ämter durch Absetzung zu erledigen, so bemühete sich jeder Inhaber eines Amtes die ihm verliehene Frist thunlichst auszunutzen, durch jedes erdenkliche Mittel seinen Reichthum zu mehren, wozu er unter dem Schutze seines Papstes greifen durfte, da die Vorgänger ebenso verfahren waren und sie also keine Neuerung einführten, die der Papst hätte verbieten müssen. Urban 8., aus dem Hause der Barberini, soll während seiner Herrschaft (1623—1644) seiner Familie 105 Millionen Scudi zugewendet haben, und als Bedenken über diese Befugniss der Päpste erhoben wurden, gaben die gelehrten Theologen ihr Gutachten dahin ab, dass den Päpsten als Statthaltern Christi die unbedingte Verfügung über alles Eigenthum der Kirche zustehe. Da die Inhaber aller Ämter danach strebten ihren Kaufpreis ehemöglichst zurück zu erlangen oder, wenn das Amt geschenkt war, die Frist bis zur bevorstehenden Absetzung beim Tode des Papstes bestens auszunutzen: so herrschte allenthalben Bestechlichkeit und weder von den richterlichen noch von den verwaltenden Beamten war etwas zu erlangen ohne Geschenke. Die Rechtspflege ward käuflich, den Richtern wurden die Urtheile von oben her vorgeschrieben; sie klagten selbst darüber, dass die Rechtspflege Gewalt erleide, aber gehorchten. Ämter wurden verschafft gegen monatlichen

Tribut, den der Unterhändler empfing und mit Höherstehenden theilen musste. Im 17. Jahrh. belastete man alle Pfründen, die der Papst verlieh, mit jährlichen Renten, die ihm gezahlt werden mussten oder einem Mitgliede der höheren Verwaltung, und in Folge dessen blieben z. B. dem Bischofe von Urbino aus dem reichen Amte nur 60 Scudi übrig und den Bischofsitz zu Ankona wollte Niemand übernehmen, weil die Rentenlast so hoch war, dass sie dem Inhaber und Mühewalter nichts übrigliess. In Neapel waren 1667 nach und nach 28 Bischöfe und Erzbischöfe abgesetzt worden, weil sie die Rente nicht zahlten, und dieses Übel erstreckte sich sogar über die Pfarren: gute Pfarrer wurden abgesetzt, um schlechten Raum zu geben, welche höhere Renten zahlten, die sie alsdann unter jeglichem Vorwande von ihren Beichtkindern einzutreiben suchten. Dem Papste Alexander 7. schrieb der Kardinal Sacchetti vom Todbette: „Heiligster Vater, die Völker des Kirchenstates haben Leiden zu tragen, schlimmer als die der Hebräer in Egypten; sie werden unmenschlicher behandelt als die Sklaven in Syrien und Afrika. Wer kann ohne Thränen daran denken?"

§. 211.

Der Verfall des Papstthumes schritt unaufhaltsam fort: im Inneren sank es in Verwirrung, nach Aussen in Unmacht. Unter den Fürsten Europas konnten die Päpste nicht länger die hohe Stellung einnehmen wie früher, denn die evangelischen Mächte, Schweden, Holland und England erlangten das Übergewicht und auch die katholischen Fürsten waren nicht länger so demuthsvoll wie früher, sondern bedrängten den Papst, so oft er in den wiederkehrenden Streitigkeiten zwischen den katholischen Fürsten Deutschlands, Frankreichs und Spaniens Partei ergriff. Zwischen dem Papste und dem katholisch gebliebenen deutschen Kaiser war die Spannung gros und diese kam zur Zeit der Reformation den evangelischen Fürsten sehr zu statten. Der Kaiser schonte sie, weil es ihm lieb war, dass der Papst gezwungen blieb, seine Hülfe anzurufen zur Unterdrückung der Ketzerei, und dadurch sich abhängig machen musste vom kaiserlichen guten Willen. Der Papst mogte aber ebenso wenig die schleunige Unterdrückung der Evangelischen wünschen, weil es ihm zum Vortheile gereichte, wenn der Kaiser in Deutschland beschäftigt blieb und

dadurch verhindert wurde, den Papst zu drücken. Als 1631 der Kaiser den Papst bedrohete, ward dieser dem evangelischen Schwedenkönige Gustav Adolf günstig gestimmt und wollte ihn stützen; der päpstliche Gesandte in Paris schwieg auch dazu, als späterhin das katholische Frankreich mit evangelischen Mächten (Holland, Schweden u. a.) sich verbündete, um den katholischen Kaiser zu bekämpfen und den katholischen Glauben zurück zu drängen. Als der Kaiser des Papstes Hülfe verlangte, schlug dieser sie ab, unter dem Vorgeben, dass dieser Krieg zwischen weltlichen Mächten mit der Kirche nicht in Verbindung stehe. Wie das katholische Frankreich im Bunde mit evangelischen Völkern wider den katholischen Kaiser von Deutschland, so stand das erzkatholische Spanien im heimlichen Bunde mit den evangelischen Hugenotten in Frankreich wider ihren katholischen König und die Päpste nahmen Partei, je nachdem ihr Vortheil als italienische Fürsten es bedingte, nicht wie es der Kirche diente; sie handelten wiederholt zu Gunsten der Evangelischen, wider die Katholiken und wider Diejenigen, welche für den katholischen Glauben fochten.

Die Übel wuchsen zusehends: Der Kirchenstat zerrüttet, der Papst machtlos, wider den Vortheil der Kirche Ränke spinnend und zerfallen mit den Hauptmächten der römischen Christenheit; die hohen Ämter des Priesterverbandes in den Händen von Männern, denen ihre Familie oder ihre Geldmittel dazu verholfen hatten; die höheren Stufen der Priesterschaft dem Volke verschlossen, aus dessen Mitte die Schöpfer und Zierden der päpstlichen Macht hervorgegangen waren; Habgier, Niedertracht und Unmacht auf allen Wegen, so dass das Papstthum unausgesetzt dem Untergange zueilte, nicht allein durch Ausbreitung und Machtzunahme der evangelischen, sondern auch durch Einbuse des Einflusses auf die katholischen Mächte.

§. 212.

Vorübergehend erholte sich das Papstthum noch einmal zu neuem Glanze, um dann um so tiefer der Rückbildung zu verfallen. Es erwuchs ihm nämlich eine Hülfe in dem neu entstandenen Verbande der **Jesuiten**, die den Kampf wider die Ausbreitung der Evangelischen aufnahmen und rasch zu glänzenden Erfolgen gelangten.

Ihr Verband ward gestiftet von einem Spanier, Ignaz von Loyola

(1491—1556), welcher aus dem Kriegsleben übergehend zu dem eines Büsers, eine Gesellschaft von werkthätigen Mönchen schuf, die bald an Einfluss zunehmend, ihr Wirken zu Gunsten des römischen Glaubens nach allen Richtungen erstreckte. Frei von der Rückbildung, der das gealterte Papstthum verfallen war, entfaltete sich die Gesellschaft mit Jugendkraft in Jugendfülle; frei von angesammelten Reichthümern konnte sie ihren Mitgliedern nur Mühen in Aussicht stellen und blieb deshalb verschont von Denen, welche Wohlleben suchten, ward dagegen aus Solchen zusammen gesetzt, die im glühenden Eifer für den Glauben den Ersatz fanden für die zu übernehmenden, mühsamen Obliegenheiten. Es war eine Wiederbelebung desselben furchtlosen und uneigennützigen Eifers, dem das Urchristenthum seine Unüberwindlichkeit verdankt hatte, eine Auffrischung des im römischen Glauben vorhandenen, aber unter Reichthum und Verknöcherung schlummernden Lebens. Glaubenseifrige, gewandte und aufopferungsfähige Männer traten zusammen, um die zurückweichende Kirche zu neuen Siegen zu führen. Der Orden ward 1540 vom Papste Paul 3. bestätigt; Ignaz, General desselben, nannte ihn, einer Offenbarung gehorchend, die Gesellschaft Jesu, der er zunächst Glaubensübungen zur Lebensaufgabe machte.

Sein Nachfolger Lainez führte den Verband über diese engen Schranken hinaus und stellte die Mitglieder den Päpsten zur unbeschränkten Verfügung, um in jeder diensamen Richtung für den Glauben verwendet zu werden. Die Päpste räumten dafür grose Vorrechte ein, gaben ihnen die Befugnisse der Bettelmönche und Priester, befreiten sie mit ihren Gütern von jeder bischöflichen und weltlichen Gerichtsbarkeit, so dass sie nur ihren Ordensoberen und dem Papste unterstanden. Sie durften allenthalben Priesterhandlungen jeder Art verrichten, bei Menschen aller Stände, selbst während eines Interdiktes, also zu Zeiten wann es allen anderen Priestern untersagt war; sie durften mit wenigen Ausnahmen von allen Sünden und Kirchenstrafen erlösen, Gelübde der Reuigen in andere gute Werke umwandeln, d. h. die von den Priestern auferlegten gute Werke für sich nutzbar machen; sie durften überall Kirchen und Güter erwerben, Ordenshäuser stiften und kirchliche Gebräuche bei Seite setzen. Der Orden war sonach von allen Hemmungen befreit, welche die bestehende Priesterschaft lähmten, ward sogar auf Unkosten der Priesterschaft erhoben, in deren Pflichtgebiet er ohne Weiteres eingreifen durfte und, mit gröserer Macht-

fülle begabt, die einträglichsten Obliegenheiten an sich reissen konnte. Von groser Klugheit geleitet, erkannten die Leiter des Ordens das Gebrechen der Priesterschaft und die Ursache der grosen Schwäche in der Unbeholfenheit und Verknöcherung des ganzen Verbandes; sie vermieden diese in ihrem Orden, indem sie ihn gelenk und beweglich in allen Theilen erhielten. Niemand hatte eine bleibende Stellung, in der er sich festsetzen und verknöchern konnte, ausgenommen wenige der Oberen; jeder musste gefasst sein, auf den ersten Wink zu gehen, wohin es verlangt werde, und jeder Aufgabe sich zu widmen, sobald sie ihm vorgeschrieben ward. Zu Mitgliedern und Oberen wählte man die fähigsten Männer, ohne Rücksicht auf Geburt und äussere Verhältnisse; sie wurden im weiteren Verlaufe schon als Jünglinge aufgenommen und vorgebildet, aber erst nach langer Lehrzeit und wiederholten Prüfungen als Mitglieder zugelassen und ohne eigene Wahl denjenigen Fächern zugetheilt, zu denen ihre Vorgesetzten sie geeignet erkannten. Zeitlebens unter gegenseitiger Aufsicht und Bewachung stehend, konnte keine Erschlaffung unbemerkt eintreten; jedes Mitglied musste sich unausgesetzt zusammen nehmen, damit nicht sein Wächter Unvortheilhaftes über ihn berichte; stets gespornt und sich anstrengend, entwickelte sich Jeder, soweit seine Fähigkeiten sich fortbilden liessen, und die stete Überwachung zwang Jeden zu einer Selbstbeherrschung, die es möglich machte, unter allen Umständen milde und freundlich zu sein oder zu scheinen und niemals durch Leidenschaften sich zwingen zu lassen, die gebürende Vorsicht aus den Augen zu setzen. In der Erfüllung ihrer Pflichten waren sie nicht an starre Vorschriften gebunden, sondern hatten vor allem dahin zu streben, die gesetzte Aufgabe mit allen Kräften zu verfolgen und so zu erfüllen, wie sie dem Ordenverbande den grösten Nutzen bringe. Es war ihnen kein zweckdienliches Mittel untersagt, sofern es ohne Benachtheiligung des Ansehens angewendet werden konnte; sie durften sich über die Vorschriften der Kirche hinwegsetzen, in die Befugnisse der Priester eingreifen, selbst Sünden begehen zur gröseren Ehre Gottes, wenn sie nur vor ihren Oberen sich rechtfertigen konnten durch den Erfolg. Der Verband erstreckte seine Thätigkeit nach allen Richtungen und führte die gröstmögliche Theilung der Arbeit ein, um jedem Mitgliede diejenige Stellung anzuweisen, zu der seine Fähigkeiten ihn besonders geeignet machten.

Die Hauptzweige seiner Thätigkeit waren: die Ausbreitung des Glau-

bens unter allen Nichtkatholiken der ganzen Erde und der höhere Unterricht bei allen katholischen Völkern. Darin konnten sowol die unstäten wie die ruhigen Mitglieder geeignete Verwendung finden, erstere als Missionäre, letztere als sesshafte Lehrer, und da das Gebiet der Wirksamkeit alle Völker und Lebenskreise der ganzen Erde einschloss, so war Raum für alle vorhanden. Ausserdem suchten sie als Beichtväter der Fürsten und einflussreichen Männer zu wirken, das Übergewicht zu erlangen im unermesslichen Reiche der Furcht und Hoffnungen, denen Jene folgen wie jeder andere Gläubige; sie liessen sich nebenher als Geldmänner ein auf Unternehmungen jeder Art, um auch in diesem Bereiche die Mittel der Macht zu mehren. Um den höheren Unterricht zu lenken, gründeten sie in allen katholischen Ländern die besten Erziehungsanstalten für die fähigsten Söhne aller Stände; sie huldigten nicht dem Grundsatze der meisten Priester, dass Unterricht dem Glauben schade und ein Unwissender der gläubigste Christ sei, sondern sie stellten sich das Ziel, allen Wissenschaften eine christliche Form zu geben, um sie als Stützen des Glaubens zu verwenden. In ihren Schulen überwog allerdings der Adel und die Vornehmen, weil sie am besten zahlten und, unter Leitung der Jesuiten in ihren Vorstellungen erzogen, dem Verbande vom grösten Nutzen sein konnten; die Begabten der anderen Stände wurden aber dieserhalb weder vernachlässigt, noch zurückgesetzt. Nächstdem brachte der Orden seine Mitglieder in den Besitz der Lehrstüle an den vorzüglichsten katholischen Hochschulen, wozu sie vor allen Anderen befähigt wurden durch die ausgezeichnete Erziehung, welche der Orden seinen Mitgliedern widmete, durch die grose Auswahl, welche der zahlreiche Verband besas, sowie die Strenge und Sorgfalt seiner Leitung. Alle Zweige des Wissens wurden im Orden gepflegt, der unter seinen Mitgliedern nicht allein eine grose Zahl von Theologen, Kirchenlehrern und Philosophen, sondern eine Reihe berühmter Männer in allen Fächern aufzuweisen hat, sowol Chemiker, Botaniker, Astronomen, Mathematiker, wie auch Dichter, Geschichtschreiber, Übersetzer, Alterthumsforscher, selbst Zeitungsschreiber, Architekten, Maler und Bildhauer. Der Ordensverband konnte den fähigen Männern aller Völker und Stände den Eintritt eröffnen und empfing einen so reichlichen Zudrang, dass er aus der übergrosen Zahl nur die begabtesten und einflussreichsten Männer auswählen durfte, um reichlich versehen zu werden.

So vereinigten sich alle Mittel, welche geeignet waren, um den Verband mächtig im Inneren und einflussreich nach aussen zu gestalten, und da sein ganzes Wirken auf die Ausbreitung des römischen Glaubens gerichtet war: so konnte es nicht fehlen, dass in seiner Hand die Kirche aus ihrer Erstarrung zur neuen Blüte erhoben ward. Die Jesuiten verwendeten in der Erziehung ihrer Mitglieder ungewöhnliche Sorgfalt auf die Ausbildung der Rednergaben; nirgends ausserhalb des Ordens werden diese Fähigkeiten so sehr gepflegt, und da die Wahl des Faches nicht der Willkür des Einzelnen überlassen ist, sondern durch kundige Obere geschieht, deren Urtheil nicht durch Selbstgenügsamkeit oder Eitelkeit irre geleitet wird wie das Selbsturtheil des Einzelnen, auch dabei den Oberen die grose Zahl aller heranwachsenden Mitglieder zur Auswahl stand: so ward es ihnen möglich, allenthalben, wo es der Rede bedurfte, vorzügliche Redner aufzustellen. Auf diesem Felde traten sie den evangelischen Predigern gegenüber, die bisher ihr Übergewicht der Rede am wirksamsten hatten verwenden können, indem sie dem Volke in seiner Landessprache die Bibel (Gottes Wort) erläuterten, den Verstand der Zuhörer anriefen zum Schiedsrichter zwischen den Worten der Bibel und den Lehren der katholischen Priester; Letztere dagegen hatten sich darauf beschränken müssen unbedingtes Glauben zu verlangen, wozu die Gemeinden aber minder bereit waren, seitdem die evangelischen Prediger sie zum eigenen Urtheile aufgerufen hatten. Die Jesuiten verliessen das beschränkte Gebiet der Priesterschaft, traten den evangelischen Predigern entgegen mit überlegener Rednergabe, gröserer Gewandheit und vielseitiger Thätigkeit; sie boten den Zuhörern nicht trockene Reden in schmucklosen Räumen bei schleppenden Gesängen, sondern einen künstlerisch geordneten Kirchendienst und gewinnende Beweisführungen, die von solchen christlichen Lehrsätzen ausgehend, die auch von den Evangelischen anerkannt werden mussten, mittelst gewandter, wenn auch gewagter Schlüsse, die Überzeugung in die katholischen Bahnen lenkten, was um so leichter ausführbar war, als das römische Glaubensgebäude weit folgerichtiger entwickelt worden ist und seine Lehrsätze im engeren Zusammenhange stehen. Sie hatten überdies den grosen Vorzug, den Glauben so sehr verflüssigen zu können, dass er nach allen Seiten reizte. Während die evangelischen Glaubensgebäude und Priester in Verknöcherung und Farblosigkeit erstarrten, sich zankten über unverständliche Wortbezeichnungen oder anerkannte Glaubensgeheimnisse, entwickelten die

Jesuiten den römischen Glauben zu beweglichen und kunstreichen Gestaltungen, derartig, dass sie nur mit Erfolg bekämpft werden konnten, wenn man die Grundlehren anfocht, welche auch im evangelischen Glauben liegen, also von einem Boden aus, den die evangelischen Priester nicht benutzen durften.

Die Wirksamkeit der Jesuiten ward schnell ausgebreitet: an fast allen einflussreichen Stellen wurden sie Beichtväter, Rathgeber und Statenlenker; die meisten Hochschulen der Katholiken waren von ihnen besetzt, die jedem Zweige des Unterrichtes, bei möglichst zweckmäsiger sachlicher Entwicklung, das Gepräge des römischen Glaubens gaben. In jedem katholischen Lande hatten sie die Erziehung der Vornehmen und Einflussreichen in ihren Händen; in jeder Kirche, auf jeder Kanzel, in jedem Beichtstule im weiten Gebiete des Papstthumes durften sie an die Stelle des Priesters treten, um nach Gutdünken für den Glauben zu wirken. Ihre Glaubensprediger verbreiteten sich über die ganze Erde: jedes evangelische Volk ward heimlich oder öffentlich von ihnen durchzogen, erforscht und bearbeitet; ihre Klugheit und Gewandheit machten sie siegreich. Da mit der Glaubensspaltung die aufgeregten Völker auch ihren Obrigkeiten und Fürsten gegenüber schwieriger wurden, die Sätze und Lehren des neuerlangten Evangeliums auch wider andere Missbräuche geltend machten: so gelang es den Jesuiten um so leichter, Diejenigen für sich zu gewinnen, welche durch die zunehmende Bewegung bedroht wurden, zum Theile die Bewegung gern gefördert hatten, so lange sie gegen die Priesterschaft gerichtet war, aber sofort sie verliessen oder gar wider dieselbe sich kehrten, als sie im weiteren Verlaufe auch wider ihre unrechtmäsigen Vortheile sich wendete.

Warum die Jesuiten zunächst sich bemüheten und was sie mit aller Anstrengung ermöglichten, war die Hemmung des Ausbreitens der evangelischen Bewegung an denjenigen Stellen, wo sie noch nicht übermächtig geworden war. Als ihnen gelang, sie dort zum Stillstande zu bringen, schritten sie dazu der evangelischen Minderzahl allenthalben, wo sie nicht zu fürchten war, jede Machtstellung und Gleichberechtigung zu entziehen, um den schwachen oder nach äusserer Geltung verlangenden Mitgliedern den neuen Glauben zu verleiden. Dabei suchten sie den Katholiken unter evangelischen Völkern ihre Machtstellung und Gleichberechtigung zu wahren oder zu erkämpfen, und als die Friedensschlüsse den Grundsatz

feststellten, dass jeder Landesfürst in seinem Gebiete seinen eigenen Glauben als den allein berechtigten geltend machen dürfe, drangen sie einerseits in die katholischen Fürsten, alle evangelischen Unterthanen zu bezwingen oder auszutreiben, und suchten andrerseits evangelische Fürsten zum römischen Glauben zu bekehren, um durch sie denselben herrschend zu machen über die Unterthanen. Die katholischen Fürsten und Priester stellten sich immer mehr unter die Leitung des Ordens, der ungehemmt durch starre Vorschriften, in allen Formen und Gestalten sich bewegen durfte, Priester und Nichtpriester zu seinem Verbande zuliess, in allen Ländern und in allen Kreisen seine Mitglieder hatte, welche gekannt wie ungekannt, öffentlich oder geheim in seinem Dienste thätig waren und durch seine übermächtige Verbreitung, seine reissend zunehmenden Mittel in den Stand gesetzt ward, zu vollbringen, was keinem Anderen, weder den Päpsten noch den Kaisern gelingen wollte. Seine Erfolge zwangen Jeden zu der Anerkennung, das der Jesuitenorden alle übertreffe, und führte ihm die tüchtigsten Männer der katholischen Völker und Lebenskreise zu, welche sich angezogen fühlten von einem Verbande, der jedem Begabten ein so weites und ergiebiges Feld der Wirksamkeit eröffnete. Jeder Neigung oder Leidenschaft, jedem Wunsche und Gelüsten konnte der weitreichende Verband seine Befriedigung verschaffen und that es auch ohne Bedenken, sobald es dem Orden, dem Glauben dienen konnte; er wirkte allenthalben, in der Kirche wie im Statsrathe, in den Vorzimmern der Mächtigen wie am Krankenbette der Armen, auf dem Schlachtfelde, in Gefängnissen und Krankenhäusern, im Schose der Familien und im Beichtstule, wie auf offener Strase, denn kein einziger Ort war zu vornehm, den nicht seine auserwählten, geschmeidigen Mitglieder betreten durften, und auch kein Ort zu niedrig, zu verborgen oder zu entlegen, um nicht von seinen unscheinbaren Mitgliedern besucht und für den Glauben bearbeitet zu werden. Ihre Missionen spannten ein Netz von Unterrichts-Anstalten über alle Erdtheile, wobei sie, verständiger als die evangelischen Missionäre älterer und neuerer Zeit, nicht darauf sich beschränkten, den rückständigen Völkern unverstandene und unverständliche Glaubensgeheimnisse zu predigen, sondern die gesammte Erziehung derselben für alt und jung unter ihre Pflege nahmen; sie leiteten die kindlichen Völker auf allen Lebenswegen und wurden ihre Wohlthäter, indem sie durch väterliche Fürsorge die Geschicke der Sorglosen lenkten. Sie gewöhnten sie allmälig an die äusserlichen Gebräuche des Christen-

thumes, schieden fast unvermerkt alles Heidnische aus oder wandelten es in der Art um, dass der Verlust des Alten als ein Gewinn erschien; sie führten die Bequemlichkeit des Friedens ein, brachten die Unstäten zur geregelten Arbeit und Ansiedlung und erwarben sich durch Milde, Demuth und kluge Sorgfalt die kindliche Liebe und Anhänglichkeit der bekehrten Völker, wie sie andererseits durch kluge Benutzung ihrer Arbeitskräfte dem Orden grose Reichthümer zuführten. Wo die Jesuiten wirkten, wurden die Rückständigen weniger mit Glaubensgeheimnissen belästigt, aber desto mehr kamen Ruhe und Wohlstand zur Herrschaft; es fand eine stufenweise Fortbildung der Menschen statt, deren Gelingen in richtiger Weise gesichert ward. Die vorzüglichen Einrichtungen, welche der Orden zum Zwecke der Arbeittheilung getroffen hatte, bewährten sich auch auf diesem Felde: ihre Glaubensprediger unter den entlegensten und rückständigsten Völkern waren bei aller Verschiedenheit ebenso zweckmäsig ausgewählt wie die anderen Brüder, welche im Glanze der Höfe wirkten oder diejenigen, welche die evangelischen Völker Europas unter allerlei Masken durchstreiften. Ihre Heidenmissionäre waren bewunderungswürdige Muster ihrer Art, von Eifer beseelt, nie schlaff oder erkaltend, sondern mit unermüdlicher Standhaftigkeit den grenzenlosen Mühen und Gefahren Trotz bietend. Losgerissen von allen Wünschen und Bequemlichkeiten der Heimat, bereit zu gehen, wohin das Gebot der Oberen ihn senden möge, erfüllte der Jesuit seine Aufgabe, vertrauend der Weisheit Derer, die ihn erwählten, und ebenso bereit zu jeder anderen Aufgabe über zu gehen, sobald dieselbe höhere Weisheit ihn dazu berufe. Nirgends hatte er eine sichere Ruhestätte, es sei denn das Grab; wenn gewählt und befohlen, musste er sich zutrauen, gleich geschickt zu sein für die Einsamkeit, wie für das öffentliche Treiben, in der Stille zu arbeiten an seiner eigenen Gläubigkeit, oder in vielseitiger, geräuschvoller Thätigkeit als hervorleuchtendes Beispiel zu glänzen; zufrieden in der Abgeschiedenheit, bescheiden und klug im Geräusche der Welt, stets gehorsam den Oberen, durften nicht seine Wünsche und Neigungen ihn beherrschen, sondern lediglich die Rücksicht auf den Vortheil des Verbandes.

Mit solchen Mitteln konnte der Orden Ungewöhnliches leisten und erreichen. Die Jesuiten durchzogen das ganze katholische Amerika lehrend und lenkend; den Huronen Kanadas wie den Indianer Kaliforniens führten sie auf die Bahn der Gesittung; die Urvölker in Mexiko, Mittel- und Süd-

Amerika nahmen sie unter ihre Leitung, wurden ihre väterlichen Wohlthäter; in Afrika drangen sie vor, gleichzeitig vom Westen und Osten aus den spanischen und portugiesischen Küsten-Ansiedelungen, unter Negern, Kaffern und Äthiopen das Evangelium vom gekreuzigten Gottessohne verkündend; Ostindien, China, Japan und Tibet wurden die Reiche ihres Wirkens, und tief in Mittelasien zum Hauptsitze des Lamaismus (des Buddhaglaubens) drangen sie vor, allenthalben die Formen und das Betragen wählend, welche ihren Einfluss begründen und mehren konnten. Die Folge war, dass der Orden mit reissender Gewalt sich ausbreitete, das katholische Glaubensgebiet überragend und beherrschend. Bereits 1618 zählte er 13,112 Mitglieder in 32 Provinzen, in welche alle Länder und Völker der Erde eingetheilt waren. Im 30jährigen Kriege entwickelten sie ungewöhnliche Geschicklichkeit, hielten die eifersüchtigen katholischen Mächte vereint und lenkten ihre Beschlüsse: es war ein Jesuit Lamormain, Beichtvater des deutschen Kaisers, mächtig genug, um Wallenstein zu stürzen. In Frankreich lenkten sie die Masnahmen wider die Hugenotten, deren Folge die spätere gänzliche Unterdrückung derselben war. In Spanien und Portugal war ihr Einfluss übermächtig, denn man erkannte in ihnen die geeignetsten Werkzeuge zur Erhaltung und Ausdehnung der Colonien: der Jesuit ging voran und bereitete die Wege dem nachfolgenden Soldaten. Der Orden konnte mit Stolz auf seine beispiellose Machtentfaltung blicken und durfte zur Zeit seiner höchsten Blüte behaupten, dass es keine Macht auf Erden gebe, die ihm an Gröse und Tiefe gleichkomme, denn selbst das Papstthum im Gefühle seiner fortschreitenden Rückbildung war schwach und begab sich in den Schutz seines jüngsten Gehülfen, dem es zutrauensvoll überliess, den verlorenen Glanz zurück zu bringen.

§. 213.

Die reissenden Fortschritte führten sehr rasch zum Gipfel der dem Verbande innewohnenden Fortbildung. Nur zu bald schlich sich die Rückbildung des Jesuiten-Ordens ein; es griffen Schwäche und Zerrüttung um sich, denn der beispiellos schnell und üppig emporgeschossene Baum hatte nicht Festigkeit genug erlangt, um den einbrechenden Stürmen zu widerstehen; er stürzte zusammen.

Der eingreifendste Nachtheil traf den Orden in seinen Oberhäuptern.

Dem Ordens-General stand ein hoher Rath (General-Congregation) zur Seite, wie dem Papste das Kardinals-Collegium; ausserdem war dem Generale ein völlig unabhängiger Mahner (Monitor) beigesellt, der ihn gleich seinem Gewissen zu überwachen und zu mahnen hatte an seine Pflichten: zudem standen fünf Geheimräthe zu seiner Verfügung, je einer aus den Hauptvölkern der Italiener, Deutschen, Franzosen, Spanier und Portugiesen. Je mehr der Orden an Wohlstand und Geltung zunahm, desto mehr drängten sich die Vornehmen in die Oberleitung; die Mühen der unteren Rangstufen, wie die Entsagung und Selbstverleugnung im Beginne der Ordensausbreitung hatten sie nicht gelockt, aber das nunmehrige Auftreten an den Höfen, die bevorzugte Geltung im Kreise der Priesterschaft, wie in der höheren Gesellschaft, die unbeschränkte Nachsicht des Ordens gegen Irrthümer seiner Mitglieder, sofern sie dem Orden nicht schadeten, führten die Söhne der Angesehenen dem Verbande zu, dessen Oberleiter einen derartigen Zuwachs an äusserem Ansehen vorzugsweise gern sahen. Ein doppelter Nachtheil erwuchs daraus: es ward wichtiger von vornehmer Herkunft zu sein als von hoher Begabung, und je mehr die Gewohnheiten der Wohlhabenden im Orden zur Macht gelangten, desto mehr entfernten sich die höheren Mitglieder von der Demuth und Anspruchslosigkeit; es wuchs ihr Stolz wie ihre Herrschsucht. Wie es dem Papstthume geschehen, erging es auch dem Jesuiten-Verbande: je mehr die Herrschaft zunahm, desto mangelhafter ward die Oberleitung. Nicht länger waren Glaubenseifer und hohe Begabung masgebend bei Besetzung der höchsten Stellen, sondern das äussere Ansehen und die edle Geburt. Wenn auch die feststehende Ordnung es verhinderte, dass geradezu Unfähige oder Verworfene an die Spitze gelangten, so ward doch die Auswahl durch Nebenrücksichten so beeinträchtigt, dass nur zu oft vornehme Mittelmäsigkeit den Vorrang hatte und den Sieg errang über niedriggeborenes Talent. Auch in anderer Beziehung ward die Rückbildung derjenigen des Papstthumes ähnlich, dass mit dem Reichthume und äusseren Einflusse des Verbandes auch die Herrschbegier der Oberen wuchs; denn wer alle Länder der Erde mit seinem Wirken überspannt, ein Heer von unbedingt gehorchenden Priestern lenkt, Fürsten und Völker unbemerkt wie öffentlich nach Gutdünken leiten lässt und ein unermessliches Vermögen zu verwalten hat, muss eine hohe Meinung von seiner Weisheit erlangen und ungeneigt werden, der Meinung Anderer bedingenden Einfluss einzuräumen. Der Ordens-General, genöthigt täglich Beschlüsse

zu fassen und Befehle zu ertheilen, konnte unmöglich seinen hohen Rath über Jedes vernehmen und begann allmälig desselben gänzlich sich zu entwöhnen; die Congregation ward ihm überflüssig und er setzte sie bei Seite, wie ehedem die Päpste ihren hohen Rath, das Kardinals-Collegium, um unbeschränkt zu herrschen. Die Mitglieder seines Rathes wurden erregt; da aber der General auf Lebenszeit erwählt war, so durften sie nichts wider ihn unternehmen, so lange er nicht geradezu die Verfassung des Ordens verletzte. Sie bemüheten sich deshalb bei der Neuwahl eines Generals, ebenso wie die Kardinäle oftmals bei der Papstwahl gethan, Diejenigen zu vermeiden, denen sie ein Gelüsten nach Selbstherrschaft zutraueten. Wenn es gelang, hatten sie einen schwachen, ungenügenden Mann an die Spitze gestellt oder sie hatten einen erhoben, der sie durch anscheinende Gefügigkeit getäuscht hatte und hinterher um so empfindlicher seine Herrschsucht geltend machte. Ein günstiges Ergebniss ward seltener und die Missverhältnisse, mit Ausbreitung des Ordens anwachsend, erlangten solche Bedeutung, dass 1661 der hohe Rath unter Zustimmung des Papstes, den herrschenden General bei Seite setzte und einem jederzeit absetzbaren Vikare die Obliegenheiten übertrug. Es war eine Art von Adels-Revolution, die, wenn auch an sich nothwendig, doch die Bewunderung schmälerte, welche man den vortrefflichen Ordenseinrichtungen gezollt hatte, und überdies den Nachtheil herbei führte die Spitze des Ordens für alle Folgezeit zu schwächen.

Die rasche Ansammlung des Reichthumes hatte zur Folge, dass die Verwaltung erschlaffte. Diejenigen Menschen, welche dem Erwerbe nacheilen, Reichthümer anhäufen wie die Jesuiten, werden nur so lange besonders eifrig, umsichtig und gefügig sein, mit Leichtigkeit entbehren und erdulden, so lange der Erwerb noch nicht die gewünschte Höhe erreicht hat. Sobald aber dieses Ziel erreicht ist, nimmt der Eifer ab, es erwacht die Liebe zum Geniessen, zur Behaglichkeit, zum möglichst gleichförmigen Leben und man wird allen Aufregungen und gewagten Unternehmungen abgeneigt. Die Häupter des Ordens verfielen derselben Schwäche, um so mehr als sie aus dem Kreise der Wohlhabenden stammten, die an Bequemlichkeiten und Genüsse gewöhnt, dem glanzvollen Äusseren besonderes Gewicht beilegen. Eifer und Umsicht der Oberleitung erschlafften, man drängte sich nicht zur Auszeichnung durch gelungene Unternehmungen, sondern erlangte die höheren Würden und Genüsse durch Ränke; an die

Stelle der klugen Milde und Gefügigkeit traten Härte nud rücksichtslose Herrschbegier; Hochmnth und Härte schufen Verblendung, und während die Unteren rastlos auf den eröffneten Bahnen vordrangen, waren die Männer an den Spitzen unfähig das Errungene zu bewahren, noch weniger im Stande neue Wege zu eröffnen.

Dabei hatte der Orden von Anbeginn mit der bestehenden katholischen Priesterschaft zn kämpfen. Wer thätig nnd durchgreifend ist, hat immer mit dem Neide, der Trägheit und der Schadenfreude Derer zu kämpfen, denen jene Fähigkeiten mangeln oder die Gelegenheit sich zu versuchen und geltend zu machen. Das Verhältniss der Jesuiten der alten, verknöchernden Priesterschaft gegenüber war ein derartiges, dass Eifer und Erfolg nur bei ihnen zu finden waren. Es kam noch hinzu, dass der Orden vom Anbeginne mit grosen Vorrechten ausgestattet ward, gröstentheils auf Unkosten der bestehenden Priesterschaft, denn die Jesuiten waren die Lieblinge des Papstthumes, wurden als jüngstes Kind den älteren vorgezogen, zu derem Nachtheile begünstigt; ihnen ward eingeräumt, was den anderen Priestern versagt war; ihuen ward das Beste vorbehalten nnd die Päpste boten jederzeit die Hand, wenn die Jesuiten den anderen Priestern die einträglichsten Stellen vorweg nahmen, den anderen Orden ihre Besitzthümer entrissen. Die reichsten Pfründen wussten die Jesuiten zn erlangen, denn ihre angesammelten Reichthümer mogten oft genug den Geldverlegenheiten der Päpste abhelfen müssen, wofür der Lohn nicht ausbleiben durfte. Gelübde, die der sesshafte Priester nicht lösen oder ändern durfte, beseitigte der Jesuit zum Vortheile seines Ordens. Hatte der Priester seine Gemeinde gepflegt und zum regelmäsigen Beichtgehen mühsam bewogen, dann fiel der Jesnit herein wie der Wolf in die Schafherde, begeisterte alle zu General-Beichten, verhörte sie, strich die Beichgelder ein und raubte in wenigen Tagen aus, was der Ortspriester dnrch lange Pflege zur eigenen Ernte bereitet hatte. Ebenso ungescheut erwarben sie im Grosen auf Unkosten der übrigen Priesterschaft: als 1639 evangelisch gewordene Reichstädte gezwungen wurden, eingezogene Kirchengüter an die Katholiken zurück zu geben, wussten die Jesuiten es einzurichten, dass solche nicht an diejenigen Orden (Franziskaner, Dominikaner n. a.) zurückfielen, welche sie vordem besessen hatten, sondern dem Jesuiten-Orden übergeben wurden. Wo überhaupt Werthvolles zu erobern war, hatten sich die Jesuiten durch ihre Ausbreitung früher nnd besser unterrichtet als Andere und waren rasch zur Hand, um

aus allen Kräften und mit jedem zweckmäsigen Mittel den Erwerb zu betreiben, sei es auf wessen Kosten es wolle, selbst zum Nachtheile der übrigen Priesterschaft, die für denselben Glauben arbeitete. Die unausbleibliche Folge war ein tiefer Groll der zurückgesetzten und benachtheiligten sesshaften Priester, ein wachsender Hass, der die begünstigten Wölfe im Schafpelze traf, deren Überlegenheit an Kenntnissen und Gewandheit, so wie ihre Unüberwindlichkeit selbst in Fällen des offenbaren Unrechtes, den Groll der Priester stätig rege halten musste.

Die Jesuiten verstanden es, die Päpste zu ihrem Gunsten zu lenken und dadurch die gesammte übrige Priesterschaft sich dienstbar zu halten, die, wenn auch widerwärtig dem höchsten Befehle gehorsam, den Jesuiten behülflich sein musste, oft sogar gezwungen ward, alle Kräfte anzuspannen, um jenen die Wege zu bereiten. Die Jesuiten waren das Wort und Schwert der Kirche, ihnen war es zu danken, dass die evangelische Bewegung zum Stillstande gebracht und dann zurückgedrängt worden war; sie hatten das Kreuz über den ganzen Erdball getragen und unzählige Heidenvölker dem Papste dienstbar gemacht; am Hofe zu Peking waren ihre Mitglieder als Astronomen und gossen auch Kanonen für den Kaiser; in Japan äusserten sie ihren Einfluss auf die Beherrschung des Volkes und an evangelischen Fürstenhöfen Europas arbeiteten sie erfolgreich in der Stille. Sie wirkten durch Rede und Schrift zur Wiederbelebung kirchlicher Gewalt, versöhnten die mächtig anwachsenden Wissenschaften mit dem Glauben, fochten für den Papst und die Kirche wider die Eingriffe, welche auch die gläubigsten der katholischen Fürsten (z. B. Philipp 2. von Spanien) sehr geneigt waren sich zu erlauben, um Priesterbefugnisse streitig zu machen oder Kirchengüter sich anzueignen. Wie sie die Rechte der Päpste auffassten, zeigt die Lehre des hochangesehenen Bellarmin (1542—1621): der Geist leite und zügle das Fleisch; ebensowenig dürfe die weltliche Gewalt über die Geistlichkeit sich erheben, sie leiten, ihr befehlen, sie strafen wollen; solches würde eine Rebellion, eine heidnische Tyrannei sein. Die Priesterschaft habe ihren eigenen Fürsten, der ihr nicht allein in geistlichen, sondern auch in weltlichen Sachen befehle; unmöglich könne sie noch einen besonderen, weltlichen Oberen anerkennen, denn Niemand könne zweien Herren dienen. Der Priester habe über den Kaiser zu richten, nicht der Kaiser über den Priester; es würde Unsinn sein, wenn das Schaf den Hirten richten wollte. Auch dürfe der Fürst keine Steuern von geistlichen Gütern ziehen; von

den Laien möge er seine Abgaben erheben, aber von den Priestern werde ihm die bei weitem grösere Beihülfe des Gebetes und Opfers (im Abendmahle) geleistet; von allen sachlichen und persönlichen Lasten sei der Priester entfreiet, denn er gehöre zur Familie Christi; den Priestern des Neuen Testamentes komme dasselbe Recht zu, welches den Leviten des Alten Testamentes zugestanden.

§. 214.

Derartige Verfechtung päpstlicher Gewalt zum Nachtheile der statlichen Anforderungen, machte die Jesuiten sehr beliebt in Rom, aber verhasst bei den Spitzen der Statsverwaltungen, welche begannen, die Jesuiten als Aufwiegler zu betrachten.

Der Kanzler Venedigs, der gelehrte Sarpi (1552—1623), trat ihnen kühn entgegen und fand ausreichenden Schutz. Er behauptete, die fürstliche Gewalt stamme von Gott und sei Niemandem auf Erden unterworfen; der Papst habe auch nicht einmal zu untersuchen, ob die Handlungen des States sündlich seien, denn dadurch würde das weltliche Fürstenthum aufgelöst werden; dieser Gewalt seien Geistliche eben sowol unterworfen wie Weltliche. Alle Gewalt, sage der Apostel, komme von Gott; der Fürst gebe die Gesetze, richte Jedermann, fordere Steuern ein und in allem diesen sei die Geistlichkeit ihm denselben Gehorsam schuldig wie die Weltlichen. Allerdings stehe dem Papste Gerichtsbarkeit zu, aber lediglich eine geistliche. Habe Jesus eine weltliche geübt? Weder dem heiligen Petrus, noch dessen Nachfolgern könne er übertragen haben, was er selbst nicht in Anspruch nahm. Der Fürst habe der Kirche Besitz und Gerichtsbarkeit verliehen, sei ihr Schutzherr und von ihm hange billig die Ernennung der Geistlichen ab und die Veröffentlichung der päpstlichen Erlasse.

Die Jesuiten gingen aber weiter vor auf der betretenen Kampfbahn: indem sie mit ihrer Lehre von der päpstlichen Allgewalt, diejenige von der Allgewalt des Volkes (Volks-Souveränität) verbanden, um auf Grund dieser die Fürstenmacht zu bekämpfen. Sie lehrten, Gott habe die weltliche Macht Niemandem besonders verliehen, sondern dem Volke im Ganzen; im Volke ruhe die Gewalt und dieses übertrage sie Einem oder Mehreren und behalte das Recht, die Form zu ändern, die verliehene Macht zurück zu

nehmen und anderweitig zu verleihen. Die fürstliche Gewalt sei nicht allein dem Papste unterworfen in geistlichen Dingen, sondern der Papst habe auch weltliche Macht über ihn: der Fürst könne abgesetzt, ja getödtet werden, wenn er die Religion verletze; Stat und Kirche seien wie Leib und Seele, und jener müsse dieser unterthan sein: vom Volke komme der Fürst und die höchste Gewalt ruhe im Volke.

Diese Herabsetzung der Fürstengewalt fiel im 16. und 17. Jahrhunderte in eine Zeit, als die Fürsten fast in allen Ländern Europas daran arbeiteten, zur unumschränkten Gewalt zu gelangen, und zu dem Ende die alten Verfassungen abschafften, Landstände, Parlamente, Adelskörperschaften und sonstige gesetzlich bestehenden Hemmungen bei Seite schoben oder gewaltsam unterdrückten, um nach eigener Willkür zu herrschen. Dieser Zug ging durch ganz Europa, als ob es eine Verabredung gewesen wäre: bei katholischen wie evangelischen Fürsten, in Fürstenreichen wie in Republiken und freien Städten, das gleiche Streben der Inhaber der höchsten Gewalt, die bisherigen gesetzlichen Schranken nieder zu reissen. Die Fürsten und Obrigkeiten lehnten sich auf gegen die Rechte des Volkes und dessen Vertreter, bekämpften und unterdrückten sie in offener Empörung oder anwachsender Unterjochung. Gelang es bei einem Volke, so versuchten die Fürsten oder Obrigkeiten an anderen Orten das Gleiche; die Bevölkerungen verhielten sich an den meisten Stellen ruhig oder halfen gar zur Umwandlung, weil das Beschränkende der höchsten Gewalt nicht in ihren Händen lag, sondern in einer bevorzugten Klasse (Adel oder alten Familien), die ihre Stellung nicht für das Volk, sondern nur für sich nutzbar machten.

Diese Bestrebungen wurden durch ein schreckliches Zwischenspiel erschüttert, als die Engländer ihren rebellischen König Charles 1. als Verbrecher 1649 hinrichteten, und unter dem lang anhaltenden Einflusse dieses Schreckens musste es den Fürsten um so widerwärtiger sein, dass die Jesuiten predigten, alle Gewalt ruhe im Volke, das Volk dürfe sie absetzen und die Gewalt Anderen übertragen. Während der Fürst den Adel bei Seite setzte und dabei des Volkes sich bedienen wollte oder mindestens dessen ruhiges Zuschauen wünschte, wollten die Jesuiten dem Volke einreden, ihm sei der unumschränkte Fürst untergeben, wollten das Volk verführen zu glauben, es dürfe äussersten Falles die geheiligte Person des Fürsten bei Seite setzen, gar mit dem Tode bestrafen; das war unerhört

und nicht zu dulden. Zudem fiel der Vergleich mit den evangelischen Priestern sehr zu Ungunsten der Jesuiten aus, denn Jene verbreiteten wohlgefällig die Lehre vom Gottesgnadenthume, nach welcher der Fürst unumschränkt herrsche kraft göttlicher Vollmacht; dem Fürsten komme alle Macht zu, auf Grund der Gesetze und Ordnungen, welche Gott in jedem Reiche eingeführt habe; selbst wenn die Fürsten offenbares Unrecht begingen, seien sie nur Gott verantwortlich und die Völker sollten die daraus entstehenden Übel hinnehmen als eine von Gott verhängte Strafe für ihre Sünden, denn jede Auflehnung würde eine Empörung wider Gottes gnädige Vorsehung sein, die auch im Elende nicht verkannt werden dürfe.

Die fürstliche Rebellion schritt durch ganz Europa: im katholischen Spanien und Frankreich gelang sie, ebenfalls im republikanischen und evangelischen Holland, im evangelischen Dänemark und Schweden; sie misslang dagegen in England und kostete 1649 dem Könige den Kopf. In Deutschland misslang sie dem deutschen Kaiser wider die Reichsfürsten, gelang aber den Reichsfürsten wider ihre Unterthanen, in Folge dessen sie der geschwächten Kaisergewalt um so übermächtiger entgegentreten und sie zur Scheinmacht herabdrücken konnten. So weit der Einfluss der Jesuiten reichte, setzten sie sich der fürstlichen Rebellion entgegen, denn es konnte der Priestermacht nur dienen, dass die Statsgewalten gespalten waren, damit der Orden durch Beihülfe der einen oder anderen Partei seine Zwecke fördern könne. Die Priester verloren mit dem Adel oder den Parlamenten die Handhabe, mittelst derer es vordem gelungen war, die Fürsten zu zügeln, oder sie verloren damit den Widersacher, gegen den sie dem Fürsten beigestanden waren, um seinen Dank, seinen Lohn zu verdienen. Der unbeschränkte Fürst bedurfte der Priester nicht mehr wider den Adel und hatte sie auch nicht mehr zu fürchten als Verbündete des Adels, sondern suchte, nachdem er Adel und Stände überwunden hatte, nunmehr auch den Priesterverband zu lähmen und sich dienstbar zu machen. Die Jesuiten als Vorkämpfer der Kirche, des katholischen Priesterverbandes, suchten in der Volksgewalt den Ersatz für das verlorene Gegengewicht wider die Fürstemacht, denn ein Schwanken der statlichen Machtverhältnisse war unumgänglich nöthig, um der Priesterschaft die Gelegenheit zu verschaffen, als Vermittler oder Helfer sich nothwendig zu machen und auf jeder Seite, wohin sie es gut befand sich zu wenden, Vortheile für ihren Verband auszubedingen und zu erlangen.

Die Anwendung ihrer Klugheit zu Gunsten der Volksgewalt musste ihnen Gefahren bereiten, als die grosen katholischen Fürsten den Sieg gewannen und unumschränkt wurden, der Priesterschaft nicht länger bedurften wider den Adel und den Jesuiten als Aufwiegler nicht länger zu schonen brauchten. Den gewöhnlichen Priestern ward es leicht, sich zu rechtfertigen, denn nur die Jesuiten hatten den gefährlichen Kampf geführt; diesen Priestern war es zudem lieb, alle Schuld auf die auch ihnen verhassten Jesuiten zu wälzen und den Beschuldigungen wider sie, heimlich wie öffentlich, Nahrung zu bieten, den Hass anzufachen und rege zu erhalten. Es wurden allenthalben begründete wie unbegründete Beschuldigungen wider die Jesuiten erhoben und manche unter ihnen hatten allerdings bei groser Klugheit auch grose Blösen sich gegeben; ihre Verdienste um die Kirche, die Pflege des Unterrichtes, die Verbreitung der Wissenschaften in katholischer Form, der untadelhafte Wandel der überwiegenden Mehrzahl ward um so eher vergessen, als sie für das Volk wider die unumschränkte Fürstenmacht strebten; die Verfolgungen begannen und sie mussten büsen für Alles, was der Hass ihnen auferlegen wollte.

§. 215.

Die Verfolgung und Unterdrückung der Jesuiten begann in Frankreich bereits im 16. Jahrhunderte; sie wurden vertrieben und ihre Güter eingezogen; späterhin zurückgerufen, beschuldigte man sie, die Ermordung des allbeliebten Königs Henri 4 (1610) angestiftet zu haben und verfolgte sie aufs Neue. In Venedig, Malta, den Niederlanden, Böhmen, Ungarn, Siebenbürgen, Polen, Russland, selbst in Japan und Abessynien stürmten Widerwärtigkeiten auf sie ein, mehr oder weniger allenthalben erregt durch den Eifer, mit welchem sie suchten, durch das Volk Einfluss zu erlangen auf die Statsgewalt. In Japan war ihre eigene Ausrottung wie die aller bekehrten Christen die Folge. Ihre Macht war zusehends im Abnehmen, die Oberleitung entartet und der ungewöhnlich gewachsenen Aufgabe nicht genügend. Der ganze Orden war allmälig zu sehr auf willenlose Unterordnung der Einzelnen eingerichtet worden, als dass die Mitglieder durch selbständige Masnahmen den Gefahren entgegenwirken konnten; daran gewöhnt, ihre Arbeiten und ihren Wirkungskreis angewiesen zu erhalten, fehlte zu Zeiten der Gefahr die Entschlossenheit

und freie Bewegung, welche dem Unabhängigen so sehr zu statten kommen; Jeder war auf Oberleitung angewiesen, die Oberleitung war untauglich geworden und so erlahmte der ganze Orden. Obgleich sie für die Kirche fochten, also zum Vortheile des gesammten Priesterverbandes, so war doch dieser nicht geneigt, für sie einzutreten; sie durften sich nur auf den jedesmaligen Papst stützen, alle übrigen waren ihnen entgegen und entweder kalt und zurückhaltend oder gar schadenfroh bei ihrem Unglücke.

Trotz aller Mängel und Widerwärtigkeiten des Inneren entwickelte sich der Orden fortwährend im Äusseren, denn die ursprünglichen Einrichtungen blieben selbst im Verfalle noch wirksam genug, um ihm das Übergewicht über die alte Priesterschaft zu erhalten. Im 18. Jahrhunderte gelangte der Orden zur gröseren Ausbreitung und besas in seinen 39 Provinzen: 24 Profosshäuser, 669 Collegien, 176 Seminarien, 61 Novieiathäuser, 335 Residenzen, 273 Missionen und 22,800 Mitglieder, auch reiche Güter in allen Ländern und trieb einen ausgebreiteten, einträglichen Handel zwischen seinem überseeischen Besitze und Europa. Zur Zeit dieses äusseren Wohlstandes wurden die Verfolgungen am heftigsten und steigerten sich in verhältnissmäsig kurzer Zeit zur völligen Unterdrückung. In Portugal begannen sie 1754 zur Zeit des allherrsehenden Ministers Pombal: ihre Waren und Besitzthümer wurden ihnen genommen, jeder Handel ihnen verboten und der Papst Benedikt 14 musste die harten Masregeln genehmigen. Der nachfolgende Papst Clemens 13 war ihnen günstiger und bemühte sich angelegentlichst, konnte aber keine günstige Änderung erreichen, vielmehr wurden sie 1759 gänzlich verbannt. In Frankreich waren sie wiederholt verbannt und wieder zugelassen worden; zu jener Zeit wurden sie auch hier grosen Einschränkungen unterworfen und 1762 unterdrückt. In Spanien wurden sie, als der französische Einfluss überwiegend ward, 1767 ohne Untersuchung verurtheilt und vertrieben. In den verschiedenen italienischen Staten erfolgte sehr bald das Gleiche; nur im evangelischen Preussen und griechisch-katholischen Russland fanden sie Schutz und Duldung. Die katholischen Mächte drangen in den Papst, um ihn zur Aufhebung des Ordens zu bewegen; der Papst in Verlegenheit nach beiden Seiten, suchte sich zu helfen durch Berufung eines Consistoriums, starb aber am Abende vor der Versammlung und den Jesuiten ward auch sein Tod aufgebürdet, ihr Gift sollte ihn beseitigt haben. Der kühnere Nachfolger, Clemens 14, hob 1773 den Orden aus eigener Machtvollkommenheit auf,

verdammte die Jesuiten, weil sie „ein verdummendes Unterrichts-System eingeführt, Missbrauch mit Beichte und Absolution getrieben und durch ihre Spitzfindigkeit den ächten Glauben und die Moral zu Grunde gerichtet hätten." Nach geschehener Aufhebung setzte der Papst eine Commission nieder, um die Masregel durch ausführliche Begründung nachträglich zu rechtfertigen. Der Orden lebte im Scheintode fort bis 1814, als der Papst Pius 7, nach seiner Erlösung aus napoleonischer Gefangenschaft am 7 August 1814 den Orden feierlich wieder herstellte. Das Papstthum war aber im Laufe der Zeit zu sehr in Verfall gerathen, um wirksame Hülfe empfangen und leisten zu können. Gegenwärtig zählt der Orden 37,928 Mitglieder, von denen in Italien 8350, Frankreich 7420, Österreich 5621, Grosbrittanien 5218, Russland 3432, Belgien 1711, Deutschland 1412, Schweiz 652, in den übrigen Ländern 4112 und sein Vermögen wird auf 300 Millionen Franken geschätzt.

§. 216.

Die Jesuiten hatten den fortschreitenden Verfall des Papstthumes nur verzögern, nicht aufhalten können.

Im Aufblühen nach den grosen Schlägen der Reformation war das Papstthum gänzlich abhängig geworden vom Jesuiten-Verbande. Die Päpste, unbeschränkte Selbstherrscher der Kirche, hatten die gesammte Priesterchaft zurückgesetzt, um dem neuen Orden, den kühnen, siegreichen Vorkämpfern die Oberleitung zu überlassen; ähnlich wie die Fürsten die sesshafte Landwehr mit ihrer Schwerfälligkeit bei Seite setzten, um die Kriegsführung mit einem beweglichen, ständigen Heere zu betreiben. Die Macht der Päpste verwuchs so innig mit dem Jesuiten-Orden, dass sie im Aufblühen wie im Schwinden, in der Fortbildung wie in der Rückbildung mit einander steigen und sinken mussten. Die Jesuiten konnten nicht die Gebrechen des Papstthumes heilen, sondern nur an die Stelle der erlahmten Priesterschaft treten, und ebenso wenig konnte das Papstthum die hereinbrechende Schwäche des Ordens verhindern, sondern wie es die Früchte des Aufblühens genossen hatte, musste es auch die Folgen des allmäligen Absterbens mittragen; beide gingen vereint dem Untergange entgegen.

Die Päpste mussten zu oft aus Schwäche zu vielen Missbräuchen schweigen oder gar die Hand bieten, weil sie nicht wagen durften, entgegen zu treten. Als es dem verworfenen Dübois, französischen Minister des Aus-

wärtigen, 1718 gelüstete, Erzbischof zu werden, musste der Papst es genehmigen, dass er an einem Morgen alle Weihen der Priesterwürde durchmache und das reiche Erzbischofthum Cambray sofort antrete. Bald darauf erzwang er die Kardinalswürde, der Mann, in dem Treulosigkeit, Geiz, Wollust, Ehrsucht und Kriecherei um die Herrschaft stritten und von dem sein Beschützer, der Regent von Frankreich, sagte, dass die Priesterwürde keinem Nichtswürdigeren hätte zu Theil werden können. Benedikt 14 musste 1753 sich bequemen, Spanien Zugeständnisse zu machen, dem Könige die Pfründen zu verkaufen, deren Besetzung bis dahin dem Papste zugestanden hatte. In Betreff der Jesuiten musste Clemens 14 widerwillig den bourbonschen Mächten nachgeben und sich der treuesten Vorkämpfer berauben. Die Päpste mussten es geschehen lassen, dass die Statsgewalten schrittweise die Einkünfte Roms an sich rissen, und fanden sich gezwungen, entweder den eigenen Hofhalt und den der Kardinäle einzuschränken oder den Kirchenstat stärker auszusaugen. Unfähig den Glanz zu ermäsigen, wählten sie Letzteres und brachten die eigenen Unterthanen in häusliches und sittliches Verderben. Der französische Aufstand von 1789 nahm alle Priestergüter Frankreichs zu Gunsten der Statscasse in Besitz und der getreue Sohn der Kirche, Napoleon 1, liess sogar den Papst Pius 7 gefangen nach Paris führen, wo er 1813 sich verpflichten musste, künftig in Paris zu wohnen, um Diener und Werkzeug des Kaisers zu sein. Nach Napoleons Sturze kehrte er nach Rom zurück, wo er alles wie ehemals einrichtete, aber dem Priesterverbande wie den Jesuiten weder den Einfluss noch die reichen Güter zurückgeben konnte, welche im Laufe der Zeit ihnen genommen waren.

Das römische Glaubensgebäude hatte seit der Kirchenversammlung zu Trient (1554) keine Veränderung erfahren, es war dadurch bleibend zum Abschlusse gebracht worden. Die Fortbildung der Kirche war eine rein äusserliche geworden, das abgeschlossene Innere erstarrte und die Sorgfalt Aller ward darauf beschränkt, das Gebiet der Kirche zu erweitern, die Zahl der Gläubigen zu mehren und das Besitzthum des Priesterverbandes zu bereichern. Die Zwecke wurden vorübergehend erlangt, aber es gelang nicht die Erfolge dauernd zu sichern. Der Besitz des Kirchenstates war nicht im Stande, den Päpsten die wünschenswerthe Unabhängigkeit zu verleihen, sie wurden gedrängt und bestimmt, die Glaubensätze und kirchlichen Anordnungen bei Seite zu setzen, verletzen zu lassen oder selbst zu

verletzen, je nach den Gewalten, welche bei den katholischen Hauptvölkern übermächtig herrschten und in Rom den stärksten Druck auszuüben vermogten.

Die Kardinäle hatten nicht länger die freie Papstwahl, denn jedesmal waren spanische, französische oder östreichische Einflüsse thätig, die durch Versprechungen oder Drohungen die Wahl beherrschten und den Erfolg zu Gunsten eines Schützlings einer der drei Parteien lenkten. Mogte das Ergebniss sein wie es wolle, jedenfalls hatte eine der drei Parteien gesiegt; der wirkliche oder vermeintliche Sieger machte Ansprüche geltend beim neuen Papste, verlangte Anerkennung seiner Verdienste, namentlich die Wahl neuer Kardinäle nach seinem Sinne, um sich auch für die nächste Papstwahl das Übergewicht zu sichern; die beiden anderen fühlten sich verletzt und drückten den neuen Papst nicht minder in unfreundlicher Weise. Um diesen üblen Folgen vorzubeugen, suchten die Kardinäle Unbefangene zu wählen und ohnehin kräftigen Oberhäuptern abgeneigt (§. 197) nahmen sie als Unbefangene häufig die schwächsten, unentschiedensten und harmlosesten Priester, die durch Güte, Milde und Frömmigkeit die Herzen der Nahestehenden gewinnen konnten, aber zu den Erfordernissen des Selbstherrschers eines weitreichenden Verbandes um so weniger geeignet waren. Sie beschränkten ihr Bemühen darauf, das Hergebrachte zu erhalten, im Übrigen aber alles und jedes gehen zu lassen wie es wolle, das Unvermeidliche über sich hereinbrechen zu lassen und zu dulden, aber niemals etwas Neues zu genehmigen, was dem Papstthume schädlich sein konnte. Selbst jeder Versuch das Glaubensgebäude durch Vernunftgründe zu stützen, ward zurückgewiesen, denn man durfte einen so heftigen Kämpfer selbst als Freund nicht aufnehmen. Von Zeit zu Zeit geschahen Seligsprechungen verstorbener Männer und Frauen, deren Frömmigkeit, Wunderthaten oder sonstige Verdienste um den Glauben sie dessen würdig machten, und in neuester Zeit (1856) liess Papst Pius 9. die unbefleckte Empfängniss der Mutter Jesu zu einem der Glaubenssätze der römischen Kirche erheben. Im Übrigen blieb das Glaubensgebäude in der alten Verfassung unverändert; es ward jedoch immer stärker bedrängt von den evangelischen Bibel-Gesellschaften, welche den Katholiken der verschiedenen Länder die Bibel in ihre Landessprachen übersetzt in die Hände gaben, um sie zum Richter aufzurufen zwischen Gotteswort und der Kirche. Schon 1757 wendete Papst Clemens 8 das Gegenmittel an, den Gläubigen das

Bibellesen gänzlich zu verbieten, als irreleitend und dem Glauben gefährlich, und Gregor 14 schärfte es 1834 aufs Neue ein, eingedenk der Gefahren, welche das Prüfen und der Zweifel dem Glauben bereiten. Die Autorität des Papstthumes schwindet aber zusehends und geht unwiederbringlich verloren im Glauben der katholischen Christen.

§. 217.

Gleichzeitig mit dem Verfalle der römischen war die Erstarrung der evangelischen Abtheilung eingetreten und vorgeschritten.

Die Auflehnung wider das Bestehende hatte jede der evangelischen Sekten gezwungen, nicht allein diejenigen Glaubenssätze des römischen Bekenntnisses zu bezeichnen, welche sie verwerfe, sondern auch ein eigenes Glaubensbekenntniss aufzustellen, eine Sammlung derjenigen Sätze, welche sie als richtig anerkenne und festhalten wolle. Da sie alle die fortgesetzte Wirksamkeit des heiligen Geistes bestritten: so verzichteten sie auch auf jede Änderung des Glaubensbekenntnisses durch Kirchenversammlungen, und während die katholische Priesterschaft freiwillig das Glaubensbekenntniss abschloss, waren die evangelischen Priester zum sofortigen Abschlusse gezwungen, da die Grundlage, das Evangelium, ein beendigtes Werk war, dessen Inhalt keiner Veränderung unterzogen werden konnte, es sei denn in der Auslegung, sobald die wachsende Erkenntniss solches gebieten würde. Fast jede Sekte verpflichtete ihre Priester auf ein besonderes Glaubensbekenntniss und legte dabei ungebürliches Gewicht auf diejenigen Punkte, welche dasselbe von den Glaubensbekenntnissen anderer Sekten unterschied. Die Priester jeder zahlreichen Sekte bildeten unter sich einen Verband mit Oberhäuptern, meistens unter der Oberaufsicht der Landesfürsten und trafen Anordnungen, um die Aufrechthaltung der besonderen Lehren ihrer Sekte zu überwachen, ihre Stellung im State zu sichern und Verbesserungen zu beschliessen, so weit das Glaubensbekenntniss es zuliess. Da sie vom Papste sich losgesagt hatten, so fielen sie unter die Oberherrschaft der Statsgewalten und machten sich fast allenthalben sehr beliebt bei den Fürsten, als Vertheidiger des Gottesgnadenthumes und Anpreiser der unbeschränkten Fürstengewalt.

Der hauptsächlichste Streitpunkt lag an manchen Stellen in den Kirchengütern, denn die evangelischen Prediger hätten gar zu gern die volle

Erbschaft ihrer katholischen Vorgänger angetreten, fanden aber meistens, dass die Fürsten und Obrigkeiten ihnen zuvor gekommen waren und zum Ersatze dürftige Jahresgehalte bewilligten, um sie völlig als Diener zu halten und zu behandeln. Der irdische Besitz ist aber zu allen Zeiten und bei allen Völkern eine Lieblingsneigung der Priester gewesen; wenn sie auch den Gläubigen die überwältigenden Schönheiten des Elysiums oder des Himmels priesen, klammerten sie doch sich selbst an die vergänglichen Güter der Erde und suchten möglichst viele davon zusammen zu raffen; wenn sie auch Jedermann Uneigennützigkeit empfahlen, so waren sie doch, mit wenigen Ausnahmen, selten geneigt mit gutem Beispiele voran zu gehen. Wie ihre katholischen Vorgänger für ihren Priesterverband, so strebten die Evangelischen für sich selbst, für Weib und Kind; wie ihren Vorgängern war auch ihnen Kirche und Priesterschaft gleichbedeutend, und so oft sie für den Besitz der Güter stritten, vertheidigten sie angeblich nur die Kirche. Dieser Kampf um die Kirchengüter entwickelte sich am heftigsten in Schottland: die evangelischen Priester verlangten (für die Kirche) den Besitz der Güter ihrer katholischen Vorgänger, und als die Könige nicht den Raub herausgeben oder theilen wollten, traten sie, die vorherigen Vertheidiger der unumschränkten Fürstengewalt, auf die Seite des Volkes, wiegelten es auf und brachten es zuletzt dahin, dass der König Charles 1 gefangen genommen (1647) und für 20,000 Pfund an die Engländer ausgeliefert ward, die ihn 1649 als Rebellen zum Tode verurtheilten und enthaupteten. In England gelang es den Priestern fast den ganzen Besitz zu retten und mit den Rangstufen, Kirchen und Lehranstalten der katholischen Priesterschaft, auch deren reiche Besitzthümer in ihre Hand übergehen zu lassen; der neue evangelische Priester trat entweder unmittelbar in die Stellung seines katholischen Vorgängers ein oder der katholische Priester ward evangelisch und blieb im vollen Besitze.

Die englische Priesterschaft hat es verstanden, in allen tiefeingreifenden Wandlungen des States, ihren Besitz sich zu erhalten, dessen Werth durch den steigenden Wohlstand des Landes so gros geworden ist, dass man die Gesammt-Einnahmen der englischen Statskirche nahezu gleich schätzt denen aller christlichen, jüdischen und muhammadanischen Priester des übrigen Europas. In Verbindung damit hat dort der ganze Unfug früherer Zeiten sich erhalten: die Priesterstellen gelten nicht so sehr als priesterliches Amt, denn als Pachtgut oder Leibrente, mit der man

seine Verwandten aussteuert; es kommt weniger in Betracht, ob der Inhaber seine priesterlichen Obliegenheiten erfüllen könne, als ob er seine Stelle rechtmäsig erlangt habe, durch Kauf oder Geschenk von den zur Verleihung Berechtigten; es steht ihm nicht allein zu, seine priesterlichen Obliegenheiten, die er nicht erfüllen kann oder mag, durch einen Vikar, einen ärmlich besoldeten Knecht verwalten zu lassen, sondern auch mehrere Stellen so entfernt von einander sich zu erwerben, dass die Erfüllung der Pflichten ganz unmöglich ist, auch wenn er ein fähiger Mann wäre und sie vollständig erfüllen wollte. Die Priesterämter sind Pachtstellen, deren Erträge stätig wachsen durch Wertherhöhung des Landes und Zunahme der Gebüren aus der anwachsenden Gemeinde; sie werden vom Inhaber verkauft, verschenkt oder zur Aussteuer verwendet wie anderes Besitzthum, ohne besondere Rücksichtnahme auf die Erfüllung der priesterlichen Pflichten; die Stellen werden öffentlich in den Blättern ausgeboten und die Besetzung durch ungeeignete Personen mit einer Schamlosigkeit betrieben, wie sie nur noch unter der griechischen Priesterschaft in der Türkei anzutreffen ist. Beschränktheit, blinder Glaube und Gleisnerei herrschen in der dortigen Priesterschaft mehr als irgend wo anders.

§. 218.

Die Ausscheidung der Evangelischen aus der katholischen Kirche hatte zur Folge, dass die beiderseitigen Glaubensbekenntnisse erstarrten, konnte aber damit nicht die fortgesetzten Einflüsse des Heidenthumes abwehren, die vielmehr um so mächtiger wurden, je enger die christlichen Priesterschaften ihre Lehren gestalteten und darin der fortschreitenden Bildung der europäischen Völker um so weniger Inhalt boten. Die Völker wollten und mussten sich fortbilden, die verknöchernden Priesterschaften mit ihren erstarrten Glaubensbekenntnissen boten nicht den Raum dazu, folglich musste die Fortbildung ausserhalb ihres Gebietes vor sich gehen; Jedes schritt fort, nur der Glaube nicht, er blieb stehen in der Bildung und ward dadurch immer mehr rückständig.

Die Kenntniss des Alterthumes ward auf allen Hochschulen gepflegt, selbst die angehenden Priester der Katholiken und Evangelischen mussten die Sprachen der alten Griechen und Römer erlernen, um die Evangelien und früheren Kirchenschriften verstehen zu können, und da in den lebenden

Sprachen der meisten Völker keine Schrift- oder Kunstwerke vorhanden waren, durch welche die Werke des Alterthumes übertroffen und verdrängt werden konnten: so war die Kenntniss des Alterthumes das geeignetste und fast das einzige Mittel, nm höhere Bildung sich zu erwerben. Während die christlichen Priesterlehren nnd Predigten nicht über den engen Bereich erstarrter Meinungen und Redensarten hinaus gelangten und die Priester nur durch endlose dürre Wiederholung des Hergebrachten dem Verdachte der Ketzerei entgehen konnten, bot die Erforschung des heidnischen Alterthumes unvergängliche Frische, reines Menschenthum, gründliche Tiefe und freie Forschung. Auf christlichem Gebiete war die Forschnng umschnürt, auf heidnischem Gebiete dagegen durfte man sich frei bewegen, die weitestgehenden Meinnngen offen lehren und vertheidigen. Es gab dort keine festen Glaubensbekenntnisse, welche Rücksichtnahme erheischten, und die tiefsten Fragen über statliche oder menschliche Verhältnisse durften auf heidnischem Gebiete unbeschränkt erörtert werden, wenn man nur sich hütete, in den Bereich des christlichen Glaubens und der Gegenwart damit vorzndringen. Diese grosen Vorzüge wirkten anlockend auf alle Begabten und selbst Diejenigen, welche zum Priesterthume sich bestimmten, erquickten sich am frischen Heidenthume, bevor sie in den dumpfen Bereich der Glanbensbekenntnisse sich zwängen liessen; sie kehrten auch späterhin gern zu den heilspendenden Qnellen zurück, um den beklemmenden Einwirkungen des erstarrten Glaubens entgegen zu wirken.

Es bildeten sich zahlreiche Klassen von Heiden, welche theils die Glanbensbekenntnisse unberührt liessen, sei es des Friedens halber oder um äusserer Vortheile willen, anderentheils aber Lehren vortrugen, deren Zusammenhang keinen Ranm liess für die Lehren der Glanbensbekenntnisse, also letztere unvermerkt bei Seite drängten, oder auch solche, die sich gedrungen fühlten, den Glaubenslehren offen entgegen zn treten, sei es durch Anfechtung einzelner Sätze oder durch Bekämpfung der Grundlagen des ganzen Bekenntnisses. In England begannen im 17 Jahrhunderte die Freidenker den christlichen Glauben zu gefährden: Herbert, Hobbes, Blount, Locke, Toland, Shaftesbury, Tindal n. a. bildeten die Schule der sogenannten Deisten, welche in ihren Lehren die wichtigsten der christlichen Glaubenssätze bei Seite schoben, ohne jedoch eine Änderung der bestehenden Statskirche oder ihres Glanbensbekenntnisses zu erwirken. Sie bildeten keine nene Sekte, aber wer ihnen folgte, konnte kein gläubiger Christ blei-

ben; da sie aber das Besitzthum der Priester nicht geradezu angriffen: so blieben sie auch einigermasen von derem Hasse verschont. Dieselbe Richtung der Fortbildung auf Grundlage des Alterthumes, also ausserhalb des Christenthumes, machte sich in Frankreich geltend, nahm jedoch im 18 Jahrhunderte eine schärfere Form an, wie es überhaupt der Neigung des Volkes mehr entspricht, kecke Angriffe zu machen, als den Feind zu umgehen oder zu verdrängen. Der christliche Glaube ward scharf bekämpft und arg verspottet. An Bayle schloss sich eine Partei der Zweifler und Angreifer, welche in ihrer Fortbildung, unter den Namen „Encyklopädisten" zusammengefasst wurden, als Diderot, d'Alembert und andere Gelehrten eine Encyklopädie aller Wissenschaften und Künste herausgaben, in welcher die Vorstellungen und Deutungen jener Zweifler deutlich und ausführlich dargelegt wurden. In Deutschland begann dieselbe Bewegung etwas später, ward aber ausgiebiger und nachhaltiger. Die Angriffe auf bestimmte Grundlehren gingen zuerst von Eudelmann aus, demnächst von Reimarus, Lessing u. a. und wird in der Gegenwart durch Strauss, Bauer, Feuerbach u. a. fortgesetzt. In der anderen Richtung, durch Aufstellung eigener Lehren das Christenthum verdrängend, wirkten Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Herbart u. a. sowol indem sie lehrten, wie der Mensch seine Überzeugungen bilde und zu bilden habe, wie auch indem sie vollständige Lehrgebäude aus dem Urgrunde menschlicher Erkenntniss aufführten, in denen dem christlichen Glaubensbekenntnisse keine Herrschaft eingeräumt ward.

Die christlichen Priester hatten den Einflüssen des Heidenthumes nicht gänzlich sich entziehen können, denn die Erforschung der alten Sprachen hatte unvermerkt auch Einiges vom Wesen der alten Denker und Dichter ihnen eingepflanzt. Sie konnten im weiteren Verlaufe erkennen, welche schwachen Punkte die christlichen Glaubensbekenntnisse den Angriffen der Heiden darböten, und suchten diese thunlichst zu schützen, indem sie den schwachen Stellen entweder eine verständige oder eine bildliche Deutung unterlegten. Die Mystiker wählten Letzteres und wiesen den Glauben so sehr auf das Gefühl an, dass Beweisen für oder wider den Glauben kein Anhalt geboten ward; sie fühlten das Beseligende der Vorstellungen, deuteten Alles in Übereinstimmung damit um und suchten denselben Glauben bei Anderen nicht der Einsicht, sondern dem Gefühle einzuprägen. Die Rationalisten dagegen wählten die verständliche Deutung, liessen Alles und

Jedes bestehen in den Lehren der Glaubensbekenntnisse und den biblischen Berichten, aus denen die Lehren hervorgegangen waren, suchten aber das Wunderbare und Auffällige der Begebenheiten durch Deutungen in den Bereich des Verständlichen, des gewöhnlichen Weltverlaufes zu bringen. Aber auch dieses Bemühen hatte seine engen Grenzen, denn manche Geheimnisse und Wunder des Christenthumes, wie namentlich die Dreieinigkeit, Göttlichkeit Jesu und seine Auferstehung liessen keine Verständlichkeit zu, ohne in ihrem Wesen, ihrem Werthe zerstört zu werden. Dagegen ist den Rationalisten die Beseitigung des Glaubens an den Teufel zu verdanken, mit dem sie eine Hauptstütze der christlichen Priesterschaft, aber auch des Gottesglaubens hingaben.

§. 219.

Es hiesse jedoch dem classischen Alterthume ein ungebürliches Gewicht beimessen, wenn behauptet würde, dasselbe habe die Waffen zu allen diesen Bewegungen fertig dargereicht. Es war allerdings die Veranlassung zur Lenkung der Fortbildung nach dieser Richtung, auch die Schule, in welcher die Nichtchristen sich bildeten; der Stab, an welchem sie sich empor richteten; die frische Quelle, an der sie sich stählten zum Kampfe wider den erstarrten Glauben; das freie Gebiet, auf dem sie ihre Kräfte stärken und erproben konnten. Allein die Hauptwaffe erwuchs erst dann, als Christen und Nichtchristen die Naturwissenschaft zur Beherrschung des Völkerlebens herausbildeten, anfänglich auf der altgriechischen Grundlage des Aristoteles u. a. fortbauend, späterhin diese verlassend, um in selbständiger Entwicklung, dem Glauben als Übermacht das Wissen entgegen zu stellen.

Die Naturkunde führte bald dazu den Erzählungen der biblischen Schriften die Unfehlbarkeit zu entziehen, welche allerdings ihre Verfasser niemals beansprucht, aber die christlichen Priester aller Bekenntnisse sich gewöhnt hatten, ihnen beizulegen. Sie rottete ferner den Glauben an Hexen aus, indem sie das wirkliche Ursachverhältniss derjenigen Vorfälle nachwies, um derenwillen man die vermeintlichen Hexen verfolgt hatte. Im Anfange des 18. Jahrhunderts ward ausser dem Teufelsglauben auch der Glaube an Zauberei beseitigt; die Verfolgung und Tödtung der Hexen hörte auf bis auf einzelne Nachklänge an entlegenen Orten, wie sie selbst

die Gegenwart noch erleben muss. Die Tilgung des Glaubens an den Teufel, zu der die Priester durch die fortschreitende Naturkunde gezwungen wurden, brachte eine tiefgehende Umwandlung im Glauben aller Christen hervor, denn die Vorstellung vom Teufel ruhete auf ausdrücklichen Aussprüchen der Bibel, hatte einen festen und unantastbaren Glaubenssatz gebildet, dessen Geltung nicht allein die Päpste und Kirchenversammlungen, sondern auch Luther, Calvin und andere Häupter der Evangelischen festgestellt hatten. Die Beseitigung des Teufels machte es nöthig, alle Vorstellungen zu verändern, welche mit seinem vermeintlichen Dasein in Verbindung gestanden hatten, und die Priester sahen sich gezwungen, allmälig und mindest auffällig das ganze Glaubensgebäude demgemäs zu verändern, sodass im 18 Jahrhunderte sämmtliche christliche Glaubensbekenntnisse, vor allen aber das lutherische, eine wesentlich verschiedene Bedeutung empfingen. Die grosen Vortheile der persischen Vorstellung von der Weltspaltung (§. 120), welche auch der daraus hervorgegangenen christlichen Form zugestanden hatten, gingen verloren, als der Glaube an einen wesenhaften Teufel aufgegeben ward und damit die Weltordnung eines der beiden Gegengewichte verlor, aus deren widerstrebenden Thätigkeit man die Gegensätze der Eindrücke auf den Menschen so einfach hatte erklären können. Zunächst konnte in der Kindertaufe nicht wie vorher der Teufel ausgetrieben werden, von dem nach Ansicht der römischen und lutherischen Priester jeder Neugeborene besessen sei; es durften nicht länger unglückliche Menschen als Zauberer, Hexen und Teufelsverbündete verfolgt werden, und, was am schwierigsten war, die Gottesvorstellung sollte wiederum auf den Standpunkt zurückgeführt werden, den sie einnahm, ehe die Vorstellung vom Satan hinzugefügt worden war. Die einfachste Aushülfe hätte das Zurückgehen auf den altisraelitischen Jave geboten, in seiner Gestaltung vordem der Glaube an Satan zu den Israeliten kam. Allein die Zeit war längst dahin, in welcher alle, dem Menschen feindlichen Weltvorgänge der Vorstellung vom höchsten Wesen eingefügt waren und das Hervorragende in demselben bildeten; die zunehmende Bildung, gesteigerte Naturkunde und die günstigeren Lebensverhältnisse der europäischen Völker hatten längst dahin geführt, die überwiegenden freundlichen Weltvorgänge zu erkennen und daraus die Gottesvorstellung der Gebildeten zu gestalten. Die Erweckung des alten grimmigen Jave war eine Unmöglichkeit geworden, denn Güte und Weisheit des Höchsten waren in der Gottesvorstellung der

Gebildeten überwiegend und hatten dieselbe um so mehr ausgefüllt, als man daran gewöhnt worden war, alles Böse dem Teufel aufzubürden. Als der Teufel hinwegfiel, sollte das Böse, dessen Dasein nicht aufhörte und von Jedem zugestanden werden musste, dem bisherigen Urheber des Guten auferlegt werden, weil es einen Urheber haben musste und kein anderer als Gott anerkannt ward. Es entstanden Verlegenheiten, als man diejenigen Vorgänge, welche bis dahin als teuflische, Gott widerstrebende gedeutet worden waren, nunmehr aus dem göttlichen Wesen ableiten sollte, und es kann nicht verkannt werden, dass die Versuche der Priester, auf Grund der christlichen Glaubenslehren, gut und böse in Gott zu vereinen, sämmtlich gescheitert sind. So lange der Glaube an den Teufel alles Grobe, Böse und Verabscheuenswerthe auf diesen ablenkte, war die Gottesvorstellung um so reiner, höher und lichter; seitdem der Teufel vernichtet ward, musste die Gottesvorstellung sich vergröbern, es ward ihr eine Schattenseite gegeben, entgegen gesetzt ihrer Lichtseite. Die Priesterschaft, zu dieser Änderung gezwungen durch die Fortschritte der eigenen Erkenntniss und die der Gemeinden, musste sie vollziehen, konnte aber dabei keinen Bezug nehmen weder auf das Evangelium, noch auf die Glaubenssätze der katholischen oder evangelischen Bekenntnisse, denn Luther glaubte an den leibhaften Teufel, Päpste und Kirchenversammlungen hatten das Dasein des Teufels ebenso sicher hingestellt wie das Dasein Gottes, und die Evangelisten bezeugten nicht allein seine leibliche Erscheinung, sondern auch das seiner Untergebenen, welche Jesus sichtbarlich aus den Besessenen vertrieben hatte.

Die christlichen Priester sind also genöthigt, sobald sie den Teufel läugnen, mehr oder weniger zu den Jave-Moloch-Vorstellungen der alten Israeliten zurückkehrend, auch den Christengott als ein zürnendes, rachsüchtiges Wesen darzustellen, welches ein Heer von Leiden zur Strafe, Prüfung oder Demüthigung nach unerforschlichem Rathschlusse über die Menschen verhänge: Andere dagegen beginnen der urpersischen Vorstellung sich zu nähern, nach welcher die höchste Weisheit, das höchste Wesen (Ahuromasdao) doppeltseitig sei, eine Schattenseite und eine Lichtseite äussere und die Verschiedenheit der Eindrücke, die der Mensch aus den Weltvorgängen empfängt, davon herrühren solle, dass die Vorgänge, je nachdem sie als gut oder böse erscheinen, der einen oder anderen Seite des höchsten Wesens entstammen. Die düster gestimmten Priester, welche vorwaltend das Ungünstige, also Böse der Vorgänge auffassen, neigen sich zur altisraeliti-

schen Vorstellung und übertragen die grimmen Bilder des Feuer- und Wüstenherrn auf den Himmelsherrn der Europäer, oder sie kehren anderentheils zur Teufelsvorstellung zurück und versuchen mit allen Mitteln den Satan aufs Neue zu beleben, weil sie bei ihren Erklärungen der Weltvorgänge desselben nicht entrathen können, auch mit Grund befürchten, dass der Gottesvorstellung Gefahr drohe, wenn mit derselben alles Böse in Einklang gesetzt werden solle. In der Mehrzahl bemüheten sich die christlichen Priester eine neue christliche Gottesvorstellung zu schaffen, sind aber auf diesem Wege allmälig dem Gottesbegriffe (§. 55) immer näher gekommen, so dass der Übergang aus der vorherigen Gottesvorstellung unmerklich fortschreitet.

Auf demselben Wege ist mit dem Teufel auch die Hölle geschwunden mit ihren Feuerqualen. Die alte Vorstellung, dass die Erde eine flache Scheibe sei, welche die dunkle Unterwelt bedecke, in der ein Höllenraum sich befinde, ist längst verschwunden, seitdem der Mensch erkannte, dass die Erde eine Kugel sei, die frei im Weltenraume schwebe. Mit der Hölle ging den Priestern das Schreckmittel verloren, dessen sie sehr wirksam sich bedienen konnten, um die Handlungen der Menschen zu leiten. Die Vorstellungen von der Hölle waren in dieser Beziehung die wirksamsten, denn der christliche Himmel ist nicht mit sinnlichen Genüssen versehen, auf die der Mensch im Vorgenusse sich freuen könnte; die Hölle dagegen war mit Qualen des Pech- und Schwefelfeuers ausgerüstet, deren Vorgenuss in Gedanken den Menschen mit Schauder erfüllte und ihn zu bewegen vermogte, nach Anleitung der Priester Alles zu thun, um diese ewigen Qualen zu vermeiden. Einen wirksamen Ersatz für die Hölle zu finden, ist sehr schwierig gewesen, denn die Vorstellung, dass der Mensch je nach seinem Thun auf Erden, im Fortleben seiner Seele zur höheren Erkenntniss gelangen werde, kann nur auf den kleinen Theil der Menschen wirken, welche die Genüsse der fortschreitenden Erkenntniss erfahren haben und zu würdigen wissen; die Furcht vor der dereinstigen Entbehrung jener höchsten Genüsse wird also nicht im Stande sein, die Mehrzahl der Menschen und besonders diejenigen, welche der stärksten Zügelung bedürfen, derartig zu erschüttern und zu beherrschen, wie die Furcht vor den ewigen Höllenqualen. Andere haben die Hölle aus dem jenseitigen Leben in das diesseitige verlegt, indem sie durch fortschreitende Erkenntniss geleitet, das Gewissen des Menschen als Richter über seine Handlungen deuten und die Regungen desselben,

freudig oder peinigend, als Himmel oder Hölle bezeichnen, dem Menschen sagen: „In dir trägst du den Himmel und die Hölle! Und deinen Richter in der Brust!“ Diese Erläuterung gewährt jedenfalls den nächstliegenden Ersatz für die entschwundene Hölle, nur nimmt sie dem Fortleben der Seele seinen bedingenden Zweck, seinen Inhalt, seine ausschliessliche Bestimmung, und gefährdet also den Unsterblichkeitglauben. Sie wandelt das Fortleben in einen Zustand um, ohne fasslichen Zweck und ohne Rückwirkung auf das Erdenleben, zu der die Vorstellung von einem ewigen Leben der Seele im Himmel oder in der Hölle so sehr geeignet erscheint, ebenso sehr wie die Vorstellung vom Teufel, als Gottes Widersacher, zur Erklärung der Weltvorgänge.

Den Naturforschern kann im Allgemeinen nicht zur Last gelegt werden, dass sie den christlichen Glauben untergraben wollen; sie gehen vielmehr ihren Weg, ohne den Glauben anzutasten, und viele gehören sogar zu den Strenggläubigen, die um keinen Preis etwas wider den Glauben reden möchten, in dessen Kreise sie geboren worden sind. Indem aber jeder Forscher und Verkünder die Naturlehre zur höheren Geltung bringt und das Wissen der Menschen für dieselbe in Beschlag nimmt, drängt er die Geltung des erstarrten Glaubens zurück und macht den Menschen ungeneigt, den Priestern blindlings zu folgen, die ihm selbst gestehen, dass sie ebenso wenig wie er begreifen können, was sie bezüglich der Glaubensgeheimnisse predigen. Die Verschiedenheit der herrschenden Glaubensbekenntnisse macht keinen Unterschied im Verhältnisse der Naturforschung zur Religion, des Wissens zum Glauben, denn im rechtgläubigen Italien ward die Forschung seit Jahrhunderten betrieben, während die Herrschaft der katholischen Kirche allseitig anerkannt und jede Ketzerei scharf verfolgt ward; im katholischen Frankreich ward und wird sie ebenso eifrig betrieben, wie im evangelischen England, und der katholische Deutsche steht seinem evangelischen Landsmanne nicht nach in der Forschung und Verbreitung der Wissenschaft; selbst der glaubenseifrige Schotte leistet Erstaunliches in der glaubensfeindlichen Naturforschung.

§. 220.

Mit offenem Bewusstseine arbeiten dagegen die Denklehrer und Sprachforscher (Philosophen und Philologen) wider den Glauben.

indem sie die Stützen desselben prüfen und nach bester Erkenntniss verwerfen oder durch andere ersetzen, welche nicht demselben Zwecke dienen.

Die Denker haben seit Jahrhunderten ihre eigenen Lehrsätze und Lehrgebäude aufgestellt, in der klaren Absicht, die entgegenstehenden Lehren des Christenthumes zurückzudrängen. Die Sprachforscher waren ebenso darauf gefasst, anerkannte Deutungen und daraus gefolgerte Glaubenslehren zu bestreiten und zu verwerfen, sobald ihre Forschung deren Unrichtigkeit erweisen sollte; die Auflehnung des Luther, Zwingli und Calvin beruhete im Wesentlichen auf Sprachforschung und auch was sie von einander schied, war der Streit über Wortdeutungen; von keiner Seite ward die Gültigkeit der Bibel angefochten, sondern nur die Gültigkeit der Deutungen, zu denen jede Abtheilung, auf Grund ihrer Sprachforschung, sich berechtigt hielt. Bei den Denkern lag der Kern aller Fragen in der Deutung des Gemeinsamen der ganzen Welt; ihre Lehren gehören im Wesentlichen zu den Gottesbegriffen (§. 57), in welche der christliche Glaube als Ganzes nicht eingefügt werden kann; bei den Sprachforschern lag dagegen der Kern aller Fragen lediglich in dem engen Gebiete der biblischen Schriften.

Die Umdeutung begann längst vor der Reformation und war bereits von grosem Einflusse auf die lateinische Bibelübersetzung, welche die Päpste im 16. Jahrhunderte neu anfertigen liessen. Die Priester bedienten sich bei allen Völkern übereinstimmend einer lateinischen Übersetzung, durch welche nach päpstlicher Vorschrift, die allein gültige Deutung gegeben werden sollte. Die vorhandenen Urschriften der Bibel sind aber theils ebräisch und chaldäisch, theils griechisch abgefasst; erstere waren in Egypten (im dritten Jahrh. vor Ch. G.) griechisch übersetzt, und aus der nunmehr griechischen Gesammtabfassung waren später jene lateinischen Übersetzungen für die katholischen Priester angefertigt worden. Als das Wiederaufleben der heidnischen Klassiker zur fortgesetzten Erforschung der lateinischen und griechischen Sprache anregte und zu neuen Ergebnissen führte, zeigte die Vergleichung, dass alle vorherigen Übersetzungen mangelhaft seien, dass aus der griechischen Fassung nicht Dasjenige hervorgehe, was die Priester aus der lateinischen Übersetzung gefolgert hatten, dass die Übersetzungen, wenn auch nicht gefälscht, so doch unrichtig seien und die Priesterschaft zu irrigen Schlüssen verleitet hatten. Noch stärker ward

der Zweifel, als die fortschreitende Kunde der ebräischen Sprache lehrte, dass auch die griechische Übersetzung aus dem Ebräischen unrichtig sei, und so ward das Verhältniss immer bedenklicher, denn entweder musste Gottes Wort gelten, wie es in der Ursprache lautete, und der bestehende Glaube demgemäs umgewandelt werden oder der Glaube musste bestehen bleiben und Gottes Wort demgemäs umgedeutet, also verleugnet werden. Jenes gefährdete den Glauben an die Unfehlbarkeit der Priesterschaft, dieses musste das Gewissen der redlichen Erkenntniss beschweren und späteren Angriffen einen berechtigten Halt verleihen.

Um allen bis dahin erhobenen Zweifeln ein Ende zu machen, fasste die letzte Kirchenversammlung zu Trient (1562) den Beschluss, dass die bestehende lateinische Übersetzung (Vulgata) die allein gültige Ausgabe für den Kirchengebrauch sein solle und jede Frage, welche die Fassung der griechischen und ebräischen Urschriften erregen könnte, im Sinne der Vulgata und durch deren Wortlaut erledigt sein solle. Es entstanden aber sehr bald darauf gewichtige Bedenken in der Priesterschaft selbst und diese bewogen den Papst Clemens 8., jenen Beschluss bei Seite zu setzen und eine neue Vulgata anfertigen zu lassen. Zu dieser ward die älteste lateinische Übersetzung benutzt (welche in der alten Vulgata nicht genügend berücksichtigt worden war), ferner eine gereinigte Umarbeitung der egyptisch-griechischen Übersetzung der 70 Dolmetscher (der Septuaginta) in der Fassung des heiligen Hieronymus und diese „neue Vulgata" ist seitdem herrschend geblieben in der katholischen Kirche. Bei den Evangelischen sind dagegen die Bibelübersetzungen meistens nach den älteren lateinischen angefertigt, unter Benutzung der griechischen Fassung der Urschriften und Übersetzung der 70 Dolmetscher; in die semitischen Ursprachen drangen sie aber nicht tiefer ein, sondern es beruhigten sich die Abfasser der deutschen, englischen, französischen und nordischen Übersetzungen mit der griechischen Übertragung aus den semitischen Sprachen.

Die fortgehende Forschung der Sprachgelehrten beruhigte sich nicht bei den priesterlichen Übersetzungen, die in ihren Schwankungen und Abweichungen genugsam erwiesen, dass ihnen keine Unfehlbarkeit beiwohne. Nicht allein ungläubige, sondern auch gläubige Forscher wurden Zweifler, wenn sie im ernstlichen Bemühen nach Erkenntniss an der Urquelle entdecken mussten, dass Gottes Wort anders laute als die Glaubensbekenntnisse es deuteten. Man lernte ferner, durch Vergleichung der verschiedenen

Handschriften unter sich und mit sonstigen alten Schriften, durch Erforschung der Satzbildungen und Wortfügungen, das ungefähre Alter der einzelnen Ausfertigungen, sowie den muthmaslichen Ursprungsort zu erkennen und entdeckte, dass keine einzige der vorhandenen Abschriften von Evangelien oder Apostelbriefen älter sei als das vierte Jahrhundert nach Ch. G., dass sie also allen Gefahren ausgesetzt gewesen seien, welche die Verfertigung von Abschriften im Verlaufe von drei Jahrhunderten zulässt. Man entdeckte ferner, dass viele wichtige Stellen, nicht allein des Alten, sondern auch des Neuen Testamentes spätere Einschaltungen seien, sei es um vorhandene Härten oder Unschicklichkeiten zu mildern oder veraltete, dunkle Stellen in der herrschend gewordenen neueren Deutung festzustellen. Noch auffälliger waren diejenigen Stellen, welche eingeschaltet sein müssen, um neu entstandenen Lehrsätzen eine Stütze zu schaffen, wie z. B. diejenige Stelle (1. Joh. 5. 7), welche die Dreieinigkeit so deutlich ausspricht, dass die ersten Christen ohne Zweifel mit diesem Glaubenssatze nicht bis 325 nach Ch. G. gewartet hätten, wenn solche klare und unzweideutige Behauptung des Lieblingsapostels Johannis in seiner Urschrift vorhanden gewesen wäre. Die Arianer, welche so heftig für die Einheit Gottes stritten, wären sofort durch ihre eigene Überzeugung bekehrt worden und hätten sich gebeugt, wenn jene uns vorliegende Bibelstelle: „Denn drei sind, die da zeugen im Himmel: der Vater, das Wort und der heilige Geist, und diese drei sind eins“ vorhanden gewesen wäre und die Einleitung des Evangeliums Johannis, wo das „Wort“ auf Jesus gedeutet wird, ihnen hätte gezeigt werden können. Wenn aber keiner der Streitenden beim Beginne des Kampfes solche Stellen kennt und anwendet, dann darf geschlossen werden, dass sie erst hinterher eingeschaltet worden seien, in der wohlgemeinten Absicht, Dasjenige einzufügen, was an dieser Stelle vom Verfasser hätte ausgesprochen werden sollen.

Die Ermittelung, dass die vorhandenen Urschriften des Neuen Testamentes nur Ausfertigungen und Abschriften sind, die von unbekannten Männern, zu unbekannten Zeiten irgendwo abgefasst wurden, liess grose Zweifel an die Echtheit und Übereinstimmung der verschiedenen Ausfertigungen aufkommen, und die Vergleichung aller vorhandenen Handschriften hat eine Unzahl von Abweichungen herausgestellt, von denen sehr viele den betroffenen Stellen eine wesentlich verschiedene Bedeutung geben. In neuester Zeit sind sogar sehr alte Abschriften im Morgenlande aufgefunden

und nach St. Petersburg gebracht worden, in denen die Hauptstellen fehlen, welche zur Unterstützung der wichtigsten Glaubensgeheimnisse (Göttlichkeit Jesu, Dreieinigkeit n. a.) dienen. Es zeigte sich ferner, dass die vier Evangelien stark von einander abweichen, nicht allein indem sie verschiedene Begebenheiten berichten, sondern dieselbe Begebenheit in ganz verschiedenen Weisen, anch häufig einander geradezu widersprechen. Manches lässt folgern, dass die Aufzeichnungen (welche nicht in der syrischen oder jüdischen Sprache vorliegen, die Jesus und seine Jünger redeten, sondern griechisch abgefasst sind) erst lange nach Jesu Tode von unbekannten Männern verfertigt wurden, zu denen sie wahrscheinlich nur durch mündliche Überlieferungen gelangt waren. Die Vergleichung der Wundererzählungen mit den Messias-Weissagungen des Alten Testamentes stellte ferner manche missglückte Deutung und Bezugnahme heraus und liess erkennen, wie sehr die Abfasser von dem Streben nach Beglaubigung Jesu durch Wunder und Weissagungen beherrscht und verleitet worden seien. Die Erforschung anderer Schriften damaliger Zeit erwies auch, dass manche Wunderberichte in Bezug standen zu Aussprüchen und Wundern anderer Messiasse, die zu damaliger Zeit sich erhoben und deren Jünger mit gleichen Ansprüchen auftretend, in echt semitischer Weise, nur durch Überbieten in Wundern und Weissagungen besiegt werden konnten. Es zeigte sich ferner, dass die Schriften nirgends beanspruchen, Ausflüsse des heiligen Geistes zu sein, wofür die christlichen Priester sie beständig ausgeben; dass die Verfasser sie nur als Berichte von Augenzeugen geltend machen, die also günstigsten Falles nicht gleichzeitig, sondern erst späterhin nach ihrem Gedächtnisse aufgezeichnet haben. Noch grösere Ungewissheit bergen die vorhandenen Abschriften, denn die Abschreiber haben sich weder genannt, noch sind die Schriften irgendwie beglaubigt; ebenso wenig steht erwähnt, welche Urschrift ihnen vorgelegen habe und ob sie darauf sich beschränkten, eine getreue Abschrift anzufertigen oder eine Zusammenstellung aus mehreren Urschriften oder ob sie gar aus guter Absicht Einschaltungen und Umschreibungen vorgenommen haben.

Nicht minder umwandelnd hat die Sprachforschung in Bezug auf das Alte Testament gewirkt, denn nicht allein dass sie zeigte, wie selbst die angeblich oder anscheinend ältesten Schriften in der vorliegenden Fassung aus der Zeit nach der babelonischen Gefangenschaft herrühren und manche Bücher (Jesaias, Daniel u. a.) von mehreren Verfassern zu verschiedenen

Zeiten angefertigt worden seien, sondern auch, dass sie als Gleichzeitiges berichtet haben, was in Zeit und Ort entlegen war, dass sie Einschaltungen und Ausschmücknngen von späterer Hand wie auch zahlreiche Widersprüche enthalten. Am eingreifendsten ist die Entdeckung, dass alle Übersetzungen aus dem Ebräischen den grosen Fehler haben, die Namen der verschiedensten Verehrungswesen der Israeliten irrig und missbränchlich zu übertragen durch „Herr" oder „Gott" nnd dadurch den folgenschweren Irrthum erregten, als ob die Israeliten unter Moses Leitung, wie in der nachfolgenden Zeit Eingottgläubige (Monotheisten) gewesen seien und das Christenthum als eine geläuterte Fortsetznng des mosaischen Glaubens gelten müsse. Die deutlichen Aussprüche der Urschriften sind weit entfernt davon, diese irrige Verknüpfung des Christenthumes mit dem mosaischen Glauben zu unterstützen, vielmehr erweisen sie offen und einfach (§. 41), dass die Israeliten von der Urzeit her eine ganze Reihe von Verehrungswesen besasen, dass sie Heiden nnd Vielgötterer waren, wie die übrigen Völker, dass sie selbst zur Zeit Moses und von ihm angeleitet, mehrere Wesen gleichzeitig verehrten; auch in allen folgenden Jahrhunderten bei der Vielgötterei verblieben sind, bis zur Zeit Jesus, vielleicht auch noch später, bevor der Adonai in ihrem Glauben zur Alleinherrschaft gelangte und darin verblieben ist. Mit dieser Erkenntniss haben alle Offenbarungen des altisraelitischen Jave die höhere Geltung verloren, welche christliche wie jüdische Priester dafür in Anspruch nehmen, und für die Christen ins Besondere fällt jeder Grund hinweg, um ihren Glauben mit dem altisraelitischen Heidenthume in Verbindnng zn setzen. Sie haben nicht länger den Christengott für gleichbedeutend zu halten mit dem grimmigen und fressenden Feuerherrn, den die israelitischen Heiden vor mehr als 3000 Jahren verehrten und den selbst ihre Nachkommen schon vor etwa 2000 Jahren beseitigten, nm den heiteren und allesumfassenden Adonai an seine Stelle zu setzen. Das Christenthnm wird dadurch vom mosaischen Heidenthume erlöst, welches mit seinen blntsinnigen Opfervorstellungen wie ein Alp auf demselben lastet und unsägliches Elend über die Völker des Mittelalters brachte (§. 105).

§. 221.

Aus den Bemühungen der Naturforscher, Denker und Sprachforscher ist eine tiefgehende Spaltung zwischen Glänbigen und Freidenkern

hervorgegangen, welche die europäischen Völker viel gewaltiger durchzieht als die Scheidungen durch Glaubensbekenntnisse.

Die durch Kenntnisse und Stellung ausgezeichnete Menge der Freidenker hat unter allen europäischen Völkern ihre Vertreter; sie ist nicht dem griechischen, römischen oder evangelischen Bekenntnisse, sondern ihnen allen gefährlich. Sie ist fortwährend beschäftigt, bewusst wie unbewusst, die Grundlehren des Christenthumes wie des Judenthumes zu untergraben, sei es, indem sie als Naturforscher Kenntnisse fördern, welche die Geltung hergebrachter Glaubenssätze absterben lassen, oder als Denker eigene Glaubensgebäude aufstellen, in denen die Sätze Jener keinen Raum finden, oder auch als Sprachforscher den Grundlehren ihre Begründung entziehen, indem sie zeigen, dass sie auf sprachlichen Missverständnissen beruhen. Es finden sich solche Männer allenthalben und in allen Fächern, hervorragend an Bildung, Aufopferungsfähigkeit und Muth, weitaus die beschränkte und ängstliche Priesterschaft überragend, die in ihrem Glauben verknöchernd mit Schrecken auf den raschen, belebenden Fortschritt blickt, der ausserhalb ihrer beklemmenden Theologie seine frischen Blüten treibt und ihnen mehr und mehr Luft und Licht schmälert. Die fortschreitende Bildung ist allem hergebrachten Glauben fremd und nachtheilig und die freie Wissenschaft strebt, wenn auch auf verschiedenen Wegen, zum gleichen Ziele, um die Überzeugung an Stelle des blinden Glaubens zu setzen. Vor den Gläubigen, welche an den hergebrachten Grundlehren festhalten und sie zu vertheidigen suchen, haben die Männer der Wissenschaft den grosen Vorsprung, dass sie ungehemmt fortschreiten können, während Jene im Stillstande ihre Sicherheit finden müssen und gezwungen sind, den Fortschritten der Menschheit feind zu sein. Beide Parteien sind sich allerdings darin gleich, dass jede im Inneren gespalten ist; es lässt sich aber nicht verkennen und die Gläubigen selbst räumen es klagend ein, dass in ihrem Kreise die Schwäche zunehme, dagegen die Stärke der Freidenker wachse. Die Gläubigen unter den Evangelischen haben sich bemüht, eine Vereinigung Aller wider den vordringenden römischen Glauben zu Stande zu bringen; in neuerer Zeit ist sogar versucht worden, einen Bund der Evangelischen und Römischen wider die Freidenker zu bilden. Allein vergebens, denn den Bündnissen fehlte die Kraft des Zusammenhaltens, sie vermogten nicht den inneren Zwiespalt zu überwinden, um gemeinschaftlich handeln zu können. Die Evangelischen haben in der erkämpften Freiheit der Bibel-

forschung selbst die Bahn eröffnet und müssen daran festhalten, selbst wenn ihr Glaubensgebäude darüber zu Grunde ginge. Sie kämpfen auf abschüssiger Bahn, wogegen die römische und griechische Abtheilungen auf ebenem Grunde den Freidenkern gegenüberstehen, indem sie jede Forschung verneinen, die ihnen gefährlich scheint. Auch in dieser Beziehung haben die Freidenker den grosen Vortheil, dass sie nicht gezwungen sind, wider die Gläubigen zu kämpfen; sie können den Glauben abseits liegen lassen zum Verkümmern oder wenn sie kämpfen wollen, bedarf es keiner Vereinigung mit Gleichgesinnten, indem jeder unter ihnen ausreicht, um ein ganzes Glaubensgebäude zum Einsturze zu bringen, wenn er nur eine der Stützen, eine der Grundlehren als irrig nachweist und dadurch in der Überzeugung Anderer eine ganze Reihe damit zusammenhängender zum Fallen bringt.

§. 222.

Die Geschichte des Christenthumes zeigt im Ursprunge desselben, wie in seiner Entwicklung, gleich jeder anderen Art der Heranbildung der Menschheit, die allgemein menschliche Gestaltung. Der Glaube hat sich, wie jedes andere Gebilde menschlicher Art, aus den kleinsten Anfängen entwickelt zur höchsten Gestaltung, welche seine innewohnende Kraft, der Eifer seiner Bekenner und seine Einfügung in den allgemeinen Weltlauf ermöglichen konnten; er ist, nachdem er seinen Gipfelpunkt erreichte, nach demselben Gesetze der Rückbildung verfallen, welche ihn abwärts führt, um seine Stelle für ein höheres Gebilde frei zu machen.

Die Grundlagen, welche Jesus der anfänglich jüdischen Sekte gab, waren nicht seine Schöpfungen, sondern Vorstellungen, die längst vor ihm, zu verschiedenen Zeiten, bei verschiedenen Völkern entstanden waren, in seinen Gedanken sich zusammenfanden und von ihm gelehrt, zur Bildung des Glaubens der neuen Judensekte Anlass gaben. Nach den Erzählungen der Evangelien zu urtheilen, war er von den Vorstellungen seiner Zeitgenossen erfüllt, hing am mosaischen Gesetze und anerkannte dessen Gültigkeit, entnahm auch aus demselben seine beiden Hauptgebote der Liebe des Höchsten und der Nebenmenschen. Von der Sekte der Essäer hatte er die Lehren der Menschenliebe, Versöhnlichkeit, Uneigennützigkeit, Ehelosigkeit, Entäusserung des Besitzes, Gütergemeinschaft empfangen, sämmtlich Lehren, die

aus Egypten stammten, woher der Grieche Pythagoras sie bereits 500 Jahre früher geholt und ebenso vergeblich versucht hatte, unter den Hellenen sie zu verbreiten. Die Weissagung Jesu von der baldigen Wiederkehr zum Weltgerichte beruhete auf persischen Vorstellungen, die den jüdischen Messiashoffnungen angeschlossen worden waren, und die Deutung seines Todes als Sühnopfer war eine seit Jahrhunderten unter den hart bedrängten Juden gangbare Vorstellung. Auch im Übrigen dachte er wie seine Zeitgenossen: hielt den Satan für ein zum Versuchen der Menschen daseiendes Wesen; glaubte an Dämonen, böse Geister, welche in kranke Menschen fahren, um sie zu plagen und durch Beschwörungen sich austreiben lassen; dachte sich den Aufenthalt der Seelen in dem Himmel oder der Hölle mit irdischen Freuden und Qualen; betrachtete den Himmel als ein ausgespanntes Gewölbe gleich einem Zelttuche u. s. w. Seine einfachen Lehren, der Auffassung und den Wünschen der Menschen angemessen, brachen sich Bahn unter den zerrütteten und zertrümmerten Glaubensgebäuden der verschiedenen Völker; das Menschenwesen bedingte ihre Aufnahme, begann aber auch sofort ihre Abänderung.

So lange sie im Kreise der Judenchristen verblieben, behielten sie ihre jüdische Gestaltung; als sie aber zu den Griechen und Römern gelangten und die Heidenchristen das Übergewicht äusserten, ward allmälig alles rein Jüdische ausgeschieden, und durfte nur Dasjenige bleiben, was im Heidenthume seine Stütze fand. Der Grieche oder Römer konnte das in seinem Menschenwesen Liegende nicht auslöschen, um das Jüdische aufzunehmen, welches in den Lebensbedingungen anderer Orte wurzelte; der Arier wollte bleiben, was er war, und das semitische Christenthum konnte nur Eingang gewinnen dadurch, dass es arisch-heidnisch ward, dem Menschenwesen anderer Völker sich unterordnete. Bei weiterer Ausbreitung trat dieselbe rein menschliche Vorbedingung in den verschiedensten Gestalten hervor: fast allenthalben musste das Christenthum dem örtlichen Menschenwesen Zugeständnisse machen, das Gepräge der Zeit wie des Ortes annehmen und sein lückenhaftes Lehrgebäude durch Bruchstücke der verschiedenen zertrümmerten Glaubensgebäude ausfüllen lassen. Als im weiteren Verlaufe die Vorgeschrittenen erkannten, dass zunehmende Zersplitterung eintrete, vereinten sie die bereits unauslöschlichen, örtlichen Verschiedenheiten in ein umfassendes Glaubensgebäude, dessen Spitze der dreieinige Gott ward und zu dessen Ausfüllung man die Heiligenanbetung, die

Verehrung der Bilder und Reliquien verwendete, von einer reich gegliederten, mächtigen Priesterschaft gepflegt und einem prachtvollen Tempeldienste begleitet, der vorwaltend nach alt-egyptischen Gebräuchen und Einrichtungen gebildet ward. Die Fortbildung des Menschenwesens, welche die Lehren Jesu aus den vorhandenen Vorstellungen der Mischvölker Palästinas hatte erwachsen lassen, veränderte wiederum diese Gestaltung, als selbige zu andersgearteten Völkern gelangte und selbst als die Vorgeschrittenen unter den Christen glaubten, durch ein festes Glaubensbekenntniss das Christenthum allenthalben gleich zu einer allgemeinen (katholischen) Kirche gestalten zu können, ward dieses vereitelt durch die Unterschiede der örtlichen Lebensverhältnisse, welche dem Glauben je nachdem ein gänzlich verschiedenes Gepräge gaben.

Ebenso ward der Fortbau des Lehrgebäudes durch rein menschliche Verhältnisse bedingt: derselbe ward zuerst in der griechischen Abtheilung unterbrochen, weil zunächst die Bedrängniss des griechischen Kaiserthumes durch die Muhammadaner alle Kräfte auf die Vertheidigung der Grenzen lenkte und jede andere Bemühung ruhen liess; späterhin aber, nach der Zertrümmerung des Reiches durch die Türken, die Knechtschaft und Unwürde der Priesterschaft jede Verbesserung hinderte. In Russland hindert die Ungunst der Lebensverhältnisse die rasche Entwicklung des Volkes und damit die Fortbildung des Glaubens; das Christenthum besteht dort aus einer Anzahl festgestellter Gebräuche, neben denen das gemüthliche Volk die Gewohnheiten seiner heidnischen Vorzeit fortsetzt, mit oder ohne christliche Formen. In der römischen Abtheilung konnte die Fortbildung länger anhalten, weil die tragenden Völker herrschende waren, ihren Wohlstand mehrten und der aufblühende Welthandel vor allen das Stammland Italien zu Glanz und Reichthum erhob. Als die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien den Handelszug vom Mittelmeere ablenkte, die italienischen Häfen und Städte zurücksanken und dem Papstthume seine nächstliegenden Hülfsquellen versiegten, konnte auch diese Abtheilung verkümmern.

Im Ausscheiden der Evangelischen ist vor Allem zu erkennen die Auflehnung des arischen Wesens wider die egyptisch-semitischen Gestaltungen, der das römische Christenthum jenseit der Alpen verfallen war; es war das Abweisen der bunten Formen aus heissen Ländern, die vom Süden dem kühleren Norden zugetragen, keine bleibende Wurzel fassen konnten und zurückgewiesen wurden, weil das arische Wesen nach Gründen verlangt,

wo das südliche Wesen schon eher mit Wundern und Weissagungen sich begnügt. Die Evangelischen wollten nur anerkennen, was in den biblischen Schriften begründet sei, verfielen aber dabei den Mängeln des Menschenwesens, indem sie den Vorsatz nicht durchführten, sondern Manches unausgeführt liessen, was die Schriften enthalten und dagegen Anderes bestehen liessen, was den Schriften nicht gemäs ist. Sie verwarfen die Gütergemeinschaft, welche Jesus und seine Jünger eingeführt hatten, verneinten seine Weissagung von der baldigen Wiederkehr zur Aufrichtung des jüdischen Reiches und zum Weltgerichte und wollten den von Jesus anerkannten Fortbestand der mosaischen Gesetze (Beschneidung, Fasten, Sabbathfeier u. a.) nicht gelten lassen; behielten auch die Kindertaufe bei, wie auch das Abendmahl in der katholischen Gestalt, nicht in der von Jesus gefeierten Form des israelitischen Passahmahles. Diese Halbheiten und Willkürlichkeiten waren augenscheinliche Folgen der Mängel des Menschenwesens, deren Einfluss stärker war als die erlernte Vorstellung des göttlichen Ursprunges der biblischen Schriften. Das Menschenwesen der Evangelischen war hervorgegangen aus den Lebensverhältnissen des gemäsigten Erdgürtels und machte seine Besonderheit um so schroffer geltend, je unvermischter in Mittel- und Nord-Europa das arische Wesen sich erhalten hatte. Die mosaischen Vorschriften und egyptischen Gebräuche, den Lebensverhältnissen heisser Länder vor Jahrtausenden angemessen, konnten bei den kühleren, arischen Europäern viel weniger gedeihen als im Mittelmeerbecken; man schied noch mehr das Südländische aus und liess willig das Arisch-Heidnische bestehen, auch wenn man in beidem dem Evangelium widerstritt. Das Menschenwesen durchbrach jedes Hemmniss und zwang selbst die glaubenseifrigen Reformatoren ihre Vorsätze unausgeführt zu lassen; so wurden nicht allein die Schöpfungen des katholischen Priesterverbandes überwunden, sondern auch das Evangelium selbst. Ebenso wie die Christenlehrer der ersten Jahrhunderte sich gezwungen gesehen hatten, ausdrückliche Lehren Jesu bei Seite zu setzen, weil sie den arischen (griechischen und römischen) Mischvölkern nicht genehm waren, ebenso mussten die evangelischen Lehrer Jesu Aussprüche bei Seite setzen oder ihnen entgegen verfahren in allen Fällen, wo das Grundwesen der noch strenger arischen Nord-Europäer es bedingte.

Als die Evangelischen gleich den Katholiken die Fortbildung ihrer Glaubensgebäude zum Stillstand gebracht hatten, entwickelte das Menschen-

wesen seine Gestaltung um so übermächtiger ausserhalb derselben. Seit dem 11. Jahrhunderte hatte es eine Reihe von Vorstellungen geschaffen, auf Grund der aus den Trümmern des Alterthumes geretteten Schriften und Kunstwerke, denen Jedermann einen rein menschlichen Ursprung zuschreibt. Das Christenthum hatte im Vorschreiten nicht allein allenthalben das Heidenthum als berechtigt anerkannt, sondern auch demselben sich untergeordnet und hatte sich überdies, durch heidnische Waffen und mit heidnischem Wissen ausgerüstet, zum Siege verholfen. Es hatte die heidnischen Sprachen (griechisch und latein) fördern müssen, wie auch die Kenntniss der heidnischen Schriften, um ihre eigenen Schriften verstehen und verbreiten zu können. Man hatte in rein menschlicher Befangenheit den Feind im eigenen Lager genährt, den Baum gepflegt, der im Fortwachsen Alles überschattete und dadurch das im Wachsthume zurückgehaltene Christliche erstickte. Auf Grund des rein Menschlichen, welches den Werken des Alterthumes innewohnt, haben die daran geübten und entwickelten Kräfte die Kenntnisse der Europäer mehr und mehr erweitert; sie haben ihre Beziehung zum Chrisenthume allmälig umgekehrt, denn anfänglich geschah der Fortschritt auf heidnischem Grunde im Dienste der Kirche, späterhin ging er unabhängig vor, aber seit etwa 200 Jahren verhält er sich zum Christenthume verneinend, verdrängend und ersetzend.

§. 223.

In den weitest auseinanderliegenden Gestaltungen derjenigen Vorstellungen und Begriffe, welche als Glaubensinhalt des Christenthumes gelten, zeigt die Gegenwart die Erzeugnisse der Fortbildung und Rückbildung neben einander.

Der einfache Jesusglaube hat in seiner rasch eingetretenen Rückbildung vorgehen müssen bis zur Verehrung von Heiligenbildern, Überresten verdienstvoller Männer (Körpertheilen, Kleidern, Geräthen u. s. w.) wie es das, in den bezüglichen Gläubigen herrschende rückständige Menschenwesen verlangte. Ebenso hat derselbe Glaube in seiner Fortbildung vorgehen müssen, bis er alles örtlich Jüdische und eigenthümlich Semitische abgestreift hatte und von einer einfachen Judensekte zu einer reichgestalteten Kirche sich erweiterte; bis im Gegensatze zum ursprünglichen spröden Judenthume, das Streben herrschend ward, den Glauben allen

örtlich verschiedenen Erfordernissen der Völker anzubequemen und die Einheit Aller auf das gemeinschaftliche Glaubensbekenntniss und den gemeinschaftlichen Priesterverband zu beschränken. Zum Zwecke seiner eigenen Fortbildung hat das Christenthum heidnische Bildung erhalten und gepflegt, um dessen Blüten dem eigenen, einfachen Wesen anzufügen; hat jedoch dasselbe der selbständigen Fortbildung überlassen, seitdem die christlichen Glaubensbekenntnisse aller Abtheilungen in Stillstand geriethen und der fortdauernden Stütze des Heidenthumes nicht länger bedürftig waren. Seitdem hat das Verhältniss sich ungünstig gestaltet für das Christenthum, denn am Gipfel angelangt, ist mit dem Stillstand die Rückbildung eingetreten und die Fortbildung, auf welche das Christenthum verzichtete, geht ausserhalb desselben seinen Gang; das Menschenwesen schreitet auf der Bahn seiner Entwicklung rastlos weiter und muss das im Stillstand befindliche und der Rückbildung verfallene Christenthum seinem voraussichtlichen Verfalle überlassen.

Die Scheidungen in Fortbildung, Stillstand und Rückbildung sind nicht so scharf ausgeprägt, dass man die Völker Europas demgemäs eintheilen könnte, oder dass die durch alle Völker gehende Eintheilung an jeder Stelle die gleichen Gestaltungen offenbarte. Vielmehr zeigen sich allerwärts Zustände jeder der drei Arten neben einander und in mannigfaltiger Stufenreihe, je nachdem die örtlichen Lebensverhältnisse die Aussenwelt des Volkes gestalten und der Bildungsgang des einzelnen Menschen ihm seine besondere Stufe in der Bildungsfolge seines Stammes anweist. Nächstdem bedingt der Weg, auf dem das Christenthum zu den Völkern gelangte, die Art seiner Fortbildung wie seiner Rückbildung: das über Konstantinopel zu den Ostslaven gelangte Christenthum ist wesentlich verschieden von dem über Rom zu den Romanen gebrachte und letzteres war wiederum verschieden von dem, den Teutonen zugeführten. In Folge der getrennten Wege und örtlichen Verhältnisse ist das Christenthum im Mittelmeerbecken verschieden von dem nördlich der Wasserscheide, verschieden bei Slaven, Teutonen und Romanen, selbst weit auseinandergehend bei den einzelnen romanischen Völkern oder in den einzelnen Glaubensbekenntnissen; unterschiedlich bei Gebirgs- und Flachland-Bewohnern, dem Christen auf öder Heide und dem in fruchtbaren, dichtbevölkerten Thälern; am weitesten auseinanderliegend bei den Menschen, deren Denken von den Sorgen im Kampfe um das Dasein in Anspruch genommen wird

im Vergleiche zu denen, welche der Sorgen überhoben, ihrer menschlichen Fortbildung Zeit und Kräfte ungehemmt widmen können.

In der Fortbildung wie im Stillstande und der Rückbildung zeigt sich allenthalben das Vielgestaltige des Menschenwesens, denn auf allen Bahnen herrscht die gröste Zersplitterung und nirgends genaue Übereinstimmung; Keiner ist dem Andern gleich und Alle sind einander nur darin ähnlich, dass die Fähigkeiten und Mängel des Menschenwesens die Grundlage des Glaubens und Denkens Aller bilden, und dass sie Alle ihre Glaubens- und Denkformen gestalten nach Masgabe ihrer Aussenwelt, ihrer besonderen Bildungsstufe und dem Wege, auf dem Jeder zu seiner Erkenntniss gelangte.

In allen Glaubensbildungen der Europäer von den tiefsten Stufen, zu denen die Rückbildung der Rückständigsten gelangt ist, bis zu den höchsten Stufen der Fortbildung, welche die Menschheit zur Zeit in ihren Höchstbegabten erreicht hat, zeigt sich, bei der unbegrenzten Mannigfaltigkeit der Gestaltungen, die einfache Grundlage im allenthalben gleichgearteten Menschenwesen, dessen Entwicklung innerhalb enger Grenzen, im steten Zusammenhange mit dem vielgestaltigen und vielläufigen Weltganzen, unausgesetzt fortschreitet und dem Alles angehört, was in seinen Vorstellungen sich gestaltet, also auch das Christenthum.

Wissenschaft und Religion.



§. 224.

Die Heranbildung der Menschheit zur vielgestaltigen Erkenntniss der Gegenwart hat nur durch das vereinte Bemühen aller Menschen geschehen können, und der Gesammtschatz der Bildung in der Gegenwart, das Gesammtwissen der Menschheit, ist eine Ansammlung der Überschüsse, welche die einzelnen Lebensläufe ergeben und der fortlebenden Menschheit vererbt haben (§. 19). Der im Laufe der Zeit herangewachsene Gesammtschatz zeigt sich um so kleiner, je mehr die Forschung rückwärts geführt wird zu den rückständigen Stufen der Völkerbildung, die wir sowol bei den rückständigen Völkern der Gegenwart betrachten können, wie in der Urgeschichte der jetzigen Bildungsvölker, und die uns, auf beiden Wegen der Forschung, höchst einfache und beschränkte Verhältnisse erkennen lässt, aus denen das Menschenwesen begann über den Bereich der Thierheit sich zu erheben.

Von den rückständigen Stufen hat die Menschheit sich empor arbeiten müssen durch eigenes Bemühen; alle Bestandtheile ihres Wissens tragen das menschliche Gepräge und lassen sich erklären aus den Fähigkeiten und Mängeln des Menschenwesens, innerhalb dessen Grenzen sie ihre ausreichende Begründung finden. Die Fortbildung ist langsam und mühevoll gewesen, denn der Mensch lernte nur allmälig und unter grosen Leiden sein Verhältniss zur Aussenwelt verstehen, zunächst den sinnlichen Theil zu erforschen und darauf den aussersinnlichen (§. 17). Im Einzelnen wuchsen seine Vorstellungen und Begriffe heran, vom engen Bereiche seiner eigenen Erfahrung zum Bewusstseine der Gesammterfahrung seiner Stammgenossen und stufenweise sich erweiternd zur Erkenntniss der hauptsächlichsten

Bildungen der gesammten Menschheit in der Gegenwart und Vergangenheit. Anfänglich fanden sämmtliche Vorstellungen und Begriffe, die ein Verband (Familie, Horde, Stamm) besas, ausreichende Aufnahme in den Fähigkeiten und der Lebensdauer des einzelnen Menschen, d. h. der einzelnen Vorgeschrittenen, welche jeder Verband enthielt, in Folge der Ungleichheit der Fortbildung in den gleichzeitig Lebenden. Bei fortschreitender Ausbreitung reichten Einzelne nicht aus und es ward die Theilung erforderlich, welche weiterhin fast jedem Einzelnen seinen besonderen Bereich zutheilte.

Auf den rückständigsten Stufen beruht das Übergewicht der Vorgeschrittenen vorwaltend auf überlegener Muskelstärke; bei höherer Entwicklung gelangt das Alter zur überwiegenden Geltung, als Inbegriff der grösten Selbsterfahrung und der Kunde von den Erlebnissen früherer Zeit; erst viel später macht die überlegene Denkbildung Einzelner sich geltend. Als die Muskelstärke das Übergewicht bedingte, lag das Gesammtwissen lediglich in der Kenntniss der Muskelanwendung und so war der Stärkste auch der Vorgeschrittene seiner Familie oder Horde. Als die Ältesten die Spitze bildeten, war schon das Gesammtwissen über die Kenntniss der einfachen Anwendung der Stärke hinaus und schloss die bisherigen Erfahrungen des Verbandes in sich, deren Kenntniss im Gedächtnisse der ältesten Genossen am ausgiebigsten angesammelt war. Als aber das Gesammtwissen über die Grenzen der bisherigen Erfahrung hinausging, in den aussersinnlichen Theil der Aussenwelt einzudringen suchte, gelangten einzelne Höherbegabte zur überwiegenden Geltung, und diese Vorgeschrittensten waren Priester, wie sie noch jetzt als Zauberer und Weissager wirken bei den rückständigen afrikanischen, asiatischen und amerikanischen Völkern und in deren Kreise die Vermittlung zwischen dem Menschen und seiner aussersinnlichen Welt mit demselben Eifer, wenn auch mit minderer Erkenntniss, pflegen, wie die christlichen Priester in unserer Mitte.

Bei fortschreitender Ausbildung der Verbände und zunehmender Anhäufung der einzelnen Erfahrungen, erweiterte sich der Bereich des Gesammtwissens; die als durchgehendes Ergebniss daraus abgeleitete Wissenschaft wuchs zu solchem Umfange, dass der einzelne Mensch nicht länger zur Aufnahme des Ganzen ausreichte und eine Vertheilung eintreten musste, um das Gesammte festhalten zu können. Allerdings erweiterten sich bei fortschreitender Bildung die Fähigkeiten der einzelnen Vorgeschrittenen,

aber nicht im gleichen Mase wie die Erkenntniss im Ganzen. Zudem blieb ihre Lebensdauer unverändert und ebenso das unausbleibliche Eintreten der Rückbildung, sobald die Fortbildung des vorgeschrittenen Einzelnen ihren Gipfelpunkt erreicht hatte; deshalb musste beim Eintreten des Unzureichens, eine Vertheilung geschehen, um den Gesammtschatz erhalten und bereichern zu können.

Unter den einfachsten Verhältnissen der Stämme ist noch alles Wissen im Ältesten vereint; er ist Herrscher im Frieden, Anführer im Kriege und Priester zur Vermittlung mit der aussersinnlichen Welt. Jeder Genosse des Verbandes erkennt seine Überlegenheit an, folgt ihm in allem, man erleichtert und verschönert ihm das Leben nach Möglichkeit, um ihn in den Stand zu setzen, dem Gemeinwohle sich gänzlich zu widmen. Sobald nun das Bedürfniss einer Scheidung eintritt, vollzieht sich solche in der Erkenntniss jenes Häuptlings; er giebt zunächst die rückständigste Überlegenheit ab, indem er die Kriegsführung einem an Muskelkraft Hervorragenden überträgt, und späterhin übergiebt er entweder die Priesterschaft einem Anderen, der besondere Befähigung zur Vermittlung mit der aussersinnlichen Welt offenbarte, oder auch, er behält die Priesterschaft und überlässt die Herrschaft im Frieden anderen Ältesten. Die Scheidung zwischen dem Friedensherrscher und dem Priester ward am dringlichsten bei denjenigen Stämmen, welche ihre Verbindung mit der aussersinnlichen Welt durch Verzückung eröffneten: zum Herrscher bedurfte es des ruhigen Beobachtens der Sinnenwelt und der folgerichtigen Herstellung der Urtheile, ihn musste der nüchterne Verstand lenken; zum Priester und Propheten dagegen bedurfte es der lebhaften Einbildung, der willigen Hingabe an die nervenerregenden und zerrüttenden Anstrengungen, um auf ungewöhnlichen Wegen Kunde aus der aussersinnlichen Welt zu erlangen (§. 63). Diese Verschiedenheit der Erfordernisse schuf die tiefgreifende Scheidung, welche noch in der Gegenwart sich ausprägt in den gangbaren Bezeichnungen „Weltliches“ und „Geistliches“.

§. 225.

Als in einzelnen, durch Umstände begünstigten Verbänden, die Bildung so weit sich entwickelt hatte, dass hervorragende Denker darauf angewiesen wurden, dem Nachdenken über das Gemeinwohl ihres

Verbandes sich zu widmen, richteten diese ihre Forschungen nach allen Seiten. Es handelte sich darum, Alles zu erkennen, was auf das Wohl und Wehe des Verbandes sichtbar einwirke, möge es der sinnlichen oder aussersinnlichen Welt angehören; sie mussten suchen auf die erkannten oder vermeintlichen Ursachen Einfluss zu gewinnen, um das Günstige zu erlangen oder das Ungünstige vom Verbande abzuhalten. Sie schufen zu dem Ende allgemeine Gesetze, vermittelten entstehende Streitigkeiten, entschieden über Krieg und Frieden und suchten überdies in die aussersinnliche Welt einzudringen: sie waren also Priester, Naturforscher, Arzt, Gesetzgeber, Richter und Kriegsherr in einer Person.

Dieses Verhältniss findet sich in der Gegenwart bei manchen Stämmen in Ost- und Süd-Afrika, auf mehreren Gruppen der Südseeinseln und bei Urbewohnern Amerikas, überhaupt bei Völkern auf weit rückständiger Stufe. Das vollendetste und höher entwickelte Bild solcher Stellung ist uns aufbewahrt in den biblischen Erzählungen vom Moses (Moscheh, oder Musa) in seiner Wirksamkeit als Führer eines der Semitenvölker, die aus Nieder-Egypten theils vertrieben wurden, theils flüchteten. Wenn die Beschreibung auch Manches enthält aus alter Zeit und Anderes, was augenfällig viel später hineingefügt worden ist: so bleibt doch als Kern des Ganzen seine Stellung an der Spitze eines wandernden Volkes, aus dem er als vorgeschrittenstes Mitglied hoch emporragt; in dessen Mitte er wirkte, sowol als Oberpriester das Verhältniss des Volkes zu den verschiedenen Verehrungswesen vermittelnd, wie als Führer die Wanderung und Eroberung leitend: als Gesetzgeber und Richter die Verhältnisse der Einzelnen zu einander regelnd; als Naturforscher und Arzt Quellen erforschend, Wunder verrichtend, Gesundheitregeln und Heilmittel vorschreibend und als Heerführer den Krieg lenkend. Die gesammte Wissenschaft fand noch Raum in einem Manne, der seine ganze Aussenwelt, sinnliche wie aussersinnliche, in den Kreis seiner Forschungen zog und umfasste. Der Bereich des Wirkens ward aber doch zu gros für ihn, wie der biblische Bericht zeigt: Moses übertrug, auf Anrathen des Jethro (2. Mose 18) das Richteramt für die Mehrzahl der Fälle auf Untergebene; den Opferdienst übergab er (3. Mose 8) seinem Bruder Aron und den Leviten; die Heerführung und Leitung der Schlachten überliess er dem Josua (4. Mose 27) und beschränkte seine Thätigkeit vor allem auf das Prophetenamt, den Dienst bei der Orakellade, wo er, als Offenbarungen seines Verehrungswesens,

durch Verzückung oder Losung, zu ermitteln suchte Alles was zum Wohle des Wandervolkes dienen konnte.

Als nach Moses Tode das Orakel dem Oberpriester zufiel, vollzog sich die Scheidung vollständig: Der Kriegführer (Richter) ward auch Leiter im Frieden und ordnete sich die gerichthaltenden Ältesten unter; der Priester dagegen war Verwalter der Opfer und Orakel, Mittler zwischen dem Volke und der aussersinnlichen Welt; es trennten sich Stat und Kirche, Wissen und Glauben. In der ersten Zeit hatte die Priesterschaft in sofern die Oberleitung in der Hand, als sie viele Gesetze des täglichen Lebens verwaltete und das Befragen des Herrn in allen wichtigen Fällen ihr oblag, sei es durch Träume, die im Orakelzelte den Schlafenden die Zukunft enthüllten (1. Sam. 3), oder durch Losung im Allerheiligsten vor der Orakellade. Es waren sonach die priesterlichen Vorstellungen, welche, unwissentlich oder wissentlich, das Volk in allen wichtigen Fragen leiteten. Späterhin trat die Priestermacht zurück, nicht allein weil die Königsmacht erwuchs und sich ausbreitete, sondern auch das Prophetenthum sich absonderte vom Priesterthume, also der ursprüngliche Verwalter des Orakelwesens, der Oberpriester, nur an äusserer Geltung hervorragen konnte, inmitten eines Volkes, welches auf Wunder und Weissagungen das höchste Gewicht legte und deshalb Bileam, Nathan, Gad, Elias, Elisa und die übrigen Propheten im Gedächtnisse erhielt, während es die ganze Folge von Hohenpriestern, bis auf wenige daraus verschwinden liess.

§. 226.

Die ursprünglichste Verbindung aller Wissenschaften mit einander in einem pflegenden Kreise von Genossen, findet sich noch bei den Chinesen, welche Kriegs- und Friedens-Madarinen in einem Verbande besitzen, der alle Wissenschaften des Volkes in sich fasst. Die nächste Stufe, auf welcher, nach Ausscheidung der Kriegsführung, die übrigen Zweige der Wissenschaft vereint bleiben, fand sich in der altegyptischen Priesterschaft zur höchsten Entwicklung geführt.

Früh entstanden und unter den günstigsten Verhältnissen am raschesten erblüht, ward die Bildung von einer Priesterschaft gepflegt, der alle Kräfte eines reichen, fruchtbaren Landes dienstbar waren. In Folge dessen erwuchs die Bildung in einer Reichhaltigkeit, deren Einflüsse bei den

Bildungsvölkern des Alterthumes sichtbar walteten, wahrscheinlich noch weit mehr als zur Zeit nachgewiesen werden kann. Ihre Spuren sind auch in der Gegenwart vorhanden, im Glauben der Europäer, im Kirchendienste, im Rechtswesen, in der Heilkunde und allen Zweigen der Naturforschung, denen allen das Wissen der egyptischen Priesterschaft viele Grundlagen und Formen gegeben hat. Von einem Verbande höher begabter Priester in einem reichen Lande gepflegt, dessen dichte Bevölkerung in unablässiger Knechtschaft grosen Reichthum anhäufen musste, gab es so günstige Ursachen zur Entwicklung aller Wissenschaften, wie sie im gleichen Mase nirgendwo wiedergekehrt sind, die aber auch in derselben Beschleunigung wie sie die Fortbildung förderten, bei weiterer Steigerung die Rückbildung bewirken mussten.

Aus der erlangten Kenntniss der altegyptischen Einrichtungen ergiebt sich, dass die Gesetze und Anordnungen der alten Israeliten, durch den egyptisch erzogenen Moses, nach denen seiner Heimat eingerichtet worden sind, dass also die Opfer, Orakel, Priestereinrichtung, Gesundheitvorschriften, Gesetzgebung und Alles, was als Wissenschaft im Leben des Wandervolkes erscheint, egyptischen Ursprunges sei, um so mehr als das Volk, so wie das mitgezogene Gesindel (2. Mose 12. 38) auf der niedrigen Stufe eines Hirtenvolkes stand, also solche Bildung nicht aus sich selbst entwickeln konnte. Von Egypten aus empfingen auch die übrigen Semiten Syriens ihre Bildung: bei einzelnen Völkern geben schon die erhaltenen Namen Rabbath Ammon und Rabbath Moab (§. 41) Andeutungen, dass diese beiden Nachbarvölker der Israeliten, ebenso wie sie selbst, egyptische Orakelstätten besasen. Von den stammverwandten Kenitern (Phönikern) giebt es hinlängliche Beweise, dass sie ihre Wissenschaften von den Egyptern empfingen, und in wie weit und seit wann die semitischen Chaldäer (Babeloner) und Assyrer von den Egyptern gebildet wurden, ist bei dem Mangel an erhaltenen Schriften schwierig zu ermessen, wiewol viele Ähnlichkeiten vorhanden sind und Vermuthungen darauf schliessen lassen, dass die Bildung der Egypter die ältere sei. Ausserdem hat die egyptische Bildung auf die arischen Anwohner des Mittelmeeres gewirkt: von den Hellenen erzählen es die eigenen Schriften, dass sie sowol durch Einwanderer aus Egypten, wie auch von egyptisch gebildeten Semiten höheres Wissen empfingen, dass auch ihre ausgezeichneten Männer nach Egypten reisten und ihre Erkenntniss bereicherten, um sie in der Heimat nutzbar

machen zu können. Auch den Römern und anderen Anwohnern des Mittelmeeres floss egyptische Weisheit zu und behielt im Glauben wie im Aberglauben ihre Geltung bis zum heutigen Tage.

In fast allen Wissenschaften und Künsten der Gegenwart ist noch Altegyptisches zu spüren: die griechisch- und römisch-katholische, wie die lutherisch- und englisch-evangelische Priesterschaft trägt in ihren Kleidern, Reden, Ausdrücken, Geberden und kirchlichen Gebräuchen, Bildern, Aufzügen u. a. überwiegend Egyptisches zur Schau; unsere Kirchen, mit ihrem Opfertische (Altare) als Hauptheil, sind egyptisch; auch der Unsterblichkeitglaube mit dem Glauben an dereinstige Belohnung und Bestrafung stammen dorther; unsere Gesetze und deren Handhabung, so weit unser Rechtswesen römischer Art ist, ruhen in vieler Beziehung auf egyptischer Grundlage; die Heilkunde, Sternkunde und Schriftkunst, Buchstaben und Zahlen, Metallguss, Vergoldung, Webkunst, Schnitzerei und Malerei stammen dorther; Naturforschung und Weltweisheit wurden dort am frühesten betrieben, und was davon den Hellenen zufloss und von ihnen fortgebildet ward, war fruchtbar genug, um aus den geretteten Trümmern hellenischer Wissenschaft, den neueren europäischen Völkern die reiche Gestaltung des gegenwärtigen Wissens erblühen zu lassen.

Wie Egypten in verschiedene Reiche getheilt war, so auch die Priesterschaft mit ihren Verehrungswesen und Haupt-Verehrungsstätten; es passt nicht jede Anführung für Alle, sondern sie kann an den verschiedenen Orten nur mit Abweichungen gelten, die es noch nicht gelungen ist, sicher festzustellen. Jede Priesterschaft hatte einen Propheten an der Spitze und hatte unter ihren Mitgliedern solche, denen der gesammte Tempeldienst oblag; andere, die als heilige Schreiber arbeiteten und ausserdem Sternkunde, Landmessen und Erdkunde betrieben; andere Priester übten die Heilkunst und dienende Brüder gab es, denen das Untergeordnete oblag. Alles was Wissenschaft und Kunst betraf, war in ihrem Kreise vereint, und dadurch konnten sie auch nicht allein das Volk in jeder Beziehung beherrschen, sondern auch die Krieger und den König, indem sie sowol als Willen der Götter den Krieg anordnen durften, wie auch dem Könige, wenn er ihnen missliebig ward, die Mittheilung machen durften, die Götter oder der Todtenrichter begehre seiner, welchem Rufe er verpflichtet war durch Selbstmord zu folgen.

Die Weiterbildung des egyptischen Wissens geschah jedoch bei den

verschiedenen Völkern in abweichender Weise: bei den auf rückständiger Stufe stehenden Semiten Palästinas war um so mehr Raum zur Aufnahme fremder Kenntnisse und Einrichtungen, von denen aber die Bewohner der dürren Hochflächen, bei minderem Kulturbedürfnisse, weniger aufnahmen als die sesshaft gewordenen, gedeihenden Israeliten und die am Meere durch ausgebreiteten Handel zum wohlhabenden Volke sich entwickelnden Phöniker. Die Pelasger, Hellenen und Römer hatten dagegen aus der Urheimat Mittelasiens ihre Verbände, Gesetze und Einrichtungen mitgebracht und damit in Europa sich angesiedelt, bevor das Egyptische oder Egyptisch-Semitische ihnen zugeführt ward; sie bereicherten sich dadurch, aber ihr arisches Grundwesen blieb vorherrschend. Zu den Ariern der griechischen Halbinsel kamen die egyptischen Betäubungs-Orakel und ersetzten zu Dodona, die Urweissagung der Sellen oder Hellen aus dem Rauschen der Wipfel. Allein wenn auch die Semiten zu Dolphi ein Bundesorakel des Apollon stifteten, dessen Entscheidungen für alle Hellenen galten, so konnte sich doch nicht ein Priesterverband nach egyptischer Art bilden, denn die Priester fanden ein festbegründetes arisches Gemeinwesen vor, welches nach abweichenden Lebensverhältnissen geordnet war, die auch in Griechenland sich ähnlich vorgefunden hatten und diese Einrichtungen stützten. Die heisse Urheimat der Egypter und Semiten in ihren schwankenden, ausschweifenden Verhältnissen hatte unaufhörlich zu Orakeln gedrängt, da der Mensch sich unfähig fühlte, den Grund der regellosen, jeder Voraussicht spottenden und dabei grimmig verderblichen Verhältnisse zu erforschen und nur im Propheten den geeigneten Mittler erkannte, um Aufschluss zu erlangen über die verborgenen Rathschlüsse der verderblichen Übermächte. Das Volk konnte dort des Königs und jeder Obrigkeit weit eher entbehren als des Priesters, der in die aussersinnliche Welt vordrang und alle Wissenschaften pflegte, deren das tägliche Leben bedurfte. Bei den arischen Hellenen dagegen war das Verhältniss des Menschen zur Priesterschaft ein wesentlich anderes: die gemäsigte Urheimat mit ihren regelmäsigen Lebensverhältnissen hatte das Bedürfniss nach Orakeln nicht überwältigend gesteigert; für sie gab es ebensowol eine aussersinnliche Welt, denn die Grenzen ihrer Sinne waren dieselben, aber jener Theil der Aussenwelt machte sich minder verderblich geltend, war minder ausschweifend in der Fülle wie im Elende, war zuverlässiger und bot im regelmäsigen Verlaufe viel seltener Gelegenheit, einen unerklärlichen

Willen zu vermuthen, der durch Orakel erforscht werden müsse. Sie hatten ihre weitergehenden Wünsche und Hoffnungen, wie der denkende Mensch sie allenthalben pflegt; sie verlangten auch nach Einblicken in die Zukunft und hatten zu dem Ende aus der Urheimat Priester und Weissager (Hellen oder Sellen) mitgebracht; allein die Orakel waren von geringerer Geltung und es hing nicht beständig das ganze Volk am Munde des Propheten, um durch die Verkündigung des höchsten Willens die Mittel kennen zu lernen, durch welche es grenzenlosem Elende sich zu entreissen vermöge. Die Priester konnten keine übermächtige Stellung erlangen, und selbst als Egyptisch-Semitisches eindrang und die Betäubung-Orakel an die Stelle der nüchternen Weissagung aus dem Rauschen der Baumwipfel gesetzt wurden, konnten die Priester sich keine andere Geltung erobern, als das arische Grundwesen des Volkes und die Lebensverhältnisse des gemäsigten Landes es gestatteten. Noch weniger als bei den stärker gemischten Hellenen fand solches bei den Römern statt; ihre Priesterschaft war angesehen und hochgeehrt, dabei aber den Statsbehörden untergeordnet und die Orakel zu Cumä, aus Griechenland zugeführt, verschwanden frühzeitig.

§. 227.

Bei den arischen Völkern widerstrebte auch ihre Zersplitterung in eine Anzahl unabhängiger Völkerschaften und Stämme jeder übermächtigen Ausbreitung der Priesterschaft und ihrer Oberherrschaft.

Die einzelnen Stämme gelangten auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Zeiten in die griechische und italische Halbinsel, drangen vor, schoben und bekämpften sich, bis sie einigermasen zu festen Ansiedlungen gelangten, und widerstrebten auch dann jeder Vereinigung, welche irgend eine Unterordnung bedingen würde. Bei den Hellenen dauerte diese spröde Abweisung durch alle Zeiten; selbst die Perserkriege, welche Alle mit dem Untergange bedroheten, konnten keinen festen und dauernden Verband schaffen und nach wieder erlangter Freiheit begannen die inneren Kriege aufs neue, um jede vereinende Übermacht zu verhüten. Eine herrschende Priesterschaft ward dadurch unmöglich gemacht, denn die heimischen Priester eines jeden Stammes theilten die Sprödigkeit ihrer Genossen, wollten auch in ihrem Kreise keinen allherrschenden Verband, und

da überdies jeder Stamm oder Stat sein besonderes Verehrungswesen aus der vorhandenen Menge erwählte oder zur Ansiedlung aus der Heimat mitgeführt hatte und seitdem vorzugsweise verehrte: so gab es eine Menge sachlich gesonderter Priesterschaften des Zeus, Apollon, Poseidon u. a., die niemals zu einem geschlossenen Verbande sich vereinigen wollten.

Den Priestern waren auch von jeher die Hauptzweige der Wissenschaft entzogen, nicht in der Weise, dass sie ihnen verschlossen gewesen wären, sondern dadurch, dass sie ausserhalb ihres Kreises gepflegt und verwaltet wurden. Die Gesetzgebung ruhete in der Gemeinde und ward entweder durch die Gesammtheit oder einen Ausschuss der Ältesten, des Adels oder der Fürsten mit ihren Räthen wahrgenommen und die Rechtspflege war angestellten Richtern aufgetragen. Der einflussreichste Theil der Wissenschaften, die Heilkunde, war von den ältesten Zeiten her bei den Ariern der Sorge des Weibes übergeben, welches als treue Gefährtin des Mannes eine höhere Stellung einnahm als bei den Semiten. In den heissen Ländern, wo das Weib frühzeitig reift und durch Einsperrung sicher ge tellt werden muss, kann es nicht einer gemeinnützigen Thätigkeit sich widmen, die es zwingen würde, die Grenzen der Absperrung zu überschreiten; in gemäsigten Ländern dagegen wird das Weib mit seiner Reife mündig, vermag sich selbst zu sichern und durfte sich von jeher frei bewegen, Kräuter sammeln und die Heilkunde pflegen, zu der seine Ausdauer, zarte Sorgfalt und sein reges Mitgefühl es besonders befähigt. Es war damit den Priestern ein weiter Bereich der Wirksamkeit entzogen, der ihnen durch tägliche Berührung mit dem Volke und durch Heilung der Bedrängten zum gewaltigen Ansehen verholfen hätte, viel sicherer noch als die Weissagung, deren Misserfolge oftmals sichtbar zu Tage kommen, wogegen diejenigen der Heilkunde in den dunklen Erdenschos verschwinden.

Diese aus dem arischen Grundwesen stammenden Beschränkungen verhinderten es nicht allein, dass die Priesterschaften der Hellenen oder Römer zu einem übermächtigen Verbande sich entwickelten, sondern machte sie auch ungeneigt, in den Besitz der Wissenschaften sich zu setzen. Die Priester hielten ihre Fortbildung im Wesentlichen innerhalb des Bereiches, den die Römer mit dem Worte „religio“ bezeichneten und der auch in der Gegenwart als Religion aufgefasst wird, nämlich der Inbegriff der Wissenschaft aller Bezüge des Menschen zu seiner aussersinnlichen Welt. Je nachdem der herrschende Glaube diese Bezüge deutete, war der Inhalt

der Religion ein verschiedener, doch blieb er im Wesentlichen zu allen Zeiten derselbe, indem er die Vorstellungen enthielt über die Einwirkungen der aussersinnlichen Welt auf die Geschicke der Menschen und auf seine Aussenwelt, so wie seine Kenntniss der Mittel zur Rückwirkung auf die aussersinnliche Welt (§. 72). Die Stellung der Priester bei den arischen Völkern bedingte von der Urzeit her ihre Begrenzung auf die Religion; in der Gesetzgebung und Handhabung mogten sie mitwirken, denn der Priester war Mann in der Gemeinde der Männer, ein angesehener Mann, aber nichts mehr; in der Heilkunde mogte er mitwirken, Heilquellen besitzen und anwenden, Heilarten (Fasten, Baden, Luftkühlung der Hölen u. a.) kennen und pflegen, aber die Heilkunst so wenig wie die Rechtswissenschaft ruhete in seinen Händen; die Priesterschaft war nicht alles in allem wie bei den Egyptern. Die egyptischen Priester mussten alle Forschungen in ihren Kreis aufnehmen, denn der gesammte Bereich der Wissenschaften war ihr Besitzthum und der Fortschritt durfte nur in ihrem Kreise stattfinden; dass sie rastlos geforscht haben, stellt die hohe Stufe, welche sie erreichten, ausser Zweifel. Die arischen Priester dagegen durften ausserhalb ihrer Grenzen unbesorgt das Wissen fortschreiten lassen, wenn nur innerhalb derselben Alles unverändert sich erhielt, denn alles ausserhalb der Religion Liegende war ihnen ein Fremdes, Sinnliches oder Weltliches, wie es die Priester späterer Zeit vorzugsweise benannten und demselben die Religion als ein Geistliches gegenüber stellten. Die hellenische Priesterschaft überliess selbst die Weltweisheit und Naturforschung Anderen, welche Neigung, Fähigkeiten und Zeit dazu besasen, obgleich beide die Religion einschlossen, die im Wesentlichen nur die ehemaligen Gestaltungen jener Wissenschaften enthielt. Die hellenischen Priester hatten aus egyptischen Quellen, unmittelbar wie mittelbar, durch Phöniker, Karer u. a. Geheimlehren empfangen und gepflegt und ihre Geheimnisse, in welche sie Wissbegierige einweiheten, deuteten die im Volke verbreiteten Sagen und Gebräuche in höherer Weise, mehrten aber nicht den Einfluss und die Geltung der Priester zum Übermächtigen, denn die Vorgeschrittenen des Volkes reisten in das Ausland, um an den Quellen der Weisheit sich zu belehren, und waren nach ihrer Rückkehr der einheimischen Priesterschaft weit überlegen.

Es entstand eine stetig sich erweiternde Kluft zwichen der beschränkten, verknöchernden Religion und der unbeschränkt fortschreitenden Wissenschaft, die um so weiter von einander getrennt wurden, je mehr die allge-

meine Fortbildnng des Volkes die Wissenschaften erweiterte und die im Stillstande befindliche Religion rückständig ward. Während die Wissenschaften unablässig fortschritten, begnügte sich das Priesterwissen (die Religion) mit den rückständig gewordenen Gestaltungen der Weltweisheit nnd Naturkunde früherer Zeiten, ohne zu begreifen, dass solche mittlerweile rückstäudig geworden, dass die ehemals lebenden Gestalten nur noch abgestorbene Gebilde seien, denen sie durch die sorgsamste Pflege lediglich ein mumienartiges Fortleben sicherten. Die Kluft zwischen der Religion (dem starren Priesterwissen) und der lebendigen Wissenschaft ward weiter als jemals in allen nachfolgenden Zeiten in irgend einem Volke; gröser selbst als in der Jetztzeit in unserer Mitte und sie wirkte viel nachtheiliger ein auf die Geltung der Priester im Volke, namentlich unter den Vorgeschrittenen desselben. Der gebildete Hellene fühlte sich nicht hingezogen zu den Priestern, welche in ihrem beschränkten Lehrkreise unentwickelt blieben, beschränkt waren in jeder Beziehung, nur endlos die unverständlich gewordenen Geheimnisse wiederholten nnd die hergebrachten Religionsgebräuche pflegten; die entweder ihre Unwissenheit offenbarten, wenn sie als beschränkte Menschen erkannt werden mussten oder ihre Heuchelei, wenn sich erkennen liess, dass ihr eigenes Wissen weit hinaus ging über dasjenige, was sie als Priester äussern durften. Der Gebildete wendete sich ab von der rückständigen, erstarrten Religion zu den freien, fortschreitenden Wissenschaften, die ihm in Weltweisheit nnd Naturknnde denselben Aufschluss boten wie die Religion, aber in höher entwickelten Formen; die ihm ausserdem ein reiches Wissen zu Gebote stellten bezüglich der Sinnenwelt, welche in der Religion, der Wissenschaft des Aussersinnlichen keinen Ausdruck gefunden hatte. Nur die Menge des Volkes stand der Religion nnd den Priestern nahe, denn die rückständig gewordene Religion, als das Wissen ehemaliger Zeiten und tieferer Bildungsstufen, stand gleich mit der gegenwärtigen Bildung der rückständigen Menge; die vorgeschrittenen Lebensverhältnisse hatten aber das Volk unabhängiger gestellt von schädlichen Einwirkungen der anssersinnlichen Welt; es bedurfte deshalb um so weniger der Religion nnd vernachlässigte um so mehr die Priester.

Bei den Egyptern konnten die Priester, als Inhaber und Pfleger der ganzen Wissenschaft, Jahrtausende hindurch die Oberherrschaft behalten; bei den Hellenen nnd Römern dagegen sanken sie zur Unbedeutendheit,

wurden Werkzeuge der Anführer und Fürsten, Diener der Gewaltigen, die den Nutzen der Priester nur darin erblickten, dass sie das Volk von der Erkenntniss, der Aufklärung fern hielten und durch Verdummnng verhinderten, dass es seine Lage erkenne und die Verbesserung derselben erzwinge.

Am frühesten hatten die Denklehrer unter den Hellenen die Kluft zwischen der fortschreitenden Wissenschaft und der erstarrten Religion offenbart, zum Schrecken der Priester und des Volkes. Dem edlen Sokrates kostete es das Leben, dass seine Erkenntniss über die engen Grenzen der Religion hinausging; angeklagt, nicht an die Götter zu glauben, die der Stat anerkenne nnd dass er als Irrlehrer die Jngend ungläubig mache, ward er zum Tode verurtheilt (399 vor Ch. G.) und vergiftet. Seinen Schüler Aristoteles, den grösten Naturforscher seiner Zeit nnd der nachfolgenden beiden Jahrtausende, verfolgte man ebenfalls mit der Anklage der Gottlosigkeit und des Unglaubens; er floh aus Athen, damit, wie er sagte, die Athener nicht zum zweiten Male an der Philosophie sich versündigen sollten. Die Weltweisen kamen allgemein beim Volke in Verruf, weil ihre Wissenschaft als höchste menschliche Fortbildung ihrer Gegenwart und ihres Volkes, die rückständige Wissenschaft ausschloss, welche in der Religion der Priester und der Menge ihren Ausdruck hatte. Das Volk, dessen Hoffnungen und Befürchtungen an jenem rückständigen Glauben haftete, sah darin sich bedroht durch die Lehren der Weltweisen, welche zu erfassen ihm die Fähigkeiten mangelten und von denen es durch die Kluft zwischen Religion und Wissenschaft getrennt war, die es nicht zu überspringen vermogte.

Die Stellung und Geltnng der Religion und Priesterschaft bezeichnete schon der griechisch-römische Geschichtschreiber Polybios (2. Jahrh. vor Ch. G.), indem er schrieb: „Mir scheint, man habe um des gemeinen Haufens willen, die Einrichtungen des States auf den Glauben an die Götter begründet. Wollte man aus lauter weisen Männern einen Stat bilden, so wäre vielleicht ein solches Verfahren gar nicht nöthig. Da aber jeder Volkshaufe leichtsinnig und voll ausschweifender Begierde ist, voll unvernünftigen Zornes und heftiger Wuth, so bleibt nichts Anderes übrig, als sie durch unsichtbare Schreckmittel und dergleichen Schaudergeschichten im Zaume zu halten. Darum erscheinen mir Diejenigen leichtsinnig und unvernünftig zu verfahren, welche die Vorstellung von den Göttern und die Lehre von der Unterwelt beseitigen.“ Ebenso unterschieden die römischen

Redner und Statsmänner (Cicero u. a.) zwischen dem Glauben der Gebildeten (den Wissenschaften) und dem Glauben der Menge und Priester (der Religion), hielten auch fest an der Überzeugung, dass um des Volkes willen die Religion aufrecht erhalten werden müsse mit allen Gebräuchen, Opfern und Weissagungen, denn in Sachen des Glaubens sei es zweckmäsiger, das Volk zu täuschen als dasselbe zur Erkenntniss gelangen zu lassen.

§. 228.

In dieser Zeit des Verfalles der Religion und Priesterschaft gelangte der Jesusglaube zu den Griechen und Römern und errang allmälig das Übergewicht, so dass die christliche und christlich gewordene Priesterschaft in die Stellung, Rechte und Besitzthümer eindrang, aus denen die heidnische Priesterschaft gewichen oder vertrieben worden war.

Die neue Religion hielt sich innerhalb desselben Bereiches, den die alte ausgefüllt hatte, und soweit es jener noch daran mangelte, ward sie aus der alten ergänzt. Die Priester mussten sich wie ihre Vorgänger dem bestehenden Gemeinwesen einfügen und unterordnen, und da sie keine neuen Zweige der Wissenschaft aus der Fremde zuführten: so mussten sie auch die freien Wissenschaften nach wie vor ausserhalb der Religion sich fortbilden lassen. Die christlichen Priester, gleich ihren heidnischen Vorgängern, begnügten sich damit die Bezüge des Menschen zu seiner aussersinnlichen Welt zu pflegen; sie waren beschäftigt, die Lücken der neuen Lehre durch Heidnisches zu ergänzen, um ein zusammenhängendes Lehrgebäude zu schaffen, und liessen von ihrer Pflege ausgeschlossen alle anderen Zweige der Wissenschaft, Weltweisheit und Naturkunde, Rechtspflege wie Heilkunst, Schriftwesen, Künste und Gewerke, welche unabhängig von Männern fortbetrieben wurden, die ausserhalb des Priesterverbandes standen.

Bei weiterer Entwicklung ward jedoch die Priesterschaft gezwungen, aus dem engen Kreise der Religion hinaus zu treten, um für dieselbe kämpfen zu können wider die heidnischen Angriffe, die vom Standpunkte der Weltweisheit aus geschahen. Wären die Angreifer nur heidnische Priester gewesen, so hätte es dessen nicht bedurft, denn die christliche Auffassung der aussersinnlichen Welt konnte der heidnischen genügend widerstehen: sie hatte Wunder wider Wunder, Weissagung wider Weissagung, den ein-

zigen, alles umfassenden Höchsten wider eine ungeordnete Menge von Verehrungswesen und stützte Alles auf den Glauben der Menschen wie Jene; auch war die christliche Religion der heidnischen an Einfachheit und Fasslichkeit überlegen. Allein die gefährlichsten Angriffe geschahen nicht durch Priester, sondern durch Denker, nicht vom Standpunkte der Religion, sondern der Wissenschaft, und die christlichen Priester mussten sich bemühen, den Angriffen auf demselben Felde zu begegnen, so lange die Christen noch in der Minderheit waren und sich darauf beschränken mussten, durch Überzeugung zu wirken. Als sie jedoch im 4. Jahrhunderte die Oberherrschaft erlangt hatten, bedurfte die Priesterschaft dieses Mittels nicht länger, denn die Gewalt führte leichter zum Ziele, und sie nahm keinen Anstand, diese eben so rücksichtlos anzuwenden, wie sie früher solche wider sich selbst erfahren hatte. Eine andere Veranlassung, über die Grenzen der Religion hinaus zu wirken, war geboten in der herrschenden Vorstellung, dass fallsüchtige, tobsüchtige, krampfhafte und andere kranke Menschen von bösen Geistern besessen seien, die nur von den Priestern ausgetrieben werden könnten; sie liessen sich dazu herbei, versäumten es aber weiter in das Heilgebiet vorzudringen, weil die landüblichen Gewohnheiten aus der Heidenzeit die Priester davon ausgeschlossen hatten. Auch in das Rechtsgebiet hinein ward ihnen Gelegenheit geboten, als späterhin die Schliessung der Ehebündnisse ihnen zufiel und sie veranlasst wurden, Ehegesetze zu machen und ihre Gelebung zu überwachen. Solchergestalt hätte der Priesterverband füglich mit der Weltweisheit, Heilkunde (Naturforschung) und dem Rechtswesen sich befassen können, wenn nicht die innewohnenden Vorstellungen der Heidenzeit fortwirkend sie beschränkt hätten auf die Religion.

Es mangelte nicht an Männern, welche den wissenschaftlichen Anforderungen gewachsen waren:

Tertullian in Karthago, gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts, vertheidigte den Jesusglauben auf dem Gebiete seiner Gegner mit Gründen der Weltweisheit, des gesunden Menschenverstandes. Anfangs heidnischer Sachwalter und Redner, trat er dem neuen Glauben bei und ward dessen eifrigster Verfechter, wobei er seine heidnische Weisheit ungescheut zu zu Gunsten des Christenthumes anwendete. In ihm wirkte römische Bildung vereint mit den Eigenthümlichkeiten des Landes: feurig und gewandt, dabei streng und verständig, schrieb und redete er wie ein begeisterter

Dichter und geübter Redner und sein schwermüthiger Ernst ward vom Witze durchleuchtet, der seinen lehrreichen Reden das Anziehende verlieh.

Noch entschiedener betrat Klemens von Alexandrien (2. Jahrh.) das Gebiet der Weltweisheit, um die christliche Lehre als die erhabenste und vollkommenste Philosophie zu erweisen, und auf diesem Grunde fortwirkend, hat sein Nachfolger Origenes (185—254 nach Ch. G.) ein vollständiges Lehrgebäude geschaffen. Dieser bediente sich bei Auslegung der Bibel der bildlichen Deutung, indem er davon ausging, dass, wie die Welt aus sichtbaren und unsichtbaren Dingen bestehe, aus Stoff und Geist, wie auch der Mensch aus Leib und Seele zusammengesetzt sei, ebenso bestehe die Bibel aus Sichtbarem und Unsichtbarem, aus dem geschriebenen Worte in seiner gangbaren Bedeutung und dem verhüllten Geiste, der darin liege wie der Kern in der Schale und der, als tiefer Sinn, die eigentliche Offenbarung sei. Durch Anwendung dieser Deutungsweise konnte er, vermöge seiner Kenntniss der heidnischen Weltweisheit, ein Glaubensgebäude schaffen, welches von der Bibel sich nicht entfernte und doch auf heidnischem Grunde stand. —

Der Bischof Athanasius zu Alexandrien (4. Jahrh.) beschritt ebenfalls das Gebiet des Menschenverstandes, um den Heiden entgegen zu treten, welche behaupteten, der Glaube an Jesus sei unvernünftig. Er sagte: „wir wollen nach Kräften die Unwissenheit der Ungläubigen darthun, damit ihre falschen Einwürfe widerlegt werden und die Wahrheit durch sich selbst im Glanze erscheine“. Er bediente sich zur Beweisführung der heidnischen Vorstellung des Logos, jenes Ausflusses aus dem Göttlichen, welches als Schöpferwort, Verstand, Weisheit, Menschenseele, Begeisterung u. a. von den Griechen aufgefasst ward und späterhin den Christen als gleichbedeutend galt mit dem semitischen „heiligen Geist“ (§. 49). Beim Athanasius nähert sie sich mehr der heidnischen Bedeutung, denn er sagt: „der erste Mensch wurde von Gott nach seinem Bilde erschaffen, das Bild Gottes aber ist der Logos, dessen Abbild der Mensch, der im Logos Gott selbst schaut. Wie der Logos im Menschen selbst sein Bild abdrückte, so in der ganzen Schöpfung; in dieser ist seine Weisheit eingeprägt und abgebildet“ u. s. w. Von diesem stark heidnischen Grunde aus, der auch in der fremdartigen Einleitung des Evangeliums Johannis zu Tage tritt, begründete, entwickelte und vertheidigte er die damals festgestellten Lehren des Christenthumes; er ward namentlich der eifrigste Vorkämpfer des hervorbrechenden Glau-

benssatzes von der Dreieinigkeit, um den am eifrigsten von 321 bis 381 wider die Arianer, die Verfechter der Einheit Gottes (des Theos) gefochten ward. Während dieses Kampfes ward Athanasius dreimal abgesetzt (335. 338. 362), musste von seinem Sitze fliehen und ward wieder zurückgerufen, bis er als vielgeprüfter Glaubenskämpfer 373 starb.

Erst im 9. Jahrh. offenbarte sich das gleiche Streben unter den bekehrten teutonischen Völkern, die seit Jahrhunderten Christen geworden waren, bevor sie in den Besitz der Schriften des Alterthumes gelangten. Sie hatten nicht wider lebende heidnische Weltweisen zu kämpfen, wollten aber den christlichen Glauben rechtfertigen wider die anziehende Weisheit der heidnischen Schriften und begaben sich in deren Gedankenkreis, um den Christenglauben als die höherstehende Weisheit zu erweisen.

Am frühesten ragt hervor John Scot (Johannes Scotus Erigena) im 9. Jahrh. in Gros-Brittanien geboren, der in Paris und späterhin in Oxford lehrend, das Christenthum mit Gründen der Wissenschaft vernunftgemäs festzustellen suchte. Er bezeichnete Platon als den grösten unter Denen, die über die Welt philosophirt haben, und Aristoteles als den scharfsinnigsten Ergründer des Unterschiedes der natürlichen Dinge; er erklärte es für ausgemacht, dass die christliche Religion die wahre Philosophie sei, dass beide Eines seien und dieses sich erweisen lassen müsse. Seine Beweisführungen lässt er gänzlich auf heidnischem Grunde erwachsen, indem er ihre Darlegung folgendermasen beginnt: „Etwas anderes als Gott und ausser ihm giebt es nicht, denn in ihm ist Alles und ausser ihm Nichts; Gott war nicht früher als Alles, was er in das Dasein rief; das Dasein Gottes ist nichts Anderes als sein Schaffen; er existirt als das Wesen von Allem, denn er allein ist an und für sich wirklich und Alles, was in dem Seienden wirklich sein soll, ist er allein; was aber als wirklich in ihm begriffen wird, ist dieses nur durch Theilnahme an diesem Einen, der allein an und für sich ist.“ Aus diesem Gottallsein der hellenischen Weltweisen entwickelte er die christlichen Glaubenssätze, durch eine Beweisführung, die bis in das 13. Jahrhundert hinein galt, als sie vom Papste Honorius 3. verdammt ward.

Das gleiche Streben, den christlichen Glauben mit Gründen der Wissenschaft zu belegen, bethätigte Anselm, Erzbischof zu Canterbury, im 11. Jahrhunderte, der allerdings behauptete: „Ich strebe nicht einzusehen, um zu glauben, sondern ich glaube, um einzusehen,“ aber dennoch vom Ur-

grunde der altgriechischen Weltweisen ausging, um darauf das christliche Glaubensgebäude zu errichten, mit Einschluss der Engel und Teufel. Er ordnete jedoch die Wissenschaft dem Glauben unter, indem er lehrte: „Darum soll der Christ durch den Glauben zur Einsicht fortschreiten, nicht aber durch die Einsicht zum Glauben gelangen; auch wenn er etwa nicht einzusehen vermag, soll er nicht vom Glauben ablassen, sondern wenn er zur Einsicht hindurchdringen kann, so hat er seine Freude daran, kann er dieses nicht, so bete er an, was er nicht zu fassen vermag.“

Die Priesterschaft erkannte die Gefahr, welche daraus erwuchs, wenn die Wissenschaft als Stütze des Glaubens, der Religion benutzt werde; sie bot allerdings ihre Waffen zur Vertheidigung, verlangte aber auch, dass man ihr die Vertheidigung überlasse, und wenn man ihre Geltung anerkannte, um sie zu benutzen, konnte man ihre Geltung nicht bestreiten, wenn sie zum Angriffe auf die Religion verwendet ward; sie war eine verwendbare Dienerin, aber eine eigenwillige, die durch Freiheit der Entwicklung die Fähigkeit und Neigung zur Unterordnung verloren hatte. Die Verbindung musste gelöst werden: der Priesterverband, die Kirche, wies die Wissenschaft zurück; die auf Denken beruhende Weltweisheit sollte selbst als Dienerin nicht gelten; die Religion sollte nicht durch die verfängliche und verleitliche Wissenschaft bedient und gestützt werden, sondern auf dem eigenen festen Grunde des unbedingten Glaubens stehen, der besser durch Gewalt als durch Vernunftgründe festgehalten werden könne. Die Pfleger der Wissenschaft vollzogen ihrerseits dieselbe Trennung, schlossen sich fernerhin nicht länger der Religion an, um im kirchlichen Schutze und Gewande das Leben zu fristen, sondern entwickelten ihr Wissen selbständig, frei von den Fesseln der Religion fortschreitend. Der Priesterverband schnitt die Verbindung ab durch Verdammung der heidnischen Beweisführungen seiner gelehrten Mitglieder, am eingreifendsten durch die vorerwähnte nachträgliche Verdammung der Lehren des John Scot. Diese Abweisung ward fortgesetzt durch alle Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit, und zeigte sich noch 1835, als der Papst den Hermesianismus verwarf, nämlich das Bemühen des Professors Hermes zu Bonn (1775—1831) die Glaubenslehren der römischen Kirche auf dem Grunde der neueren Philosophie zu erweisen und zu befestigen.

§. 229.

Von Seiten der Gelehrten vollzog sich die Abtrennung der Wissenschaft zuerst in Abailard (1079—1142), der zu Paris lehrend, auf die freie und unabhängige Entwicklung der Wissenschaft bestand, sie unbekümmert um die Religion fortbildete und den Glauben, als einen Theil der Wissenschaft, derselben unterordnete. Er sagte: „Ich vertraue auf die Fülle des Geistes, der mir verliehen ist, und hoffe mit dem Beistande Dessen, der alles Wissen verwaltet, nichts Geringeres als die Vollendung der Wissenschaft zu vollbringen. Wissenschaft heisst, die Wahrheit der Dinge begreifen und die Weisheit, in welcher der Glaube beruht, ist ein Theil von ihr. Der erste Schlüssel zur Wahrheit ist das unablässige, ernste Fragen; ihm sollen wir uns mit ganzer Seele ergeben, denn der Zweifel treibt uns zur Untersuchung und durch Untersuchung erlangen wir die Wahrheit."

Von seiner Zeit her entwickelte sich eine Folgereihe von Weltweisen im Bereiche der christlichen Völker Europas, die Wissenschaft neben der Religion fortbildend, welche im Vergleiche zur unablässig vordringenden Wissenschaft, als erstarrtes Gemenge verschiedenartiger Vorstellungen früherer Zeiten, in ihrem eingenommenen und festgehaltenen Zustande zurückblieb. Die Naturkunde war seit den Zeiten des Aristoteles (4. Jahrh. vor Ch. G.) nur wenig fortgebildet worden, so dass die meisten Glaubenssätze der Kirche, welche durch die Naturkunde früherer Zeiten gebildet worden waren, unangefochten blieben. Um so mehr litt aber die Religion unter dem Fortschreiten der Denkweisheit (der Philosophie), die sich bewegte auf demselben Gebiete der aussersinnlichen Welt, welches die Religion durch ihre Glaubensgeheimnisse auszufüllen suchte. Der Priesterverband liess unbekümmert die übrigen Wissenschaften sich entwickeln, die er als weltliches Wissen bezeichnete, über welches sein sogenanntes geistliches Wissen, die Gotteslehre (Theologie) hoch erhaben sei, da jene das Rohe, Sinnliche, Stoffliche zum Gegenstande hätten, wogegen die Theologie das Erhabene, Übersinnliche, Geistige pflege; jene nur das irdische Wohlergehen fördere, diese aber das ewige Heil des künftigen Lebens. Die Priester schauten hoch herab auf die Naturkunde, nahmen sie sogar unter ihren Schutz, indem sie die Lehren des Aristoteles und die Vorstellung des Ptolemäus über

die Sternenwelt schützte, als ob diese Überzeugungen gelehrter Heiden christliche Glaubenssätze seien; sie glaubten von diesen niederen Zweigen des menschlichen Thuns keine Gefahr befürchten zu dürfen. Dagegen ward ihnen das Gefährliche des freien Denkens um so einleuchtender, dem die Vorgeschrittenen und Wissbegierigen sich zuwendeten, denn diese Art von Denkern begab sich auf das Gebiet des Übersinnlichen, pflegte dieselben Vorstellungen, welche die Religion in ihren hauptsächlichsten Glaubenssätzen niedergelegt hatte, und untersuchte deren Begründung auf anderen Wegen als denen, welche den Priesterverband zu seiner Feststellung geleitet hatten. Letzterem war aber betreffs mancher Glaubenssätze, die Spur ihres Ursprunges verloren gegangen, er wusste nicht mehr wie sie entstanden seien, kannte nicht ihre Begründung und machte geltend, dass weil sie da seien und seit undenklichen Zeiten vorhanden gewesen, sollten sie als unzweifelhaft erhalten und geglaubt werden. Es schieden sich aufs neue die beiden Grundwesen, welche in der Fortbildung der Europäer wirksam waren: der Priesterverband mit seinen Lehren der Religion stützte sich auf semitischen Grund, strebte ihre Richtigkeit aus Wundern und Weissagungen zu erweisen; die Pfleger der freien Wissenschaft dagegen bewegten sich auf arischem Grunde und verlangten Gründe, forschten nach Gründen, wiesen auch selbst Dasjenige zurück, was ehemals die verwandten Vorstellungen des verlassenen Heidenthumes aus dem Semitenthume hatten fortbestehen lassen (§. 186), denn das heimatliche Heidenthum war als Religion gänzlich erstorben und damit hatte das Semitische im Christenthume seine Stütze in den vorherigen Vorstellungen verloren; es musste seine Fremdartigkeit offenbaren und dahin schwinden.

Die gegenseitige Abstosung blieb fortbestehen, als im 16. Jahrh. in der römischen Kirche die Spaltung einriss, welche zur Ausscheidung der Evangelischen führte. Das Gebiet der Religion verblieb in seiner Umgrenzung und im Verhalten der Priester; die Evangelischen wiesen eben so strenge wie die Katholiken die Unterstützung der Denkweisheit von sich. Luther lehrte, dass es mit der Vernunft nichts sei, nur der Glaube könne erretten und zum Heile führen; der Zweifel sei der Teufel und führe die Menschen lediglich in Versuchung, um sie durch Unglauben zu verderben. So blieben auch in den nachfolgenden Jahrhunderten die semitisch-christliche Religion und die arisch-heidnische Weltweisheit neben einander bestehen, gegenseitig sich abweisend. Erstere begründete ihren Werth auf

die Unveränderlichkeit und den langen Bestand ihrer Sätze und auf ihre Verbindungen mit der aussersinnlichen Welt durch Wunder, Weissagungen, Offenbarungen, Gebete, Opfer u. a.; Letztere berief sich auf ihre rastlose, vielgestaltige Fortbildung und ihre Verbindung mit dem Menschenwesen und dessen Beziehungen zur gesammten Aussenwelt, welche sichtbar auf sein Wohl und Wehe einwirkt oder wirken kann.

Es hat nicht an wiederholten Versuchen zur Vermittlung gemangelt, um den Frieden an die Stelle der gegenseitigen Nichtachtung oder Anfeindung zu setzen. Sie sind aber jedesmal daran gescheitert, dass der starre und unbewegliche Grundzug der Religion unvereinbar war mit dem beweglichen, rastlosen Fortschreiten der Weltweisheit; die Priester mussten Jeden aus ihrer Mitte verläugnen, der die feststehende Religion fortbilden wollte, wie die Denker Jeden der Ihrigen, der die fortschreitende Erkenntniss in Stillstand versetzen wollte oder glaubte einen bleibenden Abschluss erreichen zu können.

§. 230.

Eine Gelegenheit, welche dem Priesterverbande günstiger war, bot sich dar zur **Verbindung der Religion mit der Rechtswissenschaft**.

Das Christenthum hatte die mosaische Gesetzgebung in sich aufgenommen, sie als göttlichen Ursprunges anerkannt und die Priesterschaft konnte nicht der Aufgabe sich entziehen, jene Gesetze zu erläutern, einzuprägen und ihre Erfüllung zu überwachen. Dieselben umfassten jedoch einen grosen Theil des bürgerlichen Rechtsgebietes, vor allem die zehn Gesetze des Moses, welche Mord, Ehebruch, Diebstahl, Verläumdung, Neid und Habsucht verboten und Elternliebe befahlen, überdies auch in allen übrigen Vorschriften bezüglich des levitischen Verehrungswesens Jave, auf das höchste Wesen des Christenthumes umgedeutet wurden. Der Priesterverband gelangte ferner dazu, die Schliessung und Lösung der Ehe unter seine Fürsorge zu stellen, seitdem er die Ehe zum Heilsmittel (Sakrament) erklärt hatte. Er ward weiter auf das Rechtsgebiet gedrängt, als er unter den meisten Christenvölkern grose Besitzthümer erworben hatte und gleich allen anderen Besitzern den bürgerlichen Gesetzen sich unterwerfen sollte, die fast allerorts verschieden waren. So wirkten allerseits mächtige

Ursachen zusammen, um den Priesterverband an die Spitze des Rechtswesens zu drängen, ihm die Oberherrschaft auf diesem Gebiete zu verleihen, soweit der Bereich der römischen Christen ging. Je mehr der Verband sich ausbreitete, alle hervorragenden Männer in seinen Kreis zog, alles höhere Wissen damaliger Zeit besas und an Bildung die Zeitgenossen überragte, desto gröser ward seine Befähigung für diese Aufgabe; fast alleiniger Inhaber der Schreibkunst und Schriftenkunde besas er allein die Fähigkeit das Geschehene dauernd festzulegen und jederzeit sicherer wieder hervor zu bringen als das Gedächtniss der Unbewanderten.

Der römische Priesterverband war nicht allein durch seine hervorragenden Fähigkeiten, sondern auch durch seine weite Verbreitung besonders geeignet zur Verwaltung des Rechtsgebietes. Durch alle Völker des wichtigsten Theiles von Europa verbreitet, in einer geschlossenen Körperschaft stufenweise geregelt, aus unverheiratheten, also unabhängigen, beweglichen Mitgliedern bestehend, mit dem Papste an der Spitze, der einen unabhängigen Kirchenstat als Fürst beherrschte, war sie stärker und geeigneter dazu als irgend eine der Grosmächte Europas. Inmitten aller Bildungsvölker gegenwärtig, reich an Kenntnissen und Gütern, auch nach dem Glauben der Völker begabt mit höheren Kräften (Eingebungen des heiligen Geistes) konnte es ausser dem Verbande keine ebenbürtige Fähigkeit geben zur Beherrschung des Rechtsgebietes und die Priesterschaft hätte ihre Pflicht verkannt, wenn sie nicht gestrebt hätte, das Rechtsleben der ihr unterstehenden Völker zu beherrschen. Nur sie vermogte ein gemeingültiges Recht zu schaffen, welches höher als die zahllos verschiedenen Gesetze der einzelnen Völker stehend, zum allgemeinen Christenrechte werden konnte, festere Unterscheidungen zwischen Recht und Unrecht feststellend als die sich widersprechenden Statsgesetze, die tausendfach verschieden in der römischen Christenheit herrschten. Überdies ward der Papst oftmals zum Schiedsrichter zwischen Fürsten aufgerufen, als Oberhaupt der ganzen Christenheit auch im Rechtsleben anerkannt; es wäre also nichts Neues und Ungewöhnliches gewesen, wenn ihm mit seinen Untergebenen das gesammte Rechtswesen unterstellt worden wäre.

Dem Priesterverbande standen allerdings keine Henker zu Gebote, um seinen Rechtsprüchen Geltung zu verschaffen; der Glaube der Christen gab ihm aber schon frühzeitig anderweitige Handhaben, um Gehorsam zu erzwingen und die Schuldigen zu strafen. Bereits 490 nach Ch. G. als

der Kaiser Theodosius, nachdem er in Thessalonich 6000 Menschen im Circus hatte erschlagen lassen, in Mailand die Kirche betreten wollte, verwehrte der Bischof Ambrosius ihm den Eingang so lange bis er Kirchenbusse gethan. So auch im späteren Verlaufe reichten die Strafmittel der Kirche aus, um die Übermüthigsten zu beugen, so oft die strafenden Priester der Zustimmung der Völker sicher waren. Päpste und Bischöfe thaten Übelthäter in den Bann, untersagten die Verwendung des Gnadenschatzes der Kirche zur Entsühnung der geängstigten Sünder und die Furcht vor der ewigen Verdammniss wirkte alsdann weit allgemeiner und eingreifender als irgend eine Strafandrohung der Fürsten, denn das zitternde Volk zwang den mächtigsten Herrscher zur Unterwerfung unter die Priesterschaft. Der kräftige Papst Gregor 7. erhob sich zur Behauptung: „Ich finde nicht, dass wo der Herr dem Apostel das Amt der Schlüssel auftrug, er für die Könige eine Ausnahme gemacht habe; die Fürsten sind der Kirche unterworfen,“ und vor ihm musste 1077 der deutsche Kaiser Heinrich 4. sich beugen. Die Geschichte hat zahllose Berichte aufbewahrt, wie die Priester ihre hohe Macht in edelster Weise benutzten, um die Schwachen zu schützen, rohe Gewalt zu brechen und selbst den Höchstgestellten der Staten einleuchtend zu machen, dass es auch für sie ein höherstehendes Gesetz gebe. In vielen Fällen haben sie mit Lebensgefahr, selbst mit ihrem Tode, dem Rechte den Sieg verschafft über frevle Willkür.

Vor allem kam dem schmäblig unterdrückten Volke das Streben der Priesterschaft zum Nutzen, denn nur die Priester, aus dem Volke stammend, hatten Mitgefühl für seine Leiden und standen mannhaft zu ihm. Die Geschichte der Jahrhunderte ist erfüllt von Berichten über Unterdrückung und Verbrechen, deren Opfer die Menge des Volkes war: Strasenraub und Todschlag, Plünderung und Schändung, endlose Fehden wider einander waren die gangbare Beschäftigung der rohen und müssigen Gewalthaber; das Volk musste, auf Seiten des Siegenden wie des Besiegten, Gesundheit und Leben, Ehre und Habe opfern den frevlen Gelüsten seiner Oberherrn; Kirchen und Klöster wurden erbrochen, Priester ermordet, Nonnen geschändet, das Land verwüstet, ohne dass die Statsgewalten das Elend des Volkes beachteten oder seiner weiter gedachten als bei der Steigerung seiner Lasten und Schärfung der Aussaugung. Der Priesterverband mit seinem weitreichenden Arme war die einzige Macht, welche Einhalt gebieten

konnte und wollte: den Frevler traf der Bann, der ihm den Gnadenschatz der Kirche verschloss; den Beraubten und Verfolgten öffneten sich die Kirchen und Klöster als Freistätten; dem hochadlichen Räuber oder Mörder mit seinen Genossen lähmte die Höllenfurcht den Arm, denn es lagen Fälle im Gedächtnisse, in denen die vom Kirchenbanne Betroffenen, aus ihren Schlössern vertrieben, von allen Menschen gemieden, elend an der Heerstrase verkommen oder spurlos verschollen waren. Wem nichts Anderes den rohen Sinn zähmen oder beugen konnte, den vermogte der Hinblick auf derartige Verlassenheit vom wüsten Beginnen abzuhalten. Er wusste, dass der Kirchenbann ihn seiner Knechte, seiner Mordgesellen berauben und dadurch hülflos der Rache seiner Feinde überliefern werde, und sah das traurige Ende voraus. Konnte ihn die Höllenfurcht nicht zähmen, so bebte er zurück vor solchem Ende, wenn ihn bei aller Rohheit etwas Voraussicht innewohnete. Die volksfreundliche Priesterschaft hat im Laufe der Jahrhunderte unschätzbare Verdienste um das bedrängte Volk sich erworben; sie konnte die Übel nicht ausrotten aber bedeutend mindern, und hat in den Zeiten der ärgsten Bedrängniss das Ihrige gethan.

Wie aber der Priesterverband (die Kirche, das Papstthum) aus verschiedenen Ursachen der Rückbildung verfiel, so auch in seiner Stellung zum Rechtswesen der Völker. Es waren zu verschiedenen Zeiten die Beschlüsse der Kirchenversammlungen, Erlasse der Päpste und Vereinbarungen mit den Fürsten gesammelt worden, um das gesammte Kirchenrecht darzustellen. Daraus war aber niemals ein geordnetes Gesetzbuch entstanden, welches den örtlich verschiedenen Gesetzen der Völker hätte vorangestellt werden können. Den Päpsten und ihren Untergebenen stand die Wahrung und Mehrung ihres Güterbesitzes höher als die Ehre und Würde der Gesetzgebung für Alle, und deshalb begnügten sie sich mit der Gesetzgebung für ihren Verband, so wie dem Richteramte über die Abweichungen vom Glauben, mit der Inquisition über die Ketzerei. Die Päpste, mit wenigen Ausnahmen, befanden sich nicht auf dem erhabenen Standpunkte, von dem aus sie hätten als Schiedsrichter über Alle wirken können; sie standen nicht ausserhalb und über den streitenden Parteien, sondern mitten drinnen; viele achteten selbst keine durchgehenden Rechtsgrundsätze, sondern verfuhren nach reiner Willkür und missbrauchten oft den Kirchenbann, um zu Gunsten roher Gewalt das Recht zu beugen. Auch wurden sie nur zu oft Werkzeuge der Statsmächte und mussten ihre eigenen Entscheidun-

gen wieder aufheben, wie es ihnen Klugheit oder Gewalt geboten. Sie gestatteten Eheschliessungen und Ehescheidungen im Widerspruche mit den Kirchengesetzen, widerriefen die Genehmigung zum Heiraten im verbotenen Grade und widerriefen dann wiederum ihren eigenen Widerruf, sodass blutschänderische Heiraten gestattet, verboten und aufs neue gestattet wurden nach Willkür des Papstes, wie es der Fall war bei der Fürstin Jacobäa von Holland. Zu den stärksten Verletzern des Rechtes gehörten in ihrer Glanzzeit die Päpste selbst, denn in ihrem eigenen Lande sah es mit der Rechtspflege am traurigsten aus; die Richter waren meistens käuflich, ihre Entscheidungen wurden häufig von oben her vorgeschrieben und statt der Gesetze herrschten Gewalt und Willkür; die Päpste waren nicht Richter, deren Entscheidungen Anerkennung verdienten. Die schöne Gelegenheit zur Verbindung der Religion mit dem Rechtswesen der Völker ging verloren; die Priesterschaft zog sich wiederum zurück auf das besondere Gebiet der Verbindungen mit der aussersinnlichen Welt.

§. 231.

Noch einmal ward die Verbindung zwischen der Religion und den übrigen Zweigen der Wissenschaft versucht, als der Jesuitenorden die Angelegenheiten der Kirche unter seine Leitung nahm und **die Jesuiten als Pfleger der Wissenschaft** auftraten.

Sie brachten aufs neue alle Mittel in Anwendung, durch welche das Christenthum siegreich sich erhoben hatte, und gingen noch weiter, indem sie, das Gebiet der Religion überschreitend, die übrigen vorausgeeilten Zweige der Wissenschaft in ihren Bereich zogen, um sie im Einklange mit der Religion zu entwickeln. Sie erstrebten eine neue Priesterschaft, welche in allen Zweigen der Wissenschaft an die Spitze treten und die höchste Bildung der Völker der Kirche unterthan und nutzbar machen sollte. Sie wählten ihre Mittel mit groser Sachkenntniss, setzten sie mit beispiellosem Erfolge in Ausübung und hatten in allen Zweigen der Wissenschaft Männer ihres Ordens aufzuweisen, welche Zierden der Fächer waren, denen sie sich gewidmet hatten. Kein Gebiet der Erkenntniss blieb ungepflegt: Weltweisheit wie Naturkunde in allen Zweigen, Statswissenschaft und Kirchengeschichte wurden Gegenstand ihrer Forschung, Lehre und That und durch ihre Hochschulen, Erziehungsanstalten, Kirchen, Mis-

sionshäuser und Wanderboten nahmen sie die Lernbegierde der Gläubigen von Jugend auf unter ihre Pflege, bereiteten sie in der Weise, dass die Wissenschaft, mit Einschluss der Religion, gepflegt werden konnte ohne gegenseitige Abstosung.

Der Versuch erschien vielverheissend, gelang auch im Bereiche des römischen Glaubens im überraschenden Mase, erzielte wesentliche Fortschritte und verschaffte den neueren Wissenschaften eine geachtete Stellung neben der alten Wissenschaft der Religion. Allein die Verbindung konnte nicht lange dauern, denn die Wissenschaft drängte vorwärts und die Religion hielt zurück; sollte jene ihre Geltung wahren, so musste sie Schritt halten mit der Fortbildung, die ausserhalb des Kreises der Kirche, bei evangelischen Völkern, vor sich ging. Es blieb also nur die Wahl, sie entweder ohne Rücksicht auf die Religion fortzubilden oder zurückbleibend an Geltung und Einfluss zu verlieren. Im Bereiche der römisch Gläubigen kam ihnen allerdings zu statten, dass die übrigen Lehrer der Wissenschaftszweige ausserhalb der Religion ebenso sehr gebunden waren und nach Kräften den Zwiespalt zwischen Wissen und Glauben verhüllen mussten wie sie selbst; dass also in Vergleich zu diesen die Jesuiten ihre Geltung wahren konnten, ohne wider den Glauben zu verstosen; dass auch ihre Erziehungsanstalten wie ihre Lehrer an den Hochschulen den Vorrang zu behaupten vermogten. Allein der wissenschaftliche Verkehr der Völker ward so lebhaft und innig, dass es nicht möglich war eine Abschliessung des römischen Gebietes zu erreichen, um dem Wissen das Gepräge des Glaubens aufzudrücken und der Religion unterzuordnen. Es vollzog sich deshalb auch in ihrem Kreise die Scheidung zwischen der Religion und den übrigen Zweigen der Wissenschaft; letztere schritten fort und liessen die Religion auf ihrem Standpunkte verbleiben. Die Religion durfte nicht weiter entwickelt werden, um mit den übrigen Wissenschaften Schritt zu halten, und diese dagegen durften nicht erstarren, um bei der Religion zu verbleiben, sondern mussten fortgebildet werden, um ihren Werth zu behalten. Der Abstand zwischen der rückständigen Religion und den fortschreitenden Wissenschaften ward auch in diesem Kreise gröser je mehr die Erkenntniss zunahm; der Versuch, das Todte mit dem Lebenden zu vereinen, schlug fehl und die denkenden Jesuiten wurden ungläubig, je mehr sie die Wissenschaften pflegten, oder sie verbreiteten Kenntnisse, die den Päpsten und Statsgewalten missfielen und die Auflösung ihres Ordens beschleunigten.

§. 232.

In den Hauptabtheilungen der christlichen Kirche, der griechischen wie römischen und evangelischen, ist die Beschränkung der Priesterschaft auf religiöse Handlungen die Regel geworden. Die Pflege der übrigen Zweige des Wissens ist davon getrennt, sie wird nicht gefordert und mit wenigen Ausnahmen gemieden, als Etwas was zum Glauben nicht nöthig sei, auch dem Glauben nicht nütze, wohl aber ihn bedrohe.

Im Kirchenstate leitet die Priesterschaft allerdings noch die Statsverwaltung, selbst das Kriegswesen, aber vielfach durch Mitglieder, die nur nebenher Priester sind: Rechtsgelehrte, Geldmänner, Krieger u. dergl. die im Priestergewande ihr ehemaliges Fach pflegen; im Übrigen ist ihre dortige Verwaltung so ungewöhnlich mangelhaft, dass sie als überzeugendster Beweis gelten kann von dem Zwiespalte zwischen Glauben und Wissen. Ausserdem hat die Priesterschaft in Rom noch Gewalt über die Dispense, kann von der Erfüllung der Kirchenvorschriften entbinden (Eheschliessung im verbotenen Grade oder Ehescheidungen u. a. gestatten); sie wacht auch für den Bereich der Kirche über Irrlehrer, zu deren Niederhaltung oder Bestrafung sie aber der örtlichen Statsgewalten bedarf. Die griechische, römische und evangelische Priesterschaft hat fast allenthalben in Ehesachen richterliche Thätigkeit zu üben, aber meistens nur in untergeordneter Weise, so dass das Überwiegende in Händen der Statsgewalten liegt. Nur in der Türkei besitzt die griechische Priesterschaft ausgebreitete Gewalt über ihre Gemeinden und verwaltet die meisten Bezüge der Rechtspflege, missbraucht sie aber auch zur vollständigen Ausbeutung, so weit nur möglich.

Die jüdische Priesterschaft hat bis in die neueste Zeit einen gröseren Bereich der Wissenschaft pflegen müssen, da in ihrem Kreise niemals die Scheidung zwischen der Wissenschaft und Religion sich vollzogen hat, sondern die in den Alles umfassenden Gesetzen des Jave-Moses begründete egyptische Bedeutung der Priesterschaft in ihrem Kreise sich erhalten konnte. Die Rabbinen haben nicht allein mit voller Freiheit den ganzen Bereich des Wissens pflegen dürfen, sondern auch dieser Aufgabe sich gewidmet und in der Schriftensammlung, welche als Talmud bekannt ist, ihr reiches und vielumfassendes Wissen nieder gelegt. Wie das mosaische Gesetz die

gesammte Wissenschaft jener Zeit enthielt, sowol die Religion als Wissenschaft der Wirkungen der aussersinnlichen Welt und der Verbindung mit derselben, wie auch die Wissenschaften der Rechtspflege, der Sternkunde, Heilkunde, Gesundheitpflege, Verwaltung u. a., so musste auch das Wissen der Rabbinen über die Grenzen der Religion hinaus sich ausbreiten, jedoch nicht zu höheren Stufen als der rückständigen Beschaffenheit der mosaischen Gesetze und deren Anwendung gemäs war. Jede weitergehende Entwicklung der Wissenschaften mussten auch sie den ausserhalb der Priesterschaft stehenden jüdischen Naturforschern, Ärzten und Rechtsgelehrten überlassen, welche sie gepflegt und zur Fortbildung derselben kräftig mitgewirkt haben, ohne das mosaische Gesetz als bedingend und hemmend gelten zu lassen. Den Rabbinen wird in neuerer Zeit ihr richterlicher Einfluss entzogen, was sie, ähnlich den christlichen Priestern, auf denjenigen Theil der Wissenschaft beschränkt, den man als Religion unterscheidet.

Die türkische Priesterschaft hat ihrer Obhut den ganzen Bereich des Korans ziemlich vollständig gesichert, und da Muhammad, Semit wie Moses und seinem Beispiele folgend, alle Zweige des damaligen Wissens in seinem Koran berücksichtigte, soweit sich Veranlassung darbot, so haben die muhammadanischen Priester, gleich den Rabbinen, alle Zweige der Wissenschaft in ihrem Kreise gepflegt, auch ebenso vorwaltend in Anlehnung an das Religionsgesetz, den Koran. Sie haben gleich den Rabbinen eine reiche Anzahl wissenschaftlicher Abhandlungen zum Koran verfasst, die ähnlich dem Talmud der Juden oder den Schriften der Kirchenväter bei den Katholiken, nächst den Stammschriften hohe Geltung geniessen. Die türkischen Ulema haben noch jetzt einen viel weiteren Bereich von Obliegenheiten zu erfüllen als die christlichen und jüdischen Priester; selbst wichtige Fragen der Verwaltung und Statskunst werden ihrer Prüfung unterbreitet, um die Sicherheit zu erlangen, dass sie nicht im Widerspruche mit dem Koran entschieden werden.

Sobald die Priesterschaften, seien sie christlich, jüdisch oder muhammadanisch, auf die Religion sich beschränken und wie jene, den bezüglichen Inhalt bestimmter Schriften früherer Zeit (Bibel, Altes Testament oder Koran) zur alleinigen Richtschnur nehmen, stellen sie sich zu den übrigen Wissenschaften ebenso wie die altgriechischen Priester (§. 227) in den letzten Jahrhunderten vor Ch. G. Sie verharren auf dem Stand-

punkte, den die Erkenntniss der Vorgeschrittenen zur Zeit der Abfassung jener Schriften einnahm, und lassen die Entwicklung der gesammten Wissenschaft ausserhalb ihres Kreises unberücksichtigt. Sie verknöchern und verbinden ihr Geschick mit dem Absterbenden, verfallen der Rückbildung und werden über kurz oder lang als abgestorbenes Gebilde ausgestossen, vom Lichte der Wissenschaft verdrängt, in ähnlicher Weise wie vor 1500 Jahren die Religion und Religions-Geheimnisse der griechischen und römischen Priester vor dem Lichte des Jesuglaubens erbleichten. Die aussersinnliche Welt muss zurückweichen, je mehr die Kenntniss der Sinnenwelt, der Bereich der Wissenschaft, sich erweitert.

§. 233.

Die Religion des Einzelnen, seine Vorstellungen vom Verhältnisse zur aussersinnlichen Welt, gehört nur ihm an, als Ausdruck seiner besonderen Denkthätigkeit; sie kann der Religion Anderer sehr ähnlich sein, wird aber doch mit mehr oder minderem Bewusstseine davon sich unterscheiden müssen; denn wie jeder Mensch seine besondere Aussenwelt hat, so auch seine eigenthümliche aussersinnliche Welt, zu der er sich in seiner besonderen Weise stellt und darin seine eigene Religion sich gestaltet. Dagegen sind diejenigen herrschenden Vorstellungen, welche den Religionen der Einzelnen eines besonderen Glaubensverbandes gemeinschaftlich sind, in ein unterschiedliches Religionsbekenntniss niedergelegt, das entweder durch Überlieferung im Gedächtnisse der besonderen Priesterschaften fortlebt oder, in Worte gefasst, jedem einzelnen Mitgliede eingeprägt wird.

Die Priester eines Glaubensverbandes bekennen sich gleichmäsig zu jenen Glaubenssätzen und wachen darüber, dass auch jedes Mitglied der Gemeinde dieselben auffasse und anerkenne. Um jedoch die Gleichmäsigkeit für Alle festhalten zu können, ward es nothwendig, solches Bekenntniss endgültig festzustellen, denn nur das Gleichbleibende konnte Jeder sich einprägen, nicht das Veränderliche. Deshalb waren von jeher die Priester aller Völker bemüht, die öffentliche Religion unverändert zu erhalten, selbst in ihren äusseren Formen, Gebräuchen, Schriftweisen u. s. w. weil es ihnen einleuchten musste, dass Änderungen, einmal begonnen unaufhaltsam weiter

gehen würden; die Priester mussten altgläubig (orthodox) sein, wenn die öffentliche Religion ungeschmälert ihre Geltung behalten sollte.

Die altegyptische Priesterschaft scheint es möglich gemacht zu haben, Alles was die öffentliche Religion und deren Gebräuche betraf, lange Zeit unverändert zu erhalten, dadurch, dass sie alle weitergehenden Ergebnisse ihrer Forschungen, die gesammte Fortbildung aller Wissenschaften zum Geheimnisse ihres Verbandes machte und dem Volke, statt der Lehren, verhüllende Erzählungen und Gleichnisse mittheilte. So lange das egyptische Volk seinen Bildungsgang ungestört fortsetzen konnte, gelang dieses und selbst fremde Völker nahmen die sinnbildlichen Erzählungen auf, ohne die Deutung zu kennen.

Die israelitischen Priester hatten unausgesetzt zu kämpfen wider andringende Neuerungen, denn je nach dem Vorherrschen des einen oder anderen Stammes, je nach der Entwicklung der örtlichen Lebensverhältnisse, den Verbindungen mit anderen Völkern, kamen verschiedenartige Verehrungswesen und Gebräuche zur höchsten Geltung: Jave-Moloch, Bal und Adonai, jeder hatte seine Zeit der Oberherrschaft, aber keiner unter ihnen scheint jemals das ganze Volk beherrscht zu haben, denn noch zur Zeit Jesu galten den Juden Jerusalems die Juden Samariens als Irrgläubige und die Juden in Galiläa, wie Jesu Ausruf am Kreuze erweist, verehrten keinen jener Götter, sondern waren dem ursprünglichen El treu geblieben, den die Bewohner Jerusalems nicht mehr kannten, sondern mit Elias verwechselten (Matth. 27. 47). Ein durchgehendes, allgemein gültiges Religionsbekenntniss scheint bei ihnen niemals geherrscht zu haben.

Die hellenische Priesterschaft war zu allen Zeiten altgläubig, hielt nicht allein an den Göttern und Orakeln fest, sondern auch an den althergebrachten Opfern und Gebräuchen, selbst an den alten unförmlichen Götterbildern und war jederzeit bereit auf alte Opfer und Gebräuche, die von den Herrschern abgeschafft worden oder von selbst ausser Übung gekommen waren, bei günstiger Gelegenheit zurück zu gehen. Die Verbesserungen, welche der künstlerische Sinn bei Anfertigung neuer Göttergestalten anbrachte, um ihre Formen menschlich schön zu gestalten, betrachtete sie als Ketzerei, als Herabziehung des Göttlichen zum Menschlichen, denn ihr waren nur die alten hässlichen und dürren Göttergestalten die orthodox richtigen. Das hellenische Religionsbekenntniss war aber kein gleichmäsig abgeschlossenes und Jedem bekanntes, sondern bestand

in einer örtlich ungleich aufgefassten Götterfolge, einer Anzahl unzusammenhängender Sagen und hergebrachter Gebete, die vom Eindringen fremder Völker und Vorstellungen herrührten und weder allgemein verbreitet, noch allenthalben gültig waren.

Die Christen konnten von Anfang her kein Religionsbekenntniss haben, weil Jesus kein zusammenhängendes Glaubensgebäude zurückgelassen hatte, nicht einmal eigene Schriften, aus denen ein solches hätte hergestellt werden können. Die von Anderen aufgeschriebenen Berichte und Erzählungen waren so mannigfaltig und einander widersprechend, dass allerorts das Christenthum verschieden war und jeder Christ seine eigene Religion zur Geltung bringen durfte, jedes vorgeschrittene Mitglied nach seinem Sinne ein Religionsbekenntniss für seine Gemeinde oder einen ganzen Bezirk verfassen konnte. In seinen Grundzügen entwickelte sich der Glaube dreifältig, in der Art, dass im fernen Osten der heilige Geist das höchste Verehrungswesen ward, im römischen Bereiche Jesus und nur in einem Theile der Christenheit der Theos (Gott) die höchste Anerkennung empfing. Die Priester, genöthigt die lückenhafte Lehre zu ergänzen, brachten jeder für sich seine eigene Religion hinein; das Volk nahm seine hergebrachten, heidnischen Vorstellungen zur Richtschnur und so erwuchs eine Vielgestaltung, die das Christenthum in verschiedene Religionen zu spalten drohete. Den Spaltungen wurden viele Quellen verstopft, als man die meisten der zahllosen Evangelien und Berichte über Jesus, seine Jünger und die Personen des Alten Testamentes vernichtete oder verwarf und die Gültigkeit zum Religionsbekenntnisse auf diejenigen Schriften beschränkte, welche uns als Bibel bekannt sind. Ein durchgehendes Bekenntniss ward aber erst auf der Kirchenversammlung zu Nicäa (325 nach Ch. G.) auf Befehl des Kaisers Konstantin festgestellt und durch seine Strafandrohungen eingeschärft. Das Bekenntniss stellte bereits die Dreieinigkeit auf, konnte aber im Westen Europas, wie auch in den östlichen Ländern keine Geltung erlangen, bis durch Kriege und Ränke der Widerstand besiegt worden war. Die christlichen Kirchenversammlungen waren, von den ältesten Zeiten her, Tummelplätze der ärgerlichsten Streitigkeiten (§. 194) und wenn Worte nicht ausreichten, gebrauchte man Gewalt; Fustritte und Knittelgefechte der beiderseits mitgebrachten Mönche brachten Glaubenssätze zur Entscheidung und die Dreieinigkeit konnte nur durch das Machtgebot des Kaisers zum Beschlusse gelangen. Aber der wandelbare Kaiser wie auch sein

Nachfolger und das Volk erkannten so wenig den Werth des Beschlossenen an, dass sie die Hauptstütze des Bekenntnisses, den grosen Bischof Athanasius, wiederholt vertrieben und wiederum einsetzten.

Das nicäische Bekenntniss, welches seitdem die Grundlage der christlichen Religion bildete, umfasst aber bei weitem nicht den ganzen Inhalt des christlichen Glaubens, denn es betrifft wenig mehr als die Dreieinigkeit und zwar in folgenden Worten:

„Ich glaube an einen Gott, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde, alles Sichtbaren und Unsichtbaren.“

„An einen Herrn Jesum Christum, den eingeborenen Sohn Gottes, vom Vater vor aller Zeit gezeugt, Gott aus Gott, Licht aus Licht und wahrhaften Gott vom wahrhaften Gotte, gezeugt nicht erschaffen, dem Vater gleich wesentlich, durch welchen Alles erschaffen ist. Derselbe ist um uns Menschen willen und für unser Heil vom Himmel herabgestiegen, durch den heiligen Geist empfangen und aus der Jungfrau Maria geboren und Mensch geworden; für uns aber ist er gekreuzigt worden unter Pontius Pilatus, hat gelitten und ist begraben worden; am dritten Tage aber stand er wieder auf nach der Schrift und fuhr zum Himmel, wo er zur Rechten des Vaters sitzt und von wo er kommen wird in seiner Herrlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Todten; dessen Reich kein Ende nehmen wird.“

„Ich glaube ferner an den heiligen Geist, den Herrn der da lebendig macht, der vom Vater und vom Sohne ausgeht, mit dem Vater und dem Sohne zugleich verehrt und verherrlicht wird, der auch durch die Propheten geredet hat.“

„Ich glaube an eine heilige, katholische und apostolische Kirche; ich bekenne eine Taufe zur Vergebung der Sünden, erwarte die Wiedererweckung der Todten und das Leben im kommenden Zeitalter.“

Das Bekenntniss enthält nichts über die 7 Heilsmittel, sondern erwähnt nur der Taufe, bezeichnet auch diese nicht als reinigende Wiedergeburt, als Lossagung vom Teufel, sondern „zur Vergebung der Sünden“, eine Wirkung, die späterhin der Beichte und dem Abendmahle beigelegt ward. Der Priesterweihe durch Verleihung des heiligen Geistes wird nicht erwähnt, auch nicht der Ehe als Heilsmittel (Sakrament) und eben so wenig der Spitze des Priesterverbandes (des Patriarchen oder Papstes) und dessen Stellung. Es stellt nichts fest über die Geltung der heiligen Schriften, des

mosaischen Gesetzes, der Rechtfertigung im künftigen Leben; redet vom künftigen Zeitalter, statt von Himmel und Hölle und lässt Jesus bereits von Ewigkeit her gezeugt sein. Dieses Glaubensbekenntniss blieb durch alle Folgezeit insoweit angefochten durch die Griechisch-Katholischen, dass sie das Ausgehen des heiligen Geistes vom Sohne bestreiten, im Übrigen aber den Inhalt anerkennen; die Römisch-Katholischen und Evangelischen erkennen den gesammten Inhalt als Religions-Bekenntniss an; es darf also, mit jener geringfügigen Ausnahme, als allgemein christlich gelten.

Die erwähnte Lückenhaftigkeit hatte zur Folge, dass das Streben nach Ergänzung des Bekenntnisses unausgesetzt die Religion der Einzelnen zur Geltung brachte, dass jeder dazu Berufene seine Vorstellungen zur Ausfüllung der Lücken verwenden wollte. Die Folge war, dass das Christenthum vor allen anderen Religionen an Glaubensspaltungen am reichsten ward, die in endlosen Verfolgungen und verheerenden Kriegen ihren äusseren Ausdruck empfingen, so dass die Glaubenssätze meistens durch die Waffen entschieden wurden. Was eine Priesterversammlung beschloss, hob die andere wieder auf, je nach den Einzeln-Religionen, die zufälliger Weise sich zusammen gefunden hatten. Als die Päpste (Bischöfe zu Rom) die Gewalt erlangt hatten und nothgedrungen die Ergänzungen selbst vornahmen, trat an die Stelle der Unterschiede zwischen den einzelnen Mitgliedern der Versammlungen, die Verschiedenheit der Religionen der einzelnen Päpste die einander folgten, und durch deren Geltendmachung sie oftmals in Widerspruch geriethen mit den Entscheidungen ihrer Vorgänger, wie auch der vorhergegangenen Kirchenversammlungen. Was zu einer Zeit als stattnehmig oder nothwendig erkannt und gelehrt ward, verfiel zu anderen Zeiten der Verdammung und was vordem verdammt, ward späterhin befohlen. Seitdem die letzte Kirchenversammlung zu Trient die zur Zeit in der römischen Abtheilung herrschenden Glaubenssätze zusammen fasste, um daraus ein Religionsbekenntniss zu bilden, schnitt sie allerdings die Gelegenheit zu ferneren Ergänzungen und Spaltungen ab, schuf aber damit kein allgemein christliches, sondern nur ein römisches Bekenntniss. Als im Christenthume vorherrschend kann nur das vorhin angeführte nicäische gelten, wenn man ausser Acht lässt die Geringfügigkeit der griechischen Abweichung und die kleinen evangelischen Abtheilungen, die den Inhalt nicht vollständig anerkennen wollen.

§. 234.

Den christlichen Glaubensbekenntnissen jeder Art liegt die Bibel zum Grunde, deren Inhalt jede Haupt-Abtheilung als unzweifelhaft gelten lässt und alles darin Berichtete zu vertreten sucht, möge es die eigentliche Religion (die Beziehungen zur aussersinnlichen Welt) betreffen oder jeden anderen Zweig der Wissenschaft. Die christlichen Priester jeder Art haben deshalb auch allezeit die Bibel als Grundlage der Religion geltend gemacht und davon ausgehend, dass ihr Inhalt göttlicher Offenbarung entstamme, nicht allein die Richtigkeit der Lehren vertreten, sondern auch die geschichtliche Bedeutung jeder berichteten Begebenheit und die wissenschaftliche Begründung jeder darin geäusserten Ansicht.

Sie sind allerdings dazu gezwungen, auch Dasjenige zu vertreten, was nicht zur Religion gehört, weil sie die Bibel im Ganzen als Ausfluss des heiligen Geistes geltend machen müssen, um die Unwandelbarkeit ihres bezüglichen Glaubensbekenntnisses zu stützen, denn nur Dasjenige was einer vollkommenen Quelle entstammt, also unübertrefflich ist, darf den Vorzug geniessen, unverändert zu bleiben. Würden sie in irgend einer Beziehung diese Geltung der Bibel bezweifeln, sei es auch in den Fragen, die ausserhalb der Religion liegen, so wäre sie in ihren Grundfesten erschüttert, denn vom heiligen Geiste darf nicht angenommen werden, dass er nur in religiösen Dingen unfehlbar sei, dagegen in wissenschaftlichen Fragen irren könne; wollten also die Priester dem Verstande gestatten, den wissenschaftlichen Inhalt anzutasten, dann würden sie es genehmigen müssen, dass dieser auch den übrigen Theil der Bibel seiner Prüfung unterziehe. Die Priester haben deshalb auch folgerichtig für den gesammten Inhalt der Bibel den Offenbarungs-Ursprung geltend gemacht und haben die Ausreden Einzelner, dass die Bibel in nichtreligiösen Fragen irren dürfe, weil sie nicht zum wissenschaftlichen Unterrichte dienen solle, gebürend zurück gewiesen, in der richtigen Erkenntniss, dass man damit den heiligen Geist der Nachlässigkeit beschuldigen würde, als ob er sorglos irgendwo Irrthümer eingeflöst hätte, während ihm die reine Wahrheit bekannt sein musste.

Die Priester im Allgemeinen halten deshalb auch den ganzen Inhalt der Bibel für Gotteswort, d. h. Eingebungen des heiligen Geistes, welche

in den Aufzeichnungen der verschiedenen Verfasser ihren unmittelbaren Ausdruck gefunden haben. Sie gerathen dabei allerdings in die zwiefache Verlegenheit:

dass sie für den grösten Theil der biblischen Schriften den Offenbarungs-Ursprung nicht erweisen können und

dass sie Erzählungen, Vorstellungen und Weissagungen als göttliche Eingebungen vertreten müssen, die mit späteren Erfahrungen und Entdeckungen im Widerspruche stehen.

Den Offenbarungs-Ursprung können sie nur für den kleinsten Theil der Schriften damit belegen, dass in denselben bestimmte Worte als höhere Eingebungen bezeichnet werden, als lautbare Verordnungen des Höchsten oder offenbarende Gesichte und Träume; alles Übrige wird von den meistens unbekannten Verfassern nicht als höhere Eingebung berichtet, sondern ausdrücklich als eigene Erfahrung oder Erzählungen Anderer oder als Ergebnisse des eigenen Nachdenkens. Überdies sind die Schriften in so unterschiedlichen Weisen abgefasst, dass sie nicht das Werk eines vollkommenen, unveränderlichen göttlichen Wesens sein können; sie tragen die Merkmale der verschiedenen Zeiten ihrer Entstehung an sich, die wechselnden Stimmungen ihrer Verfasser und lassen häufig erkennen, von welchem Einflusse die Vorstellungen fremder Völker gewesen sind; auch sind manche Anordnungen und Weissagungen so ungerecht oder unanständig (2. Sam. 24; 1. Kön. 11. 12; 2. Kön. 1; Jes. 8. 3; Hes. 4. 15 u. a.), dass die Angabe ihres Offenbarungs-Ursprunges keine schickliche oder annehmbare Vertheidigung zulässt. Auch der kleine Theil, welcher selbst als höhere Eingebung sich bezeichnet, kann dem Christen nicht als göttliche Offenbarung gelten, denn der Jave, von dem sie ausgegangen sein soll, ist für uns Europäer ganz bedeutungslos. Wir Christen glauben an den arischen Himmelsherrn (Theos, Deus, Gott, Bog) der vom altisraelitischen Feuerherrn Jave so verschieden ist, wie der Tag von der Nacht; die Muhammadaner glauben an den altsemitischen Allah (El) der viel älter ist als Jave; selbst die Juden glauben seit 2000 Jahren nicht mehr an ihn, den grimmigen Verderber, sondern an den gütigen Adonai, den befruchtenden Sonnenherrn. Die Vorstellung vom grimmigen, fressenden Jave lebt nur noch in Denen, welche vorwaltend die Eindrücke der dem Menschen bedrohlichen oder verderblichen Weltvorgänge in sich aufnehmen, weit rückständig sind in ihren Vorstellungen und Gefühlen.

Die andere Verlegenheit, dass Erzählungen, Vorstellungen und Weissagungen mit nachfolgenden Erfahrungen und Entdeckungen im Widerspruche stehen, ist noch auffälliger. Jesu Weissagung von seiner Rückkunft bei Lebzeiten seiner Jünger ist unerfüllt geblieben; von den unzähligen Verheissungen und Weissagungen des Alten Testamentes, von Abrahams Zeiten her bis zu Ende, sind die wenigsten eingetroffen; bei vielen, die eingetroffen sein sollen, hat nur die irrige Deutung des Volkes die anscheinende Übereinstimmung zu Wege gebracht.

Die Naturforschung hat ausser Zweifel gestellt, dass die Erde viel älter sei als die Bibel berichtet, und dass die Entstehung der Welt nicht so geschehen sein kann, wie der Schöpfungsbericht sie darstellt. Die Sonne ist kein untergeordneter Körper, der entstand nachdem die Erde und deren Beleuchtung bereits vorhanden, sondern sie ist 1,400,000 Mal gröser als die Erde und sie ist das Licht für uns, denn das Tageslicht der Erde stammt von der Sonne, auch das Licht, welches der Mond uns zuwirft. Die Untersuchung der Erdrinde hat erwiesen, dass die Zeitrechnung der Bibel, welche bis zum ersten Menschen etwa 6000 Jahre zurückrechnet, weit unter der Wirklichkeit verbleibt, denn es sind Menschenüberreste gefunden worden unter aufgeschwemmten Schichten, deren allmälige Bildung durch Niederschlag auf 50,000 Jahre geschätzt werden muss. Die berichtete Sündflut kann nicht in der beschriebenen Weise geschehen sein, denn ein 40tägiger Regen vermögte nicht die ganze Erdoberfläche zu überschwemmen, bis auch die höchsten Berge unter Wasser ständen, und eben so wenig giebt es Brunnen der Tiefe, aus denen die Erde überströmt werden und in welche die Überschwemmung zurückfliessen könnte. Die berichtete Gröse des Schiffes Noah war weitaus unzureichend, um ein Zuchtpar jeder Thiergattung und dessen Futter aufzunehmen, da es, so weit man gegenwärtig das Land-Thierreich kennt, 1400 Par Säugethiere, 5000 Par Vögel und 150,000 Par Insekten hätte bergen müssen, mit Fütterung an Fleisch und Pflanzenstoffen bis zur nächstfolgenden Ernte für die Fleisch- wie Pflanzenfresser. Die Entdeckungen in der Sternkunde haben überzeugend gelehrt, dass die in der Bibel gegebenen Vorstellungen von der Gestalt der Erde, der Beschaffenheit des Weltenraumes, der Bewegung der Sonne um die Erde u. a. nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen; sie beweisen die Unmöglichkeit von Josuas Wunder, der die stätige Veränderung der Stellung der Erde zur Sonne unterbrach (die Sonne stille stehen liess), wie

desgleichen die Unmöglichkeit von Jesaias Wunder, der den Schatten des Zeigers auf der Sonnenuhr rückwärts schreiten liess (2. Kön. 20). Die Thierkunde hat längst erwiesen, dass die (Jave-Moses-) Eintheilungen der Thiere in reine und unreine auf irrigen Voraussetzungen beruheten. Die Erdkunde lehrt, dass es nirgends einen so hohen Berg gebe oder geben könne, von dessem Gipfel alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zu überschauen wären (Matth. 4. 8), nicht einmal das damalige römische Reich oder die bei Palästina liegenden römischen Provinzen. Die Heilkunde lehrt, dass die von Jesus geheilten Krankheiten nicht vom Besessensein herrühren konnten, dass nicht böse Geister in die fallsüchtigen, krampfbehafteten oder fiebernden Kranken gefahren gewesen seien, die aus ihnen reden und durch Beschwörungen von ihnen ausgetrieben werden konnten, sondern dass die Zustände von Erregungen und Nervenreizen abhingen, wie sie noch gegenwärtig in jenen Ländern vorkommen und keine Spur von innewohnenden bösen Geistern offenbaren, auch ohne Beschwörungen bekannten Heilmitteln weichen.

Man kann allerdings aus der Bibel alles Dasjenige entfernen oder bei Seite setzen, was mit den Entdeckungen der Naturkunde im Widerspruche steht oder durch die Erfahrungen nicht bestätigt worden ist, und wird dennoch die Bibel als ein unschätzbares Werk erkennen müssen; ihr voller Werth würde um so stärker hervorleuchten, nachdem das Hinfällige ausgeschieden wäre. Dieses Verfahren würde aber die Voraussetzungen der Priester und ihrer Religionsbekenntnisse zerstören, denn diese beruhen darauf, dass die ganze Bibel der göttlichen Eingebung entstamme, also nicht theilweise anerkannt und anderntheils bei Seite gesetzt werden dürfe, sondern im Ganzen wie im Einzelnen als unfehlbar gelten solle. Einzelne, deren wissenschaftliche Bildung sie abhält, das den Entdeckungen Widersprechende oder Unschickliche als göttliche Eingebung anzuerkennen, haben sich zu helfen gesucht durch die Annahme, dass die Eingebung nur auf den religiösen, aussersinnlichen Theil Bezug habe, wogegen in den weltlichen Beziehungen nur die besonderen Vorstellungen der Verfasser zu erkennen seien. Dem steht aber entgegen, dass die Verfasser der biblischen Schriften nirgends einen Unterschied zwischen Religiösem und Wissenschaftlichem machen, dass es für sie nur eine Wissenschaft gab, die Alles in ihren Kreis zog und z. B. in den mosaischen Vorschriften jeden einzelnen Theil bis zur Zimmerarbeit, Stickerei, dem Gewandschneiden, der

Anfertigung von Zaubertränken u. s. w. mit derselben Sorgfalt behandelt wie die wichtigsten Glaubenssätze, und dass dabei jeder, auch der geringfügigste Theil als höhere Eingebung, als wörtliche Anordnung des Jave bezeichnet wird. Wenn die Priester nicht die Bibel in allen Theilen als Ausfluss göttlicher Offenbarung festhalten, dann rufen sie den Verstand zum Richter auf, der die Wissenschaft nur als Ganzes kennt, keinen Unterschied gelten lässt zwischen Religiösem und Wissenschaftlichem, Göttlichem und Natürlichem, Geistlichem und Weltlichem, sondern den gesammten Inhalt seiner Prüfung unterzieht. Es bleibt also für die Priester nichts Anderes übrig als das Ganze der Bibel als Erzeugniss der Offenbarungen des heiligen Geistes anzuerkennen und das Gottesurtheil, welches die Auswahl traf.

Bei solcher Geltung der Bibel sollte man erwarten, dass die christlichen Priester sich bestreben würden, den Inhalt, als Ausfluss göttlicher Offenbarung, als Gotteswort, unweigerlich und getreulich in Ausführung zu bringen, sowol im eigenen Leben wie in der Ausübung ihres Berufes. Ein jeder Vergleich zwischen den ausdrücklichen Bestimmungen der Bibel und den Ausführungen der Priester zeigt jedoch, dass sie selbst derselben keine Unfehlbarkeit beimessen, sondern ihre eigenen, weit abweichenden Meinungen an die Stelle gesetzt haben.

Die Bibel verordnet, dass der siebente Wochentag geheiligt sein solle als Sabbath, als Ruhetag, nach sechstägiger Arbeit; die Christen feiern statt dessen den ersten Tag der Woche und arbeiten am Sabbath. Die Bibel verbietet den Genuss des Schweinefleisches und des Blutes bei Todesstrafe; die Christen, mit Einschluss ihrer Priester, geniessen beides. Die Bibel erlaubt Vielweiberei, die christlichen Priester verwenden ihren ganzen Einfluss, damit Jeder bestraft werde, welcher hierin der Bibel, den Erzvätern und besten Königen des auserwählten Volkes Gottes folgen wollte. Jesus befiehlt Güterlosigkeit im vollsten Mase, aber die christlichen Priester folgen lieber dem Beispiele ihrer heidnischen Vorgänger und sammeln Schätze so viel wie möglich. Jesus verbietet den Eid, aber die christlichen Priester helfen zur Eidesleistung und schwören selbst. Jesus befiehlt Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit in solchem Mase, wie kein christlicher Priester sich verpflichtet hält, sie zu üben, und im ganzen Verlaufe der Geschichte des Christenthumes haben dessen Priesterschaften sich geradezu ausgezeichnet durch Zanksucht, Verfolgungsgier, Hass und Blutgier, Treulosigkeit und Grausamkeit, wie sie im Kreise der heidnischen Völker selten

vorkamen. Die Bibel verordnet die Taufe der Erwachsenen, nach vorheriger Belehrung; die christlichen Priester (mit wenigen Ausnahmen) taufen im Gegentheile die Säuglinge ohne alle Belehrung und wiederholen auch nicht die Taufe, nachdem späterhin die Belehrung geschehen ist. Jesus feierte das Abendmahl als jüdisches Pessachfest, als gemeinsames Mahl bestehend aus Lammsbraten, Brod und Wein; die christlichen Priester haben es willkürlich abgeändert, in der Art, dass es nur für sie eine reichliche Spendung geworden ist. Jesus mit seinen Jüngern lebte in Gütergemeinschaft und die Apostel, vom heiligen Geiste geleitet, verordneten sie für die ganze Gemeinde und führten sie strenge durch; die christlichen Priester dagegen suchen ihren Eigenbesitz aus allen Kräften zu mehren und würden ohne Zweifel der Einführung jener biblischen Vorschrift den äussersten Widerstand leisten. Die Abweichungen gehen aber noch weiter. Jesus lehrte als höchstes Verehrungswesen den „El" erkennen; die christlichen Priester haben diesen ganz bei Seite gelassen, um die heimatlichen oder vordem landüblichen heidnischen Verehrungswesen (Theos, Deus, Gott, Bog u. a.) an die Stelle zu setzen; nur im Kaukasus kennen die Christen noch den El als heiligen Elias und opfern ihm. Die Bibel lehrt ausdrücklich, dass die Elohim die Welt erschaffen haben; die christlichen Priester setzen ohne weiteres den eigenen Christengott an die Stelle, den sie überdies für gleichbedeutend ausgeben mit dem altisraelitischen El und Jave, so wie dem nachherigen Adonai und Bel Zebaoth, obgleich sie alle verschieden sind unter sich, auch verschieden vom El des Jesus und noch mehr vom arischen Himmelsherrn, dem Christengotte der Europäer.

Das obwaltende Sachverhältniss ist demnach der Stellung der Priester sehr ungünstig und kann nur nachtheilig für die Geltung der Religion sein. Die Priester können nicht erweisen, dass die Bibel einer unfehlbaren, höheren Eingebung entstamme; es beruht also der gröste Theil ihrer Vorstellungen über die aussersinnliche Welt nicht auf unwandelbarem Grunde. Sie zeigen ferner in ihren Religionsbekenntnissen, Einrichtungen und eigenen Handlungen, dass sie selbst die Bibel nicht als bindende Richtschnur anerkennen, sondern ihr nur so weit Geltung einräumen, wie es ihrem Verstande richtig erscheint. Es ergiebt sich daraus, dass die Glaubensbekenntnisse keiner unfehlbaren Quelle entstammen, sondern menschliche Folgerungen sind aus einer Anzahl von Vorstellungen, welche erleuchtete und vorgeschrittene Männer verschiedener Zeiten und Völker

hegten und lehrten; dass ferner die gesammelten Schriften einen Theil dieser Vorstellungen und Folgerungen enthalten, aus denen die christlichen Priester in ihre Lehre nur diejenigen aufgenommen haben, welche ihren Ansichten gemäs als richtig und brauchbar erschienen. Damit fallen aber die Glaubensbekenntnisse, die Religionen, in das Gebiet menschlicher Wissenschaft, werden erkannt als Dasjenige, was sie ursprünglich waren, als Inbegriff der Wissenschaft ihrer Zeit, entstanden aus den Vorstellungen und Begriffen, welche die Menschheit bis dahin gebildet und angehäuft hatte, und offenbart in den Lehren der Vorgeschrittenen, die auf uns vererbt wurden. Sie waren jedoch mit dem Grundfehler behaftet, dass sie auf der vorliegenden Stufe ihrer Ausbildung erstarrt und der Rückbildung verfallen waren, weil ihre Pfleger diesen Zweig des menschlischen Wissens von der rastlos vorschreitenden Fortbildung der Gesammt-Wissenschaft zurückgehalten hatten, und dass sie in Folge dessen als veralteter Zweig der menschlichen Erkenntniss früherer Zeiten der Auflösung anheimfallen.

§. 235.

Die Priester des Christenthumes haben deshalb von jeher sich gezwungen gesehen, gleich ihren hellenischen Vorgängern, die entgegenstehenden Ergebnisse der Wissenschaft abzuweisen und ihre Verkündigung zu unterdrücken. Die Verfolgung der Wissenschaften durch die Priester begann jedesmal, sobald jene ihre unabhängige Fortbildung begannen und geltend machten.

Wo der Priesterglaube seine ursprüngliche Verbindung mit den übrigen Zweigen der Wissenschaft gelöst hatte, durch Stillstand rückständig und durch Rückbildung geschwächt worden war, blieb nur die Wahl, entweder von der rastlos fortschreitenden Wissenschaft überwachsen und erstickt zu werden oder zu versuchen, die ganze Wissenschaft zum Stillstande zu bringen, um alle Zweige im Einklange mit der Religion und ihr untergeordnet abzuschliessen. Sie verlangten zu dem Ende, die übrigen Wissenschaften sollten sich beschränken auf das sinnlich Erkennbare und keinenfalls das Gebiet des Aussersinnlichen, der Religion, erforschen wollen, auch ihre Untersuchungen stets im Einklange mit dem Priesterglauben zu halten, um diesen dadurch zu stützen. Wer dem entgegen handelte, den behafteten die Priester der Hellenen wie der Christen und Juden mit dem

Namen eines Gotteslengners (Atheisten) und überwiesen ihn der Verachtung nnd Misshandlung der Menge der Rückständigsten.

Schon die hellenischen Priester verfolgten (im 5. Jahrh. vor Ch. G.) den Weltweisen Anaxagoras als Atheisten, weil er nicht anerkennen wollte, dass die Sonne ein göttliches Wesen sei, auf feurigem Wagen die Erde umkreisend, sondern erklärte, sie sei ein Körper von gleichem Stoffe wie die Erde, aber im glühenden Zustande und deshalb leuchtend und erwärmend. Ebenso ward Sokrates, wenn auch nicht unmittelbar von den Priestern, so doch auf Grund ihrer Lehre, der Gottlosigkeit und Gotteslengnung angeklagt und zum Tode verurtheilt (399 vor Ch. G.) und sein Schüler Aristoteles entging nur durch die Flucht dem gleichen Schicksale.

Im Mittelalter ward Jeder von den Priestern verachtet oder gar verfolgt, welcher bekannte, dass die Erde eine Kngel sei und es Gegenfüsler gebe; nach ihrer Ansicht, die sie als Glaubensmeinnng hinstellten, war die Erde eine Scheibe, vom Himmel überwölbt, nnd unter ihr die Hölle. So ward der bairische Bischof Vergilius vom heiligen Bonifaz als Ketzer verschrien, weil er das Vorhandensein von Gegenfüslern annahm, und als er dessen Aufforderung „seine Albernheiten zu widerrufen und nicht länger die einfältige Weisheit in Christo durch seine Verrücktheiten zu besudeln“ nicht achtete, verklagte ihn Bonifaz beim Bischofe oder Papste Zosimus in Rom, welcher vom heiligen Geiste geleitet, verordnete: „Den Philosophen Vergilius sollst du aus dem Tempel Gottes nnd aus der Kirche vertreiben und ihn des Priesterthumes auf einer Synode entsetzen, wenn er zu jener verkehrten Lehre sich bekennt.“ Als Colon (Colnmbus) dem Könige von Spanien anbot, auf dem Westwege nach Indien zu fahren nnd der Prüfung einer Versammlung von gelehrten Priestern unterstellt ward, belachten diese es als thörichte Meinung, dass Colon annehme, auf der entgegengesetzten Seite der Erde wohnten Menschen; nur die Rücksicht anf den König, den der Name Indiens als Inbegriff alles Reichthumes reizte, konnte ihn vor der Verachtung und dem Hasse der Priester schützen. Als Kopernikus 1517 entdeckte, dass nicht die Sonne und der ganze Sternenhimmel in jeden 24 Stunden einen Umlanf um die Erde vollbringen, sondern dadurch, dass die Erde sich umdrehe, jener scheinbare Umlauf entstehe, und sein Werk darüber 1530 vollendet hatte, verschob er die Veröffentlichung aus Furcht vor den Priesterverfolgungen, so dass es erst 1543 erschien, unmittelbar vor seinem Tode. Der evangelische Melanchthon

eiferte heftig wider die neue Lehre und rief die Obrigkeiten auf, gegen die Verbreiter einzuschreiten. Dagegen achteten die römischen Päpste und Kardinäle anfangs der gefährlichen Lehre wenig, waren ihr sogar günstig gesinnt; späterhin folgte gröserer Eifer für die Religion, und als der grose Galilei (1564—1642) die Umdrehung der Erde lehrte, ward er in Rom verurtheilt zur Gefangenschaft und die Lehren wurden verdammt. Nach den Erklärungen der Inquisition „entsprangen aus dieser Lehre fortwährend Unordnungen und Missbräuche zum Nachtheile des Glaubens, und aus Eifer derselben ein Ziel zu setzen und nach dem Wunsche Seiner Heiligkeit und Ihrer Eminenzen" ernannte das Gericht eine Priester-Commission, welche Folgendes beschloss:

„die Behauptung, dass die Sonne im Mittelpunkte des Weltalls sei, ist abgeschmackt, philosophisch falsch und offenbare Ketzerei, denn sie ist ausdrücklich der heiligen Schrift zuwider;"

„der Satz, dass die Erde nicht der Mittelpunkt des Weltalls noch unbeweglich sei, sondern dass sie sich bewege und zwar auch täglich, ist ebenfalls abgeschmackt, philosophisch falsch und theologisch betrachtet mindestens irrig im Glauben."

Weiteres verordneten die Priester als Galilei, jener Verdammung ungeachtet, 1632 eine Schrift herausgab, „in der er die Gründe für die verdammte Lehre nachdrücklich entwickelte, ohne eine Lösung zu geben, und dadurch der Ketzerei stark verdächtig wird, so rufen wir den allerheiligsten Namen Jesu Christi und seiner glorwürdigsten Mutter, der Jungfrau Maria, an und verurtheilen euch Galilei in das Gefängniss des heiligsten Gerichtes auf so lange wie uns beliebt und befehlen euch zu heilsamer Busübung in den drei ersten Jahren wöchentlich einmal die Buspsalmen herzusagen. Also beschlossen, von uns unterzeichnet: Felix von Ascoli (und von sechs anderen Kardinälen)". Der 70jährige Galilei ward zur Abschwörung der besagten „Irrthümer und Ketzerei" gezwungen, murmelte aber vom Knien sich erhebend: „und sie bewegt sich doch."

So fand jede neue Entdekung der Wissenschaften, welche nicht dem Wortlaute der Bibel gemäs war oder dem Glauben der herrschenden Priester gefährlich erschien, nicht allein ihren Widerstand, sondern auch ihre Verfolgung, wenn die Macht dazu in ihren Händen lag. Die spanische Inquisition, noch eifriger als diejenige zu Rom, zog jeden Fortschritt der Wissenschaft in den Kreis ihrer Untersuchungen und jeder Denker, dessen

Lehre bedenklich erschien für die Religion, verfiel ihrer Bestrafung, die sehr oft zum Scheiterhaufen führte. Bei evangelischen Völkern mangelte es nicht am Willen, nur waren die Priester gezwungen gelinder zu verfahren. Dem englischen Naturforscher Priestley ward 1791 von der aufgehetzten Menge in Birmingham das Haus erstürmt, seine Bücher und Geräthe zerstört, weil seine Untersuchungen der Religion gefährlich erschienen. Der grose Denker Kant ward 1794 zum Stillschweigen gezwungen und Fichte verlor (1799) seine Stellung als Lehrer an der Hochschule zu Jena, weil seine Untersuchungen „über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" der Priesterwissenschaft gefährlich erschienen. So haben noch in den letzten Jahrzehnden Strauss, Büchner, Moleschott u. a. den Hass der Priester und ihrer Anhänger erfahren müssen, weil ihre Lehren der Religion gefährlich waren. Priester wollen allerorts am wenigsten dulden, dass die Bedeutung angefochten wird, welche sie den Vorstellungen über die aussersinnliche Welt, so wie dem Inhalte der Bibel willkürlich unterlegen.

§. 236.

Es wäre aber unrichtig, daraus zu folgern, dass der Werth der Religion, wie sie in den verschiedenen Glaubensbekenntnissen der Christen ausgesprochen ist, nur geringe zu schätzen sei.

Vorstellungen früher Zeiten sind ebenso wenig werthlos, wie werthvoll um ihres Alters willen. Ein groser Theil der Vorstellungen und Begriffe der Jetztzeit stammt aus den entlegensten Zeiten, ohne an Werth zu verlieren, steht vielmehr der vorgeschrittensten Erkenntniss der Jetztzeit ebenbürtig zur Seite oder liegt ihr zum Grunde; manche Vorstellungen dieser Art sind in den Glaubensbekenntnissen enthalten. Ebenso finden sich in den sonstigen Vorschriften der Bibel viele, welche unvergänglichen Werth besitzen, weil sie mit den Lebensbedingungen des Menschenwesens im Einklange stehen. Diese sind aber keineswegs ausschliessliches Eigenthum der Bibel, sondern finden sich in gleicher oder höherer Entwicklung bei anderen Völkern, deren Fortbildung durch die Bibel nicht beeinflusst worden ist. Vorschriften der Menschenliebe, Wohlthätigkeit und Elternliebe, so wie Verbote des Mordes, Ehebruches, Diebstahls, Meineides u. a. finden sich in gleicher Bedeutung in den Schriften der Egypter, Inder, Chinesen,

Perser, Griechen und Römer, welche ausserdem noch andere schätzenswerthe Vorstellnngen über Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Duldsamkeit u. a. enthalten, an denen es der Bibel mangelt. Unsere in Europa einwandernden Vorfahren hatten manche Vorstellungen und Einrichtungen, die weit höher standen als die jüdischen, und es kann nicht mit Grund behauptet werden, die Bibel sei Ausfluss der höchsten Bildung ihrer Zeit, da andere gleichzeitig lebende Völker höhere Stufen der Bildung erreicht hatten, auch in ihren Vorstellungen und Werken das jüdische Volk, welches die Bibel schuf, weitaus überragten.

Der dem Menschenwesen entsprechende Theil der Bibel behält seinen Werth; nur dürfen die Anhänger der aus der Bibel gefolgerten Glaubensbekenntnisse nicht als Vorzug ihrer Quelle beanspruchen, dass sie Erhabeneres enthalte als die Quelle der Erkenntniss eines jeden anderen Volkes; vielmehr muss anerkannt werden, dass andere nicht-biblische Völker nicht allein dasselbe Werthvolle besasen, sondern noch Besseres, was die Bibel nicht enthält. Was in der Bibel Gediegenes von bleibendem Werthe sich vorfindet, enthalten auch bei anderen Völkern die Schriften, für welche keine höhere Eingebung beansprucht wird, sondern die dem Nachdenken ihrer Verfasser entstammen. Der bleibende Werth der Bibel wie der Religion überhanpt, liegt in ihren rein menschlichen Theilen, d. h. in denen, welche den Lebensverhältnissen des Menschenwesens gemäs sind. Diese kommen aber in den öffentlichen Religionsbekenntnissen am wenigsten zum Ausdrucke, sie sollen nicht die unterscheidenden Merkmale derselben abgeben, vielmehr werden diese gesucht in den Deutungen des Verhältnisses der Menschen zu ihrer aussersinnlichen Welt. Diese Deutungen, wie sie in rückständigen Zeiten auf Grund der erlangten Bildung entstanden, sind als Ergebnisse der Wissenschaft der Entstehnng, Fortbildung und Rückbildung unterworfen nnd jede Religion, welche in der Menschheit geltend war oder ist, hat diesen Lebenslauf durchgemacht oder noch zu vollenden; sobald ihre Fortbildung den Gipfel erreicht, tritt die Rückbildung ein und schreitet fort bis zur völligen Auflösung. Damit schwindet aber keineswegs der gesammte Inhalt der Religion, sondern nur das Vergängliche, anderweitig durch höhere Bildungen Ersetzte; das Wesentliche, Unersetzte bleibt bestehen, denn es wird in den Gesammtschatz der Menschheit aufgenommen und nützt für alle Folgezeit. Auch das Vergängliche, Abgeworfene ist nicht werthlos gewesen, es hat gegolten und gewirkt in

seiner Zeit und hat erst dann aufgehört zu leben, als seine Zeit abgelaufen war und es Raum geben musste den höheren Bildungen des rastlos fortschreitenden Menschenwesens.

§. 237.

Der Einfluss der Wissenschaften auf die Erschütterung der rückständig gewordenen Glaubensbekenntnisse, ward am einschneidendsten, als die Entdeckung des Kopernikus durch die erste Umseglnng der Erde ihre unleugbare, Jedem begreifliche Bestätigung erhielt und nunmehr um so williger die Lehre Eingang fand, dass die Erde nicht inmitten der Welt stehe und Alles um dieselbe sich drehe, sondern dass sie eine der Sterne sei, welche die Sonne umlaufen, und dass sie durch eigene Umdrehnng den täuschenden Eindruck erzeuge, als ob die Welt um sie kreise. Wenngleich die Entdeckung der Umdrehung der Erde schon bei den Hellenen gemacht worden war, so äusserte sie doch ihren gewaltigen Einfluss erst nach der Wiederentdeckung durch Kopernikus, als Galilei sie bestätigt und Keppler sie erweitert hatte. Sie vernichtete die bis dahin gangbare Überschätzung der Erde, wies nach, dass sie kein Haupttheil der Welt sei, sondern ein kleiner Stern unter Millionen grosen; dass die frühere Eintheilung der Welt in die überirdische (den Himmel), die irdische (Erdfläche) und unterirdische (die Hölle) unrichtig sei, und dass die Sternenwelt aus einer unzählbaren Menge groser kugelartiger Weltkörper bestehe, welche nicht neben einander am blauen Gewölbe befestigt seien, sondern in ganz verschiedenen, sehr grossen Abständen frei schwebten im Weltenraume. Es erwies sich ferner, dass die Wolken Dunstmengen seien, die in dem Luftmeere umher treiben, welches zu unserer Erde gehörig ist und sie umhüllt und dass, ausserhalb der Lufthülle der Erde, nur der unermessliche Weltenraum sich ausdehne nach allen Seiten. Der Himmel, den man sich gedacht hatte über den Wolken, verschwand, ebenso die Hölle nnter der Erde, denn man vermogte nicht neue Räume für sie aufzufinden.

Indem die Vorstellung schwand, dass die Erde ein Haupttheil der ganzen Welt sei, verlor sich auch die Vorstellung von dem hohen Werthe, den die Menschheit sich selbst beigelegt hatte, und von der besonderen Sorgfalt, welche die Weltregierung einzelnen Völkern, vor allen dem jüdischen, gewidmet haben sollte. Der Mensch durfte sich hinfort nur als das höchst-

entwickelte Wesen der kleinen Erde betrachten, die einen winzigen Theil der sichtbaren Welt bildet, und während er vordem geglaubt hatte, die ganze Welt sei nur für ihn erschaffen und alle Vorgänge geschähen nur um seinetwillen und Alles was auf ihn wirke, befinde sich in seiner Nähe, musste er jetzt erkennen, wie weit Alles in die Ferne reiche. In dem Mase wie er sich kleiner fühlte zur Welt, ward seine Gottesvorstellung gröser, immer gröser, bis ihm jedes Masverhältniss, jede Hülfe zum Vergleichen fehlte. Er fand sich gemüssigt, aus seiner Gottesvorstellung jedes Menschenartige auszuscheiden; er fühlte, wie vermessen es sein würde, fernerhin als Ebenbild Gottes sich zu betrachten, das Staubkorn dem Unermesslichen gegenüber. Er sah auch ein, wie wenig es diesem Verhältnisse angemessen sei, die Vorstellungen beizubehalten, welche man vordem gehegt hatte über das Verhältniss Gottes zum Menschen, abgemessen nach der vergleichsweisen wichtigen Stellung, die der Mensch sich selbst in der Welt zugewiesen hatte. Was ihm vordem so überaus wichtig erschienen war, um Gottes unmittelbares Einschreiten und oftmaliges Bemühen zu erheischen, musste ihm jetzt so geringfügig erscheinen, dass eine menschenartige Einmischung Gottes nicht länger gedacht werden konnte. Die wichtigsten Vorstellungen der christlichen Glaubensbekenntnisse verloren ihren Halt im Bewusstseine Derer, welche ihre Vorstellungen, ihre Religion nach jenen Entdeckungen gestalteten.

Eine andere tiefeingreifende Entdeckung war die Erkenntniss des Unvergänglichen der Stoffe in den wechselnden Gestaltungen der Erde, der Thiere und Pflanzen wie der übrigen zeitweiligen Formen. Es ergab sich aus den Zerlegungen, dass Jedes unter dem Vorhandenen das Ergebniss von Zusammensetzungen und Auflösungen bekannter einfacher Stoffe sei, die je nach ihren Mischverhältnissen und den Einwirkungen anderer Körper (Druck, Wärme u. a.) unterschiedliche Gestaltungen bilden, aus einer Mischung und Form in die andere übergehen können, ohne dass die einfachen Stoffe ihre Urbeschaffenheit einbüsen, an Menge oder Gewicht verlieren. Mit der Entdeckung, dass diese Stoffe alle Räume erfüllen, schwand die Vorstellung des Nichts, welche vordem von grosem Einflusse gewesen war. Man überzeugte sich, dass wenn ein Sichtbares unsichtbar werde, sei es keineswegs vernichtet, wie man vordem glaubte, sondern habe nur seine Körpergestaltung geändert, könne in seiner Unsichtbarkeit festgehalten und durch neue Verbindungen, Wärmeentziehung oder Druck wiederum

sichtbar gemacht werden. Es ward deutlich, dass keine Pflanze und kein Thier aus dem Nichts entstehe oder sich auflöse in das Nichts bis auf ein Häuflein Asche, sondern dass alle Vorgänge, das Entstehen wie Vergehen, nur Wandlungen der Stoffverbindung sei, wägbar und messbar in ihrem Verlaufe und derartig nachweisbar in allen Änderungen der Gestaltung, dass die Überzeugung begründet ward, kein einziges Stofftheilchen verliere sich in Nichts oder komme aus dem Nichts hinzu.

Diese Bereicherung der Erkenntniss beseitigte eine Reihe bisher gehegter Vorstellungen, machte sie rückständig und überwies sie dem Untergange durch Rückbildung; darunter vor allen die Vorstellung der plötzlichen Entstehung der Welt aus Nichts und der dereinstigen Auflösung in Nichts, vordem gefolgert aus dem sichtbaren Entstehen und Vergehen der Einzelndinge, deren Stoffe in ihrer vorherigen Gestalt wie in der nachherigen man zum grösten Theile nicht hatte erkennen können, weil sie luftförmig (gasig) und unsichtbar waren, also unbemerkt kamen oder verflogen. So lange man sich vorstellte, dass Einzelnes aus Nichts (dem Unsichtbaren) entstehen und in Nichts (Unsichtbares) sich auflösen könne, durfte man schliessen, dass auch die ganze Welt in derselben Weise entstanden sei und am Ende vergehen werde. Seitdem aber erkannt worden ist, dass nur die Verbindungen der Stoffe entstehen und vergehen, nicht die Stoffe selbst, zieht man als entgegen gesetzten Schluss, dass die Welt als Ganzes weder einen Anfang genommen habe, noch ein Ende nehmen werde, dass der Stoff in seiner Gesammtheit ewig sei; dass ferner das Entstehen wie Vergehen lediglich in den unzähligen Gestaltungen vor sich gehe, von denen jede einzelne eine beschränkte Dauer habe, so lange bis die zum Grunde liegende Stoffverbindung durch übermächtige Wahlverwandschaft anderer Stoffe aufgelöst werde. Es ward der aussersinnlichen Welt die ganze Menge der unsichtbaren Stoffe und Verbindungen entzogen, sie ward aus dem Gebiete der Einbildung in das der Sinnenwelt des messenden und wägenden Verstandes versetzt und damit fielen alle Folgerungen hinweg, welche die Wissenschaft des Aussersinnlichen, die Religion, vordem gebildet hatte, als die Erkenntniss des Unsichtbaren fehlte und man noch glaubte, auf seine Sinne unbedingt sich verlassen zu dürfen.

Mit der Ewigkeit des Stoffes erkannte man auch die Ewigkeit der Kräfte, welche zur Erscheinung kommen bei Wandlung der Stoffverbin-

dungen, der Gestaltung oder der Weltstellung der Gegenstände. Man erkannte, dass in jedem dieser Fälle die vorgehende Änderung die Folge einer vorhergegangenen Bewegung sei und wiederum einwirke auf den Zustand anderer Gegenstände. Man unterschied diese Einwirkungen je nach ihrer Erscheinungsweise als Anziehung, Wahlverwandschaft, Electricität, Magnetismus, Galvanismus, Wärme oder Licht und begann diese Einwirkungen zu prüfen und zu messen, lernte sie willkürlich hervorzurufen und in einander umzusetzen. Sämmtliche Wirkungen wurden zuletzt als verschiedene Formen derselben Bewegung erkannt, welche die einfachen Stoffe zu den zahllosen vorhandenen Gestaltungen vereinte, deren Erscheinung alsdann in zweierlei Weise Eindrücke in uns erzeugt, als Raumerfüllung in der zeitweiligen Gestalt der Stoffverbindungen und als Kraft in den vorgehenden Veränderungen derselben.

Damit schwanden die Vorstellungen von geheimen aussersinnlichen Kräften geistiger Art, die weit entfernt und erhaben über menschliche Fasslichkeit Dasjenige bewirken, was verborgen und unerklärlich vor sich gehe. Hatte man früher geglaubt, jeder Stern werde von einem Geiste (Dämon oder Engel) geleitet, damit sie nicht zusammenstosen, so erkannte man jetzt, dass die Eigenbewegung und ihre gegenseitige Anziehung sie aus einander halte und zur Umkreisung zwinge. Hatte man früher angenommen, allerorts schwebten Geister umher (Seelen Verstorbener, Dämonen, Engel, Teufel), denen die Vorgänge zuzuschreiben seien, zu denen kein sichtbares Ursächliches erkannt wurde, so konnte man jetzt sich überzeugen, dass das Ursachgebende sichtbar in seinen Wirkungen vorliegend, genau gemessen und willkürlich in andere Formen übergeführt werden könne. Indem die vorherige Verborgenheit erhellt ward, verlor das Gebiet des Aussersinnlichen und die Religion als dessen Wissenschaft, ganze Reihen von Vorstellungen, welche in Ermangelung der Erkenntniss durch die Einbildung hergestellt worden waren. Der Verstand erkannte, dass Dasjenige, was er vordem als ein den Stoffen Fremdes, als Geist oder Geistiges sich gedacht hatte, im Gegentheile ein den Stoffen in der vorliegenden Verbindung Innewohnendes sei, nämlich ihre Bewegung, ohne welche sie nicht in den vorhandenen Gestalten als Raum und Kraft auf die Sinne wirken könnten. Man erkannte, dass unsere Vorstellungen vom Dasein eines jeden Gegenstandes und Wesens lediglich aus ihrer Raumerfüllung und Kraftäusserung (Bewegung) herrührten, welche Eindrücke der Mensch vordem als verschiedene

Wesen (Leib und Geist) aufgefasst hatte, statt als verschiedene Eindrücke, die ein und dasselbe Dasein auf ihn machte.

§. 238.

Das Zurückdrängen der aussersinnlichen Welt mittelst der Erkenntniss schreitet unausgesetzt fort; der Mensch erweitert den Umfang seiner Fähigkeiten, zieht weite Bereiche des Aussersinnlichen in den Bereich seiner Sinnenwelt und das Wissen tritt an die Stelle des Glaubens, der wägende Verstand an die Stelle der dichtenden Einbildung; der Zweig menschlicher Wissenschaft, welcher sich beschäftigte mit der ausser-sinnlichen Welt, die Religion, wird entblöst von den höchsten Gestaltungen, welche sie geschaffen hatte. Sie war Vorläuferin gewesen, hatte mittelst der Einbildung zu erforschen gesucht, was dem Wissen noch verborgen lag, und jetzt, nachdem die übrigen Zweige der Wissenschaft sie überholt haben, verliert sie die Früchte ihres Bemühens, muss jenen den bisher beherrschten Bereich übergeben und sich allmälig in die Verborgenheit zurückziehen.

Manche der erwachsenen Schlussfolgerungen waren bereits vor mehr als 2000 Jahren von hellenischen Weltweisen gezogen und verkündet worden, jedoch in Ermangelung ausreichender Forschungen und umfassender Naturkunde, mehr durch kühne Voraussetzungen und gewagte Fernblicke geschaffen als durch fassliche Beweise begründet. Sie waren deshalb auch von keiner unmittelbar eingreifenden Wirkung gewesen. Dagegen hat in den letzten Jahrhunderten die Naturkunde solche Ausdehnung und Tiefe erlangt, dass die fühlbaren Lücken des Alterthumes vielfach durch Thatsachen ausgefüllt worden sind, so dass dieselben Schlussfolgerungen nunmehr auf festem Grunde beruhen und es nicht länger der kühnen Voraussetzungen bedarf, um das Mangelnde zu ergänzen, sondern die Erkenntniss Schritt vor Schritt auf fester Bahn vorzudringen vermag. Die Beweise werden immer fasslicher und gemein verständlicher, und da gleichzeitig die Bildung der Einzelnen sich steigert, so ist die Annäherung eine gegenseitige geworden; die Wissenschaft dringt in alle Kreise menschlicher Bildung und die gesteigerte Auffassung und Lernbegier der Menschen kommt den Verkündern der Wissenschaft entgegen. Neben den Erforschern und Verknüpfern der Beobachtungen, den sogenannten Naturforschern, sind nicht minder wirksam gewesen die Denkforscher, die sogenannten Philosophen, indem

sie nicht allein die Denkgesetze ergründeten und feststellten, die Logik schufen, sondern auch, bei ihren Versuchen zum Kern des All vorzudringen, das Gemeinsame und Vorwaltende in der Fülle der einzelnen Erscheinungen erforschend, die Metaphysik bearbeiteten. Wenn auch der Weg, den sie in letzterer Beziehung einschlugen, wie bei den hellenischen Denkern, vorwiegend durch kühne Voraussetzungen und Fernblicke zum vorgesetzten Ziele führte und sie deshalb ebenso wenig von unmittelbar weitreichendem Einflusse gewesen sind, so haben sie doch im hohen Grade zur Steigerung der Erkenntniss gewirkt. Sie haben das Denken der Naturforscher geleitet, indem sie nicht allein lehrten, den Verstand zweckmäsig anzuwenden und die aus seinen Mängeln entstehenden Irrthümer zu meiden, sondern auch das Ziel aller Wissenschaft, die Vereinigung der zahllosen Einzelnheiten zum All unausgesetzt erstrebten und die Forscher veranlassten, dieser Hauptbeziehung grösere Aufmerksamkeit zuzuwenden, als ohnedies geschehen wäre.

Indem jedem Einzelnen die Erkenntniss der Welt vom Kleinsten bis zum Grösten, vom Beschränkten bis zum Umfassenden nahe gelegt ist, findet Jeder das für seine Besonderheit Genügende, möge seine Bildungsstufe und Auffassung noch so eigenthümlich sein. Er vermag aus dem angehäuften Schatze des menschlichen Wissens seine Erkenntniss vollständig auszufüllen und wie ehedem das öffentliche Glaubensbekenntniss und dessen Grundlagen (Bibel und Priestererläuterungen) sein Streben nach Erkenntniss befriedigten, entnimmt er jetzt aus dem grosen Schatze der Weltkunde den für sich geeigneten Theil, und da sein gesammtes Denken aus dieser unerschöpflichen Quelle angefüllt werden kann, er auch für seine Eigenthümlichkeit die geeignetste Befriedigung darin findet: so bleibt kein Raum für die Glaubensbekenntnisse, und ihre Geltung muss schwinden. Der Naturlehrer nimmt die Stelle des Priesters ein und findet willigere Aufnahme für seine Lehren, weil sie fasslich sind und durch sichtbare Versuche sinnlich erläutert und bestätigt werden können; dagegen ist der Priester gezwungen, die hauptsächlichsten seiner Lehren als unfassliche Geheimnisse zu bezeichnen, die ohne Einsicht geglaubt werden sollen und von denen er bekennen muss, dass er selbst sie ebenso wenig begreife wie andere Menschen. Die Klage der Priester aller Glaubensbekenntnisse über Abnahme der Religion, des Glaubens an ihre Lehre ist wohlbegründet, denn je mehr der Mensch die Erkenntniss, also den Bereich seiner Sinnenwelt ausdehnt,

desto weiter müssen die Grenzen des Aussersinnlichen zurückweichen, und je weiter die Erkenntniss in die Gebiete des Aussersinnlichen vordringt und dieses in seinen Bereich zieht, desto mehr verliert die Religion den Grund, auf dem sie steht.

In der Gegenwart zeigen sich die im Kreise der Europäer vorhandenen Glaubensbekenntnisse der verschiedensten Art in ihren Grundlagen erschüttert und zerrissen; der Glaube der Vorgeschrittenen ist zerstört und die Kämpfe der Priesterschaften wider einander sind von geringer Bedeutung im Vergleiche zum Untergange, der sie alle bedroht. Die standhaften Anhänger der Glaubensbekenntnisse, welche sie unverändert erhalten mögten an Inhalt und Deutung oder sie auf den früheren Stand zurückbringen mögten, wenn sie verändert worden sind, diese Altgläubigen (Orthodoxen) befinden sich selbst im Kreise der Priesterschaften in der Minderheit, denn die Mehrzahl hat sich nicht den Wissenschaften verschliessen können und hat Vorstellungen empfangen, welche das Glaubensbekenntniss erschüttern. Sie sind gezwungen, entweder ihre Lehre offen oder versteckt vom Glaubensbekenntnisse zu entfernen oder wider besseres Wissen, also als Heuchler und Lügner, den Bekenntnissworten gemäs zu lehren. Der überzeugendste Beweis von jenem stillen Wirken abweichender Überzeugung ist niedergelegt im entschwundenen Teufelsglauben, der einen so wesentlichen Theil der christlichen Religion bildet und dennoch bei der Mehrzahl ausgestorben ist. Von dem traurigen Wirken der Lüge und Heuchelei bieten die Priester aller Statsreligionen die gröste Zahl der Belege in denjenigen Männern, welche, bei hoher wissenschaftlicher Bildung, Glaubenssätze zu stützen suchen, die ihrer eigenen Überzeugung fremd sind, aber von ihnen gepflegt werden, um nicht ihre Stellung und Einnahme zu verlieren oder um einträglichere Stellungen zu erringen. Die Zwiespältigkeit solcher Stellung ward schon (410 nach Chr. G.) vom Bischofe Synesius erkannt, indem er sagte: „Das Volk will durchaus, dass man es täusche, man kann auf andere Weise gar nicht mit ihm verkehren. Die alten egyptischen Priester sind stets auch so verfahren. Deshalb schlossen sie sich in ihre Tempel ein und dort stellten sie ohne Vorwissen des Volkes ihre Mysterien an. Wenn das Volk in die Geheimnisse eingeweihet gewesen wäre, würde es unwillig geworden sein darüber, dass man es täusche. Wie soll man gleichwol mit dem Volke anders umgehen, weil es das Volk ist? Ich meinentheils werde stets Philosoph sein für mich, aber Priester in Bezug auf das

Volk.“ Und ebenso schreibt Gregor von Nazianz an den Hieronymus: „Es bedarf nichts als Geschwätz, um beim Volke damit Eindruck zu machen. Je weniger es begreift, desto mehr bewundert es. Unsere Väter und Lehrer haben oft nicht das gesagt was sie dachten, sondern was ihnen die Umstände und das Bedürfniss in den Mund legten.“ Diese Männer waren beide hoch angesehene Priester, erfahrene Lehrer und grose Kirchenmänner ihrer Zeit, die ihre wahre Meinung offen aussprachen und darin Grundsätze darlegten, die fast jeder gebildete Priester der Jetztzeit hegt, sich aber sorgsam hütet, an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen.

Die Nichtpriester finden sich ebenfalls gespalten: die Mehrheit begnügt sich mit dem öffentlichen Glaubensbekenntnisse, lässt sich aber nicht von demselben übermächtig beherrschen, sondern will jedem Anderen überwiegende Bedeutung einräumen, sobald es ihnen grösere Vortheile bietet; die Minderzahl, welche durch eigenes Urtheil sich übermächtig beherrschen lässt, enthält zum geringsten Theile solche, welche am öffentlichen Glaubensbekenntnisse festhalten würden, wenn ihnen Vortheile dadurch entgehen oder sie Opfer dafür bringen müssten; zum gröseren Theile stehen sie offen und anerkannt ausserhalb der Glaubensbekenntnisse, weil die Erkenntnisswissenschaften ihnen Vorstellungen bieten, die ihrer gewonnenen Bildungsstufe angemessener sind. Es ist eine Schichtenfolge, auf der breiten, dicken Grundlage des blinden Glaubens, stufenweise sich erhebend zur höchsten Spitze der Wissenschaft, welche die Menschheit zur Zeit in ihrer Erkenntniss erreichen konnte.

§. 239.

Im Verlaufe der Geschichte sind die Religionen und Priesterschaften eng verbunden, denn jene erlangen nur durch diese ihren allgemein gültigen Ausdruck. Jedem Mitgliede der einzelnen Glaubensverbände stand es frei, in seinem Inneren eine eigenthümliche Religion für sich auszudenken, die aussersinnliche Welt in seiner Weise zu gestalten und Verbindungen mit derselben, abweichend von anderen zu eröffnen. Als Gemeinde- oder Volks-Religion durfte aber nur Dasjenige gelten, was die leitende Priesterschaft als solche darstellte und durchführte.

Auf den rückständigen Stufen der Entwicklung oder bei gesonderter, ungestörter Fortbildung der Völker, bildete alles Wissen höherer Art ein Ganzes, und was man seit der Römer Zeiten als Religion bezeichnet und

hervorhebt, war vordem als einzelner Zweig des Wissens nicht vorhanden; vielmehr vereinten die hervorragenden Männer, welche der Pflege höherer Erkenntniss sich widmeten, darin sämmtliche Wissenschaften, ohne irgend eine auszuschliessen oder eine andere Eintheilung und Abstufung gelten zu lassen als die nach Masgabe der Fähigkeiten der einzelnen Mitglieder des Priesterverbandes. Moses und Jesus wie Muhammad hielten keine Kenntniss zu gering, um ihrer Sorge entzogen zu werden; sie waren Propheten und Lehrer, Gesetzgeber und Ärzte, Denker und Dichter. Am umfassendsten sind die Vorschriften des Moses und Muhammad, denn sie gebieten allgemeine Menschenliebe und höchste Ehrfurcht vor dem Verehrungswesen, ordnen die Kriegsführung und Beutetheilung, wie auch häusliche Einrichtungen und Gemeindeanordnungen. Moses giebt zudem Vorschriften zu Zaubermitteln, Salben und Räucherwerk, wie zu den Stickereien an den Vorhängen des Orakelzeltes und regelt gleichzeitig die Krankenheilung und Ehegesetze, den Opferdienst wie die Landvertheilung. Den Semiten ist alle Wissenschaft Eines, es giebt keine Religion als geschiedenes Wissen des Priesterverbandes, sondern dieser musste, wie bei den Egyptern, in allen Zweigen des Wissens bewandert sein; der Prophet gehörte zum Verbande und stand nur voran als Vermittler mit der aussersinnlichen Welt.

Im Laufe der Zeit schieden sich einzelne Zweige ab, welche von Nichtpriestern gepflegt wurden, und zuletzt verblieb den Priestern aus dem gesammten höheren Wissen nur derjenige Theil, welcher allgemein Religion genannt wird. Die christlichen Priesterschaften haben seitdem nicht allein die übrigen Wissenschaften von sich abgewiesen, sondern auch sich selbst wie ihr Wissen von allem Übrigen zu scheiden gesucht durch die besondere Bezeichnung des „Geistlichen“ zum Unterschiede vom „Weltlichen“ welches ausserhalb ihres Bereiches liege; sie sehen sich als Nachfolger der Propheten an, und als Bewahrer der Geheimnisse suchen sie ihre Beschränkung als die höhere Art des Wissens darzustellen.

Seitdem die Religion sich ausschied, auf Fortbildung verzichtete und rückständig ward, lebt sie fort wie eine verlassene Mutter, deren mündig gewordene Töchter ihrer Leitung sich entzogen haben, als sie das mütterliche Haus verliessen und den eigenen Herd gründeten. Die Töchter wuchsen heran zu blühenden Frauen und Müttern, wogegen die Mutter zur hinfälligen Greisin ward, deren Kraft und Einfluss schwindet, in dem Mase wie die strebende Menschheit fortschreitet und sie in ihrer Rückbildung

tiefer sinkt. Die Töchterwissenschaften haben beim Verlassen des Mutterhauses ihre Jugendarbeiten zurück gelassen, bestehend in Sagen, Berichten, Anordnnngen u. dergl. wie sie das Zusammenleben auf damaliger Bildungsstufe schuf, in Wundererzählungen über das Wirken der Natur, in Erklärungen vermeintlicher Ursachverhältnisse, in Heiligen- und Reliquien-Deutungen u. s. w., welches alles die würdige Mutter als geliebte Angedenken werthschätzt und sorgfältig hütet, während die Töchter im eigenen Hause Vollendeteres schaffen und geringschätzig auf ihre Kinderwerke zurückblicken. Die Mutter mit der Hartnäckigkeit des Alters hält fest am längst Gewohnten, will die liebgewonnene, wohnliche Umgebung nicht durch Änderungen oder neue Einschaltungen stören lassen. Die rüstigen Töchter dagegen erweitern und bereichern unablässig ihr Hauswesen, schaffen das Veraltete hinaus, um Neues an die Stelle zu setzen, und suchen vergebens die sich sperrende Mutter zu bewegen, in gleicher Weise ihre morsche Umgebung, namentlich die mangelhaften Jugendarbeiten der Töchter zu entfernen, um einer neuen zeitgemäsen Ausstattung Raum zu schaffen. Aber alle Rathschläge und Beweise sind vergebens; die ehrwürdige Mutter weist jede Änderung und Erneuerung zurück, erfreut sich täglich ihrer Alterthümer, lässt sie in gewohnter Stellung und stäubt sie sorgfältig ab, um sie wohlerhalten dem Besucher vorzuzeigen; sie sind ihr Stolz, sie will nicht von ihnen lassen, mit ihnen leben und sterben. Zu ihrem Schmerze muss sie bemerken, dass die Menschen, welche ihre Sachen lobten und ihr Haus besuchten, nach und nach aussterben und die heranwachsende Jugend sich vorzugsweise den Töchterwissenschaften zuwendet, deren vorwärts Streben täglich Neues und Besseres schafft und zur Geltung bringt, während die Mutter mit der Redseligkeit des Alters und endlosen Wiederholungen nur das oft Gehörte und Geschene vorzubringen weiss. Die Priester als Diener der ehrwürdigen Alten haben einen schweren Stand: das enge dunkle Haus umschliesst ihr ganzes Wirken und sie dürfen die Schwelle nicht überschreiten, um frische Luft zu schöpfen; sie sollen Alterthümer bewahren und anpreisen, die vor Jahrtausenden schön und nützlich waren, aber im Laufe der Zeit vom Wurme durchbohrt, vom Roste durchlöchert und mit Grünspan überzogen, nicht länger verwendbar sind. Nur als wichtige und lehrreiche Denkmäler zur Bildungsgeschichte der Menschheit gehörig und ehrwürdig als ehedem wirksam und förderlich gewesene Bildungsmittel, sind sie dem Denker und Forscher lieb und werth, aber unbrauchbar für die Zwecke

der fortgeschrittenen und anders gestalteten europäischen Menschheit der Gegenwart.

Diese Vereinsamung der altehrwürdigen Religion zeigt sich am deutlichsten an dem geschlossenen Lehrgebäude des römischen Christenthumes. Seit der Kirchenversammlung zu Trient (1545 — 1562) sind keine Veränderungen daran vorgenommen worden, als durch Einfügung des Glaubenssatzes der unbefleckten Empfängniss Mariä, welche (1856) der Papst Pius 9. veranlasste. Die im Übrigen unberührt gebliebenen Vermächtnisse entlegener Zeiten, bestehend aus den religiösen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Lehrsätzen und Vorschriften weit rückständiger Bildungsstufen, soll die alleinstehende Mutter Religion schützen, weil sie als Erbin und Nachfolgerin des alten Prophetenthumes, welches an der Spitze der Wissenschaften stand, in den hinterlassenen Stammschriften die Ergebnisse aller damaligen Wissenschaft ererbt hat und deren Erhaltung als Pflicht erkennt. Sie will die Hinterlassenschaft nicht allein schützen gegen den fortschreitenden Verfall, sondern auch wider die Mitbewerbung der Wissenschaften, die in ihrer Unabhängigkeit übermächtig sich entwickeln, durch den Glanz und die Mannigfaltigkeit ihrer Blüten und Früchte sichtbar günstig einwirken auf das Leben und Wohlbefinden der Menschen und dadurch die Gunst derselben vorweg nehmen. Die nächstliegenden, im Erdenleben fühlbaren Vortheile der Wissenschaften erlangten längst das Übergewicht über die Heilsmittel der Religion, welche dagegen Vortheile in Aussicht stellen, die erst in einem nachirdischen Leben eintreffen sollen, also jenseit der Zeitgrenze, innerhalb derer dem Menschen das Leben und seine Genüsse bekannt und erfasslich sind; Vortheile überdies, von derem Vorhandensein der Mensch sich nicht im voraus überzeugen kann, sondern daran glauben soll auf die Versicherung seiner Priester, denen ebenso sehr die Gelegenheit und Fähigkeit mangelt, von dem Vorhandensein der Vortheile und Genüsse eines nachirdischen Lebens die Gewissheit sich zu verschaffen.

Die evangelischen Priesterschaften haben minderen Grund zur Klage, denn sie besitzen kein Lehrgebäude, so fest abgeschlossen wie das römische, und haben selbst die Freiheit der Forschung zur Geltung gebracht, um sie wider das römische Glaubensgebände zu verwenden. Wenn auch die Priester die Forschung dahin zu beschränken suchten, dass sie solche nur für Dasjenige gelten lassen wollten, was ausserhalb der Bibel liegt, so

konnte dieser Zweck nur verfehlt werden, denn jede erlaubte Freiheit im Forschen lässt sich nicht in Grenzen halten, sondern einmal in Gang gesetzt, dringt sie vorwärts ohne Grenzen zu beachten; sie kann durch Übermacht erstickt werden, aber nicht leben in der Beschränkung. Die Bibel ist auch keineswegs dazu geeignet, um ohne Forschung hingenommen und verstanden zu werden; was uns vorliegt sind Übersetzungen, die in vielen Theilen fehlerhaft sind und deren Richtiges und Mangelhaftes nur durch Forschen herausgestellt werden kann. Ihr Inhalt ist kein zusammenhängendes Ganze, denn es besteht aus Theilen, die in einem langen Zeitraume an verschiedenen Orten von einer Anzahl theils bekannter, grösstentheils aber unbekannter Männer verfasst worden sind, einander widersprechen und aufheben; die auch nur zum Theile bei den Christen Geltung haben, indem andere Theile, die nicht scharf abgegrenzt sind, bei Seite gesetzt werden, ohne bekannten Grund. Das Verständniss der Bibel und der darauf gegründeten Glaubenslehren darf also, vom evangelischen Standpunkte aus beurtheilt, der Forschung nicht entzogen werden, es sei denn, dass man gänzlich auf die freie Forschung verzichten wollte, welche von den Evangelischen bisher als Kleinod behandelt ward. Die Stifter der verschiedenen evangelischen Unterabtheilungen schufen Glaubensgebäude, welche an Gröse und Kunstreichthum weit zurückstehen hinter dem römischen; allein sie eröffneten auf dem Gebiete der Religion der freien Forschung die Bahn, um ihren Abfall zu rechtfertigen, und weder sie noch ihre Nachfolger konnten es verhindern, dass die Forschung weitergreifend zur beherrschenden und erdrückenden Übermacht ward.

§. 240.

Die Priester bedienen sich zur Unterscheidung des Verhaltens der Wissenschaft zur Religion, der Bezeichnungen Glaube und Unglaube und klagen allerorts über das Zunehmen des Unglaubens. Sie sind unzweifelhaft von ihrem Standpunkte aus dazu berechtigt, nur darf der Ausdruck „Unglaube" nicht aufgefasst werden als Mangel an Glauben überhaupt, sondern nur als mangelnder Glaube an Dasjenige, was die Priester lehren. Die sogenannten Ungläubigen sind solches nur den Priestern gegenüber, welche selbst einräumen müssen, dass sie ihren eigenen Glauben

nicht begreifen können; im Übrigen gehören jene zu den Gläubigen der umfassendsten Art, glauben auch viel mehr als die Priester lehren, nur in anderer Weise, weit reichhaltiger und tiefer und ihnen gegenüber verhalten sich wiederum die Priester als Ungläubige.

Aus diesem Zwiespalte, der die Priester und Nichtpriester aller europäischen Völker zerklüftet, erwächst fortwährend Hass und Unduldsamkeit, wie auch Heuchelei und Lüge: das Bestreben, den alten Glauben in seinem Ausdrucke zu erhalten, führt dazu, einentheils den Unterricht zu beschränken, die Wissenschaft zu verkümmern, sowie das Fortschreiten der Erkenntniss mit Hass und Verfolgung zu überwachen und anderntheils die Geltung von Glaubensbekenntnissen erzwingen zu wollen, an die der Zwingende selbst nicht glaubt. Man stellt sich gläubig oder altgläubig, wann und soweit es vortheilhaft erscheint, und übergiebt sich der Klugheitregel: „Glaube an nichts, aber bekenne jedes was dir Vortheil bringen kann." In den meisten Ländern Europas ist es dahin gekommen, dass kein Bekenntniss eines herrschenden Glaubens Zutrauen verdient, sobald dasselbe unmittelbaren Vortheil bringt: man ist in solchem Falle ebenso wenig sicher, dass der strenge Orthodoxe wirklich altgläubig sei und sich gebunden erachte, seinem Glaubensbekenntnisse gemäs zu leben, noch dass der Nichtorthodoxe Dasjenige glaube, was sein Mund bekennt, oder es so glaube, wie er Anderen lehrt. Was früher als Religion galt und im gemeinschaftlichen Glaubensbekenntnisse einer gröseren oder geringeren Zahl von Anhängern seinen Ausdruck fand, hat seine Geltung verloren. An die Stelle ist im Bewusstseine der Einzelnen, der besondere Glaube getreten, den er aus seiner eigenen Erkenntniss sich aufbauete, die Einzeln-Religion, welche in früheren Zeiten gegen den Gemeinglauben zurückstand, jetzt aber das Übergewicht erlangt hat. Man darf in jetziger Zeit nur erwarten, dass jeder Denkende eine eigene Religion besitze, nicht aber, dass er einem gemeinschaftlichen Religionsbekenntnisse in solcher Art anhänge, dass er dessen Gesammtinhalt in sich aufgenommen habe.

Es offenbart sich darin eines der Grundgesetze der Fortbildung der Menschheit, nämlich das ungleiche Mas des Fortschrittes in den einzelnen Völkern wie in den einzelnen Menschen, die gleichzeitig leben. Es sind daraus die grosen Bildungsunterschiede entstanden, welche jeden Verband in Vorgeschrittene und Rückständige theilen; in Stufenfolgen, die von der höchsten zur Zeit erreichten Bildung bis zu der rückständigsten der Gegen-

wart hinabreichen. Die Vorgeschrittenen prägten zu irgend einer Zeit und im Laufe der Zeit fortbauend, ihre Wissenschaft in Lehren aus, deren Gesammtinhalt bei fortschreitender Ausdehnung und Bereicherung die Fähigkeiten des einzelnen Menschen übertrafen. Es traten Abscheidungen ein und die einzelnen Zweige der Wissenschaft wurden Lebensaufgaben für verschiedene Menschen, von denen jeder einem besonderen Zweige sich widmete. Einer dieser Zweige, die Wissenschaft vom Verhältnisse des Menschen zur aussersinnlichen Welt, verblieb nach Abscheidung der übrigen Zweige den Priestern, die auf Grund des Geheimnissvollen der aussersinnlichen Welt und des grosen Einflusses derselben auf die Geschicke der Menschen, eine höhere Stellung beanspruchten und eingeräumt erhielten. Zur Durchführung der Gleichmäsigkeit fassten sie ihre Lehren in Glaubensbekenntnisse zusammen und setzten im Laufe der Zeit deren Unveränderlichkeit fest.

Das Gebiet ihrer Lehren, die aussersinnliche Welt, bildet aber keinen streng geschiedenen Theil der ganzen Welt, sondern findet seine Abgrenzung lediglich in den Fähigkeiten des Menschen und den ihm anhaftenden Mängeln (§. 17). Dasselbe musste also sich verändern in dem Mase wie die Entwicklung der Menschen fortschritt, das Gebiet der Erkenntniss sich erweiterte, die Sinnenwelt gröser ward, die Grenze zwischen ihr und der aussersinnlichen Welt sich dehnte und durch Beseitigung der erkannten Mängel, der Mensch seine Fähigkeiten mit gröserer Sicherheit anwenden lernte. Wären die Priester Inhaber der gesammten Wissenschaft geblieben, so hätten sie fortschreitend die einzelnen Zweige im Einklange mit einander erhalten, nach den Ergebnissen ihrer Forschungen die Sinnenwelt erweitert und die aussersinnliche Welt zurücktreten lassen; sie wären Herren beider Gebiete geblieben und hätten deren Scheidegrenze beliebig verschieben können. Da sie aber nur einen Zweig verwalteten und zwar den unsichersten, den aussersinnlichen Theil und diesen Theil, die Religion, unverändert zu halten strebten: so mussten sie die gesammte Fortbildung der Wissenschaft anderen Menschen überlassen, von denen in Folge der Verschiedenheit menschlicher Entwicklung, ein Theil auf dem Standpunkte der Priester verblieb und den Religionsbekenntnissen anhing, während ein anderer rastlos nach Bereicherung der Wissenschaft strebte und deren Spuren verfolgte. Die Priester mit ihren Religionen wurden um so rückständiger, je mehr die Wissenschaft fortschritt, und da sie

selbst ihre Grenzen nicht zurückziehen konnten vor dem Andrängen der Wissenschaft: so drang diese in das Gebiet der Religion ein, beleuchtete das vordem Aussersinnliche, brachte das den Priestern Unerklärliche und Geheimnissvolle in den Bereich der Fasslichkeit und hob in so weit das Aussersinnliche auf. Die Priester wurden mehr und mehr verlassen von Denen, deren Anerkennung und Mithülfe ihnen die werthvollste gewesen wäre; sie vereinsamten auf ihrem Gebiete und nennen die Wissenschaft Unglauben, weil sie als vorgeschrittene Form der Erkenntniss nicht länger die rückständigen Formen ehemaliger Wissenschaft anerkennen kann, welche die Priester als Glauben oder Religion bezeichnen und pflegen.

Wie einzelne Völker oder einzelne Menschen ihren Lebenslauf im Entstehen, Fortbilden und Rückbilden vollenden, so hat auch der einzelne Zweig des menschlichen Wissens, die Religion, ihren Lauf vollbringen müssen: sie ist aufgeblüht, hat sich zum Scheitelpunkt ihres Lebens entwickelt, ist erstarrt der Rückbildung verfallen und nähert sich dem Absterben. Selbst wenn sie das durch Stehenbleiben Versäumte nachholen und mit den übrigen Zweigen der Wissenschaft in Einklang sich setzen wollte, wäre ihr Untergang gewiss, denn sie würde aufgehen müssen in die Wissenschaft; alles Rückständige in ihr würde fallen und vergehen, das Bleibende dagegen Wissenschaft sein und nicht länger als Religion gelten können.

§. 241.

Die R e l i g i o n a l s Z w e i g d e r W i s s e n s c h a f t, in ihrem von den Glaubensbekenntnissen und Priesterlehren aufgestellten Umfange, umfasst eine Anzahl von Lehrsätzen, deren hauptsächlichste folgende sind:

Die E n t s t e h u n g d e r W e l t a u s N i c h t s. Diese Vorstellung ward gefolgert aus dem Entstehen, Wachsen und Vergehen der Thiere und Pflanzen, deren Stoffe sich zusammensetzten und wieder zerfielen, ohne dass der Mensch dieselben in ihrer vorherigen oder nachherigen unsichtbaren Gestalt erkennen konnte; sie tauchten auf aus seiner aussersinnlichen Welt und verschwanden wiederum in dieselbe, und was der Mensch nicht mit seinen Sinnen erfassen konnte, nannte er das Nichts. Die Vorstellung ist nicht ursprünglich christlich, sondern findet sich schon längst vorher bei den damaligen Bildungsvölkern; auch die biblische Schöpfungsage

spricht sie nicht aus; sie hat sich aber im Christenthume angefunden und ist zum Glaubenssatze ausgebildet worden.

Seitdem der Mensch lernte, die Stoffe vor dem Eingehen in Thier- oder Pflanzengebilde, wie auch nach ihrem Ausscheiden zu erkennen und zu wägen, ist die Vorstellung des Nichts verschwunden; es erweist sich, dass kein einziger Theil der Gebilde aus Nichts entstehe, sondern aus vorhandenen und nachweisbaren Stoffen, und dass er ebenso wenig in Nichts sich auflöse, sondern in die bekannten Stoffe und Stoffverbindungen zerfalle, aus denen er sich aufgebaut hatte.

Die Erschaffung der Welt durch ein ausserhalb stehendes unsichtbares Wesen. Jesus hat in dieser Beziehung keine Vorstellung hinterlassen, und wird in Ermangelung dessen der Religionssatz auf den Schöpfungsbericht der Israeliten begründet, nach welchem die Welt vor etwa 6000 Jahren erschaffen worden sei durch die Elohim, eine Mehrzahl von höheren Wesen, die im Fortgange der Berichte als zwei (1. Mose 19. 1) oder drei (1. Mose 18. 2) Personen dargestellt werden. Die europäisch-christlichen Glaubensbekenntnisse schreiben die Erschaffung der Welt weder den altisraelitischen Elohim zu, noch dem El des Jesu, sondern dem arischen Himmelsherrn, dem sie je nach dem Volke, in dessen Sprache sie abgefasst sind, die althergebrachten, vorchristlichen Namen beilegen, ihn auch in seiner Stellung zur Welt in verschiedener Weise auffassen.

Seitdem hat die Naturforschung überzeugend erwiesen, dass alle Gestaltungen vorübergehende Mischungen der vorhandenen Stoffe sind, die ohne Verlust oder Gewinn an Stoffen und Kräften vor sich gehen; auch dass die Wandlungen im Wesen der Gestaltungen durch menschliche Einwirkung geleitet werden können, und dass dieselben einfachen Stoffe, je nach ihrer Mischung, so wie der Umstände, unter denen sie sich verbinden, in verschiedenartiger Weise auf Anderes einwirken, die wir mit den Namen Erstarrung (Kristallisation), Wachsthum oder Leben bezeichnen. Die Wissenschaft hat daraus gefolgert, dass die Erschaffung der Welt durch ein ausserhalb stehendes Wesen, wie die Glaubensbekenntnisse es lehren, nicht zu begründen sei und dass die Welt in keiner Weise Etwas offenbare, woraus geschlossen werden müsste, dass sie jemals einen Anfang genommen habe.

Die Dreieinigkeit. Dieser Glaubenssatz liegt weder im Judenthume noch in den Lehren Jesu begründet. Im alten Semitenthume lag

die Vorstellung, dass die qnalvolle Opferung eines Unschuldigen das zornige nnd rachsüchtige höchste Wesen versöhnen könne, um so mehr, je höheren Ursprunges und grösserer Geltung der Geopferte sei. Überdies haben die Menschen zu allen Zeiten hochbegabten, sich aufopfernden Genossen einen höheren Ursprung beigemessen, nnd so entstand aus zweierlei Gründen im Christenthume die Vorstellung von der Göttlichkeit Jesu. Ferner lagen im Heidenthume der Chaldäer und Perser, welches auf die Vorstellung der Juden und ersten Christen einwirkte, die geeigneten Voraussetzungen, nm die altisraelitische Vorstellung vom heiligen Geiste der Weissagung, zur Vorstellung von einem Wesen zu steigern, welches gleich stehe mit dem Höchsten, ein Ausfluss desselben sei. Im Laufe der ersten drei Jahrhunderte entwickelten sich unter den Christen, je nach ihren gewohnten vorchristlichen Vorstellungen, dreierlei höchste Verehrungswesen, nämlich: der Weltschöpfer nnd Himmelsherr, der geopferte Stifter des Glaubens und der heilige Geist, das Schöpferwort; diese drei ward man genöthigt, im vierten Jahrhunderte, zur Dreieinigkeit zu verbinden, um jedes der drei höchsten Wesen in gleichem Werthe neben einander gelten zu lassen und doch die Einheit zu retten.

Da die dringenden Gründe, welche damals zur Schaffung der Vorstellung von der Dreieinigkeit zwangen, für die Gegenwart nicht mehr vorhanden sind und es ganz unbegreiflich ist, wie Dreie Eins sein können: so hat dieser unerklärliche Religionssatz allmälig seine Geltung verloren.

J e s u s a l s G o t t e s s o h n u n d E r l ö s e r. Die Schriften der alten Völker lehren, dass die Vorstellungen von sühnenden und erlösenden Göttersöhnen, die das Böse überwinden, längst vor Jesu Geburt herrschend waren. Der egyptische Horus (Sohn des höchsten Osir), der den Verderber (Tiube, Seb, Typhon) besiegte und die Welt von der Herrschaft des Erzbösen erlöste; der indische Wischnu, welcher wiederholt zur Erde herabstieg, um in verschiedenen, irdischen Lebensläufen die Sünden der Menschen zu sühnen; der persische Mithrasch, Sohn des Höchsten (Ahuromasdao), der das Reich der Finsterniss überwinden und die Menschheit erlösen soll; selbst der griechische Apoll, als Sohn des Zeus, die Frevel der Menschen sühnend, und Herakles, ebenfalls Sohn des Zeus, erlangen alle den Sieg und sind, wenn auch in verschiedener Art, Erlöser der Menschheit, sie befreiend vom Bösen und dem quälenden Bewusstseine der Schuld.

Seitdem der Ursprung der Vorstellung aus den vorhergegangenen

Lehren der alten Bildungsvölker erklärt werden konnte, schwand das Geheimnissvolle desselben. Man begreift, wie auch im Christenthume diese Vorstellung Gestalt annehmen konnte, erkennt aber auch, dass die Grundvorstellung von einem zornigen, rachsüchtigen Wesen, welches durch ein hohes Opfer versöhnt werden müsse, mit den Vorstellungen der Gegenwart von einem gütigen, milden, nachsichtigen höchsten Wesen unvereinbar sei; dass die Vorstellung von einem wirklichen Sohne des Höchsten nur so lange gelten konnte, wie man ein sichtbares Wesen oder gestaltig erscheinendes, menschenartiges verehrte oder nur in der Bedeutung gelten dürfe, wie alle Menschen als Kinder des Höchsten aufgefasst werden.

Das Dasein und Fortleben der Seele. Aus den Kunden des Alterthumes erweist sich, dass zuerst die alten Egypter die Vorstellung schufen, den Menschen beseele ein Lebenswesen, welches ihn befähige zur Entwicklung, aber ihn im Tode verlasse und alsdann selbständig fortlebe. Bei den alten Israeliten findet sich die Vorstellung, dass die Seele im Blute liege und hauchartig sei. Bei den christlichen Völkern Europas hat die egyptische Form dahin sich ausgebildet, dass die Seele ein unsichtbares, stoffloses Wesen sei, Ursache aller Lebensthätigkeiten im Menschen und nach dem Abscheiden sofort zu einem freudigen oder qualvollen ewigen Fortleben eingehend, abgemessen nach der Güte oder Verderbtheit des vorhergegangenen Erdenlebens.

Seitdem hat die Naturforschung erkannt, dass das hauchartige, im rauchenden Blute vorhandene Wesen nur Wasserdunst sei, und dass alle Bewegungen, die wir als Leben auffassen, lediglich Thätigkeiten des Menschenwesens seien, die sich äussern, sobald die Stoffe, aus denen der Mensch besteht, durch Fortpflanzung in die zum Menschenwesen erforderliche Verbindung gebracht werden. Damit hat die Vorstellung eines trennbaren, den Menschen bewohnenden Wesens ihre Begründung verloren, denn die Bewegungen, welche vordem als Inhalt eines einwohnenden, verschiedenen Wesens gedeutet wurden, erweisen sich als Thätigkeitsäusserungen des Menschenwesens selbst, deren Dauer von seinem Entstehen und Vergehen abhängig ist. Leib und Geist erweisen sich als die beiden Bezeichnungen für zweierlei Eindrücke, die das lebende Menschenwesen in Anderen erregt.

Das Weltgericht. Bei verschiedenen Völkern des Morgenlandes fand sich die Vorstellung, dass die bestehende Welt nur eine beschränkte Lebensdauer habe und zwar nach Ablauf einiger Jahrtausende vergehen

werde, um einem neuen Platz zu machen. Zum Grunde lagen die scheinbaren Erneuerungen, welche die Sternforschung zu erkennen glaubte, indem man Zeiträume erkannte, innerhalb derer verschiedene Sterne ihre Wandlungen oder Umläufe vollendeten, wie z. B. der Mond in je 28 Tagen, nach derem Ablaufe der Vollmond wiederkehrt; der höchste Sonnenstand nach je 365 Tagen, der Vorübergang des Merkur vor der Sonne in je 651 Jahren u. s. w. Aus ähnlichen Beobachtungen hatten, wahrscheinlich die Chaldäer, die Dauer eines Weltalters auf 5000 Jahre berechnet und weil man glaubte, dass dieser Zeitraum seit der vermeintlichen Erschaffung der Welt, bald verflossen sein werde, so erwartete man den Untergang derselben nach derem Ablaufe. Damit war die Vorstellung verbunden worden, dass alsdann die im Grabe ruhenden Leiber auferstehen und sich vereinigen würden mit ihren Seelen, die bis dahin getrennt ein Gespensterleben geführt hätten, und dass diese wiedergeborenen Menschen ein neues Leben beginnen würden. Bei den Juden (oder Galiläern), zur Zeit Jesu, hatte die Vorstellung dahin sich gestaltet, dass jener Auferstehung das Weltgericht folgen solle, welches die wiedergeborenen Menschen zur himmlischen Seligkeit oder zur höllischen Qual führen werde, je nach dem Verdienste ihres Erdenlebens, und da die Gelehrten berechnet hatten, dass die Dauer des gegenwärtigen Weltalters ihrem Ende sich nahe: so war bei den westasiatischen Völkern, als Hoffnung oder Befürchtung, das Erwarten des baldigen Weltunterganges herrschend geworden, eine Vorstellung, die auch in Jesu Weissagungen sich ausprägt. Als seine Weissagung nicht in Erfüllung ging, bildete sich die Vorstellung im Christen dahin aus, dass zu einer unbekannten zukünftigen Zeit der Weltuntergang geschehen solle und alsdann Jesus als Weltenrichter, die Himmelswürdigen von den der Hölle Verfallenen trennen werde, um die Gerichteten der ewigen Seligkeit oder Qual zu übergeben. In schwachen Zügen hat dabei noch die ehemalige Vorstellung einer Auferstehung der Leiber sich erhalten.

Die fortschreitende Sternkunde hat gelehrt, dass die Vorbedingungen zur Erdenkung derartiger chaldäischer Weltalter nicht vorhanden sind, dass die einzelnen Sterne, welche Kreisläufe vollenden, dadurch nicht verändert oder gar erneuert werden, vielmehr die Umläufe in einer unveränderten Folge wiederholen. Zudem reden die gewichtigsten Wahrscheinlichkeitsgründe für die Ewigkeit der Welt, denn die Beobachtungen und Berechnungen, welche gegenwärtig viel schärfer und zuverlässiger sind als zur

Zeit der Chaldäer, lassen keine Abweichung erkennen, aus der geschlossen werden müsste, dass zu irgend einer noch so entlegenen Zeit die Welt oder auch nur die Erde vergehen müsse. Es werden zudem Sterne beobachtet, in solchen Entfernungen, dass ihr Licht theils Jahrtausende, theils Hunderttausende, selbst Millionen Jahre unterwegs war, bevor es zu unseren Augen gelangte; die Sterne müssen also schon vor so vielen Jahren vorhanden gewesen sein, um das Licht auszusenden, welches den Forschern der Gegenwart in die Augen dringt. In Betreff des Alters unserer Erde hat die Erforschung der Erdrinde überzeugende Beweise geliefert, dass sie viele Hunderttausende von Jahren alt sei, und dass Millionen Jahre vergangen sind, ohne dass sie eine Änderung erlitten habe, die als allgemeine Erneuerung ihrer Oberfläche gedeutet werden könne. Ebenso haben die Entdeckungen, namentlich in neuerer Zeit, überzeugende Beweise geliefert, dass auch das Menschengeschlecht viel älter sei, als die vermeintliche Dauer eines Weltalters, dass also Letzteres keine Geltung hätte, selbst wenn man es auf die Dauer des Menschengeschlechtes beschränken wollte.

Bezüglich der Auferstehung der Leiber lehren die Forschungen, dass der gestorbene Mensch in die einfachen Stoffe und Stoffverbindungen zerfalle, aus denen er sich gebildet hatte; dass diese Bestandtheile, so weit sie gasig sind, theils in die Lufthülle der Erde sich erheben, darin sich vertheilen und von den Luftströmungen nach allen Richtungen aus einander geführt werden, theils aber mit den Wasseradern, welche den Boden durchziehen, sich verbinden, vom Grundwasser aufgesogen und nach den Wassersammlungen (Brunnen, Quellen, Flüssen, Meeren) geführt werden; dass die wässrigen Bestandtheile, welche den grösten Theil des Menschen ausmachen, entweder verdunsten und in die Luft sich erheben, oder vom Boden aufgenommen werden, der die verwesende Leiche umgiebt; dass die festen Bestandtheile aber von anderen Erdstoffen gelöst, in den Boden übergehen und als Theile der fruchtbaren Erdrinde fortleben. Es ergiebt sich, dass alle Stoffe nach den verschiedensten Richtungen auseinander geführt, sich vertheilen und zerfliessen in das grose Meer des Lebens, aus dem unausgesetzt andere Verbindungen sich aufbauen. Der Mensch bleibt also nicht als Leib im Grabe unverwest liegen, von seiner Seele umflattert, um beim Erschallen der Trompeten des Weltgerichtes sich zu erheben und mit seiner Seele sich zu vereinen, wie die Chaldäer, Perser und Galiläer glaubten, sondern der gestorbene Mensch zerfällt in seine Urbestandtheile,

die zu anderen Verbindungen eingehen, in denen sie demgemäs wirkend, ein anderes Leben führen.

Die Erbsünde. Dieser Religionssatz rührt nicht von Jesus her, ward aber schon viel früher in der orphischen Geheimlehre erläutert und ist später im Christenthume entstanden, gestützt durch die zu allen Zeiten sichtbare und oft klagend ausgesprochene Wahrnehmung, dass der Mensch in rückständiger Bildung, also auch im Beginne der Fortbildung als Kind, diejenigen Neigungen und Handlungen äussere, welche der Vorgeschrittene als sündhaft bezeichnet. Aus dieser Wiederholung in jedem Kinde ward gefolgert, dass die Sünde forterbe, dass sie ein Fluch der Menschheit sei, der von Geschlecht zu Geschlechte sich fortgepflanzt habe als Bestandtheil des Menschen vom Urpare her, welches diesen Fluch verschuldet haben müsse. Dieses Verschulden legte der Verfasser der biblischen Urgeschichte der Sage vom Sündenfalle im Paradiese zum Grunde.

Die fortschreitende Erkenntniss der menschlichen Heranbildung lehrt dagegen, dass die Sündhaftigkeit der ersten Schritte des Kindes nichts Anderes sei als die unvermeidliche Gestaltung der rückständigen Stufen der Fortbildung des Menschenwesens, die jeder Mensch in seinem Lebensgange, von den Grenzen des Thierreiches beginnend, zurücklegen muss. Die Entwicklung des Einzelnen beginnt nicht vom Gipfelpunkte der Bildung seiner Eltern, sondern auf der untersten Stufe des Menschenwesens, von der er mit Hülfe Anderer sich hinaufbilden muss, so weit seine Fähigkeiten und die Gelegenheit zur Fortbildung solches ermöglichen. Dass seine Fähigkeiten durch Ererbung von seinen Eltern bedingt werden, lässt sich erkennen; allein die sogen. Sündhaftigkeit ist Eigenschaft des Menschenwesens überhaupt, denn sie ist das Erzeugniss der unteren Stufen der Bildung, auf welchen viele Menschen während ihrer ganzen Lebensdauer verbleiben, wenn die Fortbildung gehemmt wird oder so langsam fortschreitet, dass ihre Lebensdauer nicht ausreicht, um zu höheren Stufen zu gelangen. Jene Eigenschaft findet sich deshalb nicht allein bei den Kindern, sondern auch bei den Erwachsenen der rückständigen Völker und der rückständigen Genossen in unserer Mitte; sie wird bei der Ungleichheit der Fortbildung der Einzelnen niemals aufhören können, denn wenn auch die Bildung der Menschheit im Ganzen fortschreitet, so werden doch zu allen Zeiten rückständige Menschen gleichzeitig mit vorgeschrittenen leben, von denen Letztere das Thun der Ersteren als unsittlich, verderblich oder sündhaft

erkennen und bezeichnen werden. Was man Erbsünde nennt, ist demnach nicht ein forterbender Fluch, sondern eine der Grundbedingungen des Fortschreitens der Menschheit, die nicht denkbar wäre ohne eine Stufenfolge der Bildungen, also des Vorhandenseins rückständiger Lebensäusserungen, welche den Inhalt des Sündhaften ausmachen.

Die Taufe. Die Reinigung durch Wasser, als einen Theil der religiösen Handlungen, findet sich im Alterthume am frühesten bei den Egyptern, welche sowol das Weihwasser in ihren Tempeln zum Reinigen und Besprengen verwendeten, als auch bei ihren Weihungen das Untertauchen in Bäder, die eigentliche Taufe. In dieser Urform findet sie sich auch bei den Semiten, Indern und anderen Völkern, nicht allein zur Hautreinigung bestimmt, sondern auch als Läuterungsmittel für den ganzen Menschen, als das Abstreifen des Alten, beim Eingehen zu einem neuen Leben. Sie ist nicht ursprünglich christlich, sondern nach Jesu Lehre in das Christenthum aufgenommen worden, hier aber zu einer sinnbildlichen Handlung abgeschwächt, die nur an Säuglingen und Überläufern vollzogen wird.

Die Wissenschaft lehrt, dass die Läuterung des Menschen vor allem durch Berichtigung und Bereicherung seiner Erkenntniss geschehen müsse und dazu wol die Lehren Jesu, aber nicht die Taufe in irgend einer Art wirksam sein könne; dass allerdings die Reinigung durch Wasser jedem Menschen zuträglich sei, jedoch das Benetzen des Scheitels dazu nicht ausreiche, sondern das volle Bad erfordert werde, eine Reinigungsart, die aber in keiner Verbindung zu irgend einem Religionsbekenntnisse stehe, sondern für jedes Mitglied der gesammten Menschheit unter gleichen Zuständen denselben Werth habe, auch bei manchen unchristlichen Völkern allgemeiner gepflegt werde als bei den Christen.

Das Abendmahl. Das von Jesus gestiftete Abendmahl war die bei den Israeliten gebräuchliche Feier des Passah-(Pessach-)Festes, eines der grösten Opferfeste, jährlich nur einmal gefeiert, an welchem das vom Hausvater geweihete Opferlamm mit ungesäuerten Fladen verzehrt ward. Im Christenthume ward daraus eine beliebig oft wiederholte Feier, bei der die Form des wirklichen Mahles verloren ging und eine Art der Darreichung angenommen ward, die der indischen Spendung des Somatrankes am ähnlichsten ist, weil auch dabei der dargereichte (Soma-) Wein, als göttliches Blut gedeutet, in der Weise gespendet wird, dass die Priester

anstatt des Volkes ihn geniessen. Die Feier in der gebräuchlichen Form ist nicht das von Jesus gestiftete Jahresfest, sondern ein dem Christenthume Fremdartiges, aus unbekannter Quelle entstammend.

Die Deutung desselben als Mittel zur Vergebung der Sünden, ergiebt sich nicht aus dem nicäischen Stammbekenntnisse der Christen, welches die sühnende Kraft nur der Taufe beilegt (§. 233). Die fortgeschrittene Erkenntniss lehrt überdies, dass eine Tilgung der bewussten rückständigen Gedanken oder Handlungen (Sünden) nicht durch kirchliche Gebräuche geschehen könne, sondern durch Ausgleichung der nachtheiligen Folgen, welche die schädlichen Handlungen dem Begehenden oder anderen Menschen zugezogen haben.

Die höhere Weihe der Priesterschaft. Die Einführung eines Priesterverbandes stammt nicht von Jesus her, ist auch nicht aus seinen Lehren zu begründen, sondern erst bei späterer Ausbreitung des Jesuglaubens durch die übertretenden jüdischen und heidnischen Priester eingerichtet worden, in ihrer vordem gewohnten Weise. Der Ursprung lässt sich zurückführen auf das egyptische Volk, welches bereits 2000 vor Ch. G. geschlossene Priesterverbände besas, von denen diejenigen Vorstellungen und Einrichtungen ausgebildet wurden, die noch jetzt der christlichen Priesterschaft zur Begründung ihrer Ansprüche und kirchlichen Verrichtungen dienen. In der Vorstellung von der Nothwendigkeit und Heiligkeit der Tempel und Gebräuche folgen sie getreu den egyptischen Vorbildern; ihre Abscheidung von den übrigen Genossen ihres Volkes durch gegenseitige Weihungen ist der egyptischen Priesterkaste entlehnt, welche noch weitergehend, geschlossene Abtheilungen bildete, in denen die Würden vererbten. Ihre vermeintlich höhere Stellung als Vermittler der Beziehungen des Menschen zu seiner aussersinnlichen Welt stammt ebenfalls dorther und findet sich bei allen mit Opferpriestern versehenen Völkern; es bedurfte kundiger Männer, um zu wissen, welches der verschiedenen Verehrungswesen in vorkommenden Fällen als Nothhelfer angerufen werden solle und wie die Opfer angemessen und wirksam darzubringen seien; die Priester ragten also wirklich durch überlegene Kenntniss der Bezüge zur aussersinnlichen Welt über das Volk empor und hatten einen berechtigten Anspruch darauf, als höhere Mittler zu gelten.

Diese Vorbedingungen fehlen aber bei der christlichen Priesterschaft aller Bekenntnisse: sie sind weder Propheten, die durch Verzückung mit

aussersinnlichen Welt in Verbindung stehen, noch zeichnen sie sich aus durch höhere Kenntniss, vielmehr werden sie durch die Forscher und Bearbeiter der übrigen Zweige des menschlichen Wissens weitaus überragt. Sie sind auch nicht Pfleger der höheren Erkenntniss, sondern der rückständig gewordenen Vorstellungen früherer Jahrtausende; das Gebiet der aussersinnlichen Welt, in welchem ihre höchsten Vorstellungen geheimnissvoll und ohne eigenes Verständniss sich bewegen, ist längst durch die vorwärts strebenden und höher entwickelten Wissenschaften der Weltweisheit und Naturkunde tiefer durchforscht und zur deutlichen Erkenntniss der Menschen gebracht worden. Der Ursprung der Priesterschaft liegt nicht in Jesu Lehren, ist also nicht christlich, sondern nachweisbar heidnisch; die Priester haben also keinen berechtigten Anspruch auf unverändertes Fortbestehen im Christenthume und keinen Grund zur Behauptung, dass von ihrem Fortbestande das Christenthum, die Religion, abhängig sei.

Die Religionsübungen. Was die Priester hiezu rechnen und anwenden, als Kirchenwesen und Kirchengebräuche, Wiederholung vorgeschriebener Gebete und Gesänge, Altardienst, Musik, Umzüge, Kirchenschmuck. Weihungen, Räucherungen u. a. ist nicht von Jesus gestiftet worden, also dem Christenthume fremd. Sämmtliches, mit wenigen Ausnahmen, stammt aus Egypten, wurde von dortigen Priestern gestiftet und eingerichtet. Selbst die Art und Formen, so wie die Farben und Stoffe werden noch jetzt dem Egyptischen getreulich nachgeahmt: die langen Gewänder und Hüte der Priester, die Form der Altäre als Opfertische, und ihre Stellung als Haupttheil des Kircheninneren, die Bischofstäbe, Kelche, Rauchfässer, Weihgefäse, das Weihen durch Besprengen mit gesegnetem Wasser, die Segnungen und Beugungen, das Halbdunkel der Tempelräume, das Gemessene und Feierliche des Tempeldienstes, der Gesänge, Umzüge, Wechselreden zwischen Priester und Volk ist alles dem egyptischen Tempeldienste entnommen, dem auch entstammt was als Heiligung oder Weihung sichtbare Gegenstände befähigen soll, Segen zu verleihen, gegen Krankheiten zu schützen, in das künftige Leben einzuführen u. s. w.

Die fortgeschrittene Erkenntniss lehrt, dass jenes Egyptische weder mit dem Jesuglauben zusammenhänge, noch zur Kenntniss der aussersinnlichen Welt führe, denn die Wissenschaft hat überzeugend erwiesen, dass in der vordem aussersinnlichen Welt keine Wesen vorhanden sind, auf welche der Tempeldienst und die Religionsübungen einwirken können, wie

es die Egypter u. a. voraussetzten, als sie selbige schufen und ausbildeten.

Es ergiebt sich aus dem Vorstehenden, dass die den christlichen Glaubensbekenntnissen zum Grunde liegenden Vorstellungen und daraus hervorgegangenen Einrichtungen nur zum geringsten Theile den Lehren Jesu entstammen, im Übrigen aber aus der freien Wissenschaft anderer Völker, der Egypter, Chaldäer, Inder, Perser u. a. entstanden sind, theils dem Volke zugetragen, in welchem Jesus lebte und wirkte, theils aber in das nachherige Christenthum aus dem Heidenthume der Übertretenden herüber genommen. Manche derselben ruhen auf altsemitischem Grunde, am höchsten entwickelt bei den Chaldäern; die meisten der übrigen auf egyptischer Wissenschaft; ein späterer Theil lässt die Einflüsse des Persischen erkennen, so wie der Neugestaltungen, welche das hellenische und römische Heidenthum den älteren Vorstellungen jener Völker gegeben hatte. Die Ansammlung von Lehrsätzen, wie sie von verschiedenen Seiten in die christlichen Glaubensbekenntnisse gezogen und geflossen sind, kann demnach nur gelten als eines der zahlreichen, vorübergehenden Systeme, wie die Menschheit sie wiederholt in verschiedenen Weisen gestaltet hat. Sie hat ihren Werth als Ausdruck der zu einer Zeit in einem oder mehreren der Bildungsvölker geltenden Vorstellungen über das Verhältniss des Menschen zu seiner Aussenwelt, ist aber als solcher allen Erweiterungen und Ergänzungen unterworfen, welche die fortschreitende, menschliche Erkenntniss schafft. Die Religion ist ein Zweig des Gesammtwissens der Menschheit, untersteht als solcher denselben Gesetzen wie die übrigen und diese Gesetze machen jeden Stillstand, jedes Beharren unmöglich; sie überweisen Alles, was auf Fortschritt verzichtet, der Rückbildung, und die Religion, die stehen gebliebene Wissenschaft des Aussersinnlichen, ist dieser längst verfallen; sie sinkt zum Untergange, um als abgestorbenes Gebilde des Menschenwesens der lebenskräftigen Wissenschaft zu weichen.

Vater und Sohn.

Gespräch über Gott und Unsterblichkeit.

§. 242.

Vater. Deine Erläuterungen gefallen mir nicht; ich sehe, sie führen dahin, den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit der Seele zu zerstören und damit die Grundlagen der Moral, des Familienlebens, des States und aller sittlichen Ordnung zu untergraben. Wer den schönen Glauben von sich stiesse, den wollte ich nicht hassen, aber innigst bedauern. Wie willst du jene Folgen verhüten?

Sohn. Meine Abhandlungen haben nicht den Zweck, irgend Jemandem seinen Glauben zu nehmen; sie sollen nur die Gelegenheit bieten, den Glauben auf jeder Stufe seiner Entwicklung fortzubilden, zu bereichern, zu erweitern. Jeder mag dem Zuge sich anschliessen oder zurückbleiben nach eigener Wahl (§. 29). Ich suche zu erweisen, dass die Menschheit zu jeder Zeit ein Ganzes war und ist, dessen Einzelne mit gleichartigen Fähigkeiten ausgerüstet, in weit verschiedenen Abstufungen sich entwickeln; dass ferner die Forthildung, durch gleichartige Mängel beeinflusst, sämmtliche Vorstellungen und Begriffe auf gleichen Grundlagen erschuf und fortbildete, jedoch nach Masgabe der örtlich verschiedenen Lebensverhältnisse verschiedenartig gestaltet. Indem ich erläutere, woraus die menschlichen Vorstellungen und Begriffe in den kleinsten Anfängen entstanden sind und unter welchen Einflüssen sie sich entwickelt haben bis zu den höchsten Stufen der Gegenwart, untergrabe ich sie nicht, sondern bilde sie fort. Dass dabei altes, abgestorbenes Gebilde zerfällt, um höheren Bildungen Raum zu geben, ist Naturgesetz, denn in Allem geht das Sterben dem Leben zur Seite; dass Vergehen ist nothwendig, um des Entstehens willen. Die Befürchtung, welche du hegst, hat sich jedesmal geregt, wann die Mensch-

heit irgendwo Veraltetes abstreifte, um sich zu verjüngen; sie ist aber auch jedesmal unerfüllt geblieben.

V. Du deutest hin auf die Befürchtungen der Römer bei Einführung des Christenthumes, oder der Katholiken bei Einführung der Reformation. Diese Vergleiche passen aber nicht, denn das Christenthum brachte den erhabenen Glauben an Gott und unsere Unsterblichkeit in das Reich des verwilderten Heidenthumes und ebenso, als das Christenthum späterhin in der römischen Kirche entartet war, stellte die Reformation den wahren Glauben in seiner Reinheit wieder her. In beiden Fällen wurde das Bessere, das Beste an die Stelle des Entarteten gesetzt. Wenn aber jetzt der Glaube verloren ginge, könnte nur etwas Schlechteres an die Stelle treten. Den Glauben, unsere Religion, müssen wir heilig halten und bewahren, denn kein Neues kann uns Ersatz dafür bieten.

S. Wohlan! lasst uns untersuchen, ob die Menschen wirklich den Glauben hegen, den du beschreibst, denn man kann nicht verlieren oder von sich werfen, was man nicht besitzt. Darauf wollen wir untersuchen, worauf der Glaube beruht und was an die Stelle treten würde, wenn er verloren ginge.

V. Ich bin begierig, deine Erläuterungen zu vernehmen, denn ich bin sicher, dass du am Ende meinen Ansichten beitreten musst. Du wirst nicht bezweifeln wollen, dass die Menschen, wenn auch in verschiedener Weise, den Glauben hegen, auf dem unsere Moral beruht, unser gesammtes religiöses Leben, so wie alle unsere Verhältnisse, den nicht allein alle Christen, sondern auch die Juden und Muhammadaner hegen, den selbst der rohe Heide ahnt und lallend bekennt?

S. Du wirst mit mir einverstanden sein, dass das Bekenntniss nicht ausreiche, um den Glauben zu erweisen, denn das tägliche Leben zeigt, wie oft der Mensch Etwas sagt oder bekennt, was er nicht glaubt, wie oft unwissentlich oder wissentlich Etwas unrichtig dargestellt werde; bekennen und glauben ist zweierlei.

V. Von Einzelnen geredet mag es richtig sein, sie lügen oft genug oder täuschen sich und Andere. Allein wenn Millionen oder Hunderte von Millionen, Geschlecht auf Geschlecht das Gleiche bekennen, dann kann es nicht Lüge sein oder Selbsttäuschung.

S. Ich will dir einen klaren Gegenbeweis geben. Die Menschen haben Jahrtausende hindurch fest geglaubt, dass Sonne, Mond und alle

Sterne täglich einmal sich dreheten um die Erde, welche in der Mitte der Welt unverrückbar ruhend, Alles um sich wandeln lasse. Sämmtliche Bildungsvölker, die Vorgeschrittensten aller Zeiten (mit wenigen Ausnahmen) wie alle auf einander folgenden Geschlechter hielten daran fest; die griechischen und römischen Priester bewiesen es aus den Verhältnissen ihrer Götter, ihren Grundlagen der Welt; die jüdischen und christlichen Priester erwiesen es aus der Bibel, wie die muhammadanischen aus dem Koran; Tausende mogten bereit sein, ihr Leben für diesen Glauben zu opfern, der so fest und unzweifelhaft erschien, dass man Jeden der ihn bestreiten wollte, einfach für verrückt erklärt hätte, weil er Etwas leugnete, was so sichtbar vor sich gehe, so deutlich, dass man es fast mit Händen greifen könne.

Dennoch war der Glaube irrig und ist gefallen und die Befürchtungen, welche wohlmeinende Leute hegten, sind nicht in Erfüllung gegangen. Der alte Glaube, welcher Katholiken wie Evangelischen theuer war, den sie als Grundlage der Weltordnung ansahen, als Erforderniss des Glaubens an die Göttlichkeit der Bibel, den selbst angesehene Sachkenner wie Tycho de Brahe vertheidigten, ward erkannt als Irrthum und eine neue gegentheilige Überzeugung an die Stelle gesetzt, ohne dass die Moral und statliche Ordnung darüber zu Grunde gingen.

In gleicher Weise könnte ich aus dem Buddhaglauben, den ein Drittel der ganzen Menschheit bekennt, oder aus dem Muhammadglauben oder dem Katholicismus den Beweis führen, dass Vorstellungen und Glauben, welche Hunderte von Millionen hegen, deshalb doch nicht von dir als richtig und unzweifelhaft anerkannt werden. Die Menge der Bekenner kann die Gewähr leisten, dass sie nicht lügen, aber keineswegs als Beweis gelten, dass sie sich nicht irren oder nicht in Selbsttäuschung befangen sind.

V. Das räume ich ein, so weit es Überzeugungen betrifft, welche der Mensch durch seine Sinne sich erwirbt, wie die Umdrehung der Welt um die Erde; die Sinne täuschen, so dass der Mensch vom Augenscheine verleitet Etwas für wahr hält, was späterhin als Irrthum sich erweist. Das kann aber nicht gelten für den religiösen Glauben, den der Mensch durch höhere Eingebung empfängt oder durch die höchste Fähigkeit seines Geistes, durch die Vernunft, den auch seine innigsten und heiligsten Gefühle bestätigen und den er ahnt, wenn er ihn nicht zu begreifen vermag. Der höhere Glaube kann nicht trügen. Es mag Menschen geben, unfähig den Glauben zu empfinden oder absichtlich ihn zurückweisend, weil er ein un-

bequemer Zügel ist für ihre Gelüsten; aber die Millionen fühlen den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit ihrer Seele, hegen ihn als köstlichstes Besitzthum, von dem erfüllt sie leben und sterben. Wohl Dir, wenn du dieses Gefühl kennst und sorgsam pflegst.

S. Ich freue mich, dasselbe Gefühl zu besitzen, wenn auch aus anderen Vorstellungen erwachsend; es erfüllt mein Herz mit derselben Wonne, wenn auch in andere Ausdrücke gefasst. Was uns unterscheidet, ist nicht das Gefühl, sondern die Vorstellungen und Ausdrücke.

V. Das leuchtet mir nicht ein. Wer nicht glaubt, kann auch nicht von dem Gefühle erfüllt sein, welches den Glauben beseelt, kann es also auch nicht überzeugend in Worten ausdrücken. Möge Jemand noch so schön seine Worte fügen und sie in herrliche Reden oder Gedichte fassen; wer das rechte Gefühl hegt, wird sofort erkennen, ob der Glaube den Mann beselige odor ob es eitele Künstelei sei.

S. Du trauest Dir und Anderen zu viel zu. Vergiss nicht die Erfahrung, dass Männer, die den Glauben predigten und so rechtgläubig waren wie nur möglich, auch das beseligende Gefühl so überzeugend darlegten, dass ihnen Tausende zuströmten, hinterher als Wölfe in Schafpelzen erkannt wurden, die man verachten musste. Sie hatten durch Anwendung der allgemein herrschenden Vorstellungen und Ausdrücke das Gefühl in Anderen erregt, waren aber selbst unberührt davon geblieben.

V. Solche Fälle kommen häufig vor; allein ich habe mich niemals täuschen lassen, denn ihre Thaten zeigten mir längst vordem, dass sie falsche Brüder seien.

§. 243. S. Wohlan! so lasset uns ebenso das Verhältniss zwischen glauben und thun zur Bildung unseres Urtheiles verwenden, und ermitteln, nicht was die Zunge der Menschen bekennt, sondern was ihre Handlungen als Glauben erweisen.

Der Glaube an den allweisen, allgegenwärtigen, allgerechten Gott und an die Unsterblichkeit der Seele mit ewiger Vergeltung für das Gute oder Böse des Erdenlebens, muss unfehlbar in Werken der Menschenliebe und gewissenhafter Pflichterfüllung sich bethätigen, wenn er die Menschen erfüllt, allso beherrscht. Ist solches der Fall? Erblickst du nicht, wie die Menschen zu Millionen von niederer Selbsucht beherrscht werden, ihre Nebenmenschen hülflos darben und dahin siechen lassen, Lastern und Verbrechen zur Beute werdend? Wie so viele angesehene und hochgestellte

Männer ihre Mitmenschen nur zur Ausbeutung missbrauchen, ihrer mangelnden Voraussicht sich bedienen, um reich zn werden nnd Jene im Alter gleich ausgesogenen Früchten fortzuwerfen? Lässt sich darin jener hohe beseligende Glaube erkennen oder müssten nicht solche Menschen zurückschaudern, wenn sie wirklich glaubten, dass ein allwissender, allgerechter Gott diese empörenden Handlungen sehe, dass er die verborgenen Triebfedern kenne und im ewigen Leben schwere Vergeltung üben werde? Du wirst alle solche Menschen als bar des wahren Glaubens erklären müssen, auch wenn sie vor dir stehend, mit fester Stimme und glühendem Angesichte das Bekenntniss ablegten, dass sie nnwandelbar an Gott nnd die Unsterblichkeit ihrer Seele glaubten.

V. Leider müssten diese Bekenner als falsche Gläubige ausgeschlossen werden nnd die tägliche Erfahrung lehrt oder lässt ahnen, wie überaus gros deren Zahl sei.

S. Es geht aber noch weiter. Der Glaube, wenn er gehegt wird, also den Menschen beherrscht, müsste ihn so sehr durchdringen, dass er in jedem Augenblicke und unter allen Umständen sich gezwungen fühlte, demgemäs zu handeln. Wo dieser sittliche Zwang zum Rechtthun mangelt, schliesse ich auf das Fehlen des Glaubens, denn selbst der rohe Sklave scheut sich etwas Verbotenes zn thun, wenn er glaubt, dass sein Vorgesetzter ihn überwacht; er weiss, dass er seinem Blicke sich nicht entziehen könne, auch sofort Peitschenstrafe zu gewärtigen habe, wenn er nicht das Befohlene thue oder ein Verbotenes ausübe. Wie viel mehr sollte nicht der Mensch durch den Glauben an einen allwissenden Wächter nnd ewig strafenden Richter gezwungen werden, wenn er wirklich von demselben beseelt würde.

V. Du gehst zu weit. Wir Menschen sind allznmal Sünder, in Folge der Schwächen unserer Natur. Der Glaube beseelt nns, wenngleich wir dann nnd wann fehlen. Der Mensch kann nicht fehlerlos sein.

S. Du wirst aber finden, dass die Mehrzahl, hoch wie niedrig, nicht ausnahmsweise fehle, sondern ihr Lebelang, dass ihr ganzes Leben eine fast ununterbrochene Kette von Fehlern sei. Ich gehe in meinen Behauptungen noch lange nicht so weit wie die Priester der verschiedenen christlichen Glaubensbekenntnisse, die, so nneinig anch sonst, doch fast alle einig sind in der Behauptung, die Menschen seien stätig Sünder, mit wenig Anlage zum Gnten wie zur Besserung, von der Geburt an mit der Erb-

sünde behaftet und dem Bösen zugethan. Demnach sind böse Werke die Regel, gute Werke die Ausnahme. Es kann also nicht sein, dass die Menschen vom Glauben beherrscht werden, der sie zwingen würde nur gut zu handeln, der sie zum mindesten hindern müsste schlecht zu handeln. Wenn aber die Priester aller Genossenschaften bekennen, dass ihre Bemühungen wirkungslos seien, dass bei der Mehrzahl die Einprägung des Glaubens an den Allwissenden und die Androhung ewiger Höllenstrafen wirkungslos bleibe, dann ist man genöthigt anzunehmen, dass ihre Handlungen nicht von dem Glauben beherrscht werden, dass die meisten Menschen den Glauben nicht hegen, wenngleich ihr Mund denselben bekennt.

V. Traurig dass es so ist. Es liegt darin, dass der Glaube an Gott und die Unsterblichkeit zu erhaben ist, um von der Mehrzahl der Menschen erfasst werden zu können. Der unverkennbare, allmälige Fortschritt wird auch diesen erhabensten Glauben zur allgemeinen Geltung bringen, wenn nur Alles vermieden wird, was ihn schwächen oder erschüttern könnte.

S. Du stehst im Widerspruche zu den Priestern, deren Lebensaufgabe und fortwährende Beschäftigung sie am besten in den Stand setzen sollte, darüber zu urtheilen. Sie behaupten, oder wenigstens Diejenigen unter ihnen, welche den Glauben immerfort voranstellen, dass die Menschen im Glauben keine Fortschritte, sondern Rückschritte machen, dass die Kirchen veröden, die Menschen immermehr in Genuss versinken, dass Selbsucht, Eitelkeit und Trug zunehmen und die Menschen immer weniger nach Gott und Gotteswort fragen. Mit Zahlen lässt sich erweisen, dass die Kirchen weniger besucht werden als früher und dass kirchliche Handlungen, sofern sie nicht erzwungen werden, weniger Theilnehmer finden als früher. Es scheint also, dass die Priester sich nicht irren, dass kein Zunehmen auf dem religiösen Gebiete stattfinde, keine Sehnsucht nach dem Fortschreiten in demjenigen Glauben, der von den Priestern gelehrt wird, und dass dieser Mangel sich offenbare, sowol bei den Höhergebildeten und Höhergestellten wie bei der rückständigen Menge.

Betrachtet man demnächst Diejenigen, welche in die Kirche gehen und an den kirchlichen Handlungen theilnehmen, so findet sich, dass auch diese meistens dem Glauben nicht näher stehen. Theils geschieht es aus Gründen, die keine Verbindung mit dem Glauben haben, theils ohne alle Wirkung auf ihr Thun. Die meisten wissen genauer, welche Bekannte sie

in der Kirche gesehen haben und in welchen Anzügen, als welchen Inhaltes die Predigt war. Wenn man ihre unmittelbar folgenden Handlungen untersucht, findet sich, dass der Glaube, welcher in der Kirche gepredigt ward, ohne Einfluss darauf sei, dass sie nach eigenem Geständnisse weit mehr sich leiten lassen durch die Rücksicht auf Dasjenige, was andere Menschen, namentlich ihre Bekannten oder Vorgesetzten darüber urtheilen als was der Glaube, die Religion dazu sage; dass sie weit mehr daran denken, wie sie ihre Handlungen anderen Menschen zeigen oder verbergen können, als auf einen allwissenden Wächter und allgerechten Vergelter Bedacht zu nehmen.

Gehen wir über auf diejenigen Männer, welche den höheren Stufen der Bildung angehören, so zeigt sich, dass bei den meisten derselben das religiöse Glauben mit ihrem Thun nicht in Verbindung stehe, dass sie, als Ungläubige geltend, demungeachtet recht handeln und zu den sittlichsten Menschen gehören. Dieses Rechtthun ohne den Glauben findet sich bei den Weltweisen (Philosophen) wie bei den Naturforschern, von denen letztere alle Fächer bearbeiten, deren Kenntniss von besonderer Wichtigkeit für den Menschen ist. Es ist in den meisten Fällen schwierig, überzeugende und unzweifelhafte Beweise darüber beizubringen, dass der Verdacht des Unglaubens begründet sei, denn ihre Lehren bedingen weder das Bekenntniss noch die Ableugnung des Glaubens und ihre Handlungen geschehen aus anerkannten Gründen der Menschenliebe und des Pflichtgefühles, welche den Ungläubigen wie den Gläubigen beseelen können. Der allgemeine Verdacht, den die Priester wider alle Denker und Naturforscher hegen und den die Pfleger der Wissenschaften so wenig bemüht sind abzuwehren, darf als begründet angesehen werden und den Beweis liefern, dass nicht allein der Glaube in unzähligen Fällen bekannt wird, ohne gute Werke zur Folge zu haben, sondern auch, dass gute Werke geschehen können, ohne den Glauben zu hegen und zu bekennen; dass also glauben und thun nicht gegenseitig sich bedingen.

V. Leider hast du in Manchem Recht. Die Priester vermögen nicht mehr die Kirchen zu füllen; das Volk in Menge fasst nicht die erhabenen Lehren der Religion und die Gebildeten sind der veralteten Darstellungsweise entwachsen. Den Grund kann ich nicht nach allen Seiten ermitteln. Hauptsächlich scheint es daran zu liegen, dass die Gotteslehre, die Theologie nicht fortschreitet, sondern in den Bildern und Ausdrücken längst entschwundener Jahrhunderte verknöchert, dass sie das Leben der

Menschen wie die ganze Weltregierung nur aus der biblischen Vorzeit erforscht, nicht aus der lebendigen Gegenwart; dass sie mehr um Jerobeam und Rehabeam sich kümmert, als um die grosen Männer ihres Jahrhunderts. Die Reden der meisten Priester bewegen sich in einem engen Kreise, sind dürre Wiederholungen Dessen, was sie und Andere viele hundert Male in denselben Ausdrücken, mit den gleichen Bildern und Belegstellen gesagt haben, begründet auf Bibelaussprüchen, die ganz verschiedene Deutungen zulassen, sowie auf die Behauptungen höchst ehrenwerther und für ihre Zeit aufgeklärter Männer, deren Anschauungen aber längst durch richtigere ersetzt worden sind. Den meisten Priestern hört man es an, wie beschränkt ihr Wissen sei, wie wenig sie gelernt haben über den Bereich ihrer hergebrachten Theologie hinaus. Zudem kommt es mir vor, als ob die meisten Priester der verschiedenen Kirchen ihr Amt nur als Geschäft betrachten, welches sie betreiben wie die Vorgänger im alten Gleise, mit dem Wunsche in Bequemlichkeit zu leben und dem Streben ihre Einnahmen thunlichst zu vergrösern. Sie nennen sich Seelsorger, aber nur zu oft ist ihre Sorge auf den eigenen Bauch und den Geldsack gerichtet; es werden Predigten, Tauf- Trau- und Grabreden gehalten auf Bestellung und abgemessen nach der Bezahlung, welche der Zungenwerker erwartet oder zu erlangen sucht.

Ich habe versucht durch Auswahl einen Priester zu finden, der als gediegener, untadelhafter Mann bekannt ist, dabei strebsam und fortschreitend; aber auch dieser kann dem engen Kreise der hergebrachten Theologie sich nicht entwinden. Sobald sie den Priesterrock angezogen, glauben sie, die Heiligkeit liege nur in der Beschränktheit; den Kreis der hergebrachten Sätze und Sprachwendungen zu überschreiten sei ein gefährliches Beginnen. Ich finde mich immer mehr auf mich selbst angewiesen und ebenso wird es Vielen ergehen, die nicht unausgesetzt dasselbe wiederholt hören mögen. Die Predigten sind gewöhnlich dürre, eng und kernlos; dem Volke unverständlich, also überflüssig, dem Gebildeten zu beschränkt und einförmig, Gott bessere es.

S. Die Besserung liegt nicht so fern wie du glaubst. Die frühere Gotteslehre, welche seit Jahrhunderten erstarrte, ist nachweisbar im Laufe der Jahrtausende aus Naturbeobachtungen entstanden (§. 61), ist das Ergebniss ehemaliger Naturforschung, des ältesten Zweiges der Wissenschaft. Sie ist durch die Priester der Fortbildung entzogen worden, also der Rück-

bildung verfallen und wird untergehen, um der neuen Gotteslehre Raum zu geben, der Naturkunde im Ganzen und Einzelnen.

§. 244. Vater. Bleib mit den Naturwissenschaften fern vom Gebiete des Gottesglaubens; sie mag die materielle Welt, das Stoffliche und Irdische erforschen, aber das Geistige, das Überirdische entweicht ihren plumpen Griffen. Eure Naturwissenschaften sind es, die den höheren Glauben überwuchern, ihn zu ersticken suchen; sie sind das Unkraut, welches durch schön geformte Blätter, weitstreckende Entfaltung, duftende und betäubende Blüten und leicht erreichbare Früchte den Menschen locken und fesseln, dabei so bequem niedrig an der Erde sich halten, dass man den Blick nicht nach oben zu richten braucht, keines mühsamen Ringens und Strebens bedarf, sondern nur zu riechen und zu pflücken braucht, was einem fast von selbst in die Hände fällt. Die Menschen können nur durch Rückkehr zur Religion, der Mutter aller Wissenschaften, zum wahren Glauben gelangen und darin sich vervollkommnen; die verführerischen Wissenschaften sind gut für irdische Dinge, aber im Gebiete des höheren Glaubens führen sie irre; auf Eurem Wege geht Alles zu Grunde.

Sohn. Lass dich nicht durch den Schein trügen. Deine Klage ist jedesmal erschollen, wann eine alte, ehrwürdige Glaubensform sich auflöste; jedesmal fiel nur die Form in Trümmer, der Kern blieb und stralte in neuer Schönheit; der Glaube blieb und ward in verjüngter Gestalt wiedergeboren, denn die Menschheit bedarf des Glaubens, der Vorstellungen über das All und ihr Verhältniss zu demselben; sie hält daran fest für alle Zeiten, möge sie deren Gestaltungen ändern, so oft sie wolle. Was die Klagenden jedesmal täuschte, war das Zerfallen der Form, sie zitterten für den Kern, während die Schale zerriss und abbröckelte; sie oder ihre Nachfolger gewahrten aber mit freudiger Überraschung, dass nach dem Zerfallen der Schale der Kern schöner und fester als zuvor stehen geblieben sei.

Du erkennst selbst, dass der Glaube an Gott und Unsterblichkeit, wie ihn die verschiedenen Bekenntnisse lehren, die meisten Menschen nicht beherrsche, indem das sicherste Merkmal fehle, nämlich die Bethätigung in ihren Handlungen. Mit den Naturwissenschaften ist es ein Anderes: ihre Ergebnisse sind fasslich, liegen dem Menschen nahe, so nahe, dass du darin das Gefährliche zu erkennen glaubst; auch wirken ihre Lehren unmittelbar, so dass es der Hinweisung und Vertröstung auf eine ferne Zukunft nicht bedarf, vielmehr der Mensch durch Erfahrung an sich selbst oder an Anderen

erproben kann, welche Folgen die Handlungen herbeiführen und in welchem Zusammenhange sie mit seiner eigenen Wohlfahrt stehen.

V. Sein leibliches, irdisches Wohlergehen, das mag sein; aber sein höheres, geistiges Wohl hat mit euren Naturwissenschaften nichts zu schaffen. Messt, zählt und wägt, so viel ihr wollt, was körperlich ist, aber der Geist und sein höheres Gebiet des Glaubens, die Religion, lässt sich mit euren Zangen nicht fassen; sie will gefühlt, nicht gewogen sein.

Der Glaube ist so einfach, so leicht fasslich, so deutlich dem Menschen in das Herz geschrieben, dass es mir unmöglich wäre ihn abzuwehren, selbst wenn ich wollte. Er ist trostspendend dem Bedrängten, erhebend dem Gebeugten, heilbringend dem Menschen in jeder Beziehung, so dass es herzlos und unmenschlich erscheint, wenn man ihn gefährdet.

S. Dass der Glaube nur für die Wenigsten so einfach, leichtfasslich und von selbst sich aufdrängend sei, wird genügend dadurch erwiesen, dass nur die Wenigsten durch denselben sich beherrschen lassen. Das Bekenntniss ist uns allen in der Jugend mit gleichen Worten eingeprägt worden, die wir unter Strafandrohungen in unser Gedächtniss festlegen mussten, längst bevor wir ihren Inhalt kannten oder begreifen konnten. Wir mögen die erlernten Worte wiederholen, den Glauben bekennen, allein wenn du weiter und tiefer forschest, wirst du entdecken, dass die Meisten nicht einmal das Bekenntniss hersagen können und bei der Mehrzahl der Übrigen das Verständniss, der Glaube, nicht weiter reiche als Dasjenige, was dem Gedächtnisse eingeprägt worden war. Leichtfasslich ist der Glaube nicht oder nur in so weit wie es möglich ist den wörtlichen Ausdruck, die Worte des Bekenntnisses, dem Gedächtnisse einzuprägen; zum Glauben gehört aber mehr als das Hersagen erlernter Worte und Sätze.

Wirkliches Wissen ist ohne Erkennen nicht möglich und dieses können nur die Wissenschaften lehren, weil sie Fassliches zum Gegenstande haben. Lehren dagegen, welche Unermessliches darstellen sollen, können wir nicht aufnehmen und erkennen, weil sie unfasslich sind. Es ist dem Menschen ganz unmöglich, eine Vorstellung sich zu machen von der Unendlichkeit, Ewigkeit, Unermesslichkeit, denn was ihm begreiflich sein soll, muss Grenzen haben, muss von Anderem getrennt sein in der Erscheinung, um durch Vergleichung eine Vorstellung daraus bilden zu können (§. 4). Nur was in Raum und Zeit begrenzt ist, kann Gegenstand seiner Vorstellungen sein und nur aus dem Gemeinsamen solcher Vorstellungen kann er

Begriffe bilden; deshalb kann er die Vorstellung von einem unermesslichen ewigen Wesen nicht fassen, weil dasselbe keinen Vergleich mit Endlichem, Fasslichem zulässt. Die Menschen können den Glauben nicht fassen, mögen sie noch so angelegentlich danach streben; was sie fassen, sind die Worte des Bekenntnisses und wenn Etwas verloren geht und gehen kann, so sind es nur die Worte des Bekenntnisses, nicht der Glaube, welcher fehlt und deshalb unverlierbar ist.

V. Dem muss ich widerstreiten, denn der Gottesglaube ist, wenn auch nicht so vollkommen wie im vorgeschrittenen Christenthume, seit Jahrtausenden gehegt worden. Die Israeliten haben von Egypten her an den ewigen, allwissenden und allgegenwärtigen Gott geglaubt. Du wirst in der Bibel lesen, dass Gott bei der Berufung Mosis (2. Mose 3. 14) zu ihm sagte: „Ich werde sein, der ich sein werde, also sollst du zu den Kindern Israel sagen: Ich werde es sein, der hat mich zu euch gesandt."

S. Deine Anführung ist richtig, denn diese Worte stehen in unserer Bibelübersetzung. Allein zuvörderst muss ich bemerken, dass die Bezeichnung „Gott" unrichtig sei, denn in der Urschrift heisst es Jehovah oder richtiger gelesen „Jave" und dieser Name wird dort erklärt als gleichbedeutend mit den Worten „ich werde es sein" oder „der Unsterbliche." Es giebt Gründe, die zum Schlusse berechtigen (§. 38), dass Jave der Feuerherr gewesen sei, die Verkörperung des Waldbrandes, und bei dieser Deutung würde man allerdings sagen dürfen, dass die Israeliten unter Moses ihr Hauptverehrungswesen erkannt hätten, denn das Feuer in seiner jedesmaligen Erscheinung war etwas Fassliches und die im Orakelzelte beständig genährte Flamme konnte ihnen eine unsterbliche sein, wenn auch keine ewige. Von höheren Vollkommenheiten Javes hatten sie keine Vorstellungen wie der gegenwärtige Gottesglaube sie hegt, denn als Jave dem Moses auf dem Berge Sinai erschien (2. Mose 19) dachte man ihn so wenig allwissend, dass er erst durch Befragen von Moses erkundete, ob das Volk durch ein Gehege abgehalten worden sei; ebenso schwört und droht er, bereut aber auch und lässt sich besänftigen durch Gründe wie durch grausame Opfer. Bei anderen Gelegenheiten muss er die Menschen auf die Probe stellen, bevor er wissen kann wie sie sind. Er hegt Hass, Rache, Blutdurst und blinde Zerstörungswuth, lässt Unschuldige leiden statt der Schuldigen und droht den Menschen in Redensarten und Flüchen, die in der Jetztzeit jedem Menschen zur Unehre angerechnet würden. Du wirst

Derartiges nicht mit deinem Gottesglauben verbinden, obgleich Moses und die Israeliten solche ganz passend für ihren Jave fanden. Du kannst deinen Glauben nicht aus jenem finsteren Heidenthume herleiten, um ihn als einen alten zu bezeichnen.

V. Jenes geschah in den alten Zeiten, als das einfache Hirtenvolk nicht so umfassende und ausgebildete Vorstellungen fassen und hegen konnte wie die Gegenwart. Die Zeiten haben sich geändert, die Menschen sind mehr und mehr zur Erkenntniss gelangt, zum Glauben an den allmächtigen, allweisen, allliebenden, ewigen, unveränderlichen, allgegenwärtigen, allgerechten, allheiligen und allseligen Schöpfer und Lenker der Welt.

S. Du sagst „man glaubt;" ich aber sage „man bekennt," denn man spricht nur die Eigenschaftwörter aus, die du nennst, kann aber nicht ihre Bedeutung fassen, weil das Unermessliche unbegrenzt ist, also nicht in die Vorstellung aufgenommen werden kann. Wird nicht in unserer Gegenwart fast in jeder Kirche Gott so menschlich kleinlich dargestellt, dass es klar vorliegt, der redende Priester habe keine Vorstellung von jenen vollkommenen Eigenschaften? Diejenigen, welche Gott recht fasslich darstellen wollen, geben von ihm die Vorstellung eines alten, milden, gütigen Mannes, dem man seine Wünsche und Bitten in deutlichen Worten eindringlich vorlegen müsse, um Gehör und Gewährung zu finden; am zweckmäsigsten in einer zahlreichen Versammlung im Hause Gottes (der Kirche) und möglichst laut. Wie vereint sich dieses mit Gottes Allwissenheit und Allweisheit, die Alles weiss, ohne dass wir es zu sagen brauchen und die Mittel zu unserem Wohle besser kennt als wir sie in unseren Gebeten angeben können? Gott wird dargestellt als prüfender oder strafender Herrscher, der Krankheiten, häuslichen Kummer und dergl. verhänge, auch zu Zeiten ungehalten und beleidigt sei, jedoch durch Reue zur Versöhnung sich umstimmen lasse. Wie lässt sich dieses mit der Vorstellung seiner Allseligkeit und Unveränderlichkeit vereinen? Es wird gepredigt, dass die Menschen, welche er erschuf, von Grund aus böse seien, und obgleich er die erste Menschenschöpfung um ihrer Bosheit willen durch eine Sündflut vertilgt habe, doch der Nachwuchs, vom geretteten guten Noah herstammend, wiederum böse geworden sei. Wie verträgt sich dieses mit der Vorstellung von Gottes Allweisheit? Es wird aus der Bibel erwiesen, dass ungeachtet der von Gott selbst gegebenen Gesetze, Ermahnungen und verhängten schweren Strafen, die Menschen ihr Sündenmass so hoch angehäuft gehabt hätten, dass Gott nur durch die

Opferung seines eigenen Sohnes versöhnt werden konnte, der als Unschuldiger von den sündenbeladenen Menschen sich kreuzigen liess und sie dadurch mit seinem Vater versöhnte. Wie ist diese Darstellung vereinbar mit dem Glauben an Gottes Allgerechtigkeit? Die Priester der Evangelischen wie der Katholiken lehren, dass Gott noch jetzt von Zeit zu Zeit Übel und Leiden verhänge, um die Menschen zu warnen, zu zügeln oder zu züchtigen; wie namentlich Krieg, Seuchen, Erdbeben, Überschwemmungen, Feuersbrünste Unschuldige mit den Schuldigen träfen, um Alle daran zu erinnern, dass ein zürnender und strafender Richter über sie wache. Kann solches übereinstimmen mit der Vorstellung vom liebenden und allweisen Vater, wenn man lehrt, dass ihm solche Mittel die richtigen seien, um die Menschheit zu lenken?

Es ist keine beabsichtigte Herabwürdigung Gottes, wenn ihm in jener Weise Gesinnungen und Handlungen zugeschrieben werden, die zu einer rückständigen Stufe menschlicher Bildung hinabreichen; die lehrenden Priester hegen vielmehr die Überzeugung, dass die angeführten und ähnlichen Gesinnungen und Handlungen gottgemäs seien. Du wirst erkennen, dass sie unmöglich erfüllt sein können von der Vorstellung jener vollkommenen Eigenschaften, welche du mit deinem Gottesglauben verbindest. Du wirst dir den allweisen Schöpfer und liebenden Vater der Menschen nicht denken können als zürnend über die Mängel seiner eigenen Geschöpfe, sie grimmig strafend für alle Fehler, welche ihrer Natur anhaften, die er selbst schuf. Wie würden wir über einen Familienvater urtheilen, der seine Kinder immerfort züchtigen wollte, weil sie unerzogen sind, oder über einen Hervorbringer von Arbeiten, dem sie wiederholt missrathen, so dass er sie im Zorne zertrümmert, oder über einen Mann, der seinen Sohn tödten lässt, um sich selbst zu versöhnen?

Du wirst, wenn du deinen Gottesglauben vergleichst mit dem anderer Menschen, die Überzeugung gewinnen, dass dein Glaube kein alter sei, sondern ein neuer, keine Regel, sondern eine Ausnahme. Du wirst erkennen, dass die Gottesvorstellungen der Einzelnen nicht aus unendlichen, vollkommenen Eigenschaften des höchsten Wesens zusammengesetzt sind, sondern aus menschenartigen, begrenzten und nur dadurch fasslich gewordenen Thätigkeiten, zum Bilde eines Wesens zusammen gefügt, welches den Anforderungen entspricht, die der Einzelne an seinen Gott stellt, nach Masgabe der eigenen Eigenschaften. „Sage mir, an welchen Gott du glaubst, und

ich will dir sagen wie du bist," liesse sich anwenden auf die meisten Menschen.

V. Ich gebe zu, dass die Menschen der Gottheit nur gesteigerte menschliche Eigenschaften beilegen, vornehmlich diejenigen, welche Jeder nach seiner besonderen Sinnesart am geeignetsten hält, um die ihm zusagende Gottesvorstellung zu schaffen. Harte, zornige Prediger stellen ihn vorzugsweise als zürnenden, allgewaltigen und strafenden Richter dar; schlaffe dagegen schaffen die Vorstellung, als ob Gott Alles bequem gehen lasse wie es wolle; schwächliche reden stätig von seiner Allgüte und Langmuth, und so spiegelt sich jeder Redner in seiner Darstellung Gottes. Das sind aber nur Fehler, die dem einzelnen Menschen anhaften, mit ihm leben und sterben; sie beweisen nicht wider den Gottesglauben selbst, vielmehr bestätigen sie dessen Vorhandensein in Allen, weil Alle ihn auszuprägen suchen, ein Bestreben, welches dem unvollkommenen Menschen natürlich nur unvollkommen gelingt.

S. Darin liegt aber der Beweis, dass auch der Mensch der Gegenwart eine unmögliche Anfgabe möglich zu machen sucht, wenn er eine Vorstellung vom Wesen Gottes mit unbegrenzten Eigenschaften schaffen will, und dass er jetzt wie früher den Ausweg wählt, sein eigenes Wesen in seine Gottesvorstellung hineinzutragen, unbewusst sich selbst zu erhöhen und Gott zu nennen. Darum sind auch die verschiedenen Gottesvorstellungen um so edler, je mehr der sie bildende Mensch diese Eigenschaft besitzt, um so mangelhafter und roher, je mehr der hegende Mensch rückständig ist. Millionen mögen die gleichen Bekenntnissworte hersagen, aber ihre Gottesvorstellungen sind so verschieden wie ihr eigenes Wesen.

Viel einfacher gestaltete sich das Verhältniss, wenn die Weltkunde, die Naturwissenschaft an die Stelle der Religion träte. Der Mensch würde nicht vergeblich sich abmühen, das Unendliche zu fassen, würde nicht seine Einbildung in die aussersinnliche Welt hinaus schweifen lassen, um das Unbegrenzte zu umgrenzen, damit er das Bild eines Wesens sich machen könne, sondern er würde bescheiden und verständig das Einzelne zu erkennen suchen, das Begrenzte, also Fassliche. Wenn er dann weiterstrebend in die Unermesslichkeit hinausdringt, wird er demuthsvoll gestehen, dass die Reihenfolge unabsehbar sei, wird sich bescheiden mit dem, was er zur Zeit erkennt, aber niemals sich vermessen zu glauben, dass er Dasjenige, was jenseit der Grenze liege, das Aussersinnliche in seine Vorstellungen aufgenommen habe

oder aufnehmen könne. Der Forscher mag sein Auge schärfen, bis er Entfernungen sieht, die er nach Millionen Lichtjahren schätzt, oder Wesen erkennt, von denen Billionen zu einem Cubikzoll gehören; er wird immer nur Begrenztes erkennen und in seine Vorstellungen, seinen Glauben fassen. Jeder Mensch würde seinen Fähigkeiten entsprechend mit der Erkenntniss desjenigen Theiles der Welt sich begnügen, der ihm zugänglich und fasslich ist, statt den vergeblichen Versuch anzustellen, das Unbegrenzte sich fasslich zu machen. Er würde in seinem Bereiche weise werden, seine Erkenntniss stufenweise erweitern und erhöhen, statt die Weltordnung herab zu ziehen in den engen Bereich seiner Vorstellungen und ihr eine Form zu geben, die er sich selbst ähnlich gestaltet, damit er daran glauben könne.

V. Nichts da mit euren Naturwissenschaften, sie lehren nicht Gott erkennen sondern verfehlen. Die Naturforscher, Ärzte und derartige Leute sind meistens Ungläubige, denn sie forschen und grübeln und meinen, das Erkennen genüge; aber zum Glauben gehört mehr, gehört das Fühlen des Unermesslichen. Ich kann nicht begreifen, wie du Anstos nehmen kannst an der grosen Verschiedenheit der Gottesvorstellungen. Die Sonne spiegelt sich an jeder Oberfläche verschieden: von trüben Flächen fällt ein trübes Bild zurück, farbige Spiegelflächen geben farbige Bilder, vom blanken Messing oder Kupfer anders als vom polirten Stahle. Die Sonne ist und bleibt trotzdem dieselbe und ihr Vorhandensein in einer bestimmten Gestaltung und Leuchtung steht deshalb nicht in Zweifel; sie ist und bleibt das Gemeinsame, welches allen verschiedenen Spiegelbildern zum Grunde liegt. Ebenso ist Gott die Grundlage aller Vorstellungen und bleibt dieselbe, wenn auch die Menschen ihre Vorstellungen noch so verschieden gestalten.

§. 245. Sohn. Richtig! Die Verschiedenartigkeit der Einzelnen ist Ursache der verschiedenen Gestaltung. Es giebt auch ein G e m e i n s a m e s i m G o t t e s g l a u b e n j e d e r A r t und zwar in zweien Beziehungen:

in der Gleichartigkeit der Aussenwelt, die der Mensch erkennt;

in der Gleichartigkeit der Menschen, ihrer Fähigkeiten und Mängel.

Die Aussenwelt ist allenthalben darin gleichartig, dass sie den Menschen günstigen wie ungünstigen Einflüssen unterstellt, die stärker sind als er, und ihm in verschiedener Gestaltung als Übermächte erscheinen, denen gegenüber er sich schwach fühlt. Die Fähigkeiten und Mängel aller Menschen sind darin gleichartig, dass sie mit begrenzten Sinnen ausgerüstet

sind und ihr Gedächtniss wie ihren Verstand in gleicher Weise entwickeln müssen.

Dazu kommt,

dass die Übermächte der Aussenwelt örtlich verschieden sind;

dass die Fähigkeiten in den Einzelnen ungleichmäsig sich entwickeln.
Die Folge von dieser Gleichartigkeit im Ganzen und der Ungleichartigkeit im Einzelnen zeigt sich in der unzähligen Verschiedenheit des örtlichen Ausdruckes und der Entwicklungsstufe der Gottesvorstellungen.

Der Fetischanbeter wie der Götzendiener, der Gottgläubige wie der Freidenker erkennen alle das Vorhandensein von Übermächten und suchen sie zu erforschen, eine Vorstellung von ihnen zu gewinnen. Der weit rückständige Fetischanbeter schafft solche höchst mangelhaft: er gestaltet alles Ungewöhnliche, jedes Unerklärliche zu einer Übermacht, denn Jedes, was seine Verwunderung erregt, muss nach seiner Annahme Wunder verrichten können; er hegt und verehrt es als Fetisch. Dem Götzendiener gelingt schon mehr, denn er beobachtet wirkende Übermächte in sichtbaren Formen, wie Waldbrand, Wüstensturm, dörrenden Wüstenwind, Flussüberschwemmungen, Meeressturm, den Gewitter- und Wolkenhimmel und bildet sich daraus, wie die Egypter, Semiten und Arier thaten, sichtbar gestaltete Übermächte; sie schufen Bilder, die anfänglich den sichtbarenFormen der Übermächte nachgeahmt, späterhin bei höherer Erkenntniss den Menschengestalten genähert wurden, bis sie bei den Hellenen zur vollen Schönheit der Menschenform herausgebildet worden sind. Die Gottesgläubigen haben die sichtbaren Formen der örtlichen Übermächte oder örtlichen Bilder überwunden und die Verschiedenheit in einen Gesammtausdruck vereint, den sie als ein Alles umfassendes Wesen unter einem Namen verehren. Diese höchste Vereinigung war Folge der Verschmelzung der vordem geschiedenen Völker und Religionen: aus dem Gewirre der durch einander gemengten Götzen, der Bilder örtlich oder allenthalben herrschender Übermächte, erhob sich die Vorstellung einer Alles beherrschenden Übermacht, der die örtlich wirkenden untergeordnet seien.

Je nach den Lebensverhältnissen der verschiedenen Völker, den Erdgürteln, in denen ihre Urheimat lag und in denen sie sich nachher fortbildeten, wurde nicht allein die ursprünglich örtliche Übermacht gestaltet, sondern auch die spätere Alles umfassende Weltmacht: die ausschweifenden Verhältnisse des heissen Gürtels und der heissen Länder, überschwänglich

an Fruchtbarkeit wie im Verderben, gab der Gottesvorstellung die Eigenschaften der grosen Güte wie der grimmen Rachsucht; die minder schwankenden, geregelten Verhältnisse des gemäsigten Erdgürtels gaben ihr die Eigenschaften der Mäsigkeit, Gerechtigkeit, der Zuverlässigkeit im Lohne wie in der Strafe. Allenthalben ist das Beobachten der Übermächte der Welt die gleichmäsige Grundlage gewesen; die Gleichartigkeit der Fähigkeiten lenkte die Fortbildung der Vorstellnngen in gleichen Bahnen, nach gleichen Gesetzen; aber die Verschiedenheit der Lebensverhältnisse und die nngleichmäsige Fortbildung der Einzelnen, haben das Gleichartige in so unzähliger Verschiedenheit der Formen sich ausprägen lassen. Auch die Freidenker bewegen sich auf demselben Gebiete, halten den Menschen keineswegs für allmächtig, sondern erkennen waltende Übermächte, glauben auch, dass deren Wirken ein Allherrschendes zum Grunde liege; dass ferner die Weltordnnng von solcher Gröse sei, dass sie mit menschlicher Beschränktheit und menschlichen Beweggründen verglichen, als Allmacht, Allgüte, Allweisheit, Allgegenwart n. s. w. bezeichnet werden dürfe, wenn man das übermächtige Verhältniss deutlicher bezeichnen wolle. Sie behaupten aber. dass solche Vergleichungen mit dem beschränkten Menschenwesen zu begrenzten Vorstellnngen verleiten, nnd dass überhaupt kein Grund vorliege, die Alles umfassende Übermacht von der Welt zu trennen, um in Gedanken ein geschiedenes Wesen, einen persönlichen Gott daraus zu gestalten; da Alles, was wir als übermächtig wirkend erkennen, immer als Gestaltung der Welt erscheine, niemals geschieden von derselben als ein besonders Gestaltetes. Bei den alten Völkern seien die Gestaltungen der Übermächte sichtbar gewesen, man habe sie in Formen wirksam gesehen, je nach der Örtlichkeit als verzehrende Flamme, verschüttende Sandwolke, Sonne, Himmel u. a.; uns aber fehle jeder Beweis, dass die Alles umfassende Übermacht ein von der Welt Geschiedenes sei oder sein könne.

Es ergiebt sich daraus, dass alle Gottesvorstellnngen eine gemeinsame Grundlage haben, aber nicht den Gottesglauben, sondern das tiefer liegende Streben nach Erkenntniss der Übermächte und in diesem Streben offenbart sich die Welt als Sonne, deren unzählige Spiegelbilder sich abstufen vom rusfarbigen bis zum blendenden Sonnenglanze.

Vater. Der Vergleich erscheint mir zn weitgreifend; ich kann nur die wirklichen Gottesvorstellungen zum Vergleiche zulassen, die der Christen, Juden und Muhammadaner, und auch unter diesen kann nur eine wahr sein.

S. Im Sinne meiner Darstellung antworte ich: jede Vorstellung ist wahr, sobald sie der Überzeugung entspringt, und alle Vorstellungen sind richtig, weil sie auf derselben Grundlage ruhen, und jede ist richtig für den Einzelnen, der sie aufrichtig hegt. Keine einzige von der des dumpfen Fetischanbeters bis zu der des Erleuchtetsten der Menschheit ist frevelhafte Erfindung, sondern die Frucht der Beobachtung und des Denkens von Menschen, welche sich bemüheten, ihre Erkenntniss von der Aussenwelt zu erweitern nnd die darin herrschenden Übermächte zu erkennen. Jede Gottesvorstelluug ist das Ergebniss einer bestimmten Zeit nnd Bildungsstufe; alle sind sie Glieder einer Kette vom Rückständigsten bis zum Vorgeschrittensten.

V. Unter Anwendung deiner Bezeichnungen würde ich also sagen müssen: aus den unzähligen Gottesvorstellungen kann nur eine die höchstentwickelte sein.

S. Die höchstentwickelte zur Zeit, aber nicht für immer.

§. 246. Vater. Das bestreite ich; der christliche Gottesglaube ist und bleibt der allein richtige für alle Zeiten.

Sohn. Du übersiehst, dass es nur christliche Glaubensbekenntnisse giebt, aber keinen christlichen Gottesglauben. Die Christen haben niemals eine allgemein gültige Gottesvorstellung feststellen können, sondern streiten noch immer darum. Die meisten Abtheilungen bekennen den Glauben an die Dreieinigkeit, aber Griechen und Römer verschieden; die Unitarier dagegen erkennen die Dreieinigkeit nicht an. Je nachdem man Heilige als Vermittler anerkennt oder nicht, ist die Gottesvorstellung verschieden und bei Denen, welche noch an das Dasein des Teufels glauben, ist die Gottesvorstellnng lichter als bei den Anderen, welche anch das Böse darin anfnehmen müssen. Du findest in den Glaubensbekenntnissen der verschiedenen Abtheilungen der Christenheit eine ziemlich gleichlautende Aufzählung der Eigenschaften Gottes, aber nirgends einen von allen Christen anerkannten Gottesglauben.

V. Mögen die Christen von einander abweichen in Einzelnheiten; ihr Gottesbewusstsein leitet sie auf richtiger Bahn durch Dämmerung dem Lichte zu, durch Irrthum zur Wahrheit; der Christ sieht den fernen Stern blinken und folgt den Stralen, bis er zum vollen Lichte des Glaubens vordringt. Ich bin dessen gewiss.

S. Ich theile deine Zuversicht, denke aber den Stern als ein Anderes. Alle Menschen streben dorthin und Jeder ist auf dem Wege; zur

Erkenntniss des Einzelnen gelangt aber nur das Ziel, welches er in seiner kurzen Lebensdauer erreicht, und die erreichten Ziele sind verschieden wie die Menschen.

V. Dennoch giebt es einen allgemeinen Gottesglauben. Kein Mensch, wenn er nicht verthiert ist, kann den sternenbesäeten Nachthimmel betrachten, ohne die Allmacht Gottes zu fühlen und zu bewundern; Niemand sollt ich denken, könne die unzähligen Wohlthaten erkennen, die uns Menschen zufliessen, ohne Gottes unermesslicher Güte zu gedenken. Allenthalben im Grösten wie im Kleinsten zeigt sich seine Allweisheit; sein Walten in den Jahrtausenden der Geschichte wie in den Schicksalen der Menschen und Völker; Alles offenbart seine Gerechtigkeit und Allbarmherzigkeit. Wer kann dieser Überzeugung sich entziehen, diesem beseligenden Gefühle sich entziehen wollen?

S. Was du siehst am Abendhimmel, im Grosen und Kleinen der Wesen, im Menschenleben und im Walten der Geschichte, das erkennen auch Andere, fühlen es auch wie du, wenn sie auf deiner Bildungsstufe stehen, sonst aber weniger oder mehr. Wenn sie das Gleiche sehen und fühlen, so wird aber dadurch nicht bedingt, dass sie es in gleichen Worten ausdrücken. Den Eindruck, den der Sternenhimmel auf dich macht, fassest du in den Ausdruck „Allmacht Gottes“ und in ähnlicher Weise giebst du jedem anderen Eindrucke eine Bezeichnung, die dir angemessen erscheint. Du wirst aber einräumen, dass nach deiner Vorstellung Gott nicht in Eigenschaften zersplittert sein könne, um seine Allmecht auf den Sternenhimmel zu verwenden, seine Allweisheit auf die Menschengeschichte u. s. w., sondern dass du dem Höchsten, Untrennbaren diese Eigenschaften nur beilegst, um dir und Anderen sein verschiedenartiges Wirken oder vielmehr die verschiedenartigen Eindrücke zu verdeutlichen, welche du durch Beobachtung des Sternenhimmels oder Erforschung der Menschengeschichte empfängst.

V. So ist es. Die Eigenschaften sind Bezeichnungen, welche man verwendet, um das mannigfaltige Wirken Gottes zu verstehen. Gott aber ist ein untheilbares, geistiges Wesen.

S. Das eigentlich Wesenhafte des Ausdruckes deiner Vorstellung ist also Gott und darin ist Alles enthalten was du mit den zahlreichen Eigenschaftwörtern bezeichnest. Man kann also die Eigenschaftbezeichnungen gänzlich bei Seite setzen und doch gottgläubig sein und bleiben?

V. Sofern man nur die Vorstellung seines Wesens und seines

Wirkens festhält und überzeugt bleibt, dass es sein Wirken sei, aus dem die Eigenschaften gefolgert werden. Das Wesen Gottes ist Gegenstand des christlichen Glaubens, ist Dasjenige, was ihn zum Gotte des gläubigen Christen macht; die Eigenschaftwörter sind nur zur Verdeutlichung dienend, aber dazu fast unentbehrlich.

S. Du gebrauchst den Namen „Gott", weisst aber doch, dass er kein christlicher, sondern heidnischer sei. Jesus nannte das höchste Verehrungswesen „El" und der Name „Gott" rührt von unseren heidnischen Vorfahren her, die ihr höchstes Verehrungswesen, den Himmelsherrn, als Woden, Weden, Goden, Odin u. a. benannten, in örtlich verschiedener Aussprache derselben Grundwörter. Die übrigen Christenvölker Europas haben ebenso die griechischen, romanischen oder slavischen Namen der heidnischen Vorzeit beibehalten; kein einziges hat den eigentlich christlichen Namen „El" aufgenommen. Du wirst also auf den Namen Gott kein besonderes Gewicht legen dürfen, wenn nur die Vorstellung vom Wirken des Höchsten dieselbe bleibt.

V. Ich kann die heidnischen Namen nicht als wesentlich ansehen und will sie nicht festhalten, obgleich mir ahnt, dass du mit dem gewohnt gewordenen Namen etwas Wichtiges und Wesentliches entziehst. Ich kann den Namen nicht aufgeben, wenn du mir nicht einen anderen bietest, mit dem ich meine Vorstellungen verbinden kann.

S. Deine Ahnung trügt nicht, denn mit dem heidnischen Namen schwinden unwillkürlich die damit aus dem Heidenthume übernommenen Vorstellungen von menschenähnlichen Eigenschaften; namentlich schwindet die Persönlichkeit, welche unsere Vorfahren mit ihrem Goden verbanden. Die Vorstellung nimmt sofort eine weitere Gestalt an: der heidnische Stoff zerfällt, die menschenähnlichen Äusserungen schwinden und es bleibt nur die Vorstellung der Thätigkeiten, welche der Mensch in seiner Aussenwelt wie in der Menschengeschichte wirksam sieht, und das Gefühl der Bewunderung, welche die daraus empfangenen Eindrücke in ihm erregen. Du stehst deinem Gotte um so ferner, nachdem du das Heidnische, Persönliche abgestreift hast.

V. Das kann ich nicht. Als ich das Sprechen erlernte, lehrte mich meine Mutter zum lieben Vater im Himmel zu beten; im unschuldigsten Glauben faltete ich die Hände, richtete die Augen empor, dankte für die empfangenen Gaben und bat den lieben Gott, dass seine Engel mich

und die lieben Ältern beschützen mögten. Dieser kindliche Glaube vom persönlichen Gotte, der im Verkehre steht mit seinen Menschenkindern, hat mich geleitet von der Wiege bis in das Alter, und nur in ihm habe ich Trost, Zuversicht und Erhebung gefunden. Dem Allgütigen dankte ich für die unzählig empfangenen Wohlthaten, mit denen seine Vaterhand mich beglückte; zum Allmächtigen flehete ich, wenn ich Gefahren entgegen ging, und bestand sie um so muthiger; dem Allweisen vertranete ich mein Schicksal an, beugte mich vor seinem unerforschlichen Rathschlusse und bestand seine Prüfungen. Er hat mich bis hierher geleitet und soll auch bis an das Ende meine Stütze sein.

Ich sollte Alles als Tand von mir werfen, als heidnischen Irrthum, um in das öde Nichts, in die kalte Auflösung der heiligsten Gefühle einzutreten? Sollte mich auf den starren Felsgipfel stellen, nur um eine weite Aussicht von verlassener Höhe zu geniessen? Nimmermehr! Ich bleibe im engeren Thale, wo ich heimisch bin, wo mich Wärme und Gedeihen umfängt, auch das Behagen der Sicherheit, wo Blumen und Früchte spriessen und die Luft schwer genug ist für meine Brust. Klimmt immerhin hinauf zu euren kühlen öden Felsenspitzen, ich lasse euch allein!

S. Lieber Vater! Du hast das Zwiegespräch veranlasst und ich hege keinen Wunsch, dich in deinem Glauben zu stören. Wie Melanchthon seiner Mutter rieth, lieber im gewohnten katholischen Glauben fortzuleben, als ihr Alter durch Glaubenszweifel zu verkümmern, so mögte ich auch dir rathen, deiner Überzeugung treu zu bleiben. Du kannst es um so unbedenklicher, als es mehr um den Namen als um das Wesen deiner Vorstellung sich handelt. Deine Thaten und Gesinnungen werden dieselben bleiben, ob du den Namen „Gott" beibehältst oder nicht, und da der Mensch einer wörtlichen Bezeichnung nicht entbehren kann, um die beobachteten Thätigkeiten zu vereinen, so bleibt es im Wesentlichen gleich, ob du und andere Christen der Namen Gott, Bog, Deus, Theos u. a. euch bedient oder auf den Namen El zurückgeht, den Jesus anwendete (Matth. 27. 46; Mark. 15. 34). Jedes Wort ist nur Laut; das Wesentliche liegt allein in den dadurch aufgerufenen Vorstellungen. Nur wirst du einsehen, dass mit jedem der Namen des Heidenthumes die Gefahr verknüpft ist, dass heidnische Vorstellungen daran haften, eine Gefahr die zur Wirklichkeit wird in dem allgemeinen Bemühen der christlichen Priester, die Persönlichkeit Gottes als Glaubenssatz aufzustellen, unter der Annahme, dass er christlich

sei und dass darauf der christliche Gottesglaube beruhe; während das Persönliche und Beschränkte aus dem Heidenthume stammt, mit dem heidnischen Namen in das Christenthum aufgenommen worden ist.

§. 247. Vater. Das ist ein Irrthum. Unser Gott war schon der Gott Moses, denn er hat sich Moses zu verschiedenen Zeiten offenbart. Sein Geist redete durch Moses und andere Propheten, durch Jesus und seine Jünger. Unsere Gotteserkenntniss beruht auf der heiligen Schrift, die von Gott selbst eingegeben ist. Mögen die gangbaren Namen heidnischen Ursprunges sein, der Glaube ist christlich, und wer die Persönlichkeit Gottes bestreitet, der ist kein Christ!

Sohn. An den Offenbarungen des Alten Testamentes hat der Jude den ersten Anspruch; der Glaube an einen persönlichen Gott wäre also nach deiner Anführung nicht allein christlich, sondern auch jüdisch. Auch der Muhammadaner hat ihn auf Grund des Koran.

V. Sie besitzen beide einen ähnlichen Gottesglauben wie wir, aber nicht so erhaben und erhebend, wie der christliche.

S. Wir werden wiederum dahin gelangen, den Gottesglauben, den du als christlich bezeichnest, als den deinigen zu erkennen.

V. Wir wollen sehen.

S. Ich will die Glaubwürdigkeit der verschiedenen Offenbarungen hier nicht in Zweifel ziehen, weil es uns zu weit ablenken würde. Nehmen wir die Offenbarungen, wie sie in der Bibelübersetzung stehen, und zwar diejenigen, welche ihr Gott selbst zuschreibt.

Gott befiehlt (1. Mose 22) dem Abraham, seinen eigenen Sohn zu tödten und als Opfer zu verbrennen. Kannst du diese Offenbarung mit deinem Gottesglauben vereinen?

V. Gott hat Abraham nur prüfen wollen, ob er gehorchen werde, und ist sofort vom Begehren abgestanden, als er den Gehorsam sah.

S. Kannst du solche Prüfung mit Gottes Allwissenheit vereinen, vermöge welcher er Abrahams Gesinnung im Voraus wissen musste, ohne der Prüfung zu bedürfen? Wie vereint es sich mit seiner Allgüte, das Vaterherz eines geliebten Mannes mit seinem grausamen Begehren zu peinigen? Wie mit seiner Allweisheit, die den unschuldigen Sohn einer Todesgefahr aussetzte, um die Befriedigung zu erlangen, den Vater zu erproben? Das Ganze erscheint nicht göttlich, sondern sehr menschlich und ein Mensch, der in solcher Weise Proben anstellte, könnte uns nicht zum

Muster dienen, sondern würde von uns als kurzsichtig und grausam betrachtet werden.

V. Ich mögte annehmen, dass die Erzählung durch Überlieferung entstellt worden sei, was von allen Berichten aus der Zeit vor Moses gelten dürfte.

S. Du stellst also deinen Gottesglauben höher als jene Offenbarung, die auf Eingebung des heiligen Geistes niedergeschrieben sein soll. Gehen wir über zu den Offenbarungen, die Moses empfing:

Gott (Jave) giebt den Israeliten Anleitung, die Egypter zu bestehlen (2. Mose 3. 21 u. 22). Erwartest du Derartiges von deinem Gotte?

V. Gewiss nicht.

S. Ferner heisst es nach Luthers unzutreffender Übersetzung:

„Ich der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsucht der Väter Missethat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied Derer, die mich hassen.“ (2. Mose 20. 5.)

„So wird mein Zorn ergrimmen, dass ich euch mit dem Schwerte tödte, und eure Weiber Wittwen und eure Kinder Waisen werden.“ (2. Mose 22. 24.)

„Und der Herr sprach zu Mose: Ich sehe, dass es ein halsstarriges Volk ist. Und nun lass mich, dass mein Zorn über sie ergrimme und sie auffresse; so will ich dich zum grosen Volke machen.“ (2. Mose 32. 9, 10.)

„Also gereuete dem Herrn das Übel, das er gedrohet hatte seinem Volke zu thun.“ (2. Mose 32. 14.)

„Und der Herr sprach zu Moses: Sage zu den Kindern Israels: Ihr seid ein halsstarriges Volk. Ich werde einmal plötzlich über dich kommen und dich vertilgen.“ (2. Mose 33. 5.)

„Und ich will wilde Thiere unter euch senden, die sollen eure Kinder fressen und euer Vieh zerreissen und eurer weniger machen.“ (3. Mose 26. 22.)

„So will ich euch im Grimme entgegen wandeln und will euch sieben mal mehr strafen um eure Sünde, dass ihr sollt eurer Söhne und Töchter Fleisch fressen.“ (3. Mose 26. 28.)

„Und der Herr redete mit Mose und Aron und sprach: Scheidet euch von dieser Gemeinde, dass ich sie plötzlich vertilge.“ (4. Mose 16. 20.)

„Da ergrimmte des Herrn Zorn über Israel und sprach zu Mose: Nimm alle Obersten des Volkes und hänge sie dem Herrn an die Sonne (kreuzige sie), auf dass der grimmige Zorn des Herrn von Israel gewandt werde.“ (4. Mose 25. 3, 4.)

Erkennst du darin deine Gottesvorstellnng?

Vergleiche nun damit das höchste Wesen unsrer heidnischen Vorfahren, wie es in den Eddaliedern der stammverwandten Nordländer dargestellt wird. König Gylfa oder Gangleri wandert nach der Götterwohnung und fragt den Har (eine der drei Gestalten des Odin):

„Wer ist der höchste nnd älteste aller Götter?“

Har antwortet: „Allvater heisst er in unserer Sprache, und im alten Asgard (der Götterheimat) hatte er zwölf Namen.“

Gylfa: „Wo ist dieser Gott oder was vermag er, oder was hat er Groses gethan?“

Har: „Er lebt durch alle Zeitalter, beherrscht sein ganzes Reich und waltet aller Dinge, groser und kleiner. Er schuf Himmel und Erde, die Lnft und Alles, was darin ist. Das ist das Wichtigste, dass er den Menschen schuf, und gab ihm den Geist, der leben soll nnd nie vergehen, wenn auch der Leib in der Erde fault oder zur Asche verbrannt wird. Auch sollen alle Menschen fortleben, die wohlgesittet sind nnd mit ihm sein an dem Orte, der Gimil heisst oder Wingolf. Aber böse Menschen fahren zur Hel und danach gen Nebelhel.“

In den eigenen Worten des Jave wirst dn deinen Gott nicht erkennen. Aber wie sehr heimelt uns der heidnische Allvater an? Sollte er es nicht sein, der noch jetzt als Gottvater verehrt wird?

§. 248. Vater. Unser Gott ist der Gott Jesn, den unser Heiland uns kennen lehrte. Als das israelitische Volk aus seiner Verstocktheit und Halsstarrigkeit sich erhob, bedurfte es nicht länger der göttlichen Strenge. Jesus lehrte ihn als gütigen, langmüthigen Vater erkennen, wie wir ihn verehren.

Sohn. Wenn Moses und Jesus verschiedene Vorstellungen geben, so beweist dieses keineswegs, dass Gott selbst während dem sich verändert habe, oder ein anderes Verfahren anwende; denn als vollkommen unveränderlich kann er sich nicht ändern in seinen Beweggründen. Wenn der jüdische „Jave“ derselbe sein sollte, wie der „El“ Jesu oder unser „Gott“, so müsste er in späteren Zeiten ebenso grimmig und rachsüchtig sein, wie zur

Zeit Mosis, müsste auch als solcher jederzeit dem Gottesbewusstsein offenbar werden. Die Juden zur Zeit Jesu waren halsstarrig genug und die nachherigen Christen sind, wie ihre Priester klagten, in allen Jahrhunderten verstockt gewesen, sollen auch, wie sie behaupten, gegenwärtig gottloser sein als je zuvor. Du wirst aber finden, dass es mit deinem Glauben ganz unvereinbar sei, Gott zu denken als ein zorniges und demnächst seine Übereilung bereuendes Wesen, dabei rachsüchtig und boshaft; als ein Wesen, welches ganze Völker fressen wolle, dabei fähig wilde Thiere zu senden, um unschuldige Kinder zu zerreissen, sogar die ungehorsamen Eltern dahin bringen wollte, dass sie ihre eigenen Kinder fressen sollten. Alle Gefühle empören sich dagegen, dem Gotte der Jetztzeit solche Eigenschaften beizumessen, und so wird der israelitische Jave auch nicht als gleichbedeutend mit dem El Jesu oder dem Gotte der Jetztzeit gelten dürfen.

Was Jesus über den El, an den er glaubte, gelehrt hat, bietet nirgends eine zusammenhängende Vorstellung, beruht auch nicht auf unmittelbaren Äusserungen des Höchsten, sondern auf berichteten Aussprüchen Jesu:

„Du sollst anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein dienen.“ (Matth. 4. 10.)

„Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ (Matth. 5. 8.)

„Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heissen.“ (Matth. 5. 9.)

„Lasset euren Vater im Himmel preisen.“ (Matth. 5. 16.)

„Darum sollt ihr vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ (Matth. 5. 48.)

„Unser Vater im Himmel, . . . gieb uns heute unser tägliches Brod, vergieb uns unsere Schuld, wie wir unseren Schuldigern vergeben, und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Übel.“ (Matth. 6. 9.)

Gott sollen alle Sorgen anheim gestellt werden. (Matth. 6. 24—34.)

„Habt ihr nicht gelesen von der Todten Auferstehung, das euch gesagt ist von Gott, da er spricht: Ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs; Gott aber ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen.“ (Matth. 22. 31.)

„Und um die neunte Stunde schrie Jesus laut und sprach: mein El! mein El! warum hast du mich verlassen.“ (Matth. 27. 46.)

„So ich aber durch Gottes Finger die Teufel austreibe, so kommt je das Reich Gottes zu euch.“ (Luk. 11. 20.)

„Und er sprach zu den Pharisäern: Ihr seid es, die euch selbst rechtfertigt vor dem Menschen; aber Gott kennet eure Herzen, denn was hoch ist unter den Menschen, das ist Gränel vor Gott.“ (Luk. 16. 15.)

„Jesus aber sprach: Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich.“ (Luk. 18. 27.)

„Darum seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist.“ (Luk. 6. 36.)

„Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, sollen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten.“ (Joh. 4. 24.)

„Denn wie der Vater die Todten auferweckt und macht sie lebendig, also auch der Sohn macht lebendig, welche er will. Denn der Vater richtet Niemanden, sondern alles Gericht hat er dem Sohne gegeben.“ „Der Vater hat das Leben in ihm selbst.“ (Joh. 5. 21—26.)

In diesen und anderen zerstreueten und unzusammenhängenden Anführungen kann schwerlich die Gottesvorstellung liegen, welche du und so viele der Jetztlebenden hegen. Es ergiebt sich vielmehr, dass beim Eintritte in das Christenthum die Heiden ihren Theos, Deus, Gott oder Bog nicht allein im Namen, sondern auch in der Vorstellung hinüber brachten und diese bei zunehmender Bildung bereicherten, wobei die Evangeliensprüche, so wie die Lehren der Kirchenväter und Kirchenversammlungen mitwirkten. Nur dadurch, dass die heidnische Grundlage verblieb, lässt sich die eigenthümliche Verschiedenheit der Gottesvorstellungen in Europa erklären, wie man südlich der Alpen Deus in den Hintergrund stellt, um Jesus, der Mutter Maria und den zahlreichen Heiligen den Vordergrund einzuräumen, wie dagegen nördlich der Alpen Gott voransteht und selbst Jesus dagegen zurücktritt. Es ist nicht der Unterschied zwischen Katholiken und Evangelischen, sondern zwischen den Nachkommen der ehemaligen Verehrer der griechisch-römischen Götterwelt (Zeus-Jupiter überwuchert von Untergöttern und Helden) und den Nachkommen ehemaliger Verehrer des Woden-Odin, des Allvaters der Menschen. Bei den Südländern war die arische Grundlage noch vorhanden, allein in Folge eingedrungener fremder Religionen war die Zahl der höheren Wesen so sehr angewachsen, dass jeder Ort, jeder Tempel, jedes Gewerbe, jedes Haus, ja jeder Mensch seinen besonderen Götzen hatte, der ihm näher stand als der ferne Jupiter. Diese bunte

Mannigfaltigkeit konnte bei Einführung des Christenthumes nur zeitweilig unterdrückt werden; die Neigung war nicht auszurotten, sondern kam sehr bald zur neuen Geltung und suchte im Heiligendienste ihre Befriedigung. Die arischen Völker nördlich der Alpen dagegen hatten die ursprüngliche Einfachheit bewahrt und fortgebildet: man erwartete sein Heil vom Allvater, gegen den alle übrigen höheren Wesen hatten zurücktreten müssen, und diese Neigung verblieb auch im Christenthume, so dass der Heiligendienst nur vorübergehend Wurzel fassen konnte.

Die Gottesvorstellungen der Europäer ruhen nicht auf biblischem Grunde, denn sonst müssten sie allenthalben gleich sein, wie der Inhalt der Bibel gleich ist in allen Sprachen. Sie stehen auf dem Grunde des Glaubens der heidnischen Vorfahren und deshalb sind sie vielfach verschieden.

V. Das kann ich nicht zugeben, denn die weltbesiegende Macht des Christenthumes hat den heidnischen Unsinn getödtet, hat den einigen Gott an die Stelle der griechischen, römischen, gälischen, teutonischen und slavischen Vielgötterei gesetzt. Der Gott, welchen jeder gebildete Europäer anerkennt, möge er evangelisch oder katholisch sein und ihn benennen wie er wolle, ist der christliche, denn der Name macht es nicht, sondern das Wesen, und dieses ist das gleiche in den Vorstellungen Aller.

S. Wolan, wir wollen den Namen „Gott“ aufgeben.

§. 249. Vater. Nein! am Namen halte ich fest, denn daran haftet die Vorstellung, dass er ein persönlicher Gott sei, ein Wesen unabhängig von der Welt und selbige aus sich bewegend.

Sohn. Wie schon früher gesagt, verleitet die Unmöglichkeit das Unermessliche zu fassen, den Menschen dazu, seine Gottesvorstellung zu begrenzen, um sie in seine beschränkte Fassungsgabe zu zwängen; zu diesen Begrenzungen gehört auch die Persönlichkeit. Die Bezeichnung ist eine unglükliche gewählte, denn wir kennen sie sonstig nur in der Anwendung auf Menschen und sie führt deshalb leicht dahin, Gott zur Menschlichkeit herab zu ziehen. Lasst uns einen anderen unverfänglichen Namen wählen; enthalte dich des aus dem Heidenthume stammenden Namens und sage „Vorsehung“. Macht dieser denselben Eindruck auf dich?

V. Nein. Der Name „Vorsehung“ mag höher stehen, aber er heimelt mich nicht an, giebt nicht den Eindruck eines Wesens, sondern einer geistigen Thätigkeit, des Voransblickes, nichts weiter. Mein Inner-

stes fühlt sich erst dann befriedigt, wenn ich sage: Die Vorsehung ist Gott.

S. Deutlicher gesprochen: du fühlst dich nur dann sicher und heimisch, wenn du an dem Namen festhältst, welcher es gestattet alle menschlichen Eigenschaften und Gefühle mit dem Allvater zu verbinden, der als Gestalt, als persönlich Begrenztes dem Fassungsvermögen anpassend ist. Setzt man das Wort Vorsehung an die Stelle, so fühlt der Mensch das Fremde, Menschenunähnliche, denn es lässt keine Beschränkung zu, um fasslich zu sein, steht zu hoch für den Menschen, dem die Voraussicht mangelt; in Folge dessen beschleicht ihn das unheimliche Gefühl des Alleinstehens. Er befürchtet das Verlassensein und kehrt zur beschränkten fasslichen Gottesvorstellung zurück, die er seinem eigenen Wesen anpasst, indem er sie als dessen Erweiterung gestaltet.

Bei den meisten Menschen ist die Fassungsgabe noch viel enger: sie vermögen nicht einmal die Gottesvorstellung aufzunehmen, wie sie in den Glaubensbekenntnissen gelehrt wird, obgleich die Priester ihnen Anleitung geben, jede menschliche Eigenschaft, selbst menschliche Schwächen damit zu verbinden. Sie stehen gänzlich von dem persönlichen Gotte ab und beschränken ihre Vorstellung von der aussersinnlichen Welt auf Mittelwesen oder sichtbar vorliegende Anbetungsgegenstände, wie Heilige oder Heiligenbilder, Reliquien u. dergl., zu denen sie beten, ihre Hülfe anflehen, denen sie danken und opfern; dagegen aber ihren Glauben an das Dasein Gottes nur in Flüchen und Betheuerungen zu erkennen geben. In den katholischen Kirchen wird der Heiligendienst viel eifriger gepflegt als der Gottesdienst, nicht etwa, dass die Priester so tief ständen in ihrer Erkenntniss, sondern weil sie die Fassungsgabe des Volkes zu beschränkt halten, um die Gottesvorstellung, selbst in der beschränkten Form der Persönlichkeit zu fassen. Das Volk erhebt sich nur zum Schutzheiligen, zur Mutter Maria oder zu Jesus, denn es vermag nur in Menschengrösse das Aussersinnliche zu erkennen, und es wallfahrtet zu wunderthätigen Bildern oder Reliquien, um unmittelbar mit dem Sichtbaren zu verkehren, dem Heiligen selbst vorzutragen, was man wünscht oder ihm ins Gesicht zu sagen, wie nichtswürdig es sei, der Bitte nicht zu willfahren.

V. Das ist nicht christlich, sondern heidnisch, findet sich auch nur selten.

S. Keineswegs selten, sondern findet sich allenthalben, ist auch

weder christlich noch heidnisch, sondern rein menschlich. Schon Hanna, die Mutter Samuels, wallfahrtete nach Silo (1. Sam. 1. 9) um beim Orakelzelte um Fruchtbarkeit zu flehen und angesichts der Lade ihr Gelübde auszusprechen. Die Muhammadaner wallfahrten nach Mekka zum Grabe des Propheten und verehren nicht allein dieses, sondern auch den heiligen Stein, der aus dem früheren Heidenthume stammt; sie wallfahrten zu Derwischgräbern, wie zu denen der Nachfolger des Propheten nnd halten den Mantel wie die Barthare und andere Überreste Muhammads als wunderthätige Reliquien aufbewahrt. Das Gleiche findet sich bei den Indern, Tibetanern u. a. im Brama- wie im Buddhaglauben. Es muss allen diesen Verehrungsweisen, die gleichartig auftreten, aber weit entfernt von einander in Zeit und Raum, etwas rein Menschliches zum Grunde liegen, und dieses lässt sich erkennen als die Unfähigkeit des begrenzten Menschenwesens, das Unermessliche zu fassen. Dieses treibt auch dich an, vom Begriffe der Vorsehung zurück zu weichen zur Vorstellung vom persönlichen Gott, und drängt die Minderbegabten noch weiter zurück vom persönlichen Gott zu Heiligen und Reliquien.

V. Deine Zusammenstellung meines Gottesglaubens mit solchen Abgöttereien muss ich abweisen; im habe im Glauben Nichts gemein mit solchen Menschen als —

S. Die menschlichen Fähigkeiten und Mängel. Du stehst höher, aber auf demselben Grunde, auf dem auch alle Menschen stehen und gleichartig sich bewegen, in vielgestaltig abgestuften Vorstellungen, je nach der Stufe, welche der Einzelne in seiner Fortbildung erreichte. Alle streben nach demselben Ziele, aber in weiten Abständen hinter einander wandernd. Die Abgötterer der Jetztzeit sind so weit rückständig, wie unsere Vorfahren vor einigen Jahrtausenden; sein wir froh, dass deren raschere Wanderung uns dem Ziele so viel näher brachte; es ist ihr Verdienst, nicht das unsere.

Was uns so weit ablenkte, war mein Wunsch dir begreiflich zu machen, dass deine Unlust, den Namen „Gott“ durch das Wort „Vorsehung“ zu ersetzen, auf rein menschlichem Grunde ruhe, dass sie das dunkle Bewusstsein von dem Persönlichen und Menschenähnlichen kennzeichnet, welches am Namen haftet und welches du nicht aufgeben kannst, weil es dir nur dadurch möglich wird, die Vorstellung deinem begrenzten Menschenwesen fasslich zu machen. Du willst es vermeiden zum Unbe-

grenzten, Gestaltlosen über zu gehen, wie es das Wort „Vorsehung" bedingen würde.

V. Mögen wir Gott oder Vorsehung sagen, immer werden wir anerkennen müssen, dass das allesumfassende Wesen die Welt erschaffen hat und mit unergründlicher Weisheit regiert. Unter jedem Namen bleibt die Thatsache dieselbe. Gott als Baumeister und Lenker der Welten muss unabhängig sein von seinen Werken, also ein persönlicher Gott sein. Wir sind Christen, keine Pantheisten oder Atheisten.

§. 250. Sohn. Mit diesen verschiedenen Namen wird, wie du weisst, vielfach Missbrauch getrieben. Du unterscheidest sie darin, dass der

Christ an einen persönlichen Gott glaube, der als Schöpfer und Lenker der Welt unabhängig von ihr sei, als ewiger vollkommener Geist von der endlichen, stofflichen Welt verschieden;

Pantheist dagegen glaube, die Welt sei Eines, nicht in Schöpfer und Schöpfung, Geist und Stoff geschieden, sondern die ganze Welt sei Gott oder Gestaltung Gottes;

Atheist glaube, es gebe keinen Schöpfer, auch keine Weltregierung, sondern der Zufall oder ein sonstiges Unbekanntes füge Alles so wie es komme.

Nun weisst du aber auch, dass es viel weniger Atheisten gegeben habe, d. h. solche, die den Atheismus deutlich bekannt und gelehrt haben, als solche Männer, die man fälschlich mit dem Namen belegte, um Hass und Verfolgung wider sie zu erwecken. Wer den gangbaren Volksglauben erläutern wollte oder nicht seinen Glauben mit denselben Worten ausdrückte, wie die Priester und der grose Haufe, den nannte man Gottesleugner oder Atheist. Anaxagoras, Sokrates, Aristoteles und andere Weisen wurden von ihren Zeitgenossen dessen beschuldigt; die Juden wurden von den Römern dessen angeklagt, weil der Tempel zu Jerusalem leer sei, kein Gottesbild enthalte, also Mangel an Gottesglauben verrathe; die ersten Christen wurden von ihnen aus gleichem Grunde beschuldigt Gottlose zu sein, Leugner und Verächter des Göttlichen und der göttlichen Weltregierung; Paulus ward von Griechen und Römern verfolgt, weil er ihren Göttern, den Welterhaltern, das Dasein und die Persönlichkeit absprach; die katholischen Christen haben Giordano Bruno u. a. deshalb verfolgt, wie die Juden den Spinoza, und die evangelischen Christen haben es auch nicht

daran fehlen lassen, um Pristley, Kant, Fichte u. a. zu verketzern und zu verfolgen.

Der Atheismus wird in jener Deutung von Niemandem bekannt. Dagegen fürchte ich, dass er weit mehr als wir denken im täglichen Leben herrscht und zwar bei Denen, welche keinerlei Vorstellung von einer Weltordnung auf sich wirken lassen, die ganze Welt als ein groses Gewirre betrachten, in welchem das Ungefähr die Lose mische und Jeder nur dahin zu streben habe, durch Gewalt oder List ein gutes Los für sich zu erhaschen, möge es den Übrigen ergehen wie es wolle.

V. Es mag sein, dass der Glaube todt ist in sehr Vielen, die äusserlich gläubig sind, die Kirchen fleissig besuchen, aber innerlich alle Religion als Aberglauben verachten, dessen man sich bedienen könne, um die Gläubigen zu täuschen und auf deren Kosten gut zu leben. Ich habe wie du die überaus Frommen sehr in Verdacht, dass sie im Grunde Atheisten seien. Dahin wirkt aber auch der Pantheismus, der so viele Bekenner zählt und den einfachen, erhabenen Gottesglauben untergräbt.

S. Diese Ansicht theile ich, allein du wirst einräumen, dass so weit der alte Glaube auf rein menschlichen Annahmen beruht und dem göttlichen Wesen nicht allein menschliche Eigenschaften überhaupt, sondern auch menschliche Schwächen (Zorn, Reue, Rachedurst u. a.) beilegt, dieser unwürdige Theil fallen kann, ohne den Glauben zu vernichten.

V. Sicherlich! Je mehr der Gottesglaube geläutert wird, desto sicherer kann er den Angriffen Widerstand leisten.

S. Der Gottesglaube (Theismus), wie du und überhaupt die meisten gebildeten Europäer jeder Religion ihn auffassen, unterscheidet sich vom Pantheismus darin, dass er Gott und Welt von einander geschieden denkt, den ewigen Gott als Schöpfer von der endlichen erschaffenen Welt derartig unabhängig, dass Gott ohne die Welt dasein könnte, nicht aber die Welt ohne Gott. Der Pantheismus dagegen nimmt an, jene Scheidung sei nur vorhanden in den Vorstellungen des Menschen, der die zweierlei Eindrücke der Raumerfüllung und Raumveränderung, welche in ihm die Weltvorgänge erregen, getrennt von einander auffasse und aufbewahre, dann aber, sie ausser sich versetzend (§. 5) als Zweierlei in der Aussenwelt deutet. Es sei, wie in so manchem anderen, die Verwechselung der Innenwelt mit der Aussenwelt; jene könne und müsse in ihren Eindrücken und Vorstellungen Unterschiede machen, um sich solche verständlich zu machen; alles

Daseiende gehöre aber als Untrennbares zusammen, sei Eines in vielen Formen, von denen jede sowol als Raumerfüllung, wie als Raumveränderung sich äussere, wenn auch nicht immer so stark, dass beide Eindrücke innerhalb der Grenzen unserer Sinne fallen. Was wir Stoff nennen oder Geist, seien nur die von der Aussenwelt empfangenen, zweierlei Eindrücke; es gebe aber weder geistlosen, todten Stoff noch stofflosen, lebenden Geist, sondern es gebe nur ein All, welches Raum erfüllend sich bewege in steten Umgestaltungen, die als Körper und Wesen fassliche Eindrücke auf uns machen und dadurch uns zur Erscheinung kommen. Was wir kennen ist nicht die Welt, sondern die Eindrücke, welche wir empfangen.

V. Ich möchte sagen, der Pantheist glaubt, die Welt habe sich selbst erschaffen, es sei alles Stoff oder Materie; ein Geist sei nirgends vorhanden; ein Höheres als der Stoff nirgends zu entdecken. Der Stoff gestalte sich um, man wisse nicht wie, noch warum; ein planloses durcheinander Wühlen von Stoffen und Kräften umringe uns, bedrohe uns von allen Seiten; der Einzelne möge sich zurecht finden, so gut es gehen wolle, denn heute roth, morgen todt; am besten sei es lustig zu leben, gut zu essen und zu trinken, der Liebe zu pflegen wo man sie finde und überhaupt Alles zu geniessen so viel wie möglich, da man nicht wissen könne, wie der Wirrwarr sich gestalte, wohin der Strudel uns werfe und unser Stoff auseinander fliege. Roher Materialismus, nichts weiter.

Mein Glaube ist die Zuversicht zum allwaltenden Gott, der mit höchster Vernunft das Gute vollbringt, in höchster Vollkommenheit daseiend, der die rohe Materie schuf und gestaltete, den todten Stoff belebt, die ganze Welt, also auch die Menschheit lenkt und fortbildet und Alles zum Besten führt; der die Menschen nach seinen Geboten leitet, damit es ihnen in diesem wie in jenem Leben wohlgehen könne; dessen Willen gemäs wir die Selbsucht unserer Natur überwinden und Gutes thun sollen so viel wir können und dessen Vatergüte und Weisheit wir vertrauensvoll das Ende anheimstellen dürfen. Unsere Losung ist nicht „geniesse“ sondern „wirke Gutes.“

S. Deinen Glauben hast du trefflich dargestellt, er ist deine eigene Überzeugung und die kann Jeder selbst am besten ausdrücken; er ist das Innerste, der Kern deines Wesens und macht auf mich einen erhebenden Eindruck. Dagegen verkennst du die Pantheisten, denn weder ihre Lehren noch ihr Leben giebt Anlass zu solcher Deutung und viele der grösten Männer der letzten Jahrhunderte gehörten zu ihnen. Sie lehren von keinem

planlosen Gewirre, sondern im Gegentheile wie in gesetzlicher Ordnung Alles sich regle und wie der Mensch sein Leben mit der übrigen Welt in Einklang zu setzen habe, um dauernd glücklich sich zu fühlen. Sie lehren auch nicht Genussucht, sondern im Gegentheile Mäsigkeit, um sich die Fähigkeit des Genusses zu bewahren, ebenso weit entfernt von Genussucht wie von Selbstpeinigung. In ihrem Leben zeigt sich eher eine Geringschätzung der Genüsse als eine Überschätzung derselben und ihren Eifer Gutes zu wirken bezeugt schon der Muth, mit dem sie herrschenden Vorstellungen entgegen treten und den Verfolgungen sich aussetzen, obgleich deren unmittelbare Folge eine Schmälerung ihrer Genüsse ist, sowol das ruhige Behagen stört, wie auch die Erwerbung der Mittel zum Leben mindert. Als Pantheist hat er geringe Aussicht auf Genüsse, die ihm viel eher zufliessen würden, wenn er seinen Glauben verleugnete oder versteckte, wenn er sich bemühete den herrschenden Glauben zu lehren, zu vertheidigen, zu stützen, um als stralende Gröse in der Kirche zu glänzen. Es würden seinem Scharfsinne hohe Würden und reichliche Einnahmen zufliessen, er könnte stolz herabblicken auf die dummen Menschen, welche vor ihm sich neigen und ihn durch Gebüren und Geschenke bereichern. Wenn er dabei in seinen Genüssen die übliche Grenze überschritte, den Leib zu sehr pflegte, dem Weine mehr als dienlich sich hingäbe, oder der Liebe zu auffällig und ungebürlich huldigte, würde er von allen Seiten Hülfe finden, um seine Ausschweifungen mit dem Mantel christlicher Liebe zu bedecken; alle Frommen würden beispringen und selbst die Obrigkeit an den meisten Orten die Augen schliessen, damit der Skandal verborgen bleibe. Wenn beim Ableben sich fände, dass der fromme Mann anvertrautes Gut verprasste, würde man allseitig sich bemühen, die Öffentlichkeit fern zu halten, die betrogenen Wittwen und Waisen mit einem theilweisen Ersatze abfinden oder sie so stellen, dass ihre Klagen ungehört verhallen; dem Andenken des frommen Mannes weihete man aber ein Denkmal. Der Pantheist hat nicht solche Aussichten: fette Würden und Ämter stehen ihm nicht offen und jede seiner Schwächen würde man an das Licht ziehen und thunlichst vergrösern, um sie seinem Glauben zur Last zu rechnen. Die Genussucht hängt demnach nicht mit dem Pantheismus zusammen, sie gehört weit mehr zum herrschenden Glauben, der überdies grösere Aussicht auf Befriedigung bietet.

V. Immerhin! ich will den Leuten kein Unrecht zufügen, noch weniger die Heuchler vertheidigen, welche den reinen Gottesglauben ent-

weihen, ihn lehren und empfehlen, aber dabei keinen anderen Gott kennen als ihre Begierden; die mit frommer Gier nach fetten Einnahmen haschen, mit Hochmuth auf ihren Nächsten herabsehen nnd mit keiner anderen Liebe ihre Gemeinde betrachten als der zu einer Herde, die sich scheren lässt. Ich hasse diese Pharisäer wie Jesus es that.

Nicht begreifen kann ich aber, wie Männer von Einsicht glauben können, die Welt sei nicht erschaffen, sondern aus sich selbst entstanden, und es gebe keine höhere Macht, welche sie leite. Stralen uns doch Zweckmäsigkeit, Ordnung und Schönheit aus Allem entgegen, so dass eine moralische Weltordnung nicht verkannt werden kann? Es muss ein Wesen da sein, welches diese Ordnung und Schönheit schafft und erhält, mögen wir das Wesen nennen wie wir wollen. Dieses höchste Wesen, Schöpfer und Erhalter des Weltalls, vermag Keiner zu verkennen, welcher menschlicher Einsicht zugänglich ist nnd nicht etwa absichtlich leugnen will. Das ist meine Ansicht, jetzt sage deine.

S. Es kann Niemand Etwas verkennen wollen was er erkennt, denn die Überzeugung ist eine Macht, die den Inhaber beherrscht, ihn fesselt und zwingt. Er vermag es über sich zu gewinnen andere Worte zu reden, um eine andere Überzeugung zu bekennen als die er besitzt; allein seine eigene Überzeugung ist mit ihm verwachsen und er kann sich erst dann ihrer entledigen, wann ihm eine andere deutlich wird, die jene verdrängt. Wir Menschen sind gar zu geneigt anzunehmen, dass Jeder dessen Überzeugung eine entgegengesetzte sei, entweder ein Unverständiger oder ein Heuchler und Lügner sein müsse; unsere eigene Meinung sei eine verständige nnd wahrhafte, die entgegengesetzte könne also nur unverständig oder unwahr sein.

Es giebt allerdings viele Heuchler und Lügner in der Welt, doch weniger als wir denken, am wenigsten aber unter Denen, welche Überzeugungen bekennen, die ihnen nicht Vortheile sondern Nachtheile bringen müssen. Wir werden uns und Anderen weit eher gerecht, wenn wir beachten, dass die einzelnen Menschen auf den verschiedensten Stufen der Bildung sich befinden und die meisten Irrthümer der Gegenwart ihr Zeitalter gehabt haben, in welchem sie irgendwo allgemein als richtig galten, als das Höchste der Erkenntniss, zu dem man zur Zeit vorgeschritten war. Wenn wir demnach finden, dass ein Anderer ganz verschiedener Meinung sei, so ist zweierlei denkbar: entweder steht er auf einer rückständigen

Stufe, so zu sagen in dem früheren Jahrhunderte als die Vorgeschrittenen der Zeit diese Meinung für richtig hielten; oder er ist uns vorangeeilt und unsere eigene Meinung ist rückständig geworden, so dass wir selbst in einem verflossenen Jahrhunderte uns befinden und er in der Gegenwart oder wir in der Gegenwart und er bereits ein Jahrhundert voraus, in die Zukunft hinein ragend.

V. Die Bescheidenheit gebietet mir anzunehmen, ich sei der Rückständige, der Irrende; doch möchte ich gern wissen warum.

S. Wie in allem Übrigen handelt es sich zunächt um den Standpunkt, den der Mensch einnimmt. Jenen Regenbogen im Osten bewundern in diesem Augenblicke Tausende Menschen, von denen wahrscheinlich keiner daran denkt, dass Jeder seinen besonderen Regenbogen betrachte, ähnlich den anderen, aber doch verschieden gestellt, je nach dem Standpunkte des Beobachters. Jeder glaubt sein Regenbogen sei der allgemeine, wie ein entfernter Kirchthurm derselbe sei für alle Betrachter und will es nicht glauben, wenn einer der Bewunderer ausruft, der Regenbogen durchwebe links jene Eichengruppe, weil er ganz deutlich sieht, dass der linke Fus auf dem Landsee ruhe und die Eichen gar nicht berühre; es scheint ihm, der Andere könne nicht richtig sehen oder lüge. Erst dann, wenn er auf den Standpunkt des Anderen sich stellt, wird ihm klar, dass dort das Sonnenlicht, von anderen Stellen zurückgeworfen, einen anders gestellten Regenbogen in seine Augen sendet.

V. Die Verschiedenheit der Regenbogen begreife ich. Allein im vorliegenden Falle handelt es sich nicht um Lehren der Optik, zu denen besonderes Verständniss gehört, sondern um einfache Beobachtungen, die Jeder ohne höhere Kenntniss begreifen kann; es handelt sich um Handgreifliches, das man wie mir scheint nicht verkennen kann, wenn man seine Augen offen hält. Ich will keine Böswilligkeit annehmen, aber es ist mindestens schiere Verblendung.

S. Du berufst dich auf das Handgreifliche, das sichtbar Vorhandene. Es wird Niemandem einfallen, dessen Vorhandensein zu leugnen; aber der Glaube, den du damit verbindest, ist nicht handgreiflich, sondern lediglich durch das Nachdenken, den Verstand der Menschen gefolgert worden. Es genügt nicht das Bewusstsein des Vorhandenseins der Welt, um an Gott als Schöpfer und Erhalter der Welt zu glauben, sondern dazu haben die Menschen durch Schlussfolgerungen Beweise schaffen müssen, an denen sie

sich halten und betreffs derer Dasjenige in Betracht kommt, was über die Fähigkeiten und Mängel des Menschenwesens erörtert worden ist.

V. Wolan! lasst uns die Beweise kennen lernen.

§. 251. Sohn. Zuerst mögte der sogenannte ontologische Beweis zu erörtern sein, herrührend von Anselm von Canterbury (1033—1109) und lautend wie folgt:

> „Wem alle möglichen Vollkommenheiten zugehören, dem kömmt auch das Dasein zu: das vollkommenste Wesen muss also da sein."

Vater. Das scheint mir sehr einfach.

S. Es scheint aber auch nur so, denn der ganze Satz schwebt in der Luft. Was er in der Schlussfolgerung beweisen will, setzt er schon voraus im Vordersatze; er hätte noch einfacher sagen können: Gott ist da (in seinen Vollkommenheiten), folglich muss er da sein.

V. Die anderen Beweise sind hoffentlich stärker.

§. 252. Sohn. Der nächstfolgende ist der sogenannte kosmologische Beweis, von Leibnitz, Clarke und Wolff vertheidigt; er lautet:

> „Aus der Zufälligkeit Dessen, was sei, müsse auf ein absolut Nothwendiges geschlossen werden, welches den Grund seines Daseins in sich habe und selbst letzter Grund aller Möglichkeiten sei."

Dieser Beweis geht ebenfalls von einer Voraussetzung aus, die zuvor des Beweises bedarf, ehe sie hingestellt und gebraucht werden kann. Man braucht nur die Zufälligkeit des Daseienden zu bestreiten, um den ganzen Beweis umzukehren, denn wer darf sagen, dass das Vorhandene zufällig da sei? Die Beweisart wäre für den Pantheisten weit brauchbarer als für den Deisten, denn Jener würde sagen:

> Da keine Zufälligkeit die Welt beherrscht, sondern gesetzliche Ordnung und Nichts ausserhalb derselben zu erkennen ist: so muss die Welt als ein absolut Nothwendiges erkannt werden, welches den Grund seines Daseins in sich habe und selbst letzter Grund jeder Möglichkeit sei.

Vater. Du setzest jener Behauptung eine andere entgegen; das ist keine Beweisführung. Ich will aber ebenso wenig die Zufälligkeit des Daseienden anerkennen und verzichte darauf, hieraus auf das Dasein eines absolut Nothwendigen zu schliessen und dieses als Gott aufzustellen.

§. 253. Sohn. Es folgt der sogenannte physiko-theologische Beweis:

„Aus der Zweckmäsigkeit, Ordnung und Schönheit der Natur ergiebt sich die Nothwendigkeit eines vernünftigen Urhebers und Regierers.“

Vater. Das ist auch mein Grund, auf den ich mehr Gewicht lege als auf alle anderen; der besteht jede Prüfung und sollte in goldener Schrift die Wände aller Kirchen und Schulen schmücken.

S. Dieser Grund findet am leichtesten allgemeinen Eingang, denn er schliesst ungezwungen allem Menschlichen sich an. Er haftet auch fester, denn der Einzelne, welcher ihn auf seine Urbegründung prüfen und bestreiten wollte, müsste seine gewohnten und auf anderen Bahnen richtig gefundenen Ansichten abstreifen, sich ausser sich setzen und solches hält überaus schwer; er bleibt deshalb um so eher seinem Gotte getreu. Wir wollen es versuchen zum Urgrunde einzudringen, da du auch andere Wege als deine bisherigen kennen lernen willst.

Das Vorhandensein Dessen, was wir Zweckmäsigkeit, Ordnung und Schönheit nennen, leugnet Niemand, denn der Pantheist hat wie der Deist dieselben Sinne, um Eindrücke zu empfangen, und denselben Verstand, um die Verhältnisse zu erkennen. Allein er sagt weiter:

a) dass anerkannt nicht alles Vorhandene jenen Bezeichnungen entspreche und wenn man also die Welt der Gottesvorstellung zum Grunde legen wolle, unzählbar vieles unzweckmäsig, unordentlich und unschön Befundene eingeschlossen werden müsse. Es genüge nicht einen Theil der Welt heraus zu reissen und darauf einen Schluss für die ganze Welt zu bauen, vielmehr müsse auch der andere Theil in gleicher Weise berücksichtigt werden; z. B. der endlose Vertilgungskampf, in den alle Wesen gezogen werden, die mörderischen Kriege der Menschen, nicht einmal zur Ernährung nöthig wie bei anderen Wesen, sondern stets frevelhaft begonnen und geführt. Ferner Alles was Hass, Neid, Sünde und Schande genannt werde, gehöre weder zur Ordnung noch zur Schönheit der Welt, auch nicht die Zerstörungen durch Sturm, Gewitter, Fluten, Feuer, Erdbeben u. a. die häufig geradezu Dasjenige verderben und verwüsten, was zweckmäsig, ordentlich und schön war, also zum Beweise des Daseins Gottes diente. Endlich die zahllosen verunglückten und verkrüppelten Wesen, welche entstehen und vergehen, ohne ihre Bestimmung zu erfüllen, d. h. den gleichen Lebenslauf der Anderen zu vollenden; wie auch alles Unreife, im Keime oder in der Blüte Geknickte, alles Schädliche, Giftige, so wie Krankheiten

nnd Seuchen, welche gute wie böse Menschen hinraffen, Ungeziefer, Unkraut n. s. w. Wenn man also die Welt in dieser Weise betrachten wollte, müsse man sagen, sie offenbare

zu einem Theile Zweckmäsiges, Ordentliches und Schönes;
zum anderen Theile Unzweckmäsiges, Unordentliches und Unschönes;

und wenn man hierans auf Urheber nnd Regierer schliessen wollte, so könne es nicht genügen einen weisen und vernünftigen anzunehmen, ohne einen unweisen nnd unvernünftigen daneben zn stellen. In dieser Weise verfahren die strenggläubigen Priester der Neuzeit weit folgerichtiger als die Theisten, indem sie den längst verstorbenen Teufel wieder aufleben lassen, nm seinem Wirken alles Dasjenige beizumessen, was sie mit einem vernünftigen Schöpfer und Regierer nicht in Einklang zu bringen wissen. Sie betrachten beide Seiten der Weltvorgänge in Bezug auf die Menschheit und unterstellen sie demgemäs zweien höheren Wesen. Freilich ist in Folge dessen ihr Gottesglaube nicht tröstlich oder erfreulich, denn sie glauben zn erkennen, dass das Reich des Bösen sich ausbreite, nnd sind in Folge dessen je nach der Stimmnng ihres Wesens entweder trübsinnige Kopfhänger oder zornmuthige Kämpfer wider das vermeintliche Reich des Tenfels. Wollte man die Vorsehung gestalten nach den Verhältnissen der Weltvorgänge, dann wäre es erforderlich entweder einen zweiseitigen Schöpfer nnd Erhalter anzunehmen, wie die Perser nrsprünglich ihren Ahnromasdao sich dachten, oder zwei Wesen: Gott und Teufel, wie die altgläubigen Christen.

b) Wenn man auch alles Unzweckmäsige, Unordentliche nnd Unschöne ansser Acht liesse, so sei es doch nur eine dem Menschenleben entnommene Schlnssfolgerung der Gottesgläubigen, dass die Welt einen unabhängigen Urheber haben müsse. Der Mensch falle auch hier in den Fehler (§. 18) sich selbst als Masstab für die ganze Welt zu betrachten und anzuwenden. Wir wissen allerdings, dass jedes Menschenwerk einen Urheber habe, möge er uns bekannt sein oder nicht. Allein dieses Wissen ist reine Erfahrung nnd leitet uns nur so weit, wie ein Vorhandenes Anderem gleich ist, dessen Anfertigung durch Menschen wir kennen. Dass der Stul oder Tisch, den wir benutzen, einen menschlichen Urheber habe, wissen wir daraus, dass sie nicht fertig auf Bäumen wachsen, sondern wir gesehen oder von Glaubwürdigen gehört haben, dass es Menschen gebe, welche Holz zerschneiden

und zusammensetzen in der Form von Tischen oder Stülen. Diese Schlussfolgerung ist aber nur zulässig beim Menschenwerk und auch nur solchem, zu dem der Mensch den Stoff nicht in sich trägt, sondern von aussen her entnehmen muss. Wenn wir aber diese Erfahrung benutzen wollten, um über die ausser dem Menschen liegende Welt zu urtheilen, dann läge es weit näher folgenden Schluss zu ziehen:

> da mir bekannt ist, dass Menschen so viel Zweckmäsiges, Ordentliches und Schönes schaffen: so schliesse ich, dass alles Zweckmäsige, Ordentliche und Schöne in der Welt durch bekannte oder unbekannte Menschen hervorgebracht worden sei.

Wir ziehen nur deshalb nicht diese Schlussfolgerung, weil die Erfahrung uns lehrt, dass Wesen vor unseren Augen entstehen, ohne von Menschen geschaffen zu sein, und dass unzählige Veränderungen vor sich gehen, die kein Mensch erregt. Der Mensch sieht sich dadurch verhindert die Welt Seinesgleichen zuzuschreiben; statt aber diese Bahn zu verlassen, verfolgt er sie über den Menschen hinaus und denkt sich einen übermenschlichen Urheber, den er möglichst menschenähnlich sich vorstellt, jedoch um so viel übermächtiger, als ein Mensch sein müsste, wenn er zu solcher Wirksamkeit fähig sein sollte. Daher kommt es, dass, je beschränkter die menschliche Erkenntniss von der Welt war, desto beschränkter auch seine Vorstellung von dem Urheber: die Krähen-Indianer Nord-Amerikas glauben, die Krähe sei Schöpfer und Lenker der Welt; die ältesten Semiten schrieben es den Wüstengeistern zu (Elim oder Elohim) und dachten diese so menschenähnlich, dass die Elohim zur Erde herabkämen, um bei den Menschen zu übernachten, Speise und Trank zu geniessen und mit ihnen zu reden und zu wandeln (1. Mose 18). Je mehr die Erkenntniss sich erweiterte, desto umfassender ward die Gottesvorstellung und in der Gegenwart strebt man dahin, sie zur Unermesslichkeit zu erweitern, weil der Mensch einsicht, dass er die Welt nicht ausmessen könne.

V. Es steht nichts entgegen bei diesem Glauben zu verbleiben, denn der Mensch als das edelste Geschöpf darf sein Wesen als Masstab anlegen bei Beurtheilung der Welt, von der er selbst ein Theil ist und zwar der ausgebildetste, den wir kennen. Was kann der Pantheist dagegen haben?

S. Er sagt, der Mensch war nicht gezwungen, auf ein unabhängi-

ges Wesen zu schliessen, sondern es lag viel näher bei der Beobachtung stehen zu bleiben und zu sagen:

„da Menschen die Welt nicht gemacht haben und ich keinen anderen Urheber erblicke: so muss ihr Bestehen aus sich selbst geschehen, in ihr liegen."

Statt dessen übersprang der Mensch dieses Näherliegende, um jenseit seiner Erkenntniss, in der aussersinnlichen Welt eine Veranlassung zum Dasein und Bestehen der Welt zu suchen.

V. Ich sehe nicht ein, was damit gewonnen wäre, denn man käme doch wiederum darauf zurück, die Zweckmäsigkeit, Ordnung und Schönheit der Welt anzuerkennen. Dieses muss aber seinen Ursprung haben in einer Vernunft und in einer Summe von Eigenschaften sich ausprägen. Will er diese nicht Gott nennen, so sage er Vorsehung, wenn er damit die höchste Vernunft und Vollkommenheit sich verständlicher machen kann.

S. Dieses führt zurück auf seinen ersten Einwand, in welchem er sagt, die Welt biete allerdings, nach menschlichem Urtheile, allenthalben Zweckmäsiges, Geordnetes und Schönes dar, aber auch zahllose Beweise vom Gegentheiligen. Wolle man also die Entstehung und Regierung durch übermenschliche Wesen sich erklären, dann bedürfe es eines zweiseitigen (gut-bösen) Wesens oder zweier Wesen, eines vollkommen guten, vernünftigen und eines vollkommen bösen, unvernünftigen, um die Welt als Kampfplatz und Erzeugniss der beiden widerstreitenden Mächte zu betrachten. Es genüge nicht einseitig das Gute hervor zu heben und daraus auf Vernunft zu folgern, sondern es musste auch die entgegengesetzte Seite aufgefasst werden, welche ebenso unleugbar vorhanden sei. Er verweist ferner darauf, wie die Hauptkirchen der Christenheit darüber einig wären, der Mensch sei von Grund aus böse, ihm hafte die Erbsünde an als Grundlage seines Wesens; diese Gläubigen müssten also die Schöpfung des Menschen aus einem bösen Willen herleiten, in dem die Vernunft nicht erkannt werden könne. Er hebt ferner hervor, dass nach den Behauptungen der Priester nur Diejenigen den dereinstigen Lohn des Guten, die Seligkeit, zu gewärtigen hätten, die den christlichen Glauben der bezüglichen Kirche festhielten und ihre Sünden tilgten; es wären danach nicht allein alle Heiden, Muhammadaner und Mosaiten der ewigen Verdammniss verfallen, sondern auch alle Christen, welche nicht der besonderen, allein selig machenden Kirche angehören und auch aus dieser Kirche Diejenigen,

welche sündig handeln und nicht ihre Sünden tilgen. Wenn also der Mensch vorwaltend böse sei in seiner Grundlage und aus 10 Menschen mindestens 9 der ewigen Verdammniss verfielen, dann dürfe der Gläubige nicht behaupten, dass Zweckmäsigkeit, Ordnung und Schönheit die Grundlagen der Welt seien. denn ein Geschöpf, welches zum Bösen geboren werde, während es zum Guten bestimmt sei, dürfe nicht zweckmäsig genannt werden; eine Menschheit, die zu 9 aus 10 der Hölle verfalle durch ihre Bosheit, gebe keinen Beweis der Ordnung und die Bestrafung durch Höllenqualen lasse sich nicht als schön erkennen. Zu diesen Ansichten stimme es weit eher, wie die gläubigsten Priester es thun, in allem den Teufel voran zu stellen.

V. Die Priester der meisten christlichen Kirchen übertreiben ihre Behauptungen in Bezug auf die Sünden der Menschen; manche verläumden förmlich die Menschheit und damit auch den Schöpfer, auf den es zurückfallen müsste, wenn seine Geschöpfe so überaus missrathen wären. Allein leugnen lässt es sich nicht, dass die Bosheit bedauernswerth gros sei, und dass das Gute einen schweren Kampf zu bestehen habe, in dem es häufig unterliegt. Namentlich offenbaren die mörderischen, grundlosen Kriege so viel Schlechtes, dass man Gefahr läuft, seinen Glauben an die allwaltende Vorsehung zu verlieren, wenn nicht dieser schöne Glaube so fest in uns wurzelte. Alles lässt sich aber erklären, ohne an einen Teufel zu glauben, denn das Böse lässt Gott geschehen, zur Prüfung und Läuterung der Menschen in ihrem irdischen Lebenslaufe, zur Vorbereitung auf das künftige Leben, welches um so herrlicher sich gestaltet, je mehr das Menschenkind sich frei hält von der Sünde. Der Allweise nimmt das Böse auf in seinen Weltplan, um es seinen höheren Zwecken dienstbar zu machen. Das Vorhandensein des Bösen ist wol vereinbar mit dem Glauben an den Allgütigen und man ist richtig verfahren, als man im vorigen Jahrhunderte den Glauben an ein Hirngespinust, den Teufel, abschaffte.

S. Du verstösest wider den christlichen Glauben, denn das Alte wie das Neue Testament, die Bekenntnisschriften der Katholiken wie der Evangelischen lehren das Vorhandensein des Teufels und dieser Glaube stand vor 200 Jahren noch so fest, dass ein Christ, welcher behauptet hätte, er glaube nicht an den Teufel, allgemein als verachtungswürdiger Freigeist betrachtet und behandelt worden wäre, als ein Mensch, von dem man das Schlechteste zu gewärtigen habe. Gottesglaube galt als halber

Glaube; erst der Glaube an den leibhaftigen Teufel machte ihn vollständig und wer nicht an den Teufel glaubte, dessen Gottesglauben hielt man nicht für ächt.

V. Immerhin! Der Teufel ist von jeher ein Geschöpf der Einbildung gewesen. Die Menschen, unbekannt mit der höheren Bestimmung des Bösen, haben dasselbe einem bösen Urheber zugeschrieben, den sie Ariman, Satan, Diabolus, Teufel u. s. w. nannten.

S. Du sagst, das Böse gehöre zum Weltplane und Gott lasse es zu, um die Menschen zu läutern und auf ein künftiges Leben vorzubereiten. Das Böse kann aber, deinen Ansichten gemäs, nicht von selbst entstanden sein, sondern ward erschaffen, und da du den Teufel leugnest, musst du erklären, dass Gott das Böse erschuf, und da das Böse eine so ausgedehnte Geltung in der Welt hat, dass es nahezu dem Guten gleich steht, nach den Ansichten anderer Gläubigen dasselbe gar überwiegt: so wirst du dem Schöpfer und Lenker nicht allein Gutes zuschreiben können, sondern sagen müssen, die Welt sei theils zweckmäsig, ordnungsmäsig und schön, also gut, und theils unzweckmäsig, ordnungswidrig und hässlich, also böse; beide Seiten sind neben einander und mit einander vorhanden. Demgemäs würde deine Gottesvorstellung sich umgestalten müssen, aber auch der Beweis für das Dasein Gottes, denn dasselbe dürfte nicht länger aus der guten Seite allein, sondern müsste aus beiden Seiten erwiesen werden, was sehr schwer fallen dürfte. Wäre es nicht viel bescheidener, wenn wir den Zwiespalt auf uns nähmen und sagten: die Welt ist wie sie ist, weder gut noch böse; wir Menschen nennen gut was uns gefällt, böse was uns missfällt, jeder nach seinem Bildungsstande verschieden; wir wissen nicht Alles zu erklären, denn unser begrenzter Verstand kann nicht Alles erfassen.

V. Ich finde nichts dawider.

S. Dann müssen wir auch unsere Deutungen aufgeben, darauf verzichten der Weltordnung menschenartige Beweggründe zuzuschreiben, über die wir nichts wissen können; wir müssen den Glauben an die Prüfung der Menschen fallen lassen, an die ewige Bestrafung Derer, welche dem Bösen anhangen. Wenn unter 100 Menschen nur einer die Prüfungen besteht, so wäre damit gesagt, dass die Menschen höchst mangelhaft erschaffen wären, was mit der Allweisheit nicht vereinigt werden kann; wenn man annehmen wollte, aus je 10 sollten 9 ewig bestraft werden für die ihnen anerschaffenen Mängel, so würde damit die Allgerechtigkeit geleugnet; wer

behaupten wollte, dass für die Fehler eines kurzen irdischen Lebens die Sünder mit den peinigenden Höllenqualen ewiglich bestraft werden sollten, würde die Allgüte und Allbarmherzigkeit leugnen; ein Weltenlenker, der seine mangelhaft erschaffenen Menschen so schrecklich quälen mögte, könnte unmöglich allselig sein. Mit dem Teufel muss auch die Hölle und ewige Verdammniss abgeschafft werden, denn mit dem Glauben an einen allweisen, allgütigen und allseligen Gott sind sie nicht vereinbar.

V. Ich brauche sie nicht aufzugeben, denn ich habe längst nicht mehr daran geglaubt. Sie sind uns gelehrt worden und es darf nicht verkannt werden, dass die haarsträubenden Darstellungen wol geeignet sind, dem Volke heilsamen Schrecken einzujagen. Aber mein Herz hat sich stets dagegen gesträubt und den Glauben an einen bösen Vater, der seine Kinder so quälen könne, nicht aufkommen lassen. Keine menschliche Gesellschaft, selbst unter den rohen Völkern, würde einem Vater gestatten, seine ungehorsamen Kinder so wüthend und anhaltend zu quälen. Solches vom allliebenden himmlischen Vater zu denken grenzt an Gotteslästerung.

S. Es freut mich, dass du dein Herz nicht mit gräulichen Gedanken gequält hast und einsiehst, dass der böse Glaube, den viele fromme und eifrige Priester predigen, der Gotteslästerung ähnlicher sei als der Gottesverehrung. Mit dem Teufel haben wir also die Hölle und ewige Verdammniss abgestreift. Die Menschheit wäre einer bösen Last entledigt, aber damit nicht das Böse aus der Welt geschafft; es bleibt und lässt sich nicht verleugnen.

V. Leider! Aber ich folgere, dass der allweise und allgütige Vater, der so unendlich viel Gutes in der Welt erschaffen hat, aus nothwendigen Gründen das Böse erschaffen haben werde, auch wenn mein Verstand nicht ausreicht, um die Gründe zu erkennen.

S. Wenn der Verstand nicht ausreicht, um die Gründe des Bösen zu erkennen, dann darf er auch nicht sich anmasen, die Gründe des Guten deuten zu wollen. Er würde sonst einem Teufelsgläubigen das Recht geben, den umgekehrten Schluss zu ziehen: „da so unendlich viel Böses in der Welt vorhanden ist, so glaube ich, dass auch das wenige vorhandene Gute vom Teufel herrühre und von ihm aus nothwendigen Gründen erschaffen ward, auch wenn mein Verstand nicht ausreicht, um sie zu erkennen." Wollen wir unsern Verstand bescheiden, dann müssen wir folgerichtig darauf verzichten, menschenartige Beweggründe in die

Welt hinein zu legen und es vorziehen die Welt zu nehmen wie sie ist.

§. 254. Vater. Warum? Je mehr wir forschen und zwar zu unserem Heile forschen, desto mehr erkennen wir die Zweckmässigkeit der Schöpfung. Es ist doch klar, dass der Vogel nicht die Weisheit besitzt, um seinen Körper mit Flügeln zu gestalten und sich so einzurichten wie es am zweckdienlichsten zum Fliegen sei. So in allem Übrigen kann nicht jedes Wesen selbst seinen zweckmässigen Bau, seine durchdachten Einrichtungen aus sich gemacht haben; selbst die Weisheit des Menschen würde nicht dazu ausreichen und wäre es auch der klügste Freidenker.

Sohn. Zuvörderst kommt in Betracht, dass wir Menschen zweckmäsig nennen, was uns geeignet scheint, einen nützlichen oder nothwendigen Zweck zu erreichen und je nach unserer Erkenntniss suchen wir zu erkannten Einrichtungen den Zweck oder zu erkannten Zwecken die Einrichtungen. Wir nennen es zweckmäsig, dass der Mensch aufrecht gehe, weil er aufrecht geht; wenn er auf allen Vieren ginge, würden wir dieses zweckmäsig finden, weil er um so besser sein Futter und die Spuren seiner Feinde auf der Erde suchen könnte. Wenn der Mensch fliegen könnte, würden wir es überaus zweckmäsig finden; nun ihm aber diese Gabe fehlt, sollten wir eigentlich den Mangel als überaus unzweckmäsig erklären, schweigen aber darüber, weil wir unsern Verstand nur berechtigt halten nach dem Zweckmäsigen des Vorhandenen zu forschen, nicht nach dem Unzweckmäsigen. Wir erforschen den Nutzen, den jedes Wesen aus seiner Gestaltung zieht, und nennen alsdann diese zweckmäsig, vergessen aber die Nachtheile, welche damit verbunden sind und auf Grund derer wir sie ebenfalls unzweckmäsig nennen dürften. Dass die künstlich gebaueten Fliegen mit ihren bewunderungswürdig gestalteten Augen die Spinngewebe nicht sehen und vermeiden können ist, menschlich geurtheilt, unzweckmäsig, denn dieser Mangel kostet ihnen das Leben, um Spinnen zu ernähren, die wiederum sehr zweckmäsig eingerichtet sind zum Fliegenfang, aber nicht zweckmäsig zum Schutze wider die eigenen Feinde. Dass viele Vögel ihre Nester in Grasbüschel legen, wo Eier und Junge leicht zertreten und von Raubthieren zerstört werden, ist nach menschlichem Verstande unzweckmäsig; wir würden bezeichnen können, wie es zweckmäsiger einzurichten wäre. Dass die Lungen des Menschen so leicht beschädigt und zerrüttet werden können, erscheint unzweckmäsig, denn sie bereiten in

Europa dem sechsten Theil der Menschen ein vorzeitiges Ende. Dass Krankheiten der Eltern auf die Kinder oder Enkel forterben, kann der menschliche Verstand nicht als zweckmäsig erkennen, denn er würde solches vermeiden, indem er nur kerngesunden Menschen die Fähigkeit zur Fortpflanzung verliehe nnd dadurch die vielen Missbildungen verhinderte. Wenn wir unsern Verstand anwenden, um das Zweckmäsige zu entdecken, dann dürfen wir unsere Augen nicht schliessen wider das unzweckmäsig Scheinende, denn wenn wir uns fähig halten, das Eine zu erkennen nnd uns berechtigt glauben dieses zu bezeichnen, so dürfen wir uns dem Anderen nicht entziehen. Wenn Alles anders wäre und dabei bestünde, so würden wir dieses zweckmäsig, ordentlich und schön nennen. Würden die Katzen singen können wie Nachtigallen, umherfliegen mit buntbeharten Flügeln, so würden wir darin Schönheit und Zweckmäsigkeit erkennen und einen hervorragenden Beweis zu Gunsten der Weltordnung darin finden. Wenn alle Bäume goldfarbig und alles Wasser rosig wäre, würden wir es als prachtvoll bewundern, als Beweis der Schönheit der Welt. Wenn alle Eichen, Buchen und Nadelhölzer grose Brodfrüchte trügen, würden wir es weise nnd gütig nennen und wenn Milch- und Weinquellen aus den Felsen rieselten, würden wir besondere Zweckmäsigkeit darin entdecken. Den Mangel an diesem nnd unzähligem Anderen müssten wir also als nnzweckmäsig bezeichnen, wenn wir unseren Verstand als Masstab gebrauchen wollen. Wir dürfen nns nicht erlauben den Verstand nur dann anzuwenden, wenn es uns gelüstet zur Beweisführung in einem Sinne, und ihn in allem Übrigen als nicht vorhanden ruhen zu lassen.

Überhaupt dürfen wir nicht vergessen, dass, wenn Pflanzen oder Thiere überwiegend unzweckmäsig eingerichtet wären, könnten sie nicht bestehen. Was wir zweckmäsig nennen, ist demnach lediglich ihr Vorhandensein, nur was ihnen ihr Dasein erhält, nennen wir zweckmäsig und was dem Einzelnen oder ganzen Arten den Untergang oder Tod bereitet, sind diejenigen Eigenschaften, welche wir als unzweckmäsig bezeichnen sollten. Die Eintheilung in zweckmäsig und unzweckmäsig, schön und hässlich ist lediglich Menschenwerk, geht nur in unserem Verstande vor sich nnd wir sind jeden Augenblick bereit, dieselbe Wahrnehmung, denselben Eindruck von der einen Seite nach der anderen zu versetzen, wenn die Steigerung der Erkenntniss unser Urtheil berichtigt. Wir Menschen bleiben aber nicht dabei, das Ergebniss der Erkenntniss in uns zu behalten,

sondern versetzen es ausser uns, bilden aus dem Erkannten eine Anzahl menschenähnlicher Eigenschaften, benennen sie wie am Menschen der ähnlich handelt und nehmen an, diese Eigenschaften müssten ebenso unabhängig sein von den Gegenständen und Vorgängen, aus denen wir ihr Vorhandensein folgerten, wie beim Menschen seine Eigenschaften vom Werke seiner Hände. Der persönliche Gott, an den die Meisten glauben, ist das mehr oder weniger erweiterte Menschenwesen; je nach den Weltvorgängen, die der Mensch erkennt, folgert er menschenähnliche Eigenschaften, vereinigt diese in Gedanken zu einer Persönlichkeit und wie er einem Menschen, der seine Werke zweckmäsig, ordentlich und schön gestaltet, die Eigenschaften des Verstandes, der Kraft, Weisheit, Güte, Glückseligkeit u. a. beimisst, so legt er sie auch seinem persönlichen Gotte bei. Findet er dagegen andere Eigenschaften zweckmäsig, wie Zorn, Rache, Grimm, Verderben u. s. w., so gestaltet er daraus seinen persönlichen Gott, wie Moses und die Israeliten ihren Jave, Asasel, Bal u. a. Kann man dagegen die Menge des Vorhandenen nicht absehen, nicht fassen, so fühlt man sich gedrungen, die Eigenschaften, also die Persönlichkeit unbegrenzt zu erweitern, den persönlichen Gott unermesslich und vollkommen zu nennen. Wie rein menschlich das Verfahren sei, kannst du daraus abnehmen, dass jeder Mensch seinen persönlichen Gott gestaltet nach Masgabe Dessen was er erkennt, ihm je nachdem die Eigenschaften eines Wütherichs giebt oder eines alliebenden Wesens, und dass selbst der Theist sich erlaubt, nur diejenigen Eindrücke zum Grunde zu legen, welche er zweckmäsig, schön und gut nennt, und dagegen alles Gegentheilige unbedenklich bei Seite schiebt.

§. 255. Vater. Wie ist es aber möglich eine Vorstellung von der Schöpfung zu erlangen, wenn man nicht die Ordnung der Welt erkennt, nicht den Glauben hat, dass ein unabhängiger Schöpfer mit vollkommenen Eigenschaften sie erschaffen habe und lenke?

Sohn. Man kann sich denken, die Welt habe ihre Regierung in sich, lenke sich selbst, habe aus einfacheren Formen zur jetzigen Gestaltung sich gebildet und bilde sich auch fernerhin fort in einer Weise, über die der Mensch von jeher grübelte, Rückschlüsse wie Vorausschlüsse folgernd. Die Rückschlüsse führten zu den Darstellungen der Weltschöpfung; die Vorausschlüsse zu den Beschreibungen des dereinstigen Weltunterganges. Beides seien Schlussfolgerungen des menschlichen Verstandes, die in den Vorstellungen der Menschen beruhen, und wir wüssten nur, dass die Welt

da sei. Wir selbst könnten und dürften uns auch über die Bildung derselben Vorstellungen machen, müssten aber jederzeit bereit sein, sie zu berichtigen oder durch andere zu ersetzen, sobald die gesteigerte Erkenntniss solches bedingt.

V. Die Welt aus und in sich selbst bestehend? Das ist der unsinnige, verstand- und gefühllose Materialismus, der alle Thatkraft, Moral und Sitte zu zerstören droht und leider in der Genussucht unserer Zeit seine Früchte treibt. Die geistlose Materie, der rohe Stoff ist also irgend einmal von selbst auf den Einfall gerathen, Etwas werden zu wollen, hat sich in Bewegung gesetzt, vermischt, entmischt und umgemischt, bis daraus zufälliger Weise Dasjenige geworden, was wir Welt nennen. Es hätte auch ebenso zufällig ein Anderes daraus sich zusammenfügen können und wir müssten uns darauf gefasst machen, dass im nächsten Augenblicke das Ganze sich umkehre und das Gegentheil erscheine. Etliche 60 einfache Stoffe setzen sich zu zweien, dreien u. s. w. zusammen und wie es sich gerade trifft, entstehen aus den Stoffen die Sonnen oder Kometen, Sternschnuppen u. s. w. oder aus wenigen Stoffen verschiedenartige Felsen oder Weichthiere, Seetang oder Adler, Mücken oder Elephanten. Die Materie kann Alles hervorzaubern, sich in jedes Beliebige umwandeln und wenn eines Tages fliegende Kamele die Luft durchsegelten oder Haifische in den Bäumen kletterten oder die Löwen im Weltmeere umherschwömmen, dürften wir uns nicht verwundern, denn der Stoff vermöge alles. Die Welt wäre also nichts Anderes als ein stätig wechselndes Gaukelspiel, ohne Plan und Ziel, ein tolles Durcheinanderwirbeln, je nachdem die Stoffe sich zusammen ballen, oder auseinander stieben; ganz das Spiegelbild der leichtsinnigen und genussüchtigen Menschen. Wenn die ganze Welt so leichtsinnig besteht, warum sollte der Mensch es anders treiben? ist er doch aus denselben einfachen Stoffen zusammen gesetzt. Heute lustig gelebt, denn wer weiss wie morgen der Zufall es fügt, das ist das Ergebniss solcher verderblichen Weisheit, die nichts Göttliches kennt, keine höhere Ordnung anerkennen will. Schierer Atheismus, nichts weiter!

Dieses sinnlose Menschentreiben hat aber ein Ziel. Man sieht deutlich die Klippen, denen das steuerlose Schiff mit trunkener, leichtsinniger Mannschaft zutreibt: Sitte und Ordnung gehen unter, es schwindet augenscheinlich die Achtung vor dem Gesetze und der Obrigkeit, der Glaube erstirbt und wird als etwas Veraltetes geringschätzig abgeworfen; Alles

was die Menschen vereinigte, die Bande der Familie wie des Blutes lösen sich, bis zuletzt die Zerrüttung unsere Nachkommen so weit entwürdigt wie die alten Völker, welche daran zu Grunde gegangen sind.

S. Zu allen diesen betrübenden Schlüssen führt dich ein Grundirrthum, den du nicht erschaffen, sondern wie wir alle in der Kindheit erlernt hast; wird er ausgerodet, dann fallen auch die Folgerungen. Es ist ein Irrthum, dass es einen todten Stoff, eine ruhende Materie gebe, denn Alles, was wir erkennen, ist in Bewegung; was wir körperlich nennen, ist nirgends für sich seiend zu erkennen und ebenso wenig was wir Geist nennen. Der Stoff ist ein Begriff, den die Menschen sich gemacht haben, als sie alles Vorhandene zur Erleichterung des Verständnisses eintheilten in rohen, sichtbaren, greiflichen Stoff und feinen, unsichtbaren, unfasslichen Geist, in Sinnliches und Übersinnliches, Materielles und Spirituelles. Der Irrthum ist eine Folge der Mängel des Menschenwesens, der Begrenztheit der menschlichen Sinne, in Folge derer er Alles todt nennt, dessen fortgehende Veränderung ihm nicht auffällig oder erkennbar wird und dagegen lebend, dessen Veränderungen des Entstehens und Wachsens er durch seine Sinne erkennen kann.

In den Gegenständen selbst ist diese Unterscheidung oder Trennung nicht vorhanden, denn es giebt keinen Stoff, der todt wäre d. h. unverändert verharrend; jeder Fels, ja jedes Sandkorn und jeder Metallsplitter befindet sich in fortwährender Bewegung und Veränderung; wir kennen weder Stoffe, die nicht zur Gestaltung kommen können, noch kennen wir Gestaltungen oder Bewegungen und Leben ohne Stoff, weder Materielles ohne Spirituelles, noch umgekehrt. Die Stoffe sind niemals todt oder geistlos, sondern haben die Fähigkeit zu vielen Gestaltungen, je nachdem sie mit anderen wahlverwandten Stoffen Verbindungen eingehen. Der gasige Sauerstoff wird mit fester Kohle zu gasiger Kohlensäure, mit gasigem Wasserstoffe zu flüssigem Wasser, wird aber auch, mit anderen Stoffen verbunden, zu Felsen, Pflanzen oder Thieren und bleibt unter allen Gestalten Sauerstoff, möge er Felsen bilden oder Metalle lockern, im Rohre Zucker erzeugen oder im Menschenhirne zur Schaffung der erhabensten Gedanken mitwirken. Der feste Kohlenstoff geht in Diamantform über oder sprudelt mit Sauerstoff verbunden aus Quellen hervor, geht in Blätter, Holz und Früchte der Bäume über, verbindet sich mit gasigem Wasserstoffe zu Fetten und Leuchtstoffen oder durchströmt im Blute unsere Adern, belästigt unser Gehirn oder erwärmt unsere Sohlen. In allen Fällen zeigt derselbe Stoff verschiedenartige

Wirkungen, je nach den Verbindungen, in welche er aufgenommen ist, und je nach den Verhältnissen zur übrigen Welt, in denen er zur Zeit sich befindet. Je nachdem z. B. die umgebenden Wärmezustände zur Zeit sich äussern, wirkt die Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff entweder als Dunst, Dampf, Wasser, Reif, Schnee oder Eis, von der unsichtbaren Gasform mit unbeschränktem Ausdehnungstriebe bis zur Kristallform, die in beschränkter Ausdehnung erstarrt, den Felsen gleich.

Die Erforschung der Vorgänge befestigt die Überzeugung, dass die einfachen Stoffe die Fähigkeit besitzen, nicht allein in die vorhandenen Verbindungen einzugehen, sondern in zahllose andere. Der Mensch hat viele Verbindungen erfunden und hergestellt, die noch nicht vorhanden waren, und manche der vorhandenen auch auf anderen Wegen hergestellt, als sie in den Wesen sich verbinden. Indem er Früchte in Gährung versetzt, stellt er aufregende Getränke her, schafft die Verbindung Alkohol, welche er sonst nirgends vorfand; aus demselben Eisenstein macht er durch verschiedene Behandlung Gusseisen, Schmiedeeisen oder Stahl; andere Verbindungen, die nur im organischen Leben erzeugt werden, wie Ölstis, Ameisensäure, Milchsäure, Gallenstoff u. a. stellt er ohne jene Vermittlung her. Die Mischverhältnisse, in denen die einfachen Stoffe sich verbinden, sind meistens genau bekannt, ebenso die Umstände, welche dazu mitwirken müssen, wie z. B. Metalle mit Sauerstoff zu Oxyden unter Mitwirkung des Wassers sich verbinden; andere Verbindungen gehen, so weit bekannt, nur im Leben der Pflanze vor sich, oder nur im thierischen Leben; viele Verbindungen bedürfen des Lichtes, um sich zu bilden oder aufzulösen, und andere Verbindungen ändern ihre Körperformen je nach dem Drucke, dem sie ausgesetzt sind. Der Mensch hat so viele Verbindungen und Bewegungen willkürlich erzeugt, dass er mit Sicherheit daraus schliessen darf und deren Gemeinsames in Gesetze zusammenfasst, um die festen Verhältnisse zu bezeichnen, die er in jedem einzelnen Falle vorfindet. Man kennt die verschiedenen Wahlverwandschaften der Stoffe, d. h. die grösere oder geringere Zuneigung zu einander, welche das Eingehen in Verbindungen oder das Auflösen derselben bedingen, so dass ein Stoff, der mit einem verwandten in Berührung kommt, sich mit ihm verbindet, selbst aus einer bestehenden Verbindung scheidet, um mit einem näher verwandten eine andere Verbindung einzugehen. Man hat die verbreitetsten Stoffe durch alle bekannten Verbindungen verfolgt, gefunden wie die Stoffe in den verschiedenen Verbindungen andere

Wirkungen oder Eigenschaften offenbaren und hat aus jeder Verbindung die einfachen Stoffe in der Gestalt hervorziehen können, in welcher wir irrthümlich gewohnt sind den Stoff todt zu nennen. Keiner der Stoffe ist jemals todt, sondern wirkt in jeder Gestaltung auf andere; nur ist der Bereich und die Art seiner Einwirkung abgestuft je nach den Verhältnissen, unter denen er da ist: am beschränktesten im unverbundenen Zustande, erweitert sobald er mit anderen Stoffen zur unorganischen Form sich verbindet, mannigfaltiger wenn er in das Pflanzenleben aufgenommen wird und am grösten im Thierleben, in steigender Folge von den rückständigsten Organismen bis zu den vorgeschrittensten im Menschen. Was ihr todten Stoff nennt, sind die Stoffe in ihrer beschränktesten Wirkung auf andere, in ihrem scheinbaren Ruhestande; sie sind aber nicht leblos d. h. nicht ohne Äusserung ihres Daseins, sondern die Einwirkungen sind so gering, dass sie euren Sinnen entgehen und darum nennt ihr sie todt. Der Phosphor mit Kalk zum Knochen verbunden, erscheint todt und ist doch derselbe, welcher mit Fett und Anderem zum Gehirne verbunden, im lebenden Menschen zur Schaffung der Gedanken mitwirkt. Je nach den Mischungen und Lebensumständen äussert der Stoff verschiedene Wirkungen.

§. 256. Vater. Das liefe also hinaus auf Stoff und Kraft oder Kraft und Stoff, auf die erhabene Lehre, dass in unserem Gehirne wie am Zündholze Phosphor verbrenne, mit dem alleinigen Unterschiede, dass dort Gedankenblitze daraus entstehen, hier eine Flamme zum Anzünden der Cigarre. Man brauchte also nur die Dummen reichlich mit Knochenmehl zu füttern, um durch deren Phosphor ihr Gehirn mit Gedankenblitzen zu erfüllen, sie zu grosen Denkern oder Dichtern zu machen.

Sohn. Ich wiederhole, dass jeder Stoff wirkt je nach der Verbindung, welche er mit anderen eingeht und je nach den Umständen (Weltverhältnissen) unter denen es geschieht. Der Phosphor am Zündholze befindet sich in einer anderen Verbindung wie der im Gehirne und hat deshalb beim Entzünden durch Reibung eine andere Wirkung als der Phosphor, den die Anstrengungen des Gehirnes verbrauchen. Die Wirkung eines jeden Stoffes ist verschieden, je nachdem er in unorganischer oder organischer Verbindung sich äussert, ob er im Pflanzenleben oder im Thierleben wirke und endlich nach der Stufe, auf welcher das bezügliche Einzelnwesen steht, welches ihn aufgenommen hat. Das Knochenmehl, dem Dummen eingegeben, könnte allerdings seinem Gehirne Phosphor zuführen, aber dort keine anderen Ge-

dankenblitze erzeugen, als zu denen seine besondere Bildungsstufe ihn befähigt; es mag derselbe Phosphor sein, den das Gehirn des Denkers oder Dichters empfängt, aber die Wirkung ist eine andere Gestaltung.

Du entgehst auch dieser Schwierigkeit nicht, wenn du die Thätigkeiten oder Wirkungen als Seele auffassest, denn alsdann ist es ebenso unerklärlich, wie es dumme und denkende Seelen geben könne, da doch alle menschlichen Seelen von derselben Beschaffenheit sind. Die Erklärung geht in beiden Fällen von der gleichen Grundlage aus, nämlich den verschieden abgestuften Wirkungen der Wesen und Gestaltungen der Welt: du erklärst sie im Menschen durch die verschiedene Abstufung der Menschengeister, im Thiere durch die Abstufungen der Thierseelen, in den Pflanzen durch das Pflanzenleben und in den Mineralien u. a. durch Kristallisation u. s. w. Der Freidenker dagegen erklärt alle Verschiedenheiten aus durchgehenden Ursachen, aus dem verschiedenen Verhalten der Stoffe je nach den Verbindungen, in welche sie eingehen und den Umständen, unter denen es geschieht. Dieser forscht, gestaltet sich Regeln und Gesetze und betrachtet die Lösung in der Erscheinung, in den Äusserungen des Vorhandenen; ihr dagegen schiebt ein fremdes Wesen (Geist, Seele) dazwischen und legt in dieses die stufenweisen Verschiedenheiten. Was der Freidenker Stoffe nennt, bezeichnet ihr als Stoff, aber ohne Fähigkeiten; was er Kraft nennt, spaltet ihr in Geist, Seele, Leben, Kristallisation u. s. w. Er scheidet aber Kraft und Stoff nur in Gedanken, hält dafür, dass sie in Wirklichkeit nicht geschieden seien, sondern nur die Verschiedenheit der Eindrücke bezeichnen, welche wir von der Raumveränderung (Bewegung) und der Raumerfüllung (Ausdehnung, Schwere u. a.) der Welt empfangen. Ihr dagegen trennt beide Erscheinungsformen zu verschiedenen Wesen und nennt sie todt als Stoff und lebend als Geist, Seele u. s. w., jenen als bewegungslos und diesen als anregend und bewegend. Was der Denker als innewohnend betrachtet, bringt ihr von aussen hinein, lasst es, wie die Schnecke im Gehäuse, darin wohnen und den vermeintlichen, todten Stoff gestalten zu einem lebenden Wesen.

V. Die lächerlichen Gebilde der Kraftstoffler führen aber keinen Schritt weiter, denn es bedarf eines Anstoses, eines Hinzutretenden und Eindringenden, um die in den lebenden Menschen aufgenommenen Stoffe menschlich wirken zu lassen. Möge er noch so getreu die Mischungsverhältnisse nachmachen, er wird nie ein organisches Gebilde schaffen können, nicht einmal die einfache Zelle, viel weniger einen Gehirntheil.

Wenn einem lebenden Wesen eine Partie des Gehirnes genommen und statt dessen die Stoffe hineingeschüttet würden, aus denen das Gehirn besteht (Fett, Phosphor u. a.) würde der Kraftstoffler bald finden, dass die Stoffe nicht genügen, um als Denken oder Fühlen sich zu bethätigen.

S. Das behauptet er auch nicht, denn er lehrt, dass es bestimmter Umstände bedürfe, um Verbindungen besonderer Art zu schaffen, dass Vorbedingungen vorhanden sein müssen, ohne welche die Stoffe nicht in einer besonderen Art wirken können. Die Stoffe zum Gehirne können nicht, in den Schädel geschüttet, wirken, sondern müssen, durch den lebenden Menschen verarbeitet, dahin gelangen, so lehrt es die Erfahrung und der Denker bescheidet sich demgemäs in seinen Voraussetzungen. Nur die Gläubigen lassen ihre Einbildung weiter schweifen und schaffen sich ein fremdes Wesen, dem sie Alles zuschreiben und das sie unabhängig vom Stoffe aufstellen, so weit es ihnen behagt. Wenn der Mensch oder das Thier bei Verkümmerung oder Herausnahme eines Gehirntheiles bestimmte Lebensäusserungen verliert, ohne das Leben einzubüsen, so ist die Erklärung des Denkers einfacher als die eurige, denn er sagt, die Stoffe im Gehirne des lebenden Menschen hätten an jener Stelle, vermöge der Umstände, bestimmte Wirkungen geäussert, welche mit dem Fehlen der Stoffe aufhören. Ihr dagegen dürft nicht sagen, dass die Seele verkümmert sei oder mit Herausnahme des Gehirntheiles ein Stück verloren habe, sondern müsst einräumen, dass die Seele noch ganz vorhanden sei, dass sie aber einen Theil ihres Werkzeuges verloren habe und daraus der Blödsinn oder das Aufhören der Fortbewegung u. s. w. entstand, dass also die Wirkung mit den Stoffen verloren gegangen sei, wiewol das Wirkende bestehen blieb. Schwierigkeiten in der Erklärung zeigen sich in beiden Fällen, nur sind seine Erklärungen fasslicher und zusammenhängender; er kann auch nicht alle Fragen lösen, sondern muss sehr wichtige den Nachkommen überlassen; nur was er löst geschieht einfacher als in eurer Weise. Da aber Erkenntniss wichtiger ist als Glauben, so neigen sich die Menschen mehr dorthin, zum Ärger der Theologen, die nur den Glauben an das Aussersinnliche, Unbegreifliche, Unfassbare zu lehren wissen und offen dabei bekennen müssen, dass sie es ebenso wenig erfassen können wie Andere.

§. 257. Vater. Das erledigt aber immer noch nicht die Frage, woher der A n s t o s z u r B i l d u n g d e r W e l t erfolgt sei, denn auch eure Gestaltung musste beginnen. Es war ein Wille erforderlich, der die Stoffe

anregte zur Verbindung und der die Verbindungen zu fortschreitenden Gestaltungen entwickelte. Irgend einmal, sei es vor Millionen oder Billionen Jahren, muss die erste Verbindung, die einfachste Formwandlung geschehen sein und zu diesem Anstose bedurfte es eines Willens, der auch in allen weiteren Umgestaltungen zu den Formen führte, welche wir als Einzelnheiten der Welt um uns sehen. Da wir bemerken, dass die Stoffe nach bestimmten Gesetzen, innerhalb fester Grenzen sich verbinden und demgemäs gestalten, so müssen wir einen gesetzmäsig wirkenden, vernünftigen Willen anerkennen, kommen also wiederum auf Gott zurück.

Du siehst, dass alle Weisheit, alle Forschungen, mögen sie sich ausbreiten oder vertiefen so viel sie wollen, immer wieder zurückführen zur Urquelle, zu Gott. Der Erdenwurm mag sich krümmen wie er wolle, um sich zu verkriechen vor seinem Glauben; nehme er Flügel der Morgenröthe und entfliehe an das äusserste Meer, steige er hinab in der Erde Tiefen oder erhebe sich über die Wolken, zerlege er die Wesen zu den einfachen Stoffen oder erfinde er neue Verbindungen, blicke ahnend hinaus in die fernste Zukunft oder forsche rückwärts zur entlegensten Vergangenheit, zu dem Augenblicke, in welchem der erste Atom den ersten Anstos empfing: er wird zu seiner Freude und Beschämung erkennen müssen, dass er seinem Gotte nicht entfliehen könne. Er muss anerkennen, dass ein Erstes, ein Ursprüngliches übrig bleibe und vorhanden sei, welches er nicht zu seinen 60 oder 70 einfachen Stoffen zählen dürfe, das auch nicht in seinen Tiegeln und Töpfen übrig bleibe, sondern ausserhalb seiner Stoffe und über denselben stehe. Zerlegt und verbindet so viel ihr mögt, forscht auf allen Wegen, geht streitend aus einander so weit ihr wollt; auch durch Zweifel und Finsterniss müssen alle Wege zu Gott führen, denn er lebt und wirkt in Allem, ihn trefft ihr auch, wo ihr ihm entfliehen wollt, denn er ist allgegenwärtig, also unvermeidlich.

Dieses Bewusstsein tröstet mich über Alles und giebt mir felsenfeste Zuversicht. Deshalb höre ich gern Weiteres von den vergeblichen Versuchen, welche das blöde Menschenkind anstellt, um seinem Gotte zu entrinnen. Möge der Forscher sich abmühen, das schadet nicht, denn sein Gottesbewusstsein wird nur so lebhafter erwachen, wird auch um so sicherer haften, wenn er am Ende niedergebeugt gestehen muss, es gebe keinen anderen Weg zum Heile, und jeder Irrweg, den er einschlug, habe ihn zurückgeführt zu der, dem Reuigen erschlossenen Liebe des barmherzigen Gottes.

Sohn. Deine Zuversicht ist so gros, dein Bewusstsein so beglückend für dich, dass ich ungern dazu schreite, sie zu erschüttern. Ich befürchte, dass Dasjenige, was ich dagegen biete, dich nicht so glücklich machen würde, und lasse dich lieber in deinem gewohnten Glauben, als dass ich dein Alter beunruhige.

V. Mache dir keine Sorgen, mein Sohn, denn du erschütterst mich nicht. Denke dir, wir hätten den Kampf auszufechten zwischen altem und neuem Glauben, der unvermeidlich ist und viel besser öffentlich geführt wird als schleichend im Gebüsche, heimtückisch mit giftigen Waffen oder gar mit Hülfe der Polizei und Ketzergerichte. Nur die Atheisten, welche Frömmler spielen, sind gefährlich; sie wären aber unschädlich, wenn sie öffentlich auftreten und ihr Inneres offenbaren müssten. Je mehr den Menschen die Gelegenheiten geboten werden, ihre Überzeugungen zu bekennen und festzustellen, desto sicherer kommen sie zu Gott. Ich glaube nicht, dass ein dummer Christ der gläubigste oder beste sei oder dass ein unwissender Mensch der vorzüglichste Statsbürger sein könne; nur rechtes Wissen macht gut und glücklich. Ich finde es unrecht, die Freidenker zu hindern oder gar zu bestrafen, denn ihr Widerstreben, ihr Forschen und Erläutern kann kein anderes Ergebniss liefern als die Gotteserkenntniss; sie müssen dem Gottesglauben dienen, auch wenn sie nicht wollen.

Lass hören, was die weisen Forscher mitzutheilen haben über den ersten Anstos, den anfänglichen und fortbildenden Willen, die Urvernunft, Gott.

S. Die Forscher sagen, eines Anstoses habe es nicht bedurft; denn die Welt in ihrer Erscheinung und unausgesetzten Veränderung gebe nicht den mindesten Anlass zum Glauben, dass sie jemals einen Anfang genommen habe; vielmehr leiste uns die Unveränderlichkeit der Stoffe die Gewähr oder lasse als wahrscheinlichste Voraussetzung erkennen, dass die Umgestaltungen in einer anfang- und endlosen Folge vor sich gehen. Was wir Menschen Zeit nennen, ist die Dauer eines oder mehrerer der verschiedenen sichtbaren Gestaltungen oder Bewegungen, deren Aufeinanderfolge wir als Zeiträume auffassen. Die Dauer eines Umlaufes der Erde um die Sonne nennen wir ein Jahr, bezeichnen sie als einen Zeitabschnitt; der Abschnitt vollzieht sich aber nur in unsern Gedanken, denn der Umlauf der Erde geht ununterbrochen fort. Wenn Stoffe sich zu Gestalten, sichtbaren Wesen verbinden, deren Formen wachsen und sich auflösen, waren nicht die Stoffe das Zeitliche,

sondern die vorübergehende Verbindung der Stoffe, welche zeitweilig in besonderer Gestaltung auf uns wirkte; die Stoffe waren, sind und bleiben dieselben, wenn auch ihre Wirkungen, d. h. die Eindrücke auf unsere Sinne verschieden sind, je nach der Weise ihrer Verbindung.

Die ewige Welt aus unverwüstlichen Stoffen hat den Grund ihrer Bewegungen in sich, bedarf keines Anstoses und keines äusseren Willens; sie ist Eines in jeder Beziehung und zu jeder Zeit; es giebt keinen Stoff ohne Kraft und keine Kraft ohne Stoff. Unsere Scheidungen in Kraft und Stoff, Bewegung und Raumerfüllung, Geist und Körper, Gott und Natur sind Gedankenvorgänge im Menschen; nicht etwas ausser ihm Seiendes, sondern sind seine eigenen Vorstellungen oder Begriffe, die er sich schafft, um die Verschiedenheit der Eindrücke zu bezeichnen und zu erklären, welche er empfängt von der Aussenwelt oder den Äusserungen seines Eigenwesens. Den Eindruck, den die Raumerfüllung der einzelnen Formen auf ihn macht, nennt er Stoff und den anderen, den ihre Bewegungen, ihre gegenseitigen Einwirkungen auf ihn machen, nennt er Kraft, Seele, Geist u. s. w., je nachdem er die gegenseitigen Einwirkungen in seinen Gedanken stufenweise über einander stellt. Alle Geschiedenheiten sind aber Schöpfungen unseres Verstandes, Vorstellungen in uns, nicht Geschiedenes ausser uns. Der Mensch verfällt dem Mangel seines Wesens (§. 15), dass er seine Innenwelt in seine Aussenwelt hinaus trägt und irrthümlich glaubt, dass weil er seine Innenwelt nach den geschiedenen Eindrücken von der Aussenwelt bildete, so müsse auch umgekehrt seine Aussenwelt nach seiner Innenwelt sich scheiden und gestalten. Wir sehen die Welt mit denselben Augen an wie ihr, empfangen auch dieselben Eindrücke, deuten sie aber einfacher als ihr; wir senken nicht unsere Einbildung in die aussersinnliche Welt, um das Erkannte unerklärlich zu machen und als Geheimniss zu bewundern, sondern bescheiden uns mit dem Erkennbaren.

V. Deine Erläuterungen treffen aber noch immer nicht den Kern, denn du bist Gott noch immer nicht entronnen. Du sagst, der Geist oder die Kraft sei nicht trennbar, sondern die innewohnende und dem Stoffe unter allen Umständen verbleibende Fähigkeit, die in ihrer Äusserung Kraft benannt werde. Wenn der Freidenker nicht tiefer eingreift, als die vollkommenen Eigenschaften, welche wir Gott nennen, dem Weltall als Ganzen beizulegen, dann ist der Unterschied nicht so gefährlich. Er wählt nur andere Bezeichnungen, die mir allerdings nicht gefallen wollen, weil ihnen

der warme Lebenshauch mangelt; der Stoff, die Materie ist eine gewohnte Bezeichnung, aber beim Aussprechen des Wortes Kraft oder Bewegung an die Stelle des Namens Gott, fröstelt mich, es kommt mir gottlos vor, wenn auch die Ewigkeit und alle vollkommenen Eigenschaften damit verbunden werden.

S. In Göthe's Faust heisst es:

Faust: „Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn.
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Fasst und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blinkend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir?
Erfüll' davon dein Herz so gros es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür; Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Margarethe: Das ist alles recht schön und gut;
Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bischen anderen Worten."

Es geht dir wie der Margarethe. Der Herr Pfarrer hat seit 1000 Jahren den heidnischen Namen angewendet und der gläubige Hörer, von Jugend

auf daran gewöhut, kann den Namen nicht missen; er ahnt, dass es mehr sein würde als eine Änderung der Bezeichnung. In dem gewohnten Namen liegt nämlich die aus dem Heidenthume stammende Vorstellung der Persönlichkeit, des menschenartigen Wirkens, der Trennbarkeit und Unabhängigkeit vom sogen. Stoffe. Sobald du Stoff und Kraft, Körper und Geist, Natur und Gott als zusammen gehörig und zusammenfallend bekennst, wird dir der Herr Pfarrer sagen, du glaubtest nicht mehr an Gott, selbst wenn du der Kraft alle göttlichen Eigenschaften beilegtest oder den gewohnten Namen Gott dafür anwenden wolltest.

V. Mag sein. Darin liegt aber eine bequeme Anshülfe für Diejenigen, welche ihren Gottesglauben aufgeben und doch mit dem Herrn Pfarrer in Frieden leben wollen; sie sagen „Gott" und denken „Kraft" als Denkvorgang.

S. Unter Denkern mit wenig Muth bei tiefer Kenntniss wird es deren geben; noch mehr unter den vorgeschrittenen Priestern. Ich fürchte aber, es giebt hundert Mal mehr, die sagen „Gott" und denken an gar nichts oder nur daran, dass es nothwendig sei, den Glauben zu pflegen, um das Volk im Zaume zu halten.

V. Schändlich, die Religion so zu entwürdigen. Wie ist es aber möglich, mit der Kraft oder Bewegung oder Einwirkung irgend eine Vorstellung von Weisheit und Planmäsigkeit zu verbinden? Das Vorhandensein beider kann doch Niemand in Abrede stellen?

S. Was du Weisheit oder Plan nennst, wird kein denkender Mensch in Abrede stellen, sondern auf demselben Wege wie du gelangt auch er zur Erkenntniss des Vorhandenen, und wie er dieselbe Fülle der Vorgänge auf sich wirken lässt, so gelangt er auch in seinen Gedanken zu den gleichen Ergebnissen. Nur beschränkt er sich nicht auf Dasjenige, was du Weisheit und Plan nennst, sondern nimmt auch die Vorgänge in seine Betrachtungen auf, in denen er diese Eigenschaften nicht erkennt, und dann sagt er, dass Weisheit und Planmäsigkeit nicht von aussen her den Vorgängen eingepflanzt werden, sondern dadurch entstehen, dass ein Theil der Vorgänge in unseren Gedanken zu Schlussfolgerungen Anlass giebt, die wir mit jenen Bezeichnungen verdeutlichen. Du wirst einsehen, dass Weisheit und Planmäsigkeit Eigenschaften sind, welche du in deinen Gedanken geschaffen hast; sie sind nicht Gegenstände der unmittelbaren Beobachtung, wie Formen und Farben, sondern sind Gedankenerzeugnisse,

zu denen der denkende Mensch gelangt, nachdem er an zahlreichen Vorgängen eine durchgehende Folge von Bewegungen entdeckt hat, deren Ziel er zu erkennen glaubt.

V. Allerdings sind es Gedankenvorgänge, aber fest begründete. Es bleibt sich gleich, ob ich sage: ich finde in der Welt Weisheit und Planmäsigkeit, oder ob ich es treffender ausdrückend sage: ich erkenne in der Fülle von Vorgängen diejenigen Bethätigungen, welche ich in meinen Gedanken als Weisheit und Planmäsigkeit zusammenfasse.

S. Richtig! Damit wird dir aber klar, dass die Vorgänge mit diesen Bethätigungen in Verbindung stehen, dass die Vorgänge und ihre Bethätigungen dasselbe sind, dass also Weisheit und Planmäsigkeit nicht hineingelegt sind, sondern von dir herausgezogen wurden, um sie in deinen Gedanken als ein Geschiedenes aufzustellen.

Der Freidenker beschränkt sich aber nicht auf diejenigen Vorgänge, welche Anlass geben zu den Vorstellungen der Planmäsigkeit, sondern beobachtet auch die übrigen und zieht aus der Gesammtheit seine Schlüsse.

V. Das mag er thun. Ich übersehe sie auch nicht, sage aber: ich erkenne in der Welt so viel Zweckmäsigkeit, Ordnung und Schönheit, dass ich schliessen muss, alles Andere was mir nicht so erscheint, werde der Höchste ebenso eingerichtet haben, obgleich ich blödes Menschenkind es nicht erkenne. Wenn mir Jemand als weise und fest bekannt ist, wenn ich ihn in zahllosen Fällen als solchen erprobt habe, dann schliesse ich, dass er auch in denjenigen Fällen so verfahren sei, die mir vielleicht auf den ersten Anblick als unweise erscheinen. Wir Menschen sind mit unserer Erkenntniss noch nicht am Ziele und werden noch vieles lernen müssen.

S. Der Vergleich ist nicht zutreffend, denn von einem Menschen, den du als weise und fest kennst, weisst du viel mehr als von den Weltvorgängen. Bei ihm magst du sagen, seine Unweisheit sei geringe im Vergleiche zu seiner Weisheit; von den Weltvorgängen gilt dieses aber nicht, denn wir wissen verhältnissmäsig wenig davon, kennen aus den vielen Millionen sichtbarer Sterne nur unsre kleine Erde und von den Vorgängen auf der Erde nur einen kleinen Theil, und in den erkannten Vorgängen stehen diejenigen, welche als zweckmäsig und schön bezeichnet werden, den anderen, welche dieses nicht erkennen lassen, an Zahl und Ausdehnung so nahe, dass noch fortwährend darüber gestritten wird, ob das Gute oder Böse überwiege.

Dass du dich bescheidest in den bösen Fällen ist richtig; aber warum sich nicht auch bescheiden in den guten Fällen? Der Mensch wagt sich mit seinen beschränkten Kräften daran, das Unermessliche zu messen, zieht zu dem Ende eine Anzahl von Vorgängen heraus, und bezeichnet deren Gemeinsames als Weisheit, Zweckmäsigkeit und Schönheit, weil er sie so bezeichnen würde, wenn sie Menschenwerk wären. So weit ist er kühn und fest in seinem Urtheile, wird aber sofort schwach und bescheiden, sobald er alles Übrige betrachtet, und begnügt sich mit der Vermuthung, dass sie ebenso gut sein mögen. Wenn nun aber das Andere überwöge, so müsste er vielmehr schliessen: ich erkenne so viel Unzweckmäsiges und Hässliches, dass ich folgern muss, das Übrige werde ebenso sein, wenngleich es zweckmäsig und schön erscheint. Es wäre dann deinem Vergleiche mit einem guten Menschen der andere mit einem bösen Menschen zur Seite zu stellen, indem ein böser Mensch auch häufig (aus Heuchelei, Schwäche oder Tücke) gute Handlungen verrichtet, d. h. Handlungen, die gut scheinen, aber im Grunde böse sind.

Die auffällig Frommen, welche die Welt im Ganzen und die Menschen im Besonderen als vorwaltend böse schildern, nähern sich in Wirklichkeit jenem Schlusse, indem sie in der Weltregierung den Teufel und die Hölle voranstellen, wozu sie folgerichtig gelangen, indem sie vorwaltend diejenigen Weltvorgänge auffassen, welche du unberücksichtigt lässest. Du betrachtest diejenigen als vorwaltend, aus denen auf Zweckmäsigkeit, Schönheit und Güte gefolgert werden kann, und gelangst zur Vorstellung von Gott und Himmel; sie dagegen betrachten die anderen Vorgänge vorwaltend, aus denen auf Zweckwidrigkeit, Hässlichkeit und Bosheit gefolgert werden kann, und gelangen zur Vorstellung vom Teufel und der Hölle. Der Grund liegt nicht in der Welt an sich, sondern in dem Menschen, der je nach den Verhältnissen seines Eigenwesens einen ihm zusagenden Theil der Weltvorgänge auffasst, daraus seine Vorstellungen, seine Innenwelt bildet, und diese ausser sich versetzend, seine Aussenwelt demgemäs gestaltet und eintheilt. Die Verschiedenheit der einzelnen Menschen ist der Grund, warum die selbe Welt, die selbe Fülle von Vorgängen so ganz verschiedenartige Eindrücke macht, so weit abweichende Vorstellungen erregt und zu entgegengesetzten Bezeichnungen verführt. Während die Menschen darüber streiten, sich verketzern und verfolgen, schweben sie immerdar in dem Irrthume, als stritten sie sich über die Beschaffenheit der Welt und

deren Lenkung; sie streiten sich aber lediglich um die Verschiedenheit der Eindrücke, welche die von Jedem verschieden ausgewählten Vorgänge auf ihn gemacht haben. Jeder reisst seinen Theil heraus, lässt ihn gelten als Muster für die ganze Welt und will nicht einräumen, dass Andere zu verschiedenen oder gar entgegengesetzten Schlussfolgerungen gelangen können, indem sie andere Theile herausrissen und ebenso wie er als Muster betrachteten.

V. Das geht mir zu weit. Ich sehe die Freidenker ein frevelhaftes Spiel treiben. Sie leugnen nicht die Weisheit und Schönheit der Welt, sagen aber dabei, es seien nur Bezeichnungen, Gedankenvorgänge und Erfindungen der Menschen. In Wirklichkeit könnten sie da sein oder nicht da sein, oder das Gegentheil überwiegen, je nach der Verschiedenheit des Masstabes, den der Einzelne anlege, oder seines Theiles, den er als Muster des Ganzen herausreisse. Es komme darauf an, wo er messe: lege er die Elle an das eine Ende, so finde er Alles weise und schön, am anderen Ende Alles unweise und hässlich. Es hange gänzlich von seiner Besonderheit ab, ob sein Grübeln zur Vorstellung von der Weltregierung durch Gott oder durch den Teufel führe.

Es muss etwas Festes geben. Wir dürfen nicht Alles in Ungewissheit schweben und schwanken lassen, denn besser ist ein mangelhafter Glaube, der fest stehet, als ein erleuchtetes Wissen, welches nie zum Abschlusse kommt. Autorität ist nöthig, sonst nimmt die Verwirrung überhand.

S. Auf allen Gebieten des Wissens ertönt der Ruf nach Abschluss, erhoben von Solchen, die Ruhe verlangen, ohne zu bedenken, dass es nirgends Ruhe giebt, selbst nicht im Grabe. Man will, dass der Glaube, die Religion feststehen solle, die Gesetzgebung, Einrichtungen und Sitten unverändert bleiben, dass die Wissenschaften in ihren Grundlagen und Systemen festgestellt werden, dass die Sprachen und ihre Rechtschreibung nach unabänderlichen Regeln angewendet werden sollen. Ein ganzes Heer von Pedanten übernimmt den Polizeidienst auf den verschiedenen Gebieten des Wissens und Jeder verlangt um der Behaglichkeit willen, dass die Wissenschaft auf derselben Stufe abschliessen solle, wo er seine Fortbildung zum Abschlusse brachte. Man erwägt nicht, dass die ganze Welt im stäten Flusse sich befinde, dass das Einzige, welches stätig ist, die Bewegung sei, welche Alles durchzieht, also auch alle Gestaltungen des Menschenlebens unausgesetzt umgestaltet. Betrachte z. B. unsere Sprache; sie verändert sich täglich, indem neue Wörter hinzukommen, und alte ausgeschieden werden, und uns erscheint die Sprache unserer Vorfahren ebenso veraltet

wie unsere Sprache den Nachkommen veraltet sein wird. Unsere Rechtschreibung ist im beständigen Flusse, und da wir glücklicher Weise keine Akademie haben, die ihre Verknöcherung in die Sprache hinein tragen könnte: so arbeitet Jedermann daran, mit mehr oder minderem Glücke, sie zu vereinfachen, um durch Kürzungen und Ausscheidung unnützer Bestandtheile sie wirksamer zu machen, Zeit und Mühe zu sparen. Unzählige Versuche finden in allen Zweigen der menschlichen Entwicklung statt; viele gelingen, noch mehr aber misslingen, haben aber dennoch ihren Nutzen geleistet, sei es dass der Widerstand das Bestehende befestigte oder zu anderen Verbesserungen zwang, die eingeführt wurden. Berechtigt zur Erstrebung von Verbesserungen ist Jeder, aber das Gelingen hängt davon ab, ob andere Menschen auf demselben Wege folgen wollen.

Was ihr als Weisheit, Zweckmäsigkeit und Schönheit der Welt auffasset, liegt lediglich in den stattfindenden Veränderungen, und wer also irgendwo Stätigkeit verlangt, widerstrebt den Grundlagen der Welt. Ruhe giebt es nirgends und wir beide, während wir uns bereden, verändern uns unausgesetzt. Vielleicht erkennen wir morgen als unrichtig, was uns heute richtig erschien oder umgekehrt und sind in solchem Falle verpflichtet, demgemäs unsere Erkenntniss abzuändern, um weiser zu werden. Wir dürfen weder die Verpflichtung übernehmen noch von Anderen verlangen, dass sie eine gehegte Überzeugung oder eine besondere Art der Geltendmachung monate- oder jahrelang folgerichtig durchführen sollen, nicht wanken oder schwanken in ihren Überzeugungen u. s. w., denn solches Begehren verleugnet das Vorhandensein der Fortbildung und könnte nur von Demjenigen genügend befriedigt werden, welcher zum Stillstande gelangt in seiner Bildung und sich verknöchert in seinen Überzeugungen. Weder Christenthum noch Reformation hätten entstehen können, wenn nicht Millionen Menschen den vordem feststehenden Glauben abgeworfen hätten, um dem neuen zu folgen, und ebenso sollen auch wir nicht hartnäckig sein im Festhalten von Vorstellungen oder Gewohnheiten, sondern im Streben nach Weisheit durch Berichtigung derselben. Wir sollen jede unserer Überzeugungen festhalten und vertheidigen, aber nur so lange wie sie es ist, und dürfen also an keine Zeitfrist des Festhaltens gebunden sein, da die Berichtigung schon in der nächsten Stunde erfolgen kann.

Alles und Jedes ist im Flusse, verändert sich stätig in Fortbildung und Rückbildung: die Erde im Ganzen wie in jedem einzelnen ihrer Be-

standtheile; die Menschen mit ihrem Glauben und Wissen, ihren Sitten nnd Sprachen und was dem Einen richtig erscheint, nennt der Andere gleichzeitig Lebende unrichtig und worauf Jemand heute schwören mögte, das muss er morgen verleugnen, wenn er mittlerweile seine Erkenntniss in diesem Punkte berichtigte. Ruhen und Beharren sind nirgends in der Welt als nur im Begehren Derer, welche ihre Fortbildung abgeschlossen haben nnd im Geniessen nicht gestört und aufgerüttelt werden wollen durch andringende Veränderungen und Verbesserungen.

V. Es darf aber den Freidenkern nicht gestattet werden, alle Begriffe umzukehren oder durch einander zu mengen, zu sagen, recht könne unrecht sein u. s. w., je nachdem man die Sache betrachte. Die Grundlagen aller Ordnungen dürfen nicht zum Gedankenspiele missbraucht werden.

S. Der Freidenker behauptet solches nicht, sondern berichtet nur was in Wirklichkeit geschieht. Du und andere Gottgläubige messen einseitig und ihr gelangt zum Glauben an Gott: Andere messen ebenso einseitig und finden den Glauben an den Teufel; der Freidenker erwägt beide Seiten und gelangt zu Ergebnissen, die verschieden sind vom Gottesglauben wie vom Glauben an den Teufel. Die Freidenker treiben kein Spiel, auch die beiden Arten von Gläubigen nicht; jene zeigen nur, wie die Gläubigen durch Einseitigkeit zu einseitigen Ergebnissen gelangen, die zu ganz entgegengesetzten Spitzen (Gott oder Teufel) führen. Blicke um dich, erforsche die Vorstellungen anderer Menschen und du wirst finden, dass diese Verschiedenheit in einer Reihe von Abstufungen vorhanden sei und dass Diejenigen, welche vorwaltend das Böse (Unzweckmäsige, Unordentliche und Hässliche) auffassen, keineswegs eine geringe Minderheit bilden, sondern dass du und deine Mitgläubigen, welche die Welt als gut und freundlich auffassen, in der Minderheit sind.

V. Ich habe die feste Überzeugung, dass der gütige Gott die Welt regiert, und wenn es mir nicht gelingt nach allen Seiten zu überzeugen, so muss ich mich bescheiden und anstatt der wissenschaftlichen, meine moralische Überzeugung geltend machen.

§. 258. Sohn. Wir haben in dieser Richtung eine der wesentlichsten Begründungen des Gottesglaubens zu erörtern, den moralischen Beweis, der von dem grosen Denker Kant (1724—1804) herrührt und ihn doch nicht wider die Verfolgungen der Frommen und Priester schützen konnte. Nachdem er alle vorherigen Beweise als ungenügend erkannt

hatte, fand er diesen Beweis, den er als Forderung der Vernunft aufstellte in etwa folgenden Worten:

„Die praktische Vernunft fordert vollkommene Angemessenheit unserer Gesinnungen und Handlungen zum Sittengesetze;

Diese, in Verbindung mit angemessener Glückseligkeit bildet das höchste Gut, nach welchem wir streben und streben müssen;

Das höchste Gut kann aber nur dann als erlangbar gedacht werden, wenn ein Wesen da ist, welches jene Übereinstimmung von Sittlichkeit und Glückseligkeit (das höchste Gut) in sich enthält;

Dieses Wesen, der Inbegriff des höchsten Gutes, ist Gott."

Vater. Der Grund mag sehr stark sein, da er von Kant herrührt, allein für mich ist er zu hoch. Der Gott als höchstes Gut oder Inbegriff desselben ist mir kein persönlicher Gott, kommt mir vor als sei er ein Gedankenvorgang, wie wenn Jemand sagte: „denke dir Dieses oder Jenes und nenne es Gott; irgendwo muss er da sein."

S. Es ist auch nur ein Gedankenvorgang und eine Wiederholung der einseitigen Auffassung der Welt. Ein Theil der Gesinnungen und Handlungen der Menschen macht auf denkende Beobachter günstige Eindrücke, werden deshalb „sittliche" genannt und aus dem Gemeinsamen derselben der Begriff „Sittlichkeit" gebildet. In gleicher Weise wird der Begriff „Glückseligkeit" gebildet, indem wir das Gefühl der ähnlichen günstigen Eindrücke, welche die Wirkungen sittlicher Handlungen auf uns machen, zusammenfassen und das Gemeinsame zur Bildung des Begriffes „Glückseligkeit" verwenden. Die beiden Begriffe fasste Kant zusammen in den Begriff „höchstes Gut", schuf also durch seinen Denkvorgang, einen umfassenden Begriff, der aber nur als Begriff vorhanden war, und indem er aus dem Begriffe auf ein Wesen schloss, welches jenen Begriff verkörpern sollte, verfiel er dem bekannten Mangel des Menschenwesens, seine Innenwelt in die Aussenwelt zu setzen, das Wesen ausser sich zu suchen, während es in ihm war. Kant allein enthielt die Übereinstimmung von Sittlichkeit und Glückseligkeit (das höchste Gut) in seinen Gedanken, und war also selbst der Gott, den er suchte.

Überdies war der Gedankenvorgang unzureichend, denn er liess Alles ausser Acht, was wir unsittlich und unglückselig nennen, und wer solches in gleicher Weise zu Begriffbildungen verwenden wollte, würde aus den Begriffen „Unsittlichkeit" und „Unglückseligkeit", den umfassenderen des

des „höchsten Übels" zusammensetzen, welches er, auf ein Wesen übertragend, als Inbegriff des höchsten Übels, als Teufel erkennen müsste. Es kann in keiner Weise zum Ziele führen, wenn man nur einen Theil der Weltvorgänge oder eine Seite der menschlichen Betrachtung zusammen fasst, um aus derem Gemeinsamen auf das Dasein Gottes zu schliessen, denn dieses fordert zur nothwendigen Ergänzung, dass aus dem anderen Theile auf das Dasein des Teufels gefolgert werde.

V. Giebt es noch andere Beweise?

§. 259. Sohn. Zu verschiedenen Zeiten, auch in der Gegenwart wiederholt, ist ein Verzweiflungsgrund geltend gemacht worden, indem nämlich Gläubige, welche einsehen, dass die Beweise für das Dasein eines persönlichen Gottes allmälig zerfallen, auf das verzweifelte Mittel gerathen zu behaupten, das Dasein Gottes als Persönlichkeit sei unumgänglich nothwendig und solle geglaubt werden, sei auch erforderlichen Falles durch Zwang zur Anerkennung zu bringen.

Vater. Das wäre ja traurig, wenn dem lieben Gotte in solcher Weise geholfen werden müsste; so weit werden nur wenige hirnverbrannte Gläubige gehen.

S. Viel mehr als du denkst. Die Anwendung des Zwanges ist aber nicht mehr so schroff wie früher, denn man hat nicht den Muth, Männer einzukerkern wie Galilei oder mit Füsen zu treten wie Spinoza; man greift dazu, den Andersgläubigen den Mund zu schliessen: man verleidete dem grosen Kant (1794) die Fortsetzung seiner Vorlesungen und den scharfsinnigen Fichte zwang man (1799) seinen Lehrstuhl zu verlassen; man kerkert nicht mehr ein, raubt aber die Sprache oder die Gelegenheit zum Lehren. Zwang dieser Art wird im Kreise eines jeden europäischen Volkes geübt, und zwar sind Priester der verschiedenen Statsreligionen die verfolgungssüchtigen Ketzerriecher, die sowol im eigenen Kreise spähen, wie in dem aller Lehrer, von der Hochschule bis zur Kinderschule hinab, begierig zu entdecken, ob irgendwo eine Abweichung gelehrt werde. Da aber nur die Worte, nicht die innere Überzeugung erspähet werden kann: so findet die Gemeinheit des Spähens ihre Ausgleichung durch die andere des Heuchelns, die erfahrungsmäsig dort am üppigsten wuchert, wo am strengsten über die Rechtgläubigkeit gewacht wird.

Besondere Aufmerksamkeit wird den sogenannten Gotteslästerungen

gewidmet, weil diese einer Bestrafung durch die Gerichte unterliegen, also der Verfolgungssucht Befriedigung bieten. Wie man Sokrates darauf hin zu Tode brachte, so mögte man an Jedem seine Rache üben, der die Weltvorgänge nicht dem höheren Befehle gemäs auffasst, und stellt im Widerspruche mit der Gottesvorstellung die man stützen will, die Behauptung auf, Gott könne gelästert werden, er werde durch das irrende, lästernde Menschenkind beleidigt und die Obrigkeit sei berufen, dieses zu rächen durch Einkerkerung, Absetzung u. dergl. Im Alterthume konnte man den triftig scheinenden Grund anführen, dass die Götter jede Lästerung an dem ganzen Volke rächen würden, es also ein Gebot der öffentlichen Sicherheit sei den Lästerer zu tödten, um Pest, Hungersnoth, Niederlage und andere Übel vom Gemeinwesen abzuwehren. In neuerer Zeit fehlt aber dieser schlagende Grund, man erkennt Gottes Langmuth und Barmherzigkeit an und nimmt dennoch keinen Anstand dem entgegen Rache zu üben in seiner Sache. Um diesem Vorwurfe zu entgehen, ist man auf die Ausrede verfallen, das Gesetz solle nicht Gottes Ehre retten, sondern das Ärgerniss bestrafen, welches solche Lehre gebe, und schreitet zur Bestrafung, auch wenn die Zuhörer erklären wollten, dass sie nicht geärgert worden seien; es ist also lediglich der Ärger der Richter, der in ihrem Urtheile sich ausprägt. Die Richter des States, zu denen auch die Priestergerichte gehören, werden Inquisitoren, um ihrer besonderen Glaubensvorstellung Stützen zu geben oder um einen Glauben aufrecht zu halten, den sie selbst nicht hegen, dessen Fortbestand sie aber vermeinen sichern zu müssen.

V. Ich bin ebenso sehr gegen Zwang und Verfolgungen, selbst in ihren geringsten Ausläufen. Wenn der Gottesglaube dadurch gehalten oder gerettet werden soll, dann geht er um so sicherer zu Grunde. Der Richter braucht Gott nicht zu stützen oder seine Ehre zu retten, und wenn Jemand durch Gotteslästerung, wozu auch Fluchen und Schwören gehört, Ärgerniss erregt, werden die Zuhörer entweder ihren Ärger zu erkennen geben zu seiner Beschämung oder ihn verachten, was zur Strafe und Warnung genügt. Ich denke wie Luther:

Ist es Gottes Werk, dann wird's bestehn;
Ist es Menschen Werk, wird's untergehn.

§. 260. Sohn. Wenn du den Zwang abweisest, so wird dir der Willens-Grund angemessener erscheinen, den Kant aufstellte in folgenden Worten:

„Ich will das Gute, Gott ist das Gute und kraft meines Willens ergreife ich den Glauben an Gott.“

Damit hört jeder Versuch der Beweisführung auf, also auch jeder Streit und Zweifel. Der Gläubige sagt einfach: Ich will an Gott glauben! Damit hält er sich innerhalb des Gebietes, wo er ein unbeschränktes Recht hat zu wollen was er will; er erkennt das gleiche Recht allen anderen Menschen zu, mögen sie den gleichen Glauben hegen oder einen ähnlichen oder ganz verschiedenen; sein Glaube steht fest, kann weder durch Gründe erschüttert, noch durch Lästerungen angetastet werden, denn Alles prallt an dem Willen ab, mit dem er den Glauben festhält.

Vater. Dieser Grund des ehrwürdigen Kant gefällt mir. Ich sehe ein, dass es vergeblich sei, den Unermesslichen in eine Vorstellung, ein begrenztes Wesen zu fassen und Beweise durchzuführen, die alle auf Endlichem begründet sein müssen, also jeder Vorstellung einen menschlich beschränkten Ausdruck geben. Wir können und dürfen aber mit vollem Rechte den Glauben an Gott zu einer That unseres Willens machen; dieses genügt dem Einzelnen, stellt ihn sicher gegen Zweifel und schont die Freiheit Anderer. Ich wüsste nicht was dagegen sein könnte?

S. Die Gottesgläubigen wenden Mehreres dagegen ein, was ihnen und anderen Gläubigen begründet erscheint und der Glaubensfreiheit gewaltsam entgegen tritt. Sie behaupten nämlich, der Gottesglaube d. h. der Glaube an einen persönlichen Gott, sei die unentbehrliche Grundlage unserer statlichen und gesellschaftlichen Ordnung; werde er dem freien Willen jedes Einzelnen überlassen, so gehe diese Grundlage verloren und unsere Ordnung, die ganze erworbene Bildung werde in Rohheit zurücksinken. Der Glaube dürfe nicht beliebig sein, sondern müsse gehegt werden und wer ihn nicht habe, sei ein versteckter oder offener Feind der statlichen und gesellschaftlichen Ordnung.

V. Das läuft ja wieder auf Inquisition hinaus und greift roher Weise in das Gebiet, wo Jeder seinem freien Entschlusse überlassen bleiben muss. Es ist allerdings möglich Menschen zu zwingen, zu bekennen was man hören will; hat man doch früher durch die Folter Unschuldige gezwungen, sich selbst todeswürdiger Verbrechen anzuklagen, die niemals begangen worden waren. Man wird nur erreichen, dass die Menschen heuchlerisch Etwas bekennen was sie nicht glauben, also nicht allein den Zweck verfehlen, sondern auch die Menschen verschlechtern.

Übrigens ist die Voraussetzung falsch, dass der Gottesglaube zu Grunde gehen würde, wenn man ihn dem freien Willen der Menschen überliesse; die Behauptung grenzt an Gotteslästerung, denn es heisst Gott die Fähigkeit absprechen, seinen eigenen Geschöpfen den Glauben einzupflanzen. Die Menschen sind nicht so gottlos im Glauben und Diejenigen, welche so roh sind, der statlichen und gesellschaftlichen Ordnung zu widerstreben, werden nicht durch Zwang, sondern nur durch Belehrung davon zurückgeführt werden; das Zuchthaus wird sie nicht vom Dasein Gottes überzeugen können.

Dagegen liegt Wahrheit in dem Satze, dass der Gottesglaube so sehr mit unserer statlichen und gesellschaftlichen Ordnung verwachsen sei, dass wenn er fiele, stünde zu befürchten, das ganze Gebäude unserer Ordnung und Bildung werde auseinander fallen. Was sollte alsdann noch Sitte und Ordnung aufrecht erhalten, was die grose Menge verhindern, ihren rohen Begierden Zügel schiessen zu lassen und Alles in den Staub zu treten was ihnen entgegen steht? Wir würden in eine Rohheit zurückfallen, ärger als die Barbarei der wilden Völker, denn es wüthete eine Barbarenhorde, versehen mit allen Mitteln und Waffen der Civilisation.

S. Die Geschichte lehrt, dass derartige Barbarenhorden inmitten gesitteter Völker stets unterlagen, weil ihnen die Mittel der Bildung fehlten und die Mehrheit des Volkes zu sehr betheiligt war bei der Aufrechthaltung der Ordnung, als dass die rohe Menge jemals die Übermacht erlangen konnte; sie vergeht längst vordem. Einen Erfahrungsbeweis geben überdies die Japanesen, welche keinen Gottesglauben besitzen im europäischen Sinne und dennoch Sitte und Ordnung aufrecht erhalten, in einem Grade wie keines der europäischen Völker es vermag.

§. 261. Vater. Zu jenen Heiden kann ich dir nicht folgen; bei uns Europäern ist der Gottesglaube zur Erhaltung der Sitte und Ordnung unschätzbar und im Vergleiche zu diesem sind andere Mittel roh und herabwürdigend. Der Mensch welcher weiss, dass das allwissende Vaterauge auch im Dunkeln über ihn wache, wird in seinen Gesinnungen und Handlungen tugendhafter verfahren als Diejenigen, welche nur das Auge der Menschen fürchten. Der Gläubige wird auch vertrauensvoller, muthiger und fester sein im Unglücke, weil er auf die Allmacht und Allweisheit Gottes sich verlassen kann, welche Alles zum Besten lenkt. Ein gottesgläubiges Heer ist von jeher ein tapferes und unverzagtes gewesen.

Der Stat hat also triftigen Grund den Gottesglauben zu pflegen, ohne jedoch zum Zwange zu greifen und Heuchler zu schaffen.

Sohn. Die gleiche Vorstellung hat schon vor mehr als 2000 Jahren bei den Hellenen geherrscht: sie glaubten ebenso, Sitte und Ordnung beruhe auf dem Glauben an die Götter, und die Denker, welche in ihren Lehren diesen Glauben untergruben, seien Feinde des States und der Ordnung. Die Römer erhoben denselben Vorwurf wider Juden und Christen, welche weder an die Statsgötter glaubten, noch andere verwandte Götter anbeteten, welche die Stelle der Statsgötter vertreten konnten. Unter den Katholiken entstand die gleiche Befürchtung, als die Reformation den herrschenden Glauben antastete, die allgemeine Kirche, welche so innig verwachsen schien mit aller Sitte und Ordnung, dass mit ihrem Untergange alle Bande sich lösen müssten. Jene Befürchtungen haben sich jedesmal als unbegründet erwiesen; es müssen also Sitte und Ordnung nicht auf dem Glauben begründet gewesen sein, sondern ausserhalb desselben ihre Stütze gehabt haben.

Die Überwachung des Menschen findet nicht durch den Gottesglauben statt, sondern durch seine eigene Erkenntniss, sein Gewissen; dieses verlässt ihn nicht, sei es helle oder dunkel: sich selbst kann kein Mensch entrinnen. Es giebt unter Denen, welche Gott bekennen, unzählige Bösewichter und die Erfahrung lehrt, dass dort wo der Glaube am stärksten sich äussert (Rom, Neapel u. a.) die Verderbtheit am grösesten sein könne. Was jenen Menschen fehlt, ist nicht der Glaube, sondern die Erkenntniss, denn wäre diese geschärft, dann würde sie als Gewissen der jederzeitige Wächter sein, es also des Gottesglaubens nicht bedürfen, der als alleiniger Überwacher so ungenügend sich erweist. Das Wirksame, welches du als Bewusstsein der Allwissenheit bezeichnest, ist die Erkenntniss des bezüglichen Menschen, das Gewissen, welches mit jeder Art der Gottesvorstellungen verbunden sein kann, aber auch mit dem Gottesbegriffe.

Dass ein Glaube muthiger und unverzagt machen könne, hat die Geschichte an vielen Orten bewiesen; jedoch haben ganz verschiedene Glaubensarten die gleiche Wirkung geäussert, so dass der im Christenthume herrschende nicht der allein geeignete ist. Die Hellenen leisteten im Vertrauen auf ihre Götter, den zehnfach überlegenen Perserheeren muthigen Widerstand und erkämpften glänzende Siege. Die Römer vertraueten ihren Göttern und beherrschten damit den grösten Theil der damaligen

gebildeten Welt. Die in Europa einwandernden Teutonen warfen sich um so muthiger in den Kampf, weil sie glaubten, jeder im Kampfe fallende Edle gehe sofort ein zur Walhalla, zur Seligkeit in Wodens Nähe. Der Araber, im Glauben an Allah und seinen Propheten, stürzte sich kühn auf die Ungläubigen, denn der Tod im Kampfe für den Glauben führte ihn sofort in das Paradies, zur ewigen Wonne. Der Muhammadaner sieht sein Haus brennen, verliert Alles was er hat und ruft unverzagt: „Allah will es, Allah ist gros.“ Im dreizigjährigen Kriege warfen Katholiken und Evangelische sich muthig auf einander zum mörderischen Kampfe: das Heer Gustav Adolfs wie das Pappenheimsche vertrauete auf Gott; jederseitig hielt man sich überzeugt, der eigene Glaube müsse der richtige sein, weil er Kraft und Zuversicht verlieh und weil sein Untergang die Menschen verschlechtern würde, so müsse der Andersgläubige getödtet werden. Der Vortheil haftet also nicht allein an dem Deinigen, sondern an jedem Glauben, der den Gläubigen auf ein Höheres hinweist als die beschränkten Vortheile seines Eigenwesens. Die Hinweisung auf ein Paradies oder eine Walhalla voll sinnlicher Wonne reicht bei rückständigen Völkern hin, um sie zur Todesverachtung anzuspornen; Vorgeschrittene verlangen höhere Vorstellungen und der Gottesglaube ist eine Vorstellung dieser Art, jedoch nicht die einzige, denn es vermögen Vaterlandsliebe und Streben für Menschenwohl die gleiche Wirkung zu üben; sogar die eitle Ruhmsucht oder der frevle Nationalhass sind leider dazu ausreichend.

V. Ein Gottesgläubiger wird aber, im Vertrauen auf den allweisen Lenker, jedes Leiden standhafter ertragen und dem Tode ruhiger entgegen gehen.

S. Der Unterschied ist in Wirklichkeit nicht zu spüren, denn der Gläubige wendet ebenso wie der Ungläubige, zur Abwehr oder Überwindung der Leiden jedes Mittel an, von dem er das Gelingen erhofft. Er erträgt nicht die Leiden, sondern kämpft wider sie; er verlässt sich nicht unbedingt auf den allweisen Lenker, sondern greift nach allen Seiten, um Hülfe zu erlangen. Ist er krank, dann fleht er nicht allein zu Dem, in dessen Hand sein Leben ruht und von dem er die Sendung des Todes erwartet, sondern lässt den Arzt rufen, greift zu Heilmitteln, selbst zu Wunderkuren und Beschwörungen, wenn ihm Hoffnung gemacht wird, dadurch geheilt zu werden. Wenn der Gottesglaube ihn beherrschte, müsste er solches unterlassen, denn Gottes Willen entgegen zu treten wäre Frevel und Gottes Willen als Bei-

hülfe zu dienen, dazu bedarf es der Mittel nicht. Der Gläubige verfährt ganz so, als ob er den Gottesglauben nicht besäse; er sucht seine Hülfe bei Menschen.

Die Ruhe im Tode ist eigenthümlicher Weise um so gröser, je geringer die Bildung des Menschen; dieselbe Wahrnehmung wird sogar an Thieren gemacht. Man hat beobachtet, dass Kühe, welche an Gebirgshängen weidend, fielen und dem Abgrunde zuglitten, nachdem ihre Anstrengungen zur Rettung vergeblich sich erwiesen, die Augen schlossen und sich ruhig dem Tode ergaben. Die Indianer Nord-Amerikas gehen als Gefangene dem qualvollsten Tode ohne Zucken entgegen, ertragen lachend alle Qualen von den marternden Feinden, ohne irgend welche Hoffnung am Leben zu bleiben. Die Neger gehen mit gröster Ruhe dem Opfertode entgegen, sehen ihre Genossen hinwürgen und beugen dann selbst den Nacken zum Beilhieb. Die indischen Rebellen wurden von den Engländern vor Kanonenmündungen angebunden, Reihenweise fortgeblasen und gingen dem Tode ruhig und selbst lachend entgegen, obgleich diese Todesart ausgewählt worden war, um auf Grund ihres Glaubens die drückendste Wirkung auf sie auszuüben. Dass der christliche Gottesglaube nicht dazu erfordert wird, erweist sich überdies auch bei höchster Bildung am Sokrates, der an die hellenischen Götter glaubend, mit bewundrungswürdiger Ruhe sich vorbereitete und den Tod empfing; wogegen Jesus im Tode, vom heftigsten Schmerze erregt, laut aufschrie (Matth. 27. 50) und ausrief: „Mein El! mein El! warum hast du mich verlassen!“ Was du dem Gottesglauben zuschreibst, hat seinen Grund nicht in demselben, sondern auf anderen Gebieten; dort kann es mit dem Gottesglauben zusammentreffen, aber auch ohne denselben vorhanden sein.

§. 262. Vater. Der Gottesglaube ist aber am besten geeignet für die Fassungsgabe der Menschen, denn die Persönlichkeit Gottes stellt ihn dem Menschen in seinen Gesinnungen und Gefühlen nahe, erklärt Alles so einfach und einleuchtend, dass man sagen muss: die Fasslichkeit des Gottesglaubens ist unübertrefflich. Das Hinaufgipfeln der Begriffe bis zu einem Allsein begreift kein Mensch; zu verlangen, dass das Volk auf euren Felsenpfaden hinauf klimmen solle zu jener Spitze, grenzt an Unsinn und heisst ihm seinen fasslichen Glauben nehmen, ohne ihm Ersatz zu bieten. Wollt ihr eure höheren Formen, so nehmt sie und fühlt euch glücklich; aber lasst dem Volke seine einfachere Form, die ihm zusagt und bei der es sich wohl befindet.

Wenn wir auch nicht den Unermesslichen ganz begreifen können, so sehen wir ihn im Einzelnen und fühlen ihn in uns in fröhlichen, wie in trüben Stunden. Wem zur Bewunderung nicht der prangende Sternenhimmel ausreicht, dessen Gröse der Mensch nicht ergründen kann mit seinen Millionen Meilen, der bereite sich Einblicke in die Einzelnheiten des Erschaffenen, vom Riesenbaume bis zur Alge, vom kleinsten bis zum grösten Thiere, blicke in sich in sein vielgestaltetes Seelenleben und wenn er dann den Glauben nicht auferbauen kann mit seinem Verstande, so überlasse er sich dem Drange seines Herzens und bekenne; ich fühle ihn! Heisst es nicht seine edelsten und erhabensten Gefühle Lügen strafen, wenn man diesem Glauben sich verschliesst?

Sohn. Du sagst Glauben, meinst aber in Wirklichkeit Gefühl, denn das Gefühl der Bewunderung ist es, welches dich beseligt, nicht der Glaube, in welchem du dem Gefühle Worte verleihest. Du betrachtest den gestirnten Himmel und rufst: „Wie herrlich sind Gottes Werke!“ Der Muhammadaner ruft: „Allah, wie erhaben ist deine Schöpfung!“ Der Bramine preist den Brama, dessen Weisheit die Sternenwelt schuf und lenkt, und der Chinese sagt: „Tien, wie bist du gros und schön!“ Jeder fühlt sich freudig durchschauert, aber nicht von seinem besonderen Glauben, sondern von dem Gefühle, welches ihn beim Anblicke des Sternenhimmels beseligt; sein besonderer Glaube gestaltet nur den Ausruf, leiht ihm das Wort, in welches er sein Gefühl lautbar werden lässt. Es bleibt sich gleich, ob er Gott, Allah, Brama oder Tien ruft oder ob er kein Wort redet, denn das Gefühl beseligt ihn in gleicher Weise, sobald seine Erkenntniss so hoch gebildet ist, um beim Anblicke des Sternenhimmels Bewunderung zu fühlen. Wer diese Stufe noch nicht erreichte, fühlt sie nicht, möge sonst sein Glaube sein, welcher er wolle; er geht gebeugten Hauptes seinen Weg und wenn er nach oben blickt, forscht er danach, ob Regen heraufziehe oder Sturm im Anzuge sei, der ihn belästigen könnte, oder angenehmes Wetter seinen Gang begleiten werde; der Sternenhimmel ist ihm lieb, denn er beleuchtet seinen Weg, aber Lanternen würden das Gleiche für ihn thun, dasselbe Gefühl in ihm erregen. Deine edelsten Gefühle sind Früchte deiner Erkenntniss, deiner Fortbildung und sind nicht vom Glauben abhängig; der Glaube möge sein wie er wolle, das Gefühl bleibt dasselbe, sobald nur die Bildungsstufe erreicht ist, welche zur Höhe und Tiefe des Gefühles der Bewunderung erfordert wird.

V. Es ist aber doch augenfällig und gar nicht zu verkennen, dass in

Allem, was geschieht, Gottes Allmacht und Weisheit sich ausprägt. Im Sturme und Gewitter wie im lachenden Sonnenscheine, auf Bergeshöhen wie in den Meerestiefen ist der Allgegenwärtige zu erkennen. Dass die Heiden andere Namen nennen, beweist nur, dass auch in ihnen der Gottesglaube aufdämmert. Wer seine Augen und Ohren gebraucht, muss es erkennen.

S. Wir wollen die Frage auf einem anderen Gebiete verdeutlichen, damit wir, frei vom Einflusse der von Jugend auf eingeprägten Bezeichnungen, unseren Glauben beurtheilen können.

Als die christlichen Glaubensverkünder im neunten Jahrhunderte nach Norden vordrangen, um die Sachsen, Friesen und Dänen zu bekehren, fiel es ihnen schwer, den Gewitterherrn Doner oder Thor aus dem Glauben der Heiden zu verbannen. Jene Völker hegten die Vorstellung, im Gewitter durchfahre Thor die Wolken auf seinem rollenden Wagen, schleudere den Blizhammer und sein rother Bart leuchte hell auf. Sie beriefen sich darauf, dass, wer Ohren habe zum Hören, müsse das Rollen des Wagens vernehmen, wer gesunde Augen habe, könne den geworfenen Blitzhammer dahin fliegen sehen, so wie das deutliche Aufleuchten des Bartes. Wer demungeachtet nicht an Thor glauben wolle, könne nur ein Blödsinniger oder Lügner sein, verdiene also Bedauern oder Verachtung, aber keinen Glauben. Ähnliche Schwierigkeiten stellten dem Zurückdrängen des Woden oder Odin sich entgegen, zu dem die Gläubigen alljährlich um Fruchtbarkeit und Gedeihen fleheten und dem sie alles Gute zuschrieben. War er zufrieden mit den Menschen, dann sandte Allvater, der alte Gute, ihnen Sonnenwärme und Regen vom Himmel herab, so dass Jedes gedieh; hatten die Menschen zu sehr gesündigt, dann schmälerte er seine Gaben, demüthigte sie, um sie zur Reue und Besserung zu führen. Diese sichtbaren und unverkennbaren Thaten des Allvaters hatte das Volk seit unvordenklichen Zeiten erfahren, sie waren nicht abzuleugnen und wer nicht an den Allvater glauben wollte, musste nach ihrer Meinung entweder das Leben des Volkes, das Gedeihen des Landes nicht kennen oder seine Augen blödsinniger, gar böswilliger Weise der Wahrheit verschliessen. Sie konnten nicht begreifen, wie Jemand so verblendet sein möge, den Allvater zu leugnen, da die Beweise seiner Vaterhuld wie seiner mahnenden Strafe so sichtbar und deutlich zu erkennen seien.

Unsere Vorfahren verwechselten die sichtbaren Erscheinungen mit der Deutung, welche ihre Einbildung geschaffen hatte. Jedermann konnte den

Blitz sehen und den Donner hören, aber nur sie dachten dabei an Thors Wagen, Blitzhammer und Bart, welche sie nicht sahen, aber zur Erklärung den durch Sehen und Hören empfangenen Eindrücken unterlegten und zur Bezeichnung der Eindrücke anwendeten. Sie sahen nicht den Allvater, hörten auch nicht seine Stimme, aber sie deuteten die Erscheinungen freudiger oder trauriger Art als Gefühle und Thaten des Unsichtbaren und hielten diese Verbindung zwischen den Erscheinungen und ihrer Deutung so fest, dass sie beide nicht ohne einander zu denken vermogten.

Auf derselben Grundlage ist deine Gottesvorstellung erwachsen; es ist noch immer der himmlische Vater, der Allvater unserer Vorfahren, aber erweitert und vielgestaltiger in den Bethätigungen, d. h. es sind viel mehr Vorgänge erkannt worden, die auf ihn gedeutet werden. Du schauest das Gewitter wie unsere Vorfahren, denkst aber dabei nicht an Thor mit seinem rollenden Wagen, sondern an Gottes Allmacht; du empfindest Sonnenwärme und Regen, erkennst Gedeihen und Misswachs und denkst hiebei gleich unseren Vorfahren an den Allvater; in letzterem Falle ist die alte Deutung geblieben, im ersteren aber verschwunden. Die Vorgänge und deren Eindrücke auf die Sinne haben sich nicht verändert, sondern nur die Erklärung, welche der Verstand der Menschen sich bildete, und die Weltvorgänge mit ihren Eindrücken würden dieselben bleiben, wenn auch die Menschen ihre Deutungen hundertfach abänderten.

V. Verschone mich mit den heidnischen Götzen, die kein Wesen hatten, sondern dem rohen Aberglauben entsprungen waren. Dergleichen ist nicht im Entferntesten mit meinem Gottesglauben zu vergleichen, der nicht auf Deutung einzelner Naturerscheinungen beruht, sondern —

S. Eine grose Menge derselben zusammenfasst, nämlich alle diejenigen, welche der Mensch weise und gut nennt. Da du aber das Heidentbum verschmähest: so will ich einen Beweis aus dem christlichen Glauben wählen. Du glaubst nicht an den Teufel?

V. Nein! Kein gebildeter Mann der Jetztzeit wird an solche Fratze glauben.

S. Weise ihn nicht so strenge ab, denn der Teufelsglaube ist nicht so unsinnig wie du denkst; er entstammt derselben Verstandesthätigkeit wie der Gottesglaube. Die Gegenwart ist noch keineswegs darüber hinaus, denn die Frommen ahnen, dass mit demselben das festeste Aussenwerk des Gottesglaubens verloren gehe, und suchen zum wohlverstandenen Schutze den Teufelsglauben wieder aufzurichten. Überdies weisst du, dass Jesus

an böse Geister und ihren Obersten (Belzebub) glaubte (§. 70), dass nicht allein die altchristliche (griechisch- und römisch-katholische) Kirche, sondern auch die ehrwürdigen Reformatoren Luther, Melanchthon, Zwingli, Calvin u. a. fest an ihn glaubten; dass es überhaupt sehr fraglich sei, ob du den Namen eines Christen beanspruchen darfst, wenn du nicht an den Teufel glaubst.

V. Immerhin! ich bin darüber hinweg und habe in meinem Glauben keinen Platz für den Teufel.

S. Du wirst aber nicht glauben, dass mit dem Teufel auch das ihm zugeschriebene Böse aus der Welt verschwunden sei?

V. Leider nein; den Bösen sind wir los, das Böse ist geblieben.

S. Du kannst dich aber überzeugt halten, dass vor 300 Jahren, wenn Jemand gesagt hätte, er glaube an keinen Teufel, die Gläubigen erstaunt und erzürnt gerufen hätten: „Wie? keinen Teufel? Verblendeter! kannst du das unzählige Böse in der Welt betrachten, wie Pest, Seuchen, Unfrieden, Hexerei und die endlosen Versuchungen, denen der Mensch ausgesetzt ist, ohne sofort grausend zu fühlen: das sind die Werke des Teufels? Willst du solche Bosheiten dem himmlischen Vater, dem allgütigen Gotte zuschreiben, Verruchter? Solches könnte nur ein Blödsinniger oder ein verhärteter Bösewicht wagen wollen!“ Läge es nicht ganz nahe so zu denken?

Die durch Abschaffung des Glaubens an den Teufel eingetretene Veränderung ist also nur gewesen, dass eine Fülle von Vorgängen, deren Ursprung der Mensch auf ein übermächtiges, böses Wesen gedeutet hatte, bei der Abschaffung keineswegs verschwanden, sondern seitdem nur anders gedeutet werden mussten. Das Gesammtbild schwand, welches der Verstand des Menschen geschaffen hatte, aber die Anlass gebenden Vorgänge blieben dieselben. Die Gläubigen werden dennoch ängstlich gefragt haben: „Wie können Sitte und Ordnung bestehen, ohne Furcht vor dem Teufel? Werden nicht die Menschen in Sünde und Schande versinken, wenn sie diese Furcht verlieren?“

V. Der Vergleich passt nicht, denn der Teufel war kein persönliches Wesen, sondern ein Schreckbild der Phantasie, dessen Verschwinden nur die Ansichten der Menschen ändern konnte, nicht die Weltvorgänge.

S. Auch nicht ihre Gefühle, denn das Grausen vor den schädlichen Weltvorgängen blieb dasselbe und man wählte künftig andere Ausdrücke zur Bezeichnung des unverändert gebliebenen Gefühles.

V. Das ist alles von keiner weiteren Bedeutung. Die Menschen wur-

den von einem Gespenste befreit und gestalteten seitdem ihre Vorstellungen einfacher. Gott dagegen ist ein persönliches, wirklich daseiendes Wesen, ohne das die Welt nicht da sein könnte, sondern in Nichts zurückfallen würde.

S. Im Glauben der Menschen war das persönliche Dasein des Teufels über allen Zweifel erhaben; Tausende hatten ihn gesehen, seine Hand oder Kralle empfunden und Andere, die frömmsten Leute ihrer Zeit, hatten Jene gefoltert und verbrannt, um solches, auch von ihnen geglaubten Verkehres willen. Dennoch konnte ein derartig fassliches Dasein, wie es noch Niemand Gott zugeschrieben hat, dem Glauben an den Teufel die Dauer nicht sichern.

Wenn aber die Welt nicht dasein könnte ohne Gott, sondern in Nichts zurückfallen müsste, dann wäre Gott Alles und ausser ihm Nichts. Nimm dich in Acht! Die Gläubigen nennen dieses Pantheismus und verketzern aus tiefster Seele den Glauben, dass Gott Alles sei.

V. So weit gehe ich nicht, sondern glaube, dass Gott Alles erschaffen habe und erhalte.

S. Aber erschaffen aus Nichts. Du stehst auf demselben Grunde, auf dem der Pantheismus erwachsen ist; denn wenn Gott die Welt aus Nichts erschuf, dann ist die Welt, das Erschaffene, nicht ausser ihm, sondern in ihm, weil ausser ihm nur das Nichts vorhanden. Gott und Welt sind danach das Daseiende, gehören zu einander und können nicht dasein ohne einander; es giebt keine Scheidung in Gott und Natur, Schöpfer und Erschaffenes, sondern nur ein All und ausser dem All ist Nichts; ein Schöpfer ohne Erschaffenes, Gott ohne Welt ist nicht denkbar.

§. 263. Vater. Das heisst falsch auslegen, wie der Teufel die Bibel liest; hineinlesen, nicht herauslesen. Der Weltenbaumeister und sein Werk sind verschieden. Gott hat die Welt aus Nichts erschaffen vermöge seiner Allmacht; die Welt als Erschaffenes ist verschieden vom Schöpfer, wie jedes Werk von seinem Hersteller. Ich will daran glauben und festhalten; der Meister kann nicht dasselbe sein mit seinem Werke.

Sohn. Zunächst möchte ich bemerken, dass dein Vergleich zwischen der Welt und den Menschenwerken nicht zutreffe, denn bei letzteren ist der Baumeister verschieden von seinem Werke, weil er den Stoff dazu nicht schafft, sondern von aussen her entnehmen muss und nur dessen Formen verändert, um ein Werk daraus zu bilden. Sobald aber der Mensch den Stoff aus sich selbst entnimmt, wie z. B. zu seinen selbstgeschaffenen Vorstellungen, dann ist er mit seinem Werke eines und dasselbe. Nach christ-

licher Lehre hat aber Gott den Stoff nicht ausser sich fertig vorgefunden, sondern in sich geschaffen; er setzte also seine Schöpfung nicht ausser sich wie ein Baumeister, sondern in sich wie ein Denker, und wie es der höchsten Vernunft gemäs ist: die Schöpfung ist in ihm und er in der Schöpfung. Die Scheidung in Gott und Natur, Schöpfer und Geschaffenes ist nur eine Vorstellungsweise des Menschen, das Erzeugniss seines Verstandes, zum Zwecke der Verdeutlichung. Er hat sie gebildet durch die unanwendbare Vergleichung der Welt mit menschlichen Bauwerken und ob er sie behält oder aufgiebt, bedingt weder das Bestehen noch das Vergehen der Welt, denn wenn er seine Vorstellungen tausendfach umändert, wird die Welt deshalb nicht zerfallen; sie überlebt den Menschen mit seinen Gedanken. Du würdest die Eindrücke, welche die Betrachtung der Weltvorgänge auf dich macht, nicht verlieren, wenn du den Glauben an die Persönlichkeit Gottes aufgäbest, sondern würdest nur deine Gefühle mit anderen Worten aussprechen.

V. Nein! nein! den Teufel gab ich willig auf, denn mit ihm ging eine schreckliche Vorstellung aus der Welt. Aber den persönlichen Gott gebe ich nicht auf, denn er ist keine Vorstellung, sondern ein Wesen. Diesen Unterschied bitte ich nicht zu vergessen, denn er ist wichtig.

S. Ein groser Unterschied ist allerdings vorhanden, wenn auch nicht der, den du anführst. Der Teufel schwand dahin in Nichts; Gott dagegen wird erhoben zum Allsein, zum Gegentheile des Nichts. Der Mensch ist in seinem Glauben an höhere Gewalten allmälig fortgeschritten von den einzelnen überlegenen (Thier-) Mächten zu den örtlich dem ganzen Verbande überlegenen (Waldbrand, Wüstensturm u. a.), hat demnächst aus verschiedenen Übermächten Götterreihen gestaltet (Himmelsvater und Erdmutter, Kriegsherr und Liebesherrin u. s. w.) und ist in höherer Gestaltung zum allumfassenden Gottesglauben gelangt. Gegenwärtig steht er bereit, die Unterscheidung zwischen Gott und Welt fallen zu lassen, die Gottesvorstellung in den Gottesbegriff umzuwandeln, der die Bewegung und die Raumerfüllung der Welt in Eines fasst. Indem der Fortschritt stufenweise zu Höherem gelangte, hat das Gefühl des Menschen jedesmal nicht verloren, sondern gewonnen; es ward auf jeder Stufe verfeinert und sein Gebiet erweitert. Der Mensch ward milder und glücklicher, je mehr er fortschritt in der Erkenntniss.

§. 264. Vater. Im Gegentheile sind die Menschen wilder und verruchter geworden; die Verschlechterung der Menschen durch

den Unglauben ist unverkennbar. An die Stelle der ursprünglichen Unschuld sind teuflische Klugheit und kalte Menschenverachtung getreten; aus glücklichen und gläubigen Kindern des Paradieses und Naturlebens sind unglückliche und überkluge Menschen geworden, die ihr Leben der Genussucht opfern, alle Zeit und Anstrengung darauf verwenden, die Mittel zu erwerben, welche zur Befriedigung der Lüste und der hohlen Eitelkeit erfordert werden. Die geordnete Thätigkeit ist in rastlose Gier ausgeartet; Jeder rafft und scharrt athemlos zusammen, bis der Tod ihn unterbricht.

Sohn. Im vorigen Jahrhundert ward sehr viel über den Urzustand der Menschen gedacht und geschrieben. Einentheils führte die zunehmende Verderbtheit der Sitten die Denker und Dichter zur Einbildung und Ausmalung von Zuständen, welche der herrschenden Verderbniss möglichst entgegen gesetzt seien und da die bestehenden Übel mit dem höchsten äusseren Glanze zusammen trafen: so folgerte man, dass Reinheit und Unschuld in den glanzlosen Verhältnissen der Urzeit geherrscht haben müssten. Anderentheils ward man darauf gebracht durch die Beschreibung des Lebens der Völker auf den damals neu entdeckten Inseln der Südsee, welche unbekannt mit der Verfeinerung der Europäer, gleich unseren Kindern unschuldig und glücklich dahin lebten. Da Alles mit der biblischen Beschreibung des Urzustandes im Paradiese übereinstimmte: so blühete die Vorstellung auf, dass die Menschen ursprünglich besser gewesen und im Laufe der Zeit immer schlechter geworden seien.

V. Es mag von der Phantasie der Dichter übertrieben worden sein, aber die Thatsache steht fest, dass die Menschen mit der Zeit schlechter geworden sind und zwar je mehr die sogenannte Civilisation zugenommen hat. Die Menschen lernen Alles, nur nicht glücklich zu leben; sie meinen Alles zu wissen, glauben aber Nichts. In früheren Zeiten waren die Menschen weniger gelehrt, aber begnügten sich und waren bescheiden; sie erkannten an, dass fromme und angesehene Männer höhere Kenntnisse besassen, und folgten deshalb willig ihren Anordnungen, glaubten was ihnen gelehrt ward. Jetzt aber dünkt sich jeder klug, lässt keine Autorität gelten und will selbst forschen auf allen Wegen, sich selbst leiten im Glauben.

S. Je mehr die Kunde vom Leben der rückständigen Völker zunimmt, desto deutlicher wird es, dass sie nicht allein an Kenntnissen, sondern auch an Sittlichkeit weit zurückstehen gegen die Bildungsvölker der Jetztzeit.

Die Bewohner der Südseeinseln, deren engelreine Unschuld man im vorigen Jahrhunderte den verderbten Zeitgenossen zum Spiegeln vorhielt, waren bei näherer Betrachtung behaftet mit Rohheiten und Lastern, die inmitten der Völker Europas vergleichsweise selten sind, und als ihnen die Versuchungen nahe kamen, denen die Rückständigen unter den Europäern ausgesetzt sind, erwiesen sich die sogenannten Naturkinder in jeder Scheuslichkeit weit überlegen. Unter jenen Völkern finden sich Menschenfresserei und Kinderopferung, geschlechtliche Verwilderung gräulicher Art, Kindermord, Fruchtabtreibung, gegenseitige heimtückische Überfälle, Diebstahl und Lüge; alles als Gewohnheit und ursprüngliches Leben derselben. Nachdem sie mit den Rohesten der Europäer bekannt geworden sind, haben sie auch deren Laster angenommen und sinken in Folge ihrer Sittenlosigkeit so sehr an Zahl, dass ihr baldiges Aussterben vorauszusehen ist.

V. Aber unsere eigenen Vorfahren waren gesitteter und zuverlässiger als die jetzige verdorbene Menschheit.

S. Man dachte sich solches, so lange man die Vorzeit nur wenig kannte. Je mehr aber die Kunde zunimmt, desto stärker erweist sich der Irrthum. Dass die Europäer der Jetztzeit manche Fehler stärker offenbaren als unsere Vorfahren, ist bekannt; mit zunehmender Erkenntniss wächst die Verwendbarkeit derselben im bösen wie im guten Sinne. Dagegen erweist sich aber auch, dass sie auf demselben Wege weit grösere Fehler abgelegt oder gemindert haben, so dass eine Abwägung der Sittlichkeit im Ganzen erkennen lasse, wie eine allmälige Verbesserung stattgefunden habe und noch jetzt fortschreite. Vor Jahrhunderten herrschten rohe Gewalt und blutige Befehdung bei allen Völkern Europas und die Kämpfe beschränkten sich nicht allein auf gegenseitige Ermordung der Krieger, sondern erstreckten sich auf das Verwüsten der Äcker, Niederbrennen der Saten und Wohnungen, Erstechen der Bevölkerungen jedes Alters; die Städte wie das flache Land waren Tummelplätze der Ruchlosigkeit; die Kirchen waren Versammlungsörter für ungehörige Zwecke, dienten Liebeshändeln und blutigen Kämpfen; Mönchs- und Nonnenkloster waren Pflanzschulen der Unsittlichkeit, Priester gingen in den Lastern voran; die Adlichen waren so unwissend, dass selten einer derselben lesen und schreiben konnte, dabei so roh und gewaltthätig in ihren Handlungen, dass Empörungen und Königsmord als Thaten des Adels ungewöhnlich oft vorfielen; Hinterlist und Eidbruch waren gebräuchlich in den Jahrhunder-

ten, die man früher als Zeiten der Mannhaftigkeit und des Treuwortes betrachtete. Je mehr man durch Vergleiche zur Erkenntniss gelangt, desto stärker erweist sich, dass die Sittlichkeit der Gegenwart mit allen ihren Mängeln höher stehe als jemals bei unseren Vorfahren.

Allerdings mangelt es der Gegenwart in sehr vielen Richtungen: Erkenntniss und Sittlichkeit sind noch weit entfernt vom Ziele. Bei Beurtheilung der Zustände wirkt aber wiederum der bekannte Grundmangel des Menschenwesens, welcher dazu verleitet, vorwaltend Dasjenige aufzufassen, was den Lauf des Gewöhnlichen unterbricht, und darüber das Regelmäsige, Stätige und Durchgehende der Vorgänge zu übersehen oder ungebürlich zurück zu setzen. Der Mensch lässt die Ausnahmen stärker auf sich einwirken als die Regel, fühlt sich erschüttert vom Bösen in der Welt, nicht aber vom weit überwiegenden Guten (§. 102). Dieser Mangel wirkt in der Gegenwart um so stärker, als der Bereich unserer Kunde stätig sich erweitert, durch die erleichterte Verbindung und die zunehmende Zahl der Nachrichten aus den entferntesten Ländern, worunter mit besonderer Vorliebe grausenhafte Vorfälle und unerhörte Unthaten berichtet und gelesen werden. Der regelmäsige Verlauf im Grosen und Ganzen wird wenig beachtet im Vergleiche zu den erschütternden Ausnahmen und der bedächtige Hörer oder Leser verfehlt nicht auszurufen: „Dergleichen kannte man nicht in früheren Zeiten; die Menschen werden immer schlechter." Dass man in früheren Zeiten Derartiges seltener vernahm, rührte aber nur davon her, dass die Kunden nicht weit reichten: Jeder hörte nur die Begebenheiten eines kleinen Bereiches und zog daraus seine Schlüsse, wogegen wir jetzt mindestens ebenso viele Nachrichten aus China und Japan erhalten wie früher aus den nächstliegenden Ländern.

Überdies dringt die Öffentlichkeit jetzt tiefer hinein in die Verhältnisse des menschlichen Lebens, erforscht sie, bringt sie in Zahlenübersichten und führt dem Lernbegierigen die Gesammtzahlen der Verbrecher groser Völker zur Anschauung. Früher hörte man nur von der kleinen Zahl der Verbrecher der nächsten Umgebung und erschreckt deshalb vor den unerhört grosen Zahlen der Gegenwart. Ebenfalls mehrt sich die Bewohnerzahl aller Länder und die Bevölkerungen der grosen Städte wachsen stärker heran als je zuvor. Die Zahl der Verbrechen kann dadurch zunehmen, wenngleich das Verhältniss zur Bewohnerzahl sich bessert. Ferner zieht die Überwachung der Gesetze, so mangelhaft sie auch noch geführt wird,

viele Verbrechen und Verbrecher an das Licht, die früher unbeachtet blieben. Es vereinigen sich also mehrere Ursachen, um scheinbar das Verbrechen zu steigern. So weit man aber aus den Gesammtzahlen im Vergleiche zu den Bevölkerungszahlen zu schliessen vermag, zeigt sich eine allmälige Abnahme der Verbrechen, sowol in der Vergleichsmenge zur Bevölkerung wie auch in der zunehmenden Milderung der Arten des Verbrechens. Selbst die Verbrechen verfeinern sich: diejenigen der Rohheit und Gewalt schwinden und andere, deren Begehung List erfordert, treten an ihre Stelle, richten sich aber überwiegend wider das Eigenthum, während jene das Leben Anderer bedroheten; auch die Entdeckung und Bestrafung wird jetzt mehr durch List verhindert, wogegen früher offene Gewalt diesem Zwecke dienen musste. Die ermittelten Zahlenverhältnisse erweisen, dass die Europäer im Allgemeinen besser geworden sind, und dieses würde noch überzeugender erkannt werden, wenn die guten Handlungen ebenso gewissenhaft berichtet und aufgezählt würden wie die bösen.

Auch in der Duldsamkeit sind die Menschen augenscheinlich milder geworden, also in einer Richtung, die in unmittelbarer Verbindung steht mit der Religion und dem Gottesglauben. Wenn demnach der Glaube abgenommen hat, wie die Priester behaupten, so hat jedenfalls die Liebe zugenommen und da die Menschenliebe zum Wohle Aller erforderlich ist, so muss ihre Zunahme als eingreifende Verbesserung gelten. Von dem grimmigen Glaubenshasse und den blutigen Verfolgungen früherer Jahrhunderte sind nur noch geringe Spuren verblieben, denn die Katholiken und Evangelischen wohnen jetzt friedlich zwischen einander, verkehren und achten sich gegenseitig. Die zahllosen Unterscheidungen zwischen den Evangelischen führen nicht mehr die örtlich Minderzähligen auf das Blutgerüst, ins Gefängniss oder in die Verbannung; selbst die Zurücksetzung der Andersgläubigen schwindet, um gleiches Recht für Alle zur Herrschaft zu bringen.

V. Woher kommt das? Der Glaube schwindet, die Menschen werden gleichgültig gegen die Religion und dieser Indifferentismus erstickt den Glaubenseifer, der wenigstens zeigte, dass noch ein Glaube da war. Ich bin auch milde und duldsam gesinnt, mögte aber, dass der feste Glaube geblieben wäre, der nur in seiner Verirrung zur Unduldsamkeit führte.

S. Die Geschichte lehrt, dass der feste Glaube, den du zurückwünschest, nur in der Unduldsamkeit, im Hassen und Verfolgen Anders-

gläubiger sich bethätigte, im Übrigen aber von geringer Einwirkung auf die Sittlichkeit war. Die Menschen glaubten blindlings was die Priester lehrten, das war ihr fester Glaube; sie hassten grimmig Jeden, den ihre Priester als ketzerisch, abgöttisch oder ungläubig bezeichneten, das war ihre Religion; sie verpflegten die Priester, opferten ihre Güter und Ersparnisse den Kirchen und Klöstern, befolgten die eingeführten Kirchengebräuche und Religionsübungen, das war ihr schöner Glaube, der sie zu Musterbildern frommer Christen machte. Sie begingen nebenher Schandthaten in Menge, äusserten aber hinterher um so heftiger ihre Zerknirschung und erkauften sich die Vergebung der Sünden für bares Geld. Der Priester nahm sie als Kind für die Kirche in Empfang, leitete sie durch das ganze Leben und gab ihnen im Scheiden die Wegzehrung; die Verehrung ihrer Priester war ihr Glaube und hätte der Zufall es gefügt, so wären sie ebenso gläubige d. h. ebenso hassende Muhammadaner geworden. Die Rückführung zum ehemaligen Glauben würde den Glaubenshass zur neuen Blüte bringen oder die Menschen zur dumpfen Zerknirschung herabdrücken, wie sie noch hie und da hervorbricht, wo katholische oder evangelische Priester auf kurze Zeit das Sündenbewusstsein oder die Höllenfurcht der Rückständigen aufstacheln. Glücklicher Weise ist die Zurückführung der Glanzzeit des Priesterthumes unmöglich geworden.

§. 265. Vater. Wir dürfen aber den Gottesglauben nicht verlieren, denn er ist die G r u n d l a g e d e r e u r o p ä i s c h e n G e s e t z g e b u n g; wenn er schwände, würde Alles wirkungslos sein, jede Achtung vor den Gesetzen aufhören.

Sohn. Lasst uns in Kurzem untersuchen, in wie weit der Gottesglaube diese Grundlage bilde. Die europäische Gesetzgebung ist nicht zu einer bestimmten Zeit fertig geschaffen worden, sondern besteht aus einer Menge von einzelnen Gesetzen, die seit Jahrtausenden allmälig sich angesammelt haben, von verschiedenen Seiten hergebracht, zusammengeflossen und umgestaltet, so dass sie gegenwärtig ein unordentliches Gemenge bilden. Der Wust ist so unklar, dass zahlreiche Gelehrte keine andere Beschäftigung haben als in jedem streitigen Rechtsfalle diejenigen Bestimmungen hervor zu suchen, welche Anhalt geben können zur Entscheidung zwischen den entgegengesetzten Deutungen beider Parteien. Nicht allein sind die Entscheidungen der gelehrten Richter einander widersprechend, sondern es wird auch den Anwälten sehr leicht, durch die Unbestimmtheit der Gesetze

die Rechtsfrage zum Vortheile ihrer Auftraggeber so zu verdunkeln, dass es häufig eines langen Kampfes der Richter wider die Böswilligkeit der Anwälte bedarf, bevor die Grundlagen der Entscheidungen ermittelt werden können. Unsere Gesetze stammen zum grösten Theile aus der heidnischen Zeit, aus der Urheimat unserer Vorfahren und von den heidnischen Römern; es herrschte damals der Glaube an Götter, aber nicht was du Gottesglauben nennst.

Ebenso wenig liegt der fortgehenden Gesetzgebung der Gottesglaube zum Grunde: die Gesetzgeber lassen bei ihren Strafbestimmungen gänzlich ausser Acht, dass Gott als allwissender Lenker alle Vergehungen überwache und als allgerechter Richter sie bestrafen werde; sie belegen jede Gesetzübertretung mit Strafen, welche sie geeignet halten, von der Wiederholung des Vergehens abzuschrecken. Liesse man dabei vom Gottesglauben sich beherrschen, so müsste auf irdische Bestrafung verzichtet und der Sünder der Strafe des Allwissenden und Allgerechten überlassen werden. Unser Rechtswesen verneint jeden Gottesglauben (§. 157).

V. Das geht nicht, denn die Bosheit solcher Menschen kehrt sich nicht an Strafen, die erst nach dem Tode erfolgen; die Strafe muss sie schon auf Erden treffen, zur eigenen Besserung und zur Warnung für Andere.

S. Wenn die Furcht vor der unfehlbaren Entdeckung durch den Allwissenden und vor der unausbleiblichen ewigen Bestrafung durch den Allgerechten nicht als ausreichend erkannt wird, um die Verbrechen zu verhüten, und wenn die Richter es nöthig finden durch Bestrafungen andere Menschen zu warnen, so liegt darin der doppelte Beweis, dass die Gesetzgeber und Richter ihre Masnahmen nicht auf den Gottesglauben gründen, sondern selbige so einrichten, als ob es keinen Gottesglauben gebe. Wenn also dieser schwände, würden die Gesetze und deren Handhabung unberührt und unverändert bleiben, bis auf die Tilgung der Bestimmungen, in denen der Mensch sich aufwirft zum Vormunde und Rächer Gottes, um sogenannte Gotteslästerungen zu bestrafen.

V. In unseren Gesetzen liegen aber die zehn Gesetze Mosis und diese beruhen auf dem Gottesglauben.

S. Auf Gottesvorstellungen, aber nicht auf dem, was du Gottesglauben nennst; denn sie stammen vom altisraelitischen Feuerherrn Jave, der mit deinem arischen Gotte nichts gemein hat, den selbst die Juden beseitigt



haben, als sie jenes grimmige Wesen durch den milden Sonnenherrn Adonai in ihrem Glauben ersetzten.

Die Gesetze des Moses-Jave eignen sich nicht zur allgemeinen Anwendung (§. 150), sind auch nicht in unsere Verhältnisse übergegangen und wo sie Einfluss hatten, ist dieser längst zurückgedrängt worden. Unsere Eheverhältnisse sind rein arisch und unterscheiden sich stark von den altisraelitischen, welche Vielweiberei erlaubten, grundlose Verstosung des Weibes, Verkauf der Kinder zu Sklaven u. s. w. Die Bestimmungen zur Sicherstellung des Lebens und Eigenthumes stammen ebenfalls aus der arischen Urzeit, erweitert durch Bestimmungen der römischen Heidenzeit. Auch die übrigen Gesetze, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse regeln, unterscheiden sich von den altisraelitischen wesentlich darin, dass sie den Einzelnen freier halten von der Beeinflussung durch die Gesetzgeber, ihn als selbständigen Genossen anerkennen und gewähren lassen. Wenn ein Gottesglaube darin ruhen sollte, so könnte es nur der heidnische sein, den die alten Griechen, Römer, Romanen, Teutonen und Slaven hegten, als sie die Gesetze schufen, von denen die Europäer noch gegenwärtig beherrscht werden.

V. Unsere gesetzliche Ordnung beruht nicht lediglich auf geschriebenen Gesetzen, sondern auch auf den Sitten, dem sittlichen Bewusstseine der Menschen, welches vom Gottesglauben geleitet sie zügelt und von Übertretungen zurückhält. Sie gründet sich vornehmlich auf die Hoffnung und Furcht der Menschen, den Haupttriebfedern seines Wesens, die vom Gottesglauben rege gehalten werden und sie zwingen, über das Erdenleben und den irdischen Richter hinaus, auf ihr ewiges Heil Rücksicht zu nehmen. Wenn auch nicht die Schlechtesten dadurch geleitet werden, so doch die weit grösere Zahl der Wankenden, die einer Stütze bedürfen, um auf dem rechten Pfade sich zu halten.

S. Die Gesetzgeber, welche das sittliche Bewusstsein ihres Volkes kennen und selbst hegen, nehmen keine Rücksicht darauf, sondern suchen nur durch Strafen zu wirken. Die Hoffnung und Furcht bezüglich eines künftigen Lebens sind aber nicht Erzeugnisse des gegenwärtigen Gottesglaubens, sondern stammen aus dem Glauben der alten Egypter an den Osir (§. 88) den Sonnenherrn, welcher als Tagessonne die Menschen der Oberwelt überwache und als Nachtsonne in der Unterwelt die Seelen richte, sie zur Seligkeit eingehen lasse oder zur qualvollen Seelenwanderung ver-

damme. Wenn es der Hoffnung und Furcht bedürfte, so würde die Wiederbelebung des Osirglaubens am stärksten wirken können, weil die tägliche Überwachung durch die Sonne besonders fasslich und einleuchtend ist. Der Eid, welcher in unserem Gesetzleben in unmittelbarster Beziehung zum Gottesglauben zu stehen scheint, erweist ebenso wenig den Einfluss des Glaubens auf das sittliche Bewusstsein. Der Eid wird vor Gericht gefordert und geleistet bei geringfügigen wie bei schwierigen Streitfragen, worin der Mangel an Gottesfurcht sich hinlänglich offenbart; er wird leichtsinnig gefordert, geleistet und gebrochen und was die Schwörenden in den meisten Fällen leitet und zügelt, ist die Furcht vor der ungewöhnlich schweren irdischen Strafe, welche den Meineidigen bedroht, mit der die gläubigen Gesetzgeber es nothwendig finden, ihn zu bedrohen und im Falle der Überführung zn peinigen, statt ihn der Strafe Gottes zn überlassen. Die Eidesleistung haben wir aus dem arischen und semitischen Heidenthume ererbt, sie ist also nicht Frucht unseres Gottesglaubens, auch nicht des Christenthumes, denn sie widerstreitet Jesu Aussprüchen (§. 76). Die Furcht konnte in der heidnischen Welt um so stärker auf den Schwörenden wirken, weil man ihn seinem Verehrungswesen (dem arischen Himmel oder dem israelitischen Jave) gegenüber stellte, dem er wie seine Genossen die Fähigkeit und Neigung zutrauete, den Meineidigen sofort zn durchschauen nnd zu zerschmettern. In Aussicht auf eine so nahestehende Entdeckung nnd Bestrafung konnte der Eid eine Stütze der Ordnung und des wankenden Menschen sein. Diese heidnischen Formen wünschest du aber nicht zurück, selbst wenn der Eid dadurch als Mittel der Hoffnnng nnd Furcht wirksam gemacht werden könnte.

§. 266. Erforsche die Beweggründe der menschlichen Handlungen, wie sie in ihren Äusserungen dargelegt werden, und du wirst auf allen Stufen den g e r i n g e n E i n f l u s s d e s G o t t e s g l a u b e n s erkunden.

Es zeigt sich, dass die edelsten Handlungen nicht geschehen in der Hoffnung oder Furcht, welche der Glaube an einen Allgegenwärtigen und Allgerechten schaffen könnte, sondern in der Überzeugung, dass es Pflicht sei, für die Menschheit zu streben, der jeder Einzelne das verdankt, was er hat und ist. Wenn solchem Edlen jede Stütze durch den Gottesglauben verloren geht, wird er nichts desto weniger fortfahren, für die Menschheit zu wirken, an welche das Gefühl der Dankbarkeit ihn bindet. Eine Stufe tiefer zeigt sich, dass die guten der Menschheit dienlichen Handlungen

zunächst bedingt werden durch Rücksichten auf den eigenen Vortheil, der wohlverstanden im engen Zusammenhange mit dem Vortheile Aller steht; man handelt recht und gut, um das eigene Leben zu sichern, den eigenen Genuss zu mehren und die eigene Fortbildung zu fördern; der Nutzen Aller erfolgt daraus, denn er steht mit dem wohlverstandenen Nutzen der Einzelnen in lebhafter Wechzelbeziehung. Was dagegen die bösen, der Gesammtheit wie dem Einzelnen schädlichen Handlungen hindert, ist zunächst die Rücksichtnahme auf den Ruf, auf die Anerkennung der Mitmenschen, deren Urtheil einen Werth hat für den Betreffenden; demnächst die Rücksicht auf die statlichen Gesetze und die voraussichtliche Bestrafung, die öffentliche Schande, die Qualen des Gefängnisses u. s. w.; alles Gründe, die mit dem Gottesglauben nicht in Verbindung stehen, sondern dieselbe Wirkung äussern würden, auch wenn der Glaube verloren ginge.

Ich will es nicht als meine Überzeugung geltend machen, dass der Gottesglaube sehr geringen Einfluss äussere auf die Handlungen der Menschen, sondern verweise auf die unablässigen Klagen der Priester jeder Religion, deren Reden im Anfange und Ende fast jedesmal die Menschen beschuldigen, dass sie nicht durch Gottesfurcht sich regieren lassen, sondern durch eitle Weltlust. Überschaue die ganze Reihe der grosen Männer des Juden- und Christenthumes, von Moses an durch die grosen und kleinen Propheten bis zu Jesus und seinen Jüngern, darauf die Kirchenväter, Päpste, Kirchenversammlungen, die Reformatoren und ihre gottesgläubigen Nachfolger bis zu den alt- und neugläubigen Kirchenlichtern der Gegenwart. Es hallt dir von allen und aus jedem Jahrhunderte, in der ganzen Stufenreihe des Jammerns, deren die menschliche Sprache fähig ist, das Wehklagen der Erleuchteten entgegen über die Verstocktheit der Menschen, die nicht vom Gottesglauben sich beherrschen lassen wollten. Die Klagen wurden nicht erhoben von Männern, die verblendet waren oder unbegründeter Furcht sich hingaben, sondern von den vorgeschrittensten und furchtlosesten Männern ihrer Zeit, denen reine Menschenliebe das niederbeugende Bekenntniss abpresste. Es waren Männer, die, so verschieden ihr Urtheil auch in anderer Beziehung sein mogte, doch hierin übereinstimmten und den Gottesglauben nicht herabwürdigen oder untergraben wollten, sondern im Gegentheile wünschten, ihn hoch zu halten und siegreich über Alles zu machen.

V. Darin liegt das Unheil, dass die Menschen auf Gotteswort nicht

hören, weder Gottesglauben, noch Gottesfurcht besitzen: ihr Mund spricht den Namen Gottes aus, aber ihre Handlungen zeigen, dass sie ihn weder kennen noch verehren.

S. Diese beglaubigte Wahrnehmung zeigt znr Genüge, welchen geringen Einfluss der Gottesglaube ausübt und dass, wenn er aufhörete, die Menschen so gut oder so böse bleiben würden wie zuvor. Stat nnd Priester können den Menschen zwingen, einen Gottesglauben zu bekennen, irgend ein vorgeschriebenes oder eingelerntes Glaubensbekenntniss in sein Gedächtniss aufzunehmen nnd auf Verlangen herznsagen; aber den Glauben anf seine Handlungen einwirken zu lassen, dazu gehört mehr als Zwang oder Gewohnheit, dazu bedarf es der Erkenntniss, welche ihn aber meistens dahin führt, die Beweggründe aus sich selbst und aus dem Nächstliegenden zu entnehmen, nicht aber in den nnermesslichen Gebieten der aussersinnlichen Welt sie zu snchen. Wozu soll das erfolglose Bekennen nnd heuchlerische Aussprechen von Glaubensworten nützen? Wäre es ein Verlust, wenn es unterbliebe?

V. Sicherlich wäre es kein Verlnst, wenn die Henchelei unterbliebe, aber ein groser Verlust, wenn der göttliche Keim vernichtet würde, dessen Dasein wir nicht verkennen können, auch wenn wir uns sagen müssen, dass der Einfluss viel geringer sei, als man denkt. Unter der Asche glimmt der göttliche Funke, den wir nicht ersticken, sondern hegen nnd anfachen sollen, damit eine belebende Glut damit entzündet werden könne. Es handelt sich darum, im Gottesglauben zu pflegen was auch im Heidenthnme in rohen Formen lebte, nämlich die Gottesfurcht, das Bewusstsein vom Allwissenden und Allgerechten, dem kein Frevler entgehen könne.

S. Das ist seit Jahrtausenden erstrebt, aber nicht erreicht worden nnd am schönsten findest dn diese ehrfurchtvolle Scheu in den Tranerspielen der Hellenen ausgeprägt. Wenn die Furcht wirken könnte, dann hätte in den ältesten Zeiten der Erfolg am grösten sein müssen, als man die dunklen Götter am stärksten fürchtete, oder im Mittelalter, als man den schrecklichen Glauben an den Teufel hegte. Die Menschen haben aber nach nnd nach die freundliche Seite der Weltvorgänge erkannt, haben ihre eigene Weltstellung verbessert nnd in Folge dessen der Furcht sich entledigt, allmälig so weit, dass die Priester gewahren müssen, wie ihre grausenhaften, veralteten Gottesdarstellnngen keinen Glanben mehr finden.

Es fehlt das armselige, beschränkte Wüstenvolk, welches vor Jave und seinen Leviten zitternd in den Staub fiel und doch sich nicht besserte.

V. Wenn ich von Gottesfurcht rede, meine ich damit nicht die Furcht vor einem schrecklichen rächenden Wesen, wie die alten Israeliten sie hegten, sondern das erhabene, bewundernde Gefühl im Bewusstseine, dass ein vollkommenes geistiges Wesen Alles weise lenkt, unsere Gedanken und Handlungen überwacht und zeitig und ewig vergelten wird. Dieses Gefühl, welches uns zwingt, gottgemäs zu handeln, wird allerdings unpassend als Furcht, als Gottesfurcht bezeichnet; es würde zutreffender Gottesliebe zu nennen sein und diese Liebe zu Gott ist höchste Sittlichkeit, das gröste und vornehmste aller Gebote, wie Jesus es so schön bezeichnet.

S. Wir könnten immerhin diese treffendere Bezeichnung wählen, wenn sie gröseren Erfolg hätte. Du wirst aber erkennen, dass alle Grundlagen deines schönen Glaubens unfasslich sind: von der Vollkommenheit kann der Mensch keine Vorstellung gewinnen; einen Geist kennt der Mensch nicht, weil derselbe in keiner Form erscheint, welche Eindrücke auf ihn machen könnte; ein Unermessliches in Raum und Zeit ist dem endlichen Menschen gänzlich unfassbar. Es ist ein vergebliches Bemühen, ihm diesen Glauben einprägen zu wollen; jede Art der Belehrung muss scheitern, ist also verlorene Zeit und Mühe. Der Glaube, welcher nicht erfasst wird, kann auch nicht auf die Handlungen der Menschen wirken und daraus erklärt sich auch, dass diese Erfahrung so gleichmäsig durch alle Jahrhunderte gemacht wurde, bei den verschiedensten Völkern und in allen Haupt-Religionen.

Es wäre allerdings unrichtig dem Gottesglauben die Gräuel beizumessen, welche im Namen Gottes verübt worden sind. In den Kämpfen, welche die Christen unter sich ausfochten, wegen der Dreieinigkeit, zur Ausrottung der Waldenser u. A., zur Unterdrückung der Reformation einerseits, wie des katholischen Glaubens andererseits und der Evangelischen unter sich, war es die, den Kämpfenden innewohnende Kampfgier oder Herrschsucht, welche den Gottesglauben nur zum Anlasse nahm und in Ermanglung desselben in den meisten Fällen unter irgend einem anderen Vorgeben zum Ausbruche gekommen wäre. Dagegen muss dem Gottesglauben zugeschrieben werden, dass die Menschen so zuversichtlich und hartnäckig ihre Gräuel verübten, denn das Bewusstsein, dass sie im Einklange handelten mit ihrem Gotte, in dessen Befehlen ihr eigenes Wesen sich spiegelte,

dass Gott genehmige, was sie für Recht hielten, dieser Glaube bestärkte sie in ihren Gräueln und erstickte das Bedenken, welches den Menschen wiederholt heimsucht, wenn er auf eigenes Urtheil hin verderblich handelt. Die ärgsten Gräuel wurden in der festen Überzeugung verübt: „So will es Gott!“ und dieses Bewusstsein war ein unmittelbares Ergebniss des Gottesglaubens.

Nachdem die Versuche Jahrtausende lang vergeblich angestellt worden sind, fragt die neue Zeit mit Recht, ob es nicht eher zum Zwecke führen werde, wenn statt der unfasslichen Unermesslichkeit, die fassbaren Endlichkeiten zum Ausgangspunkte genommen würden, um den Menschen aufzuklären über seine Bezüge zur übrigen Welt. Wie der Gottesglaube vom Menschen durch Anwendung seines Verstandes erstrebt wird, so liesse sich auch die Erkenntniss des All aus der Erkenntniss des Einzelnen aufbauen, und wenn man auf diesem leichteren Wege zum Gottesglauben gelangte, könnte es nur ein Gewinn sein; wenn man dagegen ihn nicht fände, hätte man zum Ersatze Dasjenige erreicht, was der Gläubige in seinen Gottesglauben zu fassen sucht. Da Gott kein Wesen der unmittelbaren Auffassung sei, sondern durch Nachdenken aus den Weltvorgängen gefolgert werden müsse: so wäre es jedenfalls nothwendig, dass man sich bestrebe, diese Vorgänge kennen zu lernen. Es biete grösere Hoffnungen des Gelingens, wenn man den Menschen anweise auf das Naheliegende, ihn Beherrschende oder von ihm beherrscht Werdende; wenn man ihm zeige, wie und wo er dem Ganzen sich einzufügen habe, welche Gesinnungen und Handlungen ihn in Einklang mit allen Anderen setzen und zu seinem eigenen Wohle führen könnten; wenn ihm gelehrt würde, welche Gesetze den Stat, die menschliche Gesellschaft und die übrige Welt beherrschen und wie er sich unterzuordnen habe, um durch Sittlichkeit glücklich zu werden. Solche Lehren könnten wir Menschen begreifen; sie vermögten demnach auf Alle zu wirken, zum Wohle der Gesammtheit wie jedes Einzelnen.

§. 267. Vater. Das hiesse die W i s s e n s c h a f t e n a n d i e S t e l l e d e r T h e o l o g i e setzen, die Religion bei Seite schieben und statt von Gott dem Allesumfassenden zu predigen, die Kenntniss seiner Werke zu lehren. Solches wäre allerdings verständlicher, mögte auch gute Gesundheitregeln einprägen, an deren Kenntniss es mangelt, so wie Gesetzkunde fördern, die im Unterrichte so schändlich vernachlässigt wird, würde auch den Menschen mit den Naturgesetzen bekannt machen, welche

in seinem Geschäfte wie im ganzen Leben zu seinem Wohle oder Wehe thätig sind. Er könnte dadurch zu einem verständigen Menschen werden, zum guten Bürger und Familienvater; auch mögte es seinen Wohlstand, sein Behagen fördern. Allein sein Sinn würde von allem Höheren abgezogen, seinem Leben würden die Blüten abgestreift und er dahin geführt werden, seinen Blick und alles Streben auf das Nächstliegende zu beschränken, wie das Thier des Feldes sein Auge vom Himmel ablenkt und zur Erde richtet, um sein Futter zu suchen und auszuwählen. Wie das Mastvieh sein Leben damit zubringt, Futter zu erlangen und zu verdauen, in Behagen dahin wandelt und prächtig gedeiht, würde es auch dem von Gott abgelenkten Menschen ergehen; es wäre unnütz für ihn, ein Aufrechtgehender zu sein, wie die Griechen so sinnig den Menschen nannten.

S. Das Thier des Feldes ist noch nicht so weit, dass es die vorhin erwähnten Kenntnisse des Menschen erwerben könnte, wird auch schwerlich jemals dahin gelangen. Der Mensch würde also ohne Gottesglauben keineswegs zum Thiere hinabsinken, sondern seinen Vorzug noch höher entwickeln als bisher. Der Gläubige begnügt sich weit eher damit, Alles was Nachdenken erfordert ohne Weiteres auf Gott anzuweisen, und glaubt durch Aussprechen des Namens genug gethan zu haben, geht seinen Weg durch das Leben, isst, trinkt, erwirbt und überlässt alles Übrige Gott dem Herrn. Der Denkende dagegen erforscht das Daseiende, sucht die Verbindungen und Ursachverhältnisse zu erkennen, bereichert sein Wissen und regelt danach seine Handlungen, um so viel er vermag, mit der übrigen Welt, also auch seinen Nebenmenschen im Einklange zu leben, das Wohl Aller zu fördern, um selbst glücklich zu sein. Euer Glaube ist weit mehr dazu geeignet, den Menschen in seiner Fortbildung und seinem Glücke zu hindern, ihn in gröserer Nähe des Thierreiches zurück zu halten. Untersuche die Bildung der Priester, welche den Glauben pflegen, und du wirst finden, wie sehr der Glaube die Fortbildung hindere, wie eng und rückständig der Bildungskreis sei, in welchem die meisten verharren, wie sehr das Futtersuchen, die Verdauung und Behaglichkeit, so wie der Gelderwerb das Leben und Wirken ausfüllen. Die Meisten derer, welche ihre Gemeinde als die „von Gott anvertrauete Herde“ bezeichnen, lassen ihre Herde ohne Weiteres im Stiche, wenn ihnen aus der Ferne eine höhere Besoldung winkt.

V. Nur der Glaube vermag den Blick des Menschen auf Höheres zu richten, ihn zur wahren Sittlichkeit zu erheben.

S. Wenn der Glaube diese Fähigkeit besäse, so hätte er im Laufe der letzten 2000 Jahre sie genügend bethätigen können. Du bezeugst aber selbst mit den hervorragenden Gläubigen, dass trotz Jahrtausende langer Bemühungen es nicht möglich gewesen sei, die Menschen durch den Glauben zu beherrschen und dem höheren, sittlichen Leben zuzuwenden. Warum also nicht versuchen denselben Zweck auf einem näheren Wege zu erreichen? Warum den weiten Umweg durch die aussersinnliche Welt einschlagen, um aus den Handlungen in der Sinnenwelt zu den wahrnehmbaren Folgen derselben Sinnenwelt zu gelangen? Warum nicht in der Sinnenwelt bleiben mit den Gedanken, um die Handlungen und ihre Folgen in ihrem unmittelbaren Ursachverhältnisse zu erkennen, ohne Wesen der aussersinnlichen Welt dazwischen zu drängen? Auch nach eurer Ansicht soll der Glaube nicht der Zweck sein, sondern nur das Mittel zum höheren Leben, zur Glückseligkeit des Menschen. Wenn nun dieses Mittel bei allen Versuchen vergeblich und erfolglos sich erweist und der Mensch erkennt, dass in der Unfasslichkeit die Schwierigkeit liege, warum dann nicht das andere Mittel anwenden, welches anerkannt zum gleichen Zwecke dienen kann und dabei fasslich ist? Die Theologie wie die übrigen Zweige der Wissenschaft wollen nur das Glück der Menschen, ihre Veredlung in allen Bezügen; jene hat den Zweck nicht erfüllen können, wie die Priester selbst klagen, also versuchen wir es mit den übrigen Zweigen der Wissenschaft.

V. Zu dieser Wandlung werden die Priester sich nicht verstehen, denn sie klagen ohnedies darüber, dass die weltliche Naturforschung und Klugheit ihrer geistlichen Theologie Licht und Luft raube, dass sie zur Naturanbetung verführe, auch mit ihren bunten Bildern und handgreiflichen Darlegungen viel leichter Zulauf und Anerkennung finde als die auf das geistige, das ewige Heil der Menschen gerichteten Predigten und Schriften der Priester.

S. Sie haben weniger Grund über die Menschen zu klagen als über sich selbst, die es nicht verstanden haben, den Menschen das Höhere fasslich darzustellen und einzuprägen. Sie könnten, wenn sie wollten, Natur-Gesetz- und Sittenlehrer sein, ohne ihre Theologie zu verlassen; sie würden Gott in seinen Werken, in allen Einrichtungen der Menschheit zeigen können und würden dieselbe Anerkennung finden, wenn sie gediegene Kenntnisse

und guten Vortrag besäsen. Allein die einseitige Bildung, die beschränkte Erkenntniss und angewöhnte Trägheit ist, mit wenigen Ausnahmen, das Hinderniss bei allen; die einmal erlernte und eingeprägte Theologie in ihrem beschränkten Umfange und den hergebrachten Darstellungsweisen genügt zum Broderwerbe; die unendliche Wiederholung derselben Lehren und Sprüche überhebt sie des mühsamen Nachdenkens und der Beibringung von fassbaren Beweisen; man dünkt sich um so erhabener, je unverstandener und unverständlicher die Reden sind, und lebt weit bequemer als wenn man sich damit abmühen sollte die übrigen Zweige der Wissenschaft zu erforschen und zu lehren. Die Theologie ist seit Jahrhunderten erstarrt und verlangt, dass man ihren engen Kreis nicht verlasse; die Wissenschaften dagegen schreiten fort, verlangen stete Anstrengung im Forschen wie im Überlegen Dessen was man lehren will; zu Anstrengungen sind aber die meisten Theologen wenig geeignet und geneigt.

Viele Priester machen sich auch noch, von ihrem eigenen Stande aus beurtheilt, der Gotteslästerung schuldig, indem sie die Welt unter dem Namen Natur herabsetzen und geringschätzig behandeln; denn jede Verachtung der Werke trifft den Schöpfer derselben und jeder Tadel ihrer Beschaffenheit fällt auf ihn zurück. Die Lästerung ist allerdings das bequemste Mittel für die Trägheit, um der Erforschung der Natur (der Werke Gottes) sich zu entziehen, denn was man verachtet, braucht man nicht zu erforschen. Die Menschen sehnen sich aber danach, theologisch zu reden, ihren Gott von Angesicht zu Angesicht in seinen Werken zu schauen und da die Priester es versäumen diesem berechtigten Streben der Menschen zu genügen, so wenden sich jene an die Naturforscher, welche ihnen die Wahrnehmungen zugänglich machen, mit deren Hülfe die Menschen ihren Gottesglauben aufbauen und ihr Glück begründen können. Der Priester lehrt ihnen, wie sie dulden sollen, der Naturforscher und Denker dagegen, wie sie sich schützen und helfen können.

V. Dass die Trägheit und Beschränktheit der Priester das Meiste verschulden, mag im Ganzen richtig sein, denn leider sind überaus viele nichts weiter als Geschäftstreibende, denen der Priesterstand für geringe Mühe grose Einnahmen ergeben soll und die reichlich ernährt bei mangelnder Anstrengung überdies auf allerlei Unwürdiges verfallen.

Darum braucht aber nicht der Gottesglaube unter zu gehen, denn wenn er auch von seinen Pflegern nicht bewacht, sondern schändlich vernach-

lässigt wird, so giebt dieses keinen Grund ab, um ihn fortzuwerfen oder von Anderen vernichten zu lassen.

S. Die Priester selbst vernichten ihn durch Vernachlässigung, sie lassen ihn verkommen. Wären Andere da, welche ihn vernichten wollten, so würden sie sich vielleicht rühren zur Vertheidigung ihres Gebietes; aber sie selbst klagen darüber, dass ihre Lehren unberührt bleiben, dass die Menschen sie nicht beachten und der Einfluss, den die Priester erwarten, nicht erfolgt sei. Es wird kein Kampf wider sie und ihre Lehren geführt, der sie anregen könnte, sondern man lässt sie unbeachtet zur Seite stehen und übergiebt sie der Verkümmerung.

Im Vorstehenden glaube ich gezeigt zu haben, dass der Gottesglaube die Menschen nicht beherrsche, und dass derselbe Zweck auf einem näheren Wege als durch die Theologie erreicht werden könnte. Jetzt lasst uns, um deinem Wunsche zu genügen, den Unsterblichkeitglauben prüfen, um zu erforschen, ob das Ergebniss ein Ähnliches sei.

§. 268. Vater. Es kann nach meiner Ansicht keinem Zweifel unterliegen, dass die Seele als unsichtbares Lebenswesen dem an sich leblosen Leibe des Menschen das Leben verleihe und im Tode den Leib verlassend sich zur himmlischen Heimat emporschwinge.

Sohn. Oder hinabfährt zur Hölle, musst du hinzu fügen, um die herrschende Ansicht vollständig zu geben. Wir wollen zunächst das Lebenswesen erörtern, späterhin das künftige Fortleben.

Vom Vorhandensein des Lebenswesens, der Seele im Leibe, bekennt jetzt Niemand durch Augenschein überzengt zu sein; was noch an dahin gehörigen Vorstellungen im Glauben des Volkes lebt, betrachtest du und die Gläubigen deiner Bildungsstufe als Gespensterglauben, den ihr abweiset, weil nach eurer Ansicht die Seele unsichtbar sei. Der Glaube an das Vorhandensein der Seele bildet sich aus der Wahrnehmung des Unterschiedes zwischen dem lebenden Menschen und der Leiche. Es lässt sich annehmen, dass, wenn der Mensch unsterblich wäre, würde er nicht darauf verfallen sein, das eigene Wesen als Leib und Seele sich zu denken, denn er würde nie den Menschen todt gesehen haben, also den Unterschied zwischen lebend und todt nicht haben erkennen können. Da aber dieser Unterschied an jedem gestorbenen Menschen beobachtet werden konnte, so zog man die einfache Folgerung: Mensch — Leiche = Seele. Da man die Seele weder im Leben noch im Sterben sichtbar erkennen konnte: so schloss

man, dass sie unsichtbar sei, und da man nur die Leiche vergehen sah: so schloss man, dass die Seele unvergänglich sei.

Diese höchste Gestaltung ist aber nur im Glauben einer Minderheit vorhanden; die Mehrheit der Europäer denkt sich die Seele als sichtbare Gestalt, nimmt an, dass die Seelen der Verstorbenen den Lebenden erscheinen können, dass sie Hunger, Durst, Kälte wie Hitze empfinden gleich lebenden Menschen, dass sie Freude wie Schmerz zu äussern vermögen und durch Worte oder Geberden sich verständlich machen können. Es lässt sich nicht verkennen, dass die Annahme, sie seien das getreue Abbild des ehemals lebenden Menschen, jedoch aus feinerem Stoffe gestaltet, weit fasslicher sei als die Vorstellung eines stofflosen, unsichtbaren Geistes ohne Gestalt und Form und dass, wenn die stoffliche Art sich erweisen liesse, die Vorstellung viel überzeugender wäre. Allein der Beweis durch wirkliche Erscheinung von Geistern kann nicht geführt werden und du wirst deinen Glauben nicht darauf stützen wollen.

V. Gewiss nicht! Der Gespensterglaube ist roher Aberglaube aus der Heidenzeit. Das Christenthum lehrt uns den geläuterten Glauben an die unsichtbare Seele, das rein geistige Wesen von ewiger Dauer, welches den vergänglichen Leib des Menschen, den todten Stoff beseelt, damit er als Mensch leben und handeln könne.

S. Dein Geisterglaube wie der aller gebildeten Europäer ist aber nicht der christliche, sondern das Erzeugniss eures eigenen Verstandes. Jesus glaubte an das unmittelbar sinnlich wahrnehmbare Dasein der Geister, denn er hat sie beschworen, mit ihnen geredet und sie aus den Besessenen vertrieben. Nach seiner Überzeugung und der Lehre seiner Jünger konnten Geister hören, sehen und sprechen, gestaltig ein- und ausfahren, wie flüchtige, stoffliche Wesen, die mit allen Fähigkeiten des lebenden Menschen ausgerüstet sind.

Nach dem mosaischen Gesetze liegt das Leben des Menschen im Blute (3. Mose 17. 14) und nach den Vorstellungen der Israeliten wie der meisten alten Völker, war die Seele ein hauch- oder dunstartiges Schattenwesen. Du und Deinesgleichen erhebt euch über diesen Kreis, indem ihr dem Geiste die Sichtbarkeit wie jede sinnliche Wahrnehmbarkeit absprecht. Damit schwindet aber die Fasslichkeit des Glaubens, die Seele ist dann kein Wesen, keine erkennbare Gestalt, sondern das Ergebniss einer Schlussfolgerung,

der das Walten und Wirken des lebenden Menschen zur Grundlage dient; dieses Wirken bildet ihr zu einem besonderen Wesen und nennt es Seele.

V. Aus dem Leben des Menschen folgert das Dasein der Seele. Wir sehen am Gestorbenen, dass der Leib nicht fähig ist, die Thätigkeiten zu offenbaren, welche den lebenden Menschen auszeichneten, und daraus ergiebt sich unmittelbar, dass vor seinem Tode ein Lebenswesen ihn beseelt haben musste, mit dessen Ausscheiden die Lebensthätigkeit aufhörte.

S. Diese Erklärung steht höher als die im Alterthume, auf dem Entfliehen des Blutdunstes und auf Traumerscheinungen beruhende (§. 86); im Grunde ist sie aber dieselbe, nur vom Stofflichen befreiet. Du schliessest ebenso wie Jene, dass der Unterschied zwischen dem lebenden und dem todten Menschen ein trennbares flüchtiges Wesen sei, welches dem begrenzten Leibe innewohnen könne, aber auch aus demselben entfliehend ein unbegrenztes Leben zu führen vermöge. Du nimmst für jeden Menschen eine besondere Seele an, ebenso wie die Gespenstergläubigen, nur sprichst du ihr die Eigenschaft ab, sinnlich wahrnehmbar zu sein; im Übrigen lässest du ihr alle stofflichen Eigenschaften des vorherigen Lebens, die Fähigkeit Wonnen und Leiden zu fühlen, Gedächtniss und Verstand, um höhere Einsicht zu gewinnen, Gewissen und Reue, um Qualen zu empfinden u. s. w. Der Glaube hat also im Grunde nur wenig sich verändert, aber sehr vieles verloren an Fasslichkeit durch das Aufgeben der Stofflichkeit der Seele.

V. Du gehst zu weit, indem du den Unterschied zwischen den sichtbaren Gespenstererscheinungen und dem unsichtbaren Geiste geringe schätzest, denn dem Gespensterglauben haftet alles Irdische an; der unsichtbare Geist dagegen ist göttlicher Art und besitzt alle Eigenschaften des höheren Lebens.

S. Sobald du die Eigenschaften des höheren Lebens untersuchst, wirst du finden, dass sie nur irdischer Art sind, nämlich die höchstentwickelten Eigenschaften, welche wir zur Zeit am lebenden Menschen erkennen können. Du wirst entdecken, dass sie Bethätigungen sind, die wir nur am lebenden Menschen erforschen und die es ganz unmöglich ist, in unseren Vorstellungen als Lebensäusserungen eines stofflosen unkörperlichen Wesens uns zu denken. Allerdings sind auch die Gase unsichtbar und äussern sich als Ursachen nachfolgender Wirkungen, haben also Eigenschaften; allein sie sind Stoffe, können abgesondert, eingeschlossen, gewogen, gedrängt oder gedehnt werden, lassen sich durch Druck, Kälte oder Verbindungen sicht-

bar machen und gestaltig formen, was alles beim Wesen der Seele nach eurer Vorstellung unmöglich ist. Um Eigenschaften und Daseinsäusserungen mit der Vorstellung von einem stofflosen Wesen zu verbinden, dazu mangelt uns jeder Anhalt zum Vergleiche, der nur möglich ist, wenn die Seele aus feinem Stoffe und in geschlossener Gestalt gedacht werden könnte. Deine Vorstellung vom stofflosen Lebenswesen kann geglaubt, aber nicht erwiesen werden.

V. Auf dem Wege der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung kann das gesonderte Dasein des Lebenswesens allerdings nicht erwiesen werden, denn ich kann dir keinen Geist in die Hand geben oder vor den Augen halten; du wirst aber den Geist sofort erkennen, wenn du bedenkst, wie der lebende Mensch so herrliche Eigenschaften offenbart, die ihm nach dem Tode gänzlich fehlen. Was war das Leben Äussernde? Die Seele, der Geist des Menschen.

S. Wenn man die Entwicklung des einzelnen Menschen erforscht, findet sich, dass die Eigenschaften desselben einen vollen Bildungslauf durchleben, dass sie mit dem Menschen entstehen, aufblühen und absterben, und darin ihre Fortbildung und Rückbildung vollenden. Der Mensch mit allen seinen Eigenschaften wächst aus den kleinsten Anfängen heran und jede Fähigkeit ist im Beginne unentwickelt; es ist augenscheinlich keine fertige, vollendete Seele in den kleinen Leib gefahren, sondern die Eigenschaften, welche du Seele nennst, sind im Säuglinge auf derselben rückständigen Stufe der Entwicklung wie die anderen Eigenschaften, welche du Leib oder Körper nennst. Allmälig wächst jeder Mensch mit allen seinen Eigenschaften und Lebensäusserungen heran, bis er den Gipfelpunkt seiner Fortbildung erreicht; er ist alsdann zur grösten Höhe entwickelt, welche er in seinem Verhältnisse zur übrigen Welt erreichen konnte. Darauf beginnt die Rückbildung: alle Lebensäusserungen nehmen ab, seine Eigenschaften, gewöhnlich die höchsten zuerst, werden allmälig schwächer und der Greis sinkt zuletzt zur Hülflosigkeit und Bewusstlosigkeit des Säuglings herab, bis er in den letzten Augenblicken denselben allgemeinen Mangel an Fähigkeiten offenbart, den die ersten Augenblicke seines Lebens erkennen liessen. Will man also die Fähigkeiten, die Eindrücke, welche wir von den Lebensäusserungen des Menschen empfangen, als Seele zusammen fassen, dann liegt die Folgerung am nächsten, dass die Seele mit dem Menschen entstehe, wachse und vergehe, dass sie fortbildend aus den kleinsten Anfängen zur höchsten Stufe

ihres Daseins sich entwickele und rückbildend von der Höhe zum kleinsten Ende hinabsinke und so von der Geburt bis zum Tode des Menschen ihren steigenden und sinkenden Bildungsgang vollende.

§. 269. Vater. Der Leib stirbt, auch die Seele wird im Alter umdämmert, weil ihre Hülle, ihr Werkzeng abstirbt; aber der Geist stirbt nicht, denn der göttliche Kern der Seele ist nnvertilgbar und muss ewig fortleben.

Sohn. Als göttlichen Kern denkst du die höchsten Eigenschaften, welche das Menschenleben äussert. Diese sind es aber, welche in der Fortbildung am spätesten sich entwickeln und in der Rückbildung am ehesten schwinden, wogegen die niederen Eigenschaften am frühesten da sind und bis zum letzten Athemzuge aushalten. Diejenigen Menschen, welche ihren Lebenslauf wirklich vollenden, hochbejahrt an Alterschwäche sterben, werden im Alter nicht allein hinfällig an Muskelkraft, sondern verlieren auch die Fähigkeiten, Sinneseindrücke zu empfangen, sie im Gedächtnisse aufzubewahren, Vorstellnngen und Begriffe daraus zu bilden; sie verlieren den Mnth, die Festigkeit, selbst Ehrgefühl und Sittlichkeit nehmen ab; der Verstand in allen seinen Anwendungen, auch Einbildung und Vernunft werden so schwach, dass zuletzt alles Denken mehr oder weniger in Blödsinn sich verliert. Die höchste Entwicklung des Verstandes stirbt znerst, die niedere folgt mit dem Gedächtnisse, die Sinnesempfänglichkeit weicht nächstdem zurück und es verbleibt nur noch das Schlummerleben des Säuglings; zuletzt sind die rückständigsten Äusserungen des Lebens, das Athmen nnd Verdauen das Einzige, welches verblieb, der einfache Stoffwechsel, mit dem das Leben abschliesst.

Wenn der Mensch stürbe auf der Höhe seiner Entwicklung, so läge die Schlussfolgerung nahe, dass seine weitere Fortbildnng folgen werde, und weil sein zerfallender Leib nicht höher sich entwickele, so müsse diese Fähigkeit seinem Kerne anhaften, der demnach unabhängig von ihm da sein könne. Der Mensch vollendet aber im vollständigen Bildnngsgange den Aufgang und Niedergang; es lässt sich nicht erkennen, dass bei seinem Tode noch ein Kern übrig sei von dem, was man in seinem Leben die Seele nannte. Auch in dieser Beziehung ging der Mensch dem Tode entgegen.

V. Was dn anführst, sind die Mängel des Leibes, dessen Abnahme die Seele nicht trifft, sondern nur ihre äussere Bethätigung schmälert. Erst nach dem Tode, nach Abschüttelung der hemmenden, rohen Hülle

kann sie ungefesselt sich entwickeln, ihren Kern zur höchsten Stufe der Bildung führen.

8. Welches ist ihr Kern und wie gros ist der Bereich der Seele im Menschenleben? Es zeigt sich z. B. am Neugeborenen keine weitere Lebensäusserung als die der Stoffumsetzung, wie sie auch im Thierleben vorhanden ist; ebenso bei blödsinnigen Menschen und da sie leben, also mit einer Seele begabt sind, auch Gestorbene jene Thätigkeit nicht äussern: so muss geschlossen werden, dass die Stoffumsetzung, also Athmen und Verdauen, Thätigkeiten der Seele seien, dass unter Umständen die Seele gänzlich daraus bestehen könne. Es zeigt sich an blind- und taubgeborenen Menschen, wie die Bildung der Fähigkeiten von dem Vorhandensein der Sinne abhänge; es entwickelt sich nur nothdürftig das zum Fortbestande des Lebens Erforderliche und der arme Krüppel lebt und stirbt, ohne einen Geist zu entwickeln, d. h. den Kern, den du als Geist bezeichnest. Wir erfahren häufig an uns selbst, wie unsere höchsten Fähigkeiten vom leiblichen Befinden abhängen, wie wir vom höchsten Schwunge zur drückendsten Erschlaffung herabgestimmt oder umgekehrt erhoben werden können, durch Hunger oder Sättigung, abspannende oder aufregende Genüsse, und dass wir dabei nicht vermögen Geistiges und Körperliches zu unterscheiden, nicht etwa fühlen, das Denken sei im höchsten Schwunge, während der Leib ermattet, sondern deutlich erkennen, wie der ganze Mensch erhoben oder herabgestimmt werde. Wir wissen, dass es möglich wäre, durch einfachen Druck auf das Gehirn den erhabensten Weisen zum Blödsinnigen zu verändern, ohne sein Leben zu enden und können in sehr vielen Fällen deutlich nachweisen, wie durch Steigerung der Muskelkraft und des Behagens auch diejenigen Fähigkeiten zunehmen, welche du als Geist zusammen fassest.

Einen Kern kann man nicht aus dem Leben des Menschen scheiden, denn alle seine Fähigkeiten hängen eng zusammen; sie liegen nicht neben einander, sondern sind ein Ganzes, dessen verschiedene Bethätigungen wir Menschen durch Namen unterscheiden. Es sind z. B. die niedrigen Thätigkeiten des Athmens und Verdauens so wesentlich im Menschenleben, dass ohne selbige der Mensch nicht da sein, nicht denken könnte; sie müssen also zu den Fähigkeiten gehören, welche du Seele nennst. Die Sinne sind so unumgänglich nothwendig zur Entwicklung der höheren Fähigkeiten, dass Letztere nicht ohne Sinne da sein könnten, wie die Krüppel lehren, denen von der Geburt her die Hauptsinne gestört sind. Das Gedächtniss

muss zur Seele gehören, denn sein Verschwinden würde sicherlich allem Denken, allen Vorstellungen und Begriffen, dem Verstande mit der Einbildungskraft und der Vernunft ein Ende machen. Es erscheint nicht möglich, einen Kern herauszuschälen, vielmehr würden in den Begriff Seele, dem Ursprunge der Vorstellung gemäs, alle Fähigkeiten zusammen gefasst werden müssen, welche den lebenden Menschen unterscheiden von dem todten.

Die Gegenwart steht hierin noch immer auf dem Standpunkte der alten Völker (Egypter und Semiten), die ebenfalls den Unterschied zwischen dem lebenden und todten Menschen nicht erklären konnten und verleitet durch sinnliche Wahrnehmungen im Sterben, mit Hülfe ihrer Einbildung die Vorstellung von einem flüchtigen Wesen schufen, welches als Inwohner die Lebensäusserungen hervorbringe und durch sein Entfliehen die Bewegungslosigkeit, den Tod herbeiführe. Durch fortschreitende Erkenntniss ist die Gegenwart dazu gelangt, das Irrthümliche der Folgerungen des Alterthumes zu erkennen und muss nach Masgabe der Forschungen jetziger Zeit an die Stelle der schönen Gebilde, welche die Einbildung vor Jahrtausenden schuf, die Erklärungen setzen, welche die Erkenntniss herausstellt.

V. Die Schlussfolgerungen eurer Erkenntniss erscheinen mir voreilig. Einzelne Menschen vollenden ihren Lebenslauf, die meisten aber nicht; alle aber, gehindert durch Eines oder das Andere, gelangen bei weitem nicht zu derjenigen Stufe der Bildung, zu welcher der menschliche Geist befähigt ist. Es wird also ein künftiges Leben erfordert, um die Seelen durch weitere Fortbildung zur höchsten Stufe zu führen, damit sie ihre augenscheinliche Bestimmung erfüllen.

§. 270. Sohn. Die Vorstellung, es bedürfe des Fortlebens zur Vollendung der Entwicklung der Seele, beruht auf den Grundsätzen der Sparsamkeit, von denen der Mensch sich leiten lässt bei seinen Herstellungen. Was der arbeitende Mensch heute nicht vollenden kann, setzt er morgen fort, bis es fertig ist, und schliesst daraus, dass die Weltordnung ebenso wol das Unvollendete fertig machen müsse, um verständig zu handeln wie er. Es liegt hierin eine neue Äusserung des oft erläuterten Grundmangels, der den Menschen verleitet, bei jeder Gelegenheit sich selbst als Masstab für die ganze Welt zu betrachten, die Welt in Gedanken menschlich zu formen, mit menschlichen Rücksichten und Beweggründen auszustatten und die Weltordnung als erhöheten menschlichen Verstand zu deuten.

Die Weltvorgänge im Ganzen und Einzelnen zeigen, dass die menschlichen Sparsamkeitgründe keineswegs leitend sind, dass jene vielmehr in ganz verschiedener Weise sich ordnen. Der einzelne Mensch von beschränkter Lebensdauer muss verständiger Weise seine Kräfte sparsam ausnutzen und seine Werke vollenden, so weit er vermag; wenn er absichtlich Unvollendetes liegen lässt, so gehen der bearbeitete Stoff und die verwendete Zeit für ihn verloren und die Menschheit muss den Nutzen entbehren, den das Vollendete hätte gewähren können. Sehr verschieden davon sind die Zustände der Weltordnung: sie ist nicht kurzlebig, hat also keine Eile; sie verliert Nichts in allen Wandlungen, sondern wechselt nur ihre Verbindungen und Bewegungen, denn Kraft und Stoff bleiben unverloren; sie verleiht jedem einzelnen Menschen die Fähigkeiten und den Trieb zur Fortbildung nach allen Seiten, überlässt es aber seinem Kampfe mit der übrigen Welt, wie weit er sich fortbilden werde. Jeder Mensch schreitet fort, wenn auch nur in einem Theile seines Lebens, und so wird die Gesammtheit fortgebildet, wenn auch der Einzelne nur theilweis ausgenutzt wird. Was wir Zweck nennen, liegt in der Gesammtheit: so weit es den Menschen betrifft, in der Menschheit und so weit die Fülle aller Einzelheiten betrachtet wird, in der gesammten Welt.

Der Vergleich zwischen den Weltvorgängen und den Verstandesregeln des Menschen stellt heraus, wie verschieden die leitenden Rücksichten sind. Die Erdachse ist geneigt zur Erdbahn und dadurch sind an beiden Polen dem Menschen wie dem Pflanzenreiche weite Gebiete entzogen; mehr als zwei Drittel der Erdoberfläche werden vom Meere bedeckt und dadurch dem Menschen unbewohnbar; hunderte Tausende von Jahren hat die Erde bestanden. ohne von Menschen bewohnt zu sein; Jahrtausende hindurch musste die Menschheit in Unwissenheit und Noth heranwachsen, bevor sie hoch über das Thier sich erhob; die Weltordnung liess die Menschen gegenseitig sich hinwürgen zu Hunderten von Millionen, sendete Pest, Krankheiten, Erdbeben und Stürme, welche die Menschen ohne Unterschied herdenweise hinrafften; sie lässt noch jetzt durch Dürre oder Überschwemmungen Hungersnoth entstehen, die Millionen Menschen vor ihrer Zeit tödtet. Die Weltordnung ist also sehr verschieden von den Grundsätzen und dem Verfahren der Menschen; sie ist dem menschlichen Verstande in mancher Beziehung nahezu entgegen gesetzt.

Denkt man sich, ein verständiger Mensch hätte nach den Grundsätzen seines Lebens die Erde geschaffen und eingerichtet, so würde er sie ohne

Zweifel ans dem Nichts sofort fertig hergestellt haben. Er hätte die Achse senkrecht auf die Bahn gestellt, damit ein ewiger Frühling herrsche; er hätte entweder weniger Wasser geschaffen oder die Meeresbecken so sehr vertieft, dass möglichst wenig Fläche davon bedeckt werde; er hätte die Meere derartig vertheilt, dass alle Landflächen ihr zuträgliches Mas an Regenmenge empfingen und von buchtenreichen Küsten eingefasst würden; er hätte Alles in Fülle erschaffen, sofort statt eines Menschenpares einige tausend Millionen Menschen, im richtigen Verhältnisse über die Erde vertheilt; er hätte sie mit ewiger Jugend ausgerüstet und in der höchsten Entwicklung, deren das Menschenwesen fähig sei; die Menschen würden alle in Frieden leben, ohne von Ihresgleichen oder Raubthieren und Schlangen, Ungeziefer und Unkraut gefährdet zu werden; aus den Quellen würden Milch, Wein, Bier n. s. w. rinnen, auf allen Bäumen und Gesträuchen die schönsten Früchte in unermesslicher Fülle wachsen; der Mensch würde sorglos geniessend in steter Wonne leben, ohne Ahnung, dass Krieg, Zank, Schmerz, Krankheit, Sorgen nnd Leiden möglich seien oder befürchtet werden könnten. Man braucht nur die Beschreibungen der Paradiese der Völker zu lesen, um zu erkennen, wie die Menschen zu verschiedenen Zeiten ihre Musterwelt sich dachten, d. h. wie die Welt nach ihrem Verstande hätte sein sollen und aus irgend einer Ursache nicht geworden sei. Es lässt sich nicht verkennen, dass die Welt nach menschlichem Verstande eingerichtet nud regiert, so wie nach menschlichen Grundsätzen beurtheilt, Hunderttausende, ja Millionen Jahre erspart hätte, also die Zeit nnd Kräfte viel ausgiebiger benutzt haben würde, dass unsägliches Elend vermieden und dem Menschen ein Leben bereitet worden wäre wie es die kühnste Einbildung als das Schönste erkannt hätte.

Die Weltordnung verschmäht aber diese menschenartige Sparsamkeit, sie schont nicht Stoff, Kraft und Zeit, denn ob Etwas heute oder erst nach Millionen Jahren geschehe, ist für die Ewigkeit gleich, und ob zehn oder tausend Wandlungen vorgehen, bevor ein Ziel erreicht werde, erscheint im Ganzen von geringem Gewichte. Ist diese auffällige Verschiedenheit ein Fehler der Welt oder unseres Verstandes? Ich denke Letzteres und glaube, dass kein ausreichender Grund vorliege, um unsere Grundsätze als masgebend für die Weltordnung geltend zn machen.

Wenn demnach der Mensch voraussetzt, dass die Fähigkeiten eines Jeden auf alle Fälle bis zur höchsten Grenze entwickelt werden sollten, weil

er es verständig finde, und dass, wenn die Grenze nicht in diesem Leben erreicht werde, die Fortsetzung in einem künftigen Leben Solches herbeiführen müsse, so folgt er Voraussetzungen, die für seine eigenen Handlungen verständig sind, aber für die Weltordnung nicht gelten; er misst seiner Besonderheit und seinen besonderen Zwecken einen allgemein gültigen Werth bei, den sie nicht besitzen. Er verfährt im entschuldbaren Irrthume, wenn er seine eigenen Gründe der Weltordnung unterlegt, so lange er keinen anderen Masstab kennt als sich selbst, keinen höheren Verstand als seinen eigenen; er zeigt aber unverkennbar eine grose Selbstüberhebung, wenn er als kleines Erdenwesen verlangt, die Welt solle so ergänzt werden, wie es nach menschlichem Verstande nöthig sei und wie der Mensch sie einrichten würde, wenn er Schöpfer und Erhalter wäre. Es sind bekanntlich die Gläubigen, welche in solche Unbescheidenheit verfallen, sich selbst mit ihrem Verstande an die Stelle der Weltordnung setzen, um die Welt so zu ergänzen, wie sie es nöthig finden. Sie klagen über die gegenwärtige Welt als mangelhaft und ungenügend und stellen nach den Beweggründen ihres Einzelnlebens ein Verlangen an die aussersinnliche Welt, unter der unbezweifelten Voraussetzung, dass die Erfüllung nicht ausbleiben dürfe und solle, weil sie es so verlangen.

Die Freidenker dagegen bescheiden sich, suchen die Welt zu erkennen wie sie ist, stellen nicht das Verlangen, dass die Weltordnung nach ihnen sich gestalte, dass ihre Beweggründe und Wünsche masgebend sein sollen, sondern suchen sich in die bestehende Weltordnung zu fügen; sie ordnen sich unter, setzen sich in Einklang mit dem, was auf sie einwirkt, und benutzen ihren Verstand, ihre Einbildung wie ihre Vernunft, nicht um in der aussersinnlichen Welt nach einer Ergänzung und ein künftiges Glück zu suchen, sondern um thätig in die Sinnenwelt einzugreifen und in dieser das eigene Glück zu begründen. Sie tragen bei zur Fortbildung und zum Wohle der Gesammtheit, indem sie auf die Sinnenwelt einwirkend, ihr eigenes Glück aufbauen, und verlieren nicht ihre Zeit und Kräfte, um das dunkle Gebiet der aussersinnlichen Welt mit Gestalten der Einbildung zu bevölkern zur Ausgleichung der vermeintlichen Fehler der Weltordnung.

§. 271. Vater. Es kann doch keinem Zweifel unterliegen, dass unser Erdenleben voll Trübsal sei und unsere Bestimmung nicht darin gefunden werden dürfe, unser Leben in Leiden zuzubringen; dass also ein künftiges Leben folgen müsse, um Ersatz zu bieten.

Sohn. Die Klagen über das leidenvolle Erdenleben sind alt aber ungerecht, sie werden kurzsichtiger Weise erhoben und unmäsig übertrieben; sie finden ihren Grund wie auch ihren Ersatz im Erdenleben.

V. Du willst doch nicht behaupten, dass die Erde ohne Leiden sei? Wo ist das Paradies, von dem du träumst?

S. Ich denke an kein Paradies. Wer hat dem Menschen ein Paradies versprochen auf Erden? Die kindischen Wünsche und das kurzsichtige Begehren spiegeln dem Menschen Bilder vor und der Unzufriedene klagt, dass die Bilder seiner Einbildung sich nicht verwirklichen; er vergisst, dass seiner Unersättlichkeit niemals Genüge geleistet werden könnte.

V. Blicke um dich und vernimm den Jammer der Menschen, so wirst du erfahren, dass es nicht Trugbilder sind, unter denen die Menschen leiden, sondern harte, heftige Trübsal, dass die nackte Wirklichkeit ihnen das Leben verbittert. Kann es des Menschen Bestimmung sein, unter Sorgen, Entbehrungen, Krankheiten, Ärger und zahllosen anderen Plagen sein Leben zuzubringen? Wenn es euch gelänge, den Menschen ihre Leiden auszureden, so besäset ihr wirklich eine neue Philosophie, mit der ich mich befreunden könnte.

S. Das vermögen wir nicht, hoffen aber, dass es gelingen werde, dem Menschen die ungerechte Beurtheilung der Leiden auszureden, zu zeigen, dass er unbedachtsam urtheile und feiger Weise klage, statt seine Leiden in ungeahnter Weise zu mindern, dadurch dass er sein Denken schärft und sein Handeln kräftigt.

Der klagende Mensch wird auch hierin irre geführt durch den Mangel seines Wesens, in Folge dessen er den regelmäsigen Verlauf des Lebens als ein Selbstverständliches hinnimmt, ohne es im angemessenen Verhältnisse zur Bildung seiner Vorstellungen mitwirken zu lassen. Dagegen lässt er jede zeitweilige Unterbrechung des gewohnten Verlaufes übermächtig und unverhältnissmäsig auf sich einwirken; sie erschüttert ihn, presst ihm Klagen aus und haftet in seinem Gedächtnisse längst nach ihrem Aufhören. Die grosen Zwischenzeiten, welche frei von Leiden dahin flossen, verschwinden in der Erinnerung, weil sie sich nicht heftig eingeprägt haben; aber die zeitweiligen Unterbrechungen haften um so eindringlicher und fügen sich im Laufe der Zeit an einander, so dass sie ihm in der Erinnerung wie eine ununterbrochene Kette von Leiden erscheinen. Lass dir von Jemandem seine Leiden herzählen, so wirst du in den meisten Fällen erkennen, dass

sie vergleichsweise kurze Unterbrechungen eines glücklichen Lebens sind und dass seine endlosen Klagen sofort ein Ende finden würden, wenn der Klagende unbefangen und einsichtig genug wäre, die langen Zeiträume des freudigen Lebens wider die Unterbrechungen durch Leiden angemessen in Anrechnung zu bringen. Der Mensch klagt über Sorgen und vergisst, dass diese es sind, die ihn in Thätigkeit halten, also sein Glück schaffen; er vergisst, dass die meisten Sorgen eingebildete sind oder dass er ihrer sich entledigen könnte, wenn er statt nutzlos zu klagen, herzhaft angriffe. Er klagt über Krankheiten, nennt das von Schmerzen heimgesuchte Erdenleben ein Wandeln im Jammerthale und vergisst, dass er vordem und zwischendurch viel mehr Tage der Gesundheit genossen habe. Die Mutter beweint den Tod ihres Kindes, beklagt deshalb ihr Leben als ein jammervolles, weil sie die zahllosen Freuden vergessen hat, welche das Kind ihr bereitete; sie denkt nur an die Freuden, welche sie noch hätte geniessen können, wenn das Kind lebend geblieben wäre, und weil diese vermutheten Freuden nunmehr nicht eintreten können, bejammert sie ihr Leben als leidenvoll. Wenn wir Menschen die Abschätzung der Freuden und Leiden unserer Lebenszeit unbefangen vornehmen könnten und wollten, würde sich zeigen, dass mit geringen Ausnahmen der Überschuss auf der glücklichen Seite sich befinde. Die Klagen würden sich vermindern auf ein Geringes, sie würden nur auf Augenblicke ertönen, wenn der Schmerz ungewöhnlich stark erregte. Die Kette von schmerzlichen Erinnerungen würde zerrissen werden und das Leben im Ganzen dem Menschen als ein glückliches erscheinen.

Zudem ist in Betracht zu ziehen, dass erfahrungsmäsig den Menschen ein unausgesetzt freudenvolles oder auch nur behagliches Leben nicht glücklich mache, dass es vielmehr eines der stärksten und sichersten Mittel sei, um ihn zu verderben. Göthe sagt zutreffend: „Alles kann der Mensch ertragen; nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.“ Erfährt nicht Jeder an sich selbst, dass jede Freude um so höher empfunden werde, wenn man sie mit erlebten Leiden vergleichen könne, die in derselben Richtung liegen? Und ist nicht diese Steigerung des Genusses, des Glückes schon ein Ersatz für die Leiden, deren Erinnerung diese Steigerung erzeugt? Das Angenehme eines Labetrunkes kann nur der Durstige empfinden; der Schlaf erquickt nur den Müden; nur wer der täglichen Arbeit, dem Getreibe des Lebens sich entreisst, geniesst die Waldeinsamkeit, den Spaziergang durch Felder und Fluren; nur wer Sorgen kennt, weiss nach ihrer Überwin-

dung das Glück zu schätzen und den Genuss des siegreichen Kämpfens wider die Sorgen; der Genesende weiss das Gefühl der Gesundheit um so höher zu schätzen, wie der Armgewesene den Genuss eines wohlerworbenen Vermögens. Nimmt man den Freuden die unangenehme, dunkle und trübe Unterlage der Unterbrechung durch Leiden, dann verschwinden sie zur Unbedeutendheit und führen zur Übersättigung, zum Unglücke. Es ist eine bekannte Erfahrung, dass Diejenigen, welche zu wenig von Leiden heimgesucht werden, durch Geburt, Besitz oder Glücksfälle der Sorgen und Leiden überhoben sind und, der allgemeinen Voraussetzung nach, überaus glücklich sein sollten, dieses Glück nicht empfinden und erst dann geniessen, wenn sie es selbst unterbrochen haben durch Leiden.

Die Leiden sind in den meisten Fällen nicht Schmerzen oder Hinderungen unseres Lebens, sondern nur das Ausbleiben der Freuden, die wir geniessen möchten; die übrigen, welche uns wirklich treffen, sind erfahrungsmäsig Hauptmittel zur Erhaltung und Veredlung der Menschheit. Hunger, Hitze, Frost, Todesfurcht sind es gewesen, die den Menschen zur Thätigkeit zwangen, seine Fähigkeiten steigerten und ihn höher entwickelten, bis er edlere Beweggründe fassen lernte. Die allgemeinen Leiden stählten und läuterten den Menschen, zwangen ihn zur Erlangung höherer Erkenntniss, um ihnen vorbeugen oder entgehen zu können. Der Undankbare hasst den Stachel, der das ganze Geschlecht vorwärts trieb, dem er es verdankt, dass er Mensch ist, und ohne den die Entwicklung soweit unterblieben wäre, dass statt der aufrechtgehenden Millionen Beherrscher aller Länder und Meere, nur dürftige Rudel kriechender oder kletternder Waldmenschen in den wenigen Gegenden hausen würden, welche dem Menschenthiere rohe Nahrung für sein stumpfsinniges Dasein zuwachsen liessen.

V. Ein mäsiges Verhältniss der Leiden mag gut sein für den Menschen, denn wir sehen, wie Diejenigen, welche Leiden nicht kennen, mit fester Gesundheit gesegnet sind, wohlhabend durch Geburt oder Glücksfall, angesehen und glücklich in jeder Beziehung, sich selbst die Leiden schaffen durch Übermuth, Übersättigung oder schiere Einbildung. Aber nur zu Viele werden von einem Übermase betroffen, welches nicht zu ihrer Veredlung führen kann, weil es sie erdrückt oder wie z. B. langjähriges Siechthum, welches, mit dem Tode endigend, jede Gelegenheit abschneidet, die etwa erlangte Veredlung auszunutzen.

8. Allerdings giebt es Fälle des erdrückenden Übermases an Leiden, wie es Fälle des verderbenden Übermases an Freuden giebt. Beides sind aber nur Ausnahmen von der Regel, die nur deshalb ungebürlich hervor gehoben werden, weil der Eindruck, den sie machen, heftiger ist und deshalb dem Gedächtnisse stärker sich einprägt. Nach Ausnahmen darf man aber nicht die Beurtheilung des Ganzen gestalten, sondern nur nach dem regelmäsigen Verlaufe, unter Abrechnung der Ausnahmen. Wir werden also nicht sagen dürfen: „Des Menschen Leben ist eine Kette von Trübsal", sondern „das Leben der Menschen ist für den grösten Theil ein freudiges, unterbrochen durch Leiden, welche dem Menschen zur Steigerung seiner Genüsse und zur Veredlung dienen; für den kleinsten Theil, also ausnahmsweise, trifft den Menschen ein verderbliches Übermas der Freuden oder ein erdrückendes Übermas der Leiden."

Untersucht man genauer die einzelnen Fälle der erdrückenden Leiden, so findet sich meistens, dass sie natürliche Folgen der eigenen Handlungen sind, die nur deshalb zum erdrückenden Mase sich steigern konnten, weil der betroffene Mensch die ersten Anfänge seiner Leiden nicht verstand, weil er das Ursachverhältniss nicht erkannte und sein ursächlich wirkendes Thun unverändert fortsetzte, bis die Leiden zu erdrückenden sich steigerten: er büste für seine Unkenntniss. In anderen Fällen kommen seine Leiden der Menschheit zu Nutze, er ist zu Gunsten des Gemeinwohles ein geplagter Mann, wenn auch widerwillig. Woher sollen die Menschen lernen ungesunde Gegenden zu meiden, wenn nicht die hohlängigen Bewohner oder die ungewöhnliche Zahl der Todesfälle abschreckend wirken? Sehen wir nicht, wie selbst diese Abschreckung häufig nicht stark genug ist, um die Menschen abzuhalten an solchen Orten sich anzusiedeln, wenn ihrer Habsucht dort Befriedigung geboten wird? Würden nicht Millionen auf ihre Gesundheit losstürmen, wenn nur ein kurzes, leichtes Unwohlsein die Folge wäre und nicht die vorzeitig an Schwindsucht und anderen Übeln sterbenden Genossen zur richtigen Einsicht leiteten? Wie oft hören wir, dass die Abspannung, welche der durchschwärmten Nacht folgt oder dem übermäsigen Genusse aufregender Getränke, als rühmenswerthe Beigabe bezeichnet wird, die keineswegs von der Wiederholung derselben Unmäsigkeit abschreckt? Der Mensch geniesst seine Freuden scheffelweise und jammert, wenn späterhin die Leiden scheffelweise folgen. Er verschleudert in zehn Jahren das Lebenscapital, mit dem er sechszig Jahre

lang bequem hätte haushalten können, und beklagt sich, sobald die selbst herbei geführte Bettelarmuth hereinbricht.

V. Dieses gilt aber nur für einen Theil der Leidenden; die meisten Leiden treffen im ungebürlichen Mase höchst achtungswerthe, untadelhafte Menschen, denen man keine Ausschweifungen zur Last legen kann. Viele Leiden stehen auch in keiner Beziehung dazu.

S. Allerdings; aber in den meisten Fällen wirst du die Unkenntniss der Lebensverhältnisse, also Unwissenheit als Ursache entdecken. Krankheiten entstehen nicht allein durch Ausschweifungen, Zerrüttung der Kräfte, sondern auch durch unterlassene Übung derselben oder durch verharren unter schädlichen äusseren Einflüssen. In allen Fällen tritt vorzeitig die Rückbildung ein und beschleunigt das Ende. Solches erweist sich vornehmlich bei den höchst achtungswerthen, untadelhaften Menschen, von denen du redest, deren Schlaffheit sie zum Bösen wie zum Guten unfähig macht und deshalb als Güte gedeutet wird. Sie werden von den Leiden heimgesucht, welche sie durch ein schlaffes Leben herbeigeführt haben, und büsen in ihrer Harmlosigkeit für die Unkenntniss der Lebensbedingungen, deren Nachlebung den Menschen gegen diese besonderen Leiden schützen kann. Andere Leiden hängen mit derselben Ursache in verschiedener Weise zusammen, wie mit Unkenntniss der Verhältnisse des Handels und Verkehres, der Betreibung des Geschäftes, dem der Leidende sich gewidmet hat, Unkenntniss der Kindererziehung, der Geldverwendung, des Haushaltens u. s. w. und selten wird die eingehende Untersuchung fehl gehen, wenn sie die Ursache der Leiden in der Unkenntniss des Leidenden sucht. Genau genommen giebt es keine Bosheit, sondern nur Unkenntniss, welche fast alle Leiden herbeiführt. Unwissenheit ist die Wurzel der Übel, sie ist der Teufel, welcher die Menschen plagt; aber nur durch seine Leiden gelangt der Mensch zu der Erkenntniss, die ihn von seinen Übeln befreien kann.

V. Um ihm neue Übel anzubürden.

S. In gewisser Beziehung ist es so, denn jemehr die Erkenntniss zunimmt, desto mehr erkennt der Mensch Leiden, die vordem ihn entweder nicht trafen oder keinen unangenehmen Eindruck auf ihn machten. Dasselbe Leben, welches unsere Vorfahren vor 2000 Jahren als ein glückliches genossen, würden die jetzigen verfeinerten Nachkommen als ein leidenvolles beklagen und Vieles, was wir geniessen oder mit Gleichgültigkeit betrach-

ten, werden unsere Nachkommen als herbe Leiden auffassen. Es ist die unausbleibliche Folge des Fortschreitens der Menschheit, die im Wesentlichen darin besteht, dass sie Alles zu überwinden sucht, was sie als Leiden erkennt und in diesem Kampfe die Fähigkeiten schärft, durch welche sie neue Leiden entdeckt und überwindet. Indem der Mensch unausgesetzt nach höheren Zielen strebt und sie erkämpft, schreitet er fort in der beglückenden Erkenntniss zu neuen Freuden, aber auch zu neuen Leiden.

V. Zugegeben, dass die Leiden nicht so zahlreich und gefährlich sind, wie aus den Klagen der Menschen geschlossen werden müsste, dass sie ferner zur Erziehung der Menschheit dienen und von dem Allweisen dazu bestimmt wurden, die Bildung der Menschheit zu fördern, so wirst du dennoch einräumen müssen, dass Freuden und Leiden nicht im angemessenen Verhältnisse zu den Handlungen der Menschen vertheilt sind, vielmehr sehr oft böse Menschen im Genusse und Überflusse leben, während die Guten und Besten in Sorgen und Unglück ihre Tage zubringen und beschliessen müssen. Es muss ein Fortleben der Seele geben, um solches Missverhältniss auszugleichen; die Gerechtigkeit fordert es.

§. 272. Sohn. Die Vorstellung von der N o t h w e n d i g k e i t d e r V e r g e l t u n g i n e i n e m z u k ü n f t i g e n L e b e n dürfen wir als die Hauptstütze des Glaubens an das ewige Fortleben der Seele ansehen, denn alles andere aus Sinneswahrnehmungen Gedeutete (§. 86) konnte nur auf den Weg leiten, aber nicht zu diesem Ziele führen.

Die Beobachtung, dass im Tode ein flüchtiges Wesen entfliehe, konnte nur zu der Vorstellung führen, welche die alten Israeliten und die Hellenen älterer Zeit hegten, dass nämlich das flüchtige Wesen fortlebe, während der Körper todt sei; allein mit diesem Fortleben wussten sie nichts zu beginnen, es war ein gespenstisches, öde und leer. Auch die Ansicht vom Leidenvollen des Erdenlebens konnte nur zu der Vorstellung führen, dass es eitel und nichtig sei (Pred. Salomonis) oder zur schlaffen Hingebung, zum Einsiedler- und Klosterleben, zur Berauschung und Ertödtung des Gefühles oder zum Selbstmorde, um entweder den Leiden zu entgehen, sie zu vergessen oder zu enden. Erst als der Mensch (§. 88) zur Vorstellung gelangte, dass es einer Vergeltung bedürfe für die Verschiedenheit der Menschenlose, begann er das zukünftige Leben der Seele menschenwürdig und nach dem Erdenleben abgemessen zu gestalten. Die Egypter, welche zuerst diese Vorstellungen schufen, dachten sich die nächtige Sonne in der Unterwelt

(den Nacht-Osir) als Richter über die Gestorbenen, der das Fortleben der Seelen abmesse je nach der Art des Erdenlebens.

V. Von diesem heidnischen Unsinne mag ich nicht hören. Wir haben Gotteswort in den erleuchteten Lehren der heiligen Schrift, die uns nicht solche Märchen, sondern Wahrheiten verkünden

S. Willst du das Alte Testament einschliessen, so wird sich ergeben, dass solche Lehren nicht vorhanden sind. Abraham wie Moses, David wie Salomo kannten nur irdische Vergeltung: das Gute wie das Böse ward dem Begehenden oder seinen Nachkommen auf Erden vergolten und nirgends wird auf die Ergänzung durch ein künftiges Leben hingewiesen.

Zur Zeit Jesu war dagegen die egyptische Vorstellung eingedrungen, dem Anscheine nach von Osten her, in chaldäisch-persischer Gestalt; sie findet sich deutlich ausgeprägt in dem Gleichnisse vom armen Lazarus (Luc. 16. 19), welches die irdischen Leiden des Lazarus durch himmlische Wonne ergänzen lässt und das irdische Wohlergehen des reichen Mannes durch Qualen der Hölle. Eine geistreiche und noch schärfer ausgleichende Erklärung gaben auch die jüdischen Rabbiner späterer Zeit und der grose Muhammad, indem sie lehrten, dass es auf Erden bösen Menschen gut gehe, weil sie einiges Gute thäten, was ihnen noch auf Erden belohnt würde, damit sie nachher gänzlich der Hölle verfallen könnten; den Guten ergehe es auf Erden theilweise übel, damit das wenige Böse, welches sie gethan, noch auf Erden abgebüst werde und sie rein in den Himmel eingehen könnten.

V. Was Rabbiner und falsche Propheten sagen, hat keinen Werth für uns Christen. Wir halten uns an Gottes Wort und können uns daran genügen lassen. Euer weitläuftiges Wissen verwirrt nur den Sinn und lenkt ab von dem einfachen und erhabenen Inhalte der heiligen Schrift, verdreht die deutlichen Aussprüche der Propheten und Evangelisten.

S. Die gläubigen Christen haben sich zu Hunderttausenden hingewürgt, weil sie über den Inhalt der Bibel stritten; die Einfachheit und Deutlichkeit, wie die Erhabenheit ihres Inhaltes ist demnach nicht so unzweifelhaft wie du annimmst. Jede der 70 oder 80 Sekten des Christenthumes begründet ihre unterscheidenden Lehren auf Aussprüche der Bibel, und die Übersetzungen, aus denen die Christen schöpfen, sind so mangelhaft, dass der Gottesglaube sämmtlicher europäischer Völker dadurch verwirrt worden ist. Deine Bibel ist keine so sichere Stütze wie du annimmst.

Die Menschen verlangen, dass Lohn und Strafe für die irdischen

Thaten, soweit sie im Erdenleben nicht erfolgten, im Fortleben der Seele nachgeholt werden sollen, damit dem Rechtsgefühle der Menschen (der Gerechtigkeit) Genüge geleistet werde.

V. So ist es. Das Rechtsgefühl empört sich dagegen, dass der gute Mensch ein Leben voller Entbehrungen erdulde, dagegen der Bösewicht bis an sein Lebensende im Überflusse verbleibe. Es ist nicht denkbar, dass damit Alles zu Ende sein sollte, sondern es muss eine Ausgleichung stattfinden, damit nicht der Mensch verzweifle. Warum sollte Jemand gut handeln, wenn er durch Böses noch eher zum Wohlergehen gelangen kann?

S. Das Rechtsgefühl unterliegt den Mängeln des Menschenwesens und verkennt in den meisten Fällen gut und böse (§. 116), wie auch Lohn und Strafe (§. 159). Es verlangt Wohlergehen für den Guten und Leiden für den Bösen in dieser Welt, sonst aber in jener Welt und ewig andauernd.

Untersucht man näher, welcher Art die Befriedigung sein sollte, um dem Rechtsgefühle der Meisten genügen zu können, so findet sich, dass solche alle Menschen verderben würde. Der vergnügungs- oder habsüchtige Mensch verlangt für jede gute Handlung oder solche, die er gut nennt, eine Belohnung auf der Stelle, zudem reichlich und in solcher Art, dass sie ihm einleuchte, auch seinen besonderen Gelüsten sich anpasse, so beschaffen sei, wie er sich wünsche. Erfolgt sie später oder in einer Weise, die er nicht als besonderen Lohn auffassen kann, dann nimmt er an, es habe keine Vergeltung stattgefunden, und glaubt eine begründete Forderung an die Weltordnung zu besitzen, die zu irgend einer Zeit befriedigt werden müsse. Andererseits verlangt er, dass jeder bösen That, namentlich solcher, durch welche Andere ihm Schaden zufügten, sofort eine harte und auffällige Strafe folge, so hart wie er in seiner Rachsucht sie über den Bösewicht verhängen würde, wenn er die Macht dazu besäse. Er ersehnt das tröstende Bewusstsein jenes Methodistenpredigers, der von seinen Zuhörern verspottet, ihnen zurief: „Mich tröstet die erhebende und innige Überzeugung, dass ihr dereinst alle zur Hölle fahren werdet.“

Der Mensch klagt über Ungerechtigkeit, weil seine unersättliche Habgier oder Rachsucht auf Erden nicht befriedigt wird; er verlangt, dass die Weltordnung so handeln solle, wie er es fordert, und was sie nach seiner anmasenden Meinung im Erdenleben versäume, solle sie in einem künftigen Leben nachholen. Seine Erkenntniss ist noch nicht dahin gelangt

einzusehen, dass jede gute Handlung ihren Lohn auf Erden finde, in der Freude des Entschlusses, im Bewusstseine des Vollbringens und in der Befriedigung der Erinnerung an die Handlung beim Anschauen ihrer wohlthätigen Früchte. Er begnügt sich noch nicht mit der Überzeugung, dass Jeder, der wissentlich eine böse Handlung verrichte, seine Strafe sofort empfängt in der Scham beim Entschlusse, der Angst im Vollbringen, sowie der nachherigen Furcht vor Entdeckung und der bleibenden Last seiner Bosheit, welche ihm jeden edleren Genuss verwehrt. Beides ist den gläubigen Menschen nicht derb genug: sie verlangen für jede gute Handlung einen goldenen Regen oder Sorgenfreiheit für die ganze Lebensdauer, so wie andrerseits für jede böse Handlung sofort einen Blitzstral oder mindestens eine Lähmung, Blindheit, Aussatz o. dergl., etwa in der Art, wie Mirjam der Aussatz traf, als sie Moses zweite Heirat mit einer Morin tadelte (4. Mose 12), oder die 42 Knaben, welche von Bären zerrissen wurden, weil sie Elisa einen Kahlkopf genannt hatten (2. Kön. 2) oder den Ananias, welcher todt niederstürzte (Apost. 5), als er der Gütergemeinschaft der ersten Christen sich entziehen wollte. Derartiges leuchtet den Menschen ein, stellt ihr Rechtsgefühl zufrieden. Wenn aber die Weltordnung ihre Ursachverhältnisse nicht plump genug gestaltet, so dass der Mensch sofort die Verbindungen erkennen kann, dann vermisst er sich zu verlangen, dass ein künftiges Leben vorhanden sein solle, um Dasjenige auszugleichen, was er auf Erden nicht erkannte, weil es zu fein für ihn war. Es ist wiederum sein Grundmangel, der ihn irre leitet: er setzt sich zum Masstabe für die ganze Welt, wendet nicht allein seinen Verstand als Leitfaden an, um Vorstellungen zu erlangen, sondern verlangt auch, dass demgemäs Alles eingerichtet werden solle; er setzt sich an die Stelle des Höchsten und bildet mittelst seiner Einbildung die Welt, wie sie nach seiner Meinung sein sollte. Nach seinem Ermessen sei es auf Erden ungerecht eingerichtet, es trete nicht die rechte Vergeltung ein, wie er sie für nöthig erachte; ausbleiben dürfe sie nicht, weil sein Rechtsgefühl es verlange, und da sie nicht auf Erden stattfinde, müsse sie später nachgeholt werden. Es müsse also ein künftiges Leben zur Ausgleichung vorhanden sein, das verlange er für sein Rechtsgefühl und was er verlange, das müsse geschehen. So denkt der aufgeblasene, trotzige Erdenwurm.

§. 273. Vater. Der Glaube an die Unsterblichkeit lässt sich allerdings nicht so handgreiflich erweisen, wie ihr Materialisten es verlangt:

man kann euch nicht einführen in den Himmel oder in den Aufenthalt der unseligen Geister, um euch zu überzeugen, wie ihr es nöthig findet. Wenn ihr aber in euch kehrt, ernstlich in eurem Inneren forschet, so werdet ihr finden, was in jedes Menschen Brust gepflanzt ist, sobald er einige Stufen der Bildung erreichte, nämlich die unauslöschliche *Sehnsucht nach der Unsterblichkeit.*

Sohn. Unleugbar liegt im Menschen die Sehnsucht nach höheren, vollkommneren Zuständen; es ist ein köstliches Gefühl, von Millionen empfunden, gehegt und fortgepflanzt. Es liegt aber darin kein Beweis, dass diese Sehnsucht jedenfalls in der verlangten Weise erfüllt werden müsse, denn des Menschen Leben birgt eine endlose Reihe von Hoffnungen, die alle der Erfüllung harren und doch nur zum geringsten Theile erfüllt werden. An das erste Lächeln des Neugeborenen knüpfen sich die unerschöpflichen Hoffnungen der Eltern, die je nach ihrer Begabung, aus ihren Wünschen und Hoffnungen ein schönes Lebensgebäude für ihren Sprössling errichten. Lässt sich daraus folgern, das ersehnte Glück müsse in Erfüllung gehen, weil Millionen Mütter das gleiche Sehnen an der Wiege ihres Lieblinges empfinden? Und doch ist diese Sehnsucht weit allgemeiner als die nach der Unsterblichkeit; sie hält sich auch weit mehr an erreichbaren Dingen, verlangt Gesundheit, langes Leben, Wohlergehen, Ehre, Zufriedenheit u. s. w. alles Güter, die wirklich auf Erden vorhanden und erreichbar sind. Aber wie selten und wie dürftig wird die Sehnsucht des liebenden Mutterherzens befriedigt?

Der Mensch im Hochgefühle seiner Kraft sehnt sich fliegen zu können, wenn von der Bergeshöhe über Kuppen und Thäler das Auge schweift, die weiten Ebenen, wie das fernerhin sich breitende Meer überschauend. Es ist ihm peinlich mit den Sohlen an der Erde zu haften; er wünscht sich Flügel, um gleich dem Vogel die Lüfte zu durchsegeln; er mögte nicht schneckenartig von Ort zu Orte kriechen, allenthalben gehemmt und beschränkt durch Hindernisse der Oberfläche. Im Luftmeere schwimmend würde er über Land und Meer dahineilen und wie die Götter der alten Welt von oben her das Treiben überschauen, eingreifen wo es dessen bedürfte, helfend oder strafend dazwischen fahren, wie die Laune oder das Rechtsgefühl es eingeben mögte. Die Sehnsucht ist gros, wir aber bleiben flügellos.

V. Ich entsinne mich nicht jemals solche Vogelgedanken gehegt zu haben. Für euch mag es passen, ich aber verzichte gern darauf, denn ich

weiss, dass ich dereinst erlöst von den Fesseln des Leibes, mich besser als irgend ein Erdengeschöpf werde frei und unbegrenzt durch alle Welten-räume bewegen können und dürfen.

S. Also die gleiche Sehnsucht zum Fliegen, nur in anderer Form. Ich beschrieb sie in irdischer, sinnlicher Beschränkung, du denkst die Erfüllung in überirdischer, aussersinnlicher Weise. In beiden Fällen die Sehnsucht nach Befreinng vom Haften am Grunde; hinauf nach oben wollen wir beide, nur dn fliegst weiter, verlangst mehr.

In beiden Fällen müssen wir fragen: was berechtigt uns zu verlangen, dass unsere Sehnsucht erfüllt werde? Die Sehnsucht ist ein Grund, auf den wir nicht pochen dürfen, denn wenn Alles erfüllt werden sollte, wonach wir Menschen uns sehnen, dann reichte die ganze Welt nicht aus, um der menschlichen Unersättlichkeit zu genügen. Was ihm erreichbar ist, geniesst er nicht, weil er seine Sehnsucht auf Fernes oder Unerreichbares richtet, wie ein Kind die angebissene Frucht fortwirft, um nach dem Monde zu greifen. Wird die Sehnsucht nicht erfüllt, dann schreit und strampelt oder trauert still das Kind wie der Erwachsene, und Letzterer verlangt als sein Recht die Erfüllung seiner Ansprüche, die er mit keinem anderen Grunde als dem Vorhandensein seiner Sehnsucht zu belegen weiss.

Das Sehnen ist nichts desto weniger uns tief eingepflanzt und gründet sich auf die richtige Wahrnehmung, dass unsere Wünsche, unsere Ziele, unsere Vorausbilder (Ideale) nicht verwirklicht werden. Wir sehen wie weit unser eifrigstes Bemühen von den fernleuchtenden Zielen zurückbleibt und sehnen uns deshalb nach einer Fortsetzung unseres Erdenlebens, um das hier Unerreichte, dort im leichteren und längeren Fortleben um so sicherer zu erlangen. Der Einzelne übersieht dabei, dass die vorschwebenden edlen Ziele nicht seine besonderen sind, sondern der gesammten Menschheit vorschweben; dass sie also nicht verlassen sind, wenn er fernab vom Ziele hinsinkt und das Auge schliesst, sondern dass Andere das gleiche Streben mit neuen Kräften weiter führen, von derselben Sehnsucht erfüllt ihre Strecke zurücklegen und fallend von anderen Kämpfern gefolgt werden, die weiter dringen. Der ganze Zug gelangt allmälig weiter, ob auch die Einzelnen fallen, sobald sie ihre Strecke beendet haben; die Menschheit nähert sich dem vorschwebenden Ziele und darin liegt die Erfüllung der Sehnsucht jedes Einzelnen.

Auch in dieser Richtung macht der Mensch sein Einzelnleben unge-

bürlich geltend, kann nur schwer dazu gelangen, sich aufzufassen als einen Theil der Menschheit. Er vermag selten zu begreifen, dass sein Leben, sein Wesen, seine Bildung und Menschenwürde nur in der Menschheit ruhe, aus derselben hervorgegangen sei und ohne selbige nicht da sein könnte; dass auch die Unsterblichkeit, welche er ersehnt, in der Menschheit sich erfülle, welche das Streben des Einzelnen fortsetzt und Dasjenige erreicht, was er nicht erreichen konnte. Diese Überzeugung liegt den meisten Menschen zu fern, sie können es nicht über sich gewinnen, ihr Einzelwesen in die Gesammtheit aufgehen zu lassen, ihre unerfüllte Sehnsucht auf ihre Mitmenschen zu übertragen, selbige zu Erben des eigenen Lebens einzusetzen. Sie verlangen vielmehr ein Fortleben, lediglich um als besonderes Wesen in der Welt ihre Ziele zu erreichen und die dadurch zu erlangenden Güter selbst zu geniessen; dabei verlangen sie auch die Ewigkeit des Fortlebens, damit der Genuss möglichst lange andauere. Es ist der Mensch in seiner Beschränktheit, der sein Eigenwesen als bestimmend für die Weltordnung geltend macht, das Verlangen stellt, dass Alles so eingerichtet sein solle, wie er es für sein besonderes Streben, seine besonderen Genüsse für nothwendig hält.

V. Ihr handelt unrecht, wenn ihr den Unsterblichkeitglauben erschüttert, denn er ist unumgänglich nothwendig zur Zügelung der Menge des Volkes. Der Aufgeklärte mag durch sein sittliches Bewusstsein geleitet werden, also den schönen Glauben entbehren können, wenn er nicht anders will. Die Menge aber ist dessen nicht fähig, sie muss solche Hoffnung haben, die sie antreibt gut zu handeln, oder wenn dieses nicht wirksam genug ist, eine Furcht, welche sie mindestens abhält, Böses zu thun. Fehlt der Zügel, dann brechen alle wilden Leidenschaften hervor und unser Stat wie unsere Familie, der Glaube wie die Gesittung gehen in Barbarei unter.

§. 274. Sohn. Die sittliche Nothwendigkeit des Unsterblichkeitglaubens ist zu verschiedenen Zeiten und von Männern geltend gemacht worden, die im Übrigen weit aus einander standen; sie waren aus gleichartigen Gründen zu der Vorstellung gelangt, dass dieser Glaube als Zügel unschätzbare Dienste leiste.

Zunächst will ich einen Gegengrund geltend machen, der bei mir selbst von geringem Gewichte ist, den aber du wie jeder andere Gläubige als vollgültig anerkennen musst. Die alten Israeliten, das auserwählte Volk Gottes, wie ihr es nennt, haben diesen Glauben niemals besessen und

der Jave-Moses, den ihr Gott nennt, hat es niemals nothwendig befunden diesen Glauben zu offenbaren, obwol es eines Zügels für das gottlose Volk sehr bedurfte. Die Bibel zeigt aber beim endlosen Klagen und Drohen Javes, wie bei allen Versprechungen und Hoffnungen die er dem Volke offenbart, keinerlei Hinweisung auf ewige Höllenqualen oder Himmelsfreuden: er will ihnen Pest, Niederlage und Hungersnoth senden, so dass sie ihrer Kinder Fleisch fressen sollen, oder verheisst ihnen Sieg, reiche Ernten und zahlreiche Nachkommenschaft, aber keine Hinweisung auf die Unsterblichkeit der Seele und die Vergeltung in einem künftigen Leben. Es reden Abraham, Isaak und Jakob ebenso wenig davon wie Moses, Josua, David und Salomo und doch muss jeder Gläubige zugestehen, dass die Allweisheit nicht ermangelt haben würde, diesen Glauben zu offenbaren, wenn es desselben zur Zügelung und Besserung der Menschen bedürfte, um so mehr als dieser Zweck in allen Offenbarungen und Weissagungen vorangestellt ward. Wenn der Glaube unter den Israeliten in irgend einer Form geherrscht hätte, so würde er sich gezeigt haben; es fehlt aber nicht allein an jeder Spur, sondern es finden sich auch ausdrückliche Behauptungen des Gegentheiles (§. 88).

V. Wir wollen von der Gegenwart reden, denn unser Volk ist ein anderes. Die Zügelung ist gar zu nöthig und wenn die Menge die Vorstellung von der Seligkeit nicht genügend auf sich wirken lässt, so möge die Furcht vor den Höllenqualen sie zum Vortheile des Guten erschüttern.

S. Du denkst, das Brennende eines Pech- und Schwefelpfules sei dem Volke bekannt genug, um schreckhaft wirken zu können, und die Furcht vor dieser Pein werde stärker wirken als die Aussicht auf den Himmel, dessen Freuden es nicht verstehe. Deine Voraussetzung ist in sofern richtig, als die Vorstellung von den Höllenqualen fasslicher und eindringlicher ist; allein ihre Wirksamkeit würde nur dann sich erweisen lassen, wenn sich zeigte, dass alle Völker, in deren Mitte der Unsterblichkeitglaube gehegt wird, dem Bösen keinen Raum geben, also von der Aussicht auf Himmel oder Hölle sich leiten lassen. Ist dieses der Fall? Die Priester aller Bekenntnisse, die den Glauben an himmlischen Lohn und höllische Strafen in allen Weisen einzuprägen suchen, sind einstimmig im Klagen darüber, dass die Menschen sich nicht dadurch beherrschen lassen, dass weder der Himmel noch die Hölle sie bewegen könne gut zu handeln; dass die Welt voll des Bösen sei und das Gute nur spärlich und schüchtern aus dem Wuste der

Sünde emporkeime; dass man die Guten und Untadeligen emsig suchen müsse, wenn man sie finden wolle, wogegen das Böse allenthalben üppig emporwuchere und ungesucht sich aufdränge oder einschleiche. Die Priester aller Bekenntnisse, so uneinig in anderen Punkten, bekennen einmüthig, dass die Menschen weder auf die Hölle noch auf ihr ewiges Seelenheil Rücksicht nehmen, von den Vortheilen und Genüssen des Augenblickes oder der Furcht vor den Statsgesetzen beherrscht würden, aber nicht von der Hoffnung oder Furcht des ewigen Lebens. Wenn also die Priester selbst eingestehen, dass trotz aller Lehren, die sie seit 1800 Jahren den auf einander folgenden Geschlechtern einzuprägen suchten, die Rücksicht auf eine künftige, ewige Vergeltung nicht herrschend geworden sei, so dürfen wir nicht annehmen, dass diesem Glauben eine hervorragende sittliche Kraft innewohne, dass er nothwendig sei für unsere sittliche Ordnung oder dass sein Verschwinden grose Gefahren herbeiführen könne.

V. Der Glaube hat zu allen Zeiten zum Guten gewirkt, aber nur langsam; wir dürfen hoffen, dass er in Zukunft zur Herrschaft gelange, wenn er nur sorgsam erhalten und emsig eingeprägt wird.

S. Wir würden diese Hoffnung hegen dürfen, wenn sich erweisen liesse, dass der Glaube nützlich gewirkt und diese Wirkung allmälig zugenommen habe; in solchem Falle dürfte man folgern, dass die Zukunft stätig wachsende Erfolge bringen werde und man dürfte die Zuversicht hegen, dass die Pflege und Verbreitung des Glaubens ein Schritt auf der richtigen Bahn sei, die über kurz oder lang zum Ziele führen werde. Die Priester behaupten jedoch im Gegentheile, dass die Menschen nicht besser geworden seien, und dass auch der Glaube keine Fortschritte mache. Wer sollte aber nach Ansicht der Gläubigen besser im Stande sein zu urtheilen als Diejenigen, deren Beruf es ist, den Glauben zu verbreiten, einzuprägen und seine Wirkungen zu überwachen? An Bemühungen lassen sie es nicht fehlen, denn in ihren Predigten ist die Beschreibung der aussersinnlichen Welt und deren Verhältnisse vorherrschend und in den Buspredigten werden die Qualen der Hölle so eindringlich geltend gemacht, dass den Zuhörer Schaudern ergreifen muss. Dennoch klagen sie selbst am stärksten über unzureichende Wirkung.

Wenn Hoffnung und Furcht einer künftigen Vergeltung günstig wirkten, so müsste der Erfolg am deutlichsten sich zeigen beim Vergleichen derjenigen Bildungsvölker, welche ihn besitzen, mit solchen, die denselben

nicht kennen; Letztere müssten durch grösere Rohheit und Sittenlosigkeit sich auszeichnen. Man hat diesen Vergleich in neuester Zeit anstellen können zwischen den gläubigen Europäern und den ungläubigen Japanern, deren Sitten man nicht so genau kennt wie die der Europäer, aber hinreichend genug, um zu wissen, dass sie nicht von der Aussicht auf himmlischen Lohn und höllische Strafe beherrscht werden, dass aber dagegen ihre statlichen und sittlichen Einrichtungen ausreichen, um sie gesitteter und friedlicher leben und fortschreiten zu lassen als die meisten der europäischen Völker. Sie sind menschlich unvollkommen wie wir, haben auch Gewohnheiten, die von unseren Sitten weit abweichen; allein im Ganzen steht das japanische Volk mindestens auf gleicher Stufe mit den vorgeschrittenen europäischen Völkern, denen der Glaube an Himmel und Hölle seit einem Jahrtausend gelehrt worden ist, in lieblichster wie in schreckhafter Weise, durch Reden, Gesänge, Tonwerke und Gemälde entzückender wie erschütternder Art.

Derselbe Vergleich kann auch im Kreise der europäischen Völker angestellt werden. Es sind eine Menge sittlich hochstehender Männer bekannt, die den Glauben an eine dereinstige Vergeltung im Fortleben des Einzelwesens nicht hegten und im begründeten Verdachte standen oder stehen, denselben nicht zu besitzen, dabei aber zu den Begabtesten und Edelsten gehören. Es reicht auch aus, wenn wir sittlich hochstehenden Männern, welche den Unsterblichkeitglauben hegen, die Frage vorlegen, ob sie in ihren Entschlüssen durch die Hoffnung auf die Seligkeit oder die Furcht vor der Hölle geleitet würden, ob darin der Beweggrund zu ihrem Thun liege. Sie werden ohne Ausnahme verneinend antworten und erläutern, dass sie nur von ihrem sittlichen Bewusstseine sich lenken lassen, dass sie nicht anders handeln könnten und auch nicht anders handeln würden, wenn Himmel und Hölle fehlten, denn beide seien ohne Einfluss auf ihre Entschlüsse. Frage dich selbst und du wirst finden, dass du sittlich handelst, weil du nach deiner festen Überzengung sittlich handeln musst, um im Frieden mit dir selbst zu leben; du lässt dich dabei weder vom Himmel locken noch von der Hölle schrecken.

V. Ich darf nicht widerstreiten; allein es giebt einen grosen Haufen, für den der Glaube an Himmel und Hölle nothwendig ist, der durch stärkere Zügel beherrscht werden muss als das sittliche Bewusstsein, welches er nicht besitzt und unfähig ist zu erwerben.

8. Die Fähigkeit zum Höchsten dürfen wir Niemandem absprechen, denn die Erfahrung hat tausendfältig gelehrt, dass aus der grosen Menge des Volkes, aus den Hütten der Armuth hochbegabte und sittlich hochstehende Männer hervor gegangen sind. Ich vermuthe, dass du als grosen Haufen die Menge Derjenigen bezeichnest, welche auf rückständigen Stufen der Bildung verblieben sind, abgesehen davon, ob sie arm oder reich, hoch oder niedrig gestellt seien. Aber auch hier gilt das Gleiche: von rückständigen, in jeder Beziehung rohen Eltern stammen Kinder, die anfangs rückständig wie die Eltern, zu Mustern der Menschheit wurden, und wir dürfen deshalb den sogenannten grosen Haufen nicht als eine besondere Menschenart ansehen, für welche besondere Vorkehrungen getroffen werden müssten, weil sie der Fortbildung nicht fähig sei.

Auch abgesehen davon, lässt sich erkennen, dass der sogenannte grose Haufe sich ebenso wenig zügeln lässt durch die Hölle wie der Vorgeschrittenste, dass ihm, wenn auch aus anderen Gründen, jener Glaube ebenfalls gleichgültig sei. Der gesittete Mensch bedarf desselben nicht, weil sein sittliches Bewusstsein ihn besser leitet; der minder entwickelte giebt dem Glauben keinen Raum, weil andere näherliegende Beweggründe ihn beherrschen, und wenn er sich oder in seinen Nachkommen zu höheren Stufen entwickelt, gehört er wiederum zu Denen, die durch ihr sittliches Bewusstsein sich leiten lassen. Wo ist der Raum für den Glauben und wo zeigt sich die Nothwendigkeit zu seiner Einschaltung?

Lasst uns stufenweise die herrschenden Beweggründe der Menschen erforschen und sehen, wo es fehlt und ob der Unsterblichkeitglaube das Fehlende ergänzen könne. Zunächst die Rückständigsten, der rohe oder blinde Haufen, wie er genannt wird. Was leitet seine Mitglieder? Sie offenbaren freiwillig ihre Gründe im täglichen Leben und zeigen oder sagen, dass zuerst die Sicherung ihres Daseins, der Broderwerb sie leite, dann die Furcht vor den gesetzlichen Strafen und zum höchsten die Scham vor anderen Menschen, namentlich ihren Vorgesetzten. Auf höheren Stufen offenbaren sich dieselben Beweggründe in anderen Formen: man will standesgemäs leben und das dazu Nöthige erwerben, richtet sich also ein nach den dafür herrschenden Gewohnheiten; man legt Gewicht auf das Urtheil der Standesgenossen und sucht deshalb Alles zu vermeiden, was Schande bringen könnte, d. h. von den Standesgenossen oder Leuten, auf deren Urtheil Gewicht zu legen ist, ungünstig oder verächtlich beurtheilt

werden würde; demnächst beachten sie die herrschenden Gesetze, suchen im Einklange damit zu bleiben und nöthigenfalles nur dann sie zu verletzen, wenn die Gefahr der Entdeckung geringe ist im Vergleiche zu dem Nutzen, den die Verletzung bringen wird. In jeder Richtung stellen sie ihren eigenen Nutzen voran, suchen diesen in Besitzthümern, äusserer Ehre u. dergl. und fühlen sich hinlänglich befriedigt, wenn ihr Streben diese Erfolge herbeiführt.

V. Das sind die Weltklugen, ohne festen Glauben an Gott und Unsterblichkeit; ihr Mund bekennt, was verlangt wird oder vortheilhaft ist, aber ihr Herz ist auf Geld und Ehre gerichtet; sie nennen es anständig, rechtgläubig und religiös zu sein, damit man das Vertrauen Anderer gewinnen und ausbeuten könne; aber ihr Glaube kennt nur den Gott Mammon, den „allmächtigen Dollar" wie der Amerikaner den Götzen nennt.

S. Wir müssen die Verhältnisse berücksichtigen wie sie sind, nicht wie wir uns einbilden, dass sie sein könnten oder sollten. Du bist mit mir einverstanden darüber, dass sie so sind und dieses genügt.

Der Satz geht aber noch weiter. Es lässt sich durch Zahlen erweisen, dass in Gegenden, wo die Christen am gläubigsten sind und am öftersten über Himmel und Hölle gepredigt wird, auch die Hörer am wenigsten bezweifeln, was die Priester reden, dennoch die meisten Verbrechen begangen werden. Dieselben Gläubigen, welche Jeden steinigen oder erdolchen mögten, der an der Wahrheit Dessen zweifelte, was der Priester sagt, die auch unzählig oft seine Lehren nachbeten, lassen sich am wenigsten dadurch leiten. Nicht allein die unablässigen Klagen und Buspredigten, sondern auch die Thaten der Gläubigen, die Überhäufung der Strafgerichte und Gefängnisse geben überzeugende Beläge. Es kommen einzelne Beispiele vor, welche auf Einwirkungen der Höllenfurcht hindeuten, wie z. B. die Reue, welche Verbrecher vor ihrer Hinrichtung erfasst, so wie die Zerknirschung, von der alte Leute ergriffen werden, wenn sie auf die Irrungen ihres vergangenen Lebens zurückblicken. Dergleichen Fälle offenbaren aber ausnahmsweise Schwächezustände, die jeder Art von Furcht zugänglich machen und das Erwachen des sittlichen Bewusstseines fördern, dessen Geltendmachung in Reue und Zerknirschung sich erweist. Der Verbrecher, um dessen sittliches Bewusstsein früherhin Niemand sich bekümmerte, wird vor seiner Hinrichtung sorgfältig und unermüdlich belehrt über das Unrecht, welches er begangen, über die Beleidigung der Gesetze, welche durch Verhängung der Todesstrafe sich räche.[1] Es wird ihm klar, dass die übrigen

Menschen eine solche That nicht dulden dürfen, sein sittliches Bewusstsein erlangt die Herrschaft über die niederen Beweggründe seines Eigenwesens nud von dem, der ihm das Verständniss eröffnete, nimmt er willig den Glauben an Himmel und Hölle an nnd prägt seine Reue in dessen Formen aus. Bei den alten oder durch Krankheit geschwächten Menschen ist es ebenfalls das sittliche Bewusstsein, welches das Übergewicht erlangt über die vordem übermächtigen, jetzt aber geschwächten Triebe. Sie erkennen, dass sie unrichtig gehandelt haben, und suchen dieses auszugleichen, so weit wie möglich. Sind sie gläubig, so kleidet sich ihr Unbehagen in Höllenfurcht, sie sind bereit Jedes zu thun, was sie von dieser Furcht erlösen könnte, und sterben ruhig, wenn der Priester ihnen die Furcht abnimmt und dagegen Hoffnung oder Zuversicht einflöst.

V. Wir dürfen nicht bei dem grosen Haufen auf eintretende Schwächezustände warten, um die Wiedergeburt und Besserung zu erzielen, sondern müssen ein Mittel haben, welches sie in ihrer Kraft zügelt, und dazu ist die Höllenfurcht sehr geeignet. Sie muss erhalten und gepflegt werden, auch wenn das Dasein der Hölle in Zweifel steht.

S. Das hiesse einen Glaubenssatz, einen Theil der Religionslehre auf gleiche Stufe stellen mit der Peitsche, den Gefängnissqualen und anderen rohen Mitteln, deren die Menschen sich bedienen, um Diejenigen zu bessern, welche man in der Jugend wild aufwachsen liess, welche man vergas im biegsamen Alter zu formen und erst dann beugen will, wann sie erwachsen und verhärtet sind. Wo früher ein Druck der Finger genügt hätte, setzt man späterhin vergeblich die stärksten Schrauben an und statt den Fehler darin zu erkennen, dass man die Jugend des Menschen gewissenlos vernachlässigt habe, glaubt man, es liege nur daran, dass die Schrauben nicht kräftig genug seien, um den Erwachsenen zu beugen; man brauche sie nur immer schärfer und zwingender zu machen, darin liege die Weisheit und das richtige Mittel zum Erfolge. Die Erfahrung lehrt, wie vergeblich es sei, die Höllenfurcht als Knute oder neunschwänzige Katze zu verwenden, und überdies erscheint es unwürdig, einen Glaubenssatz in der Weise zum Peitschen zu missbrauchen, wie die meisten Busprediger es thun.

Man hat in früheren Zeiten schreckhafter Todesarten sich bedient, um durch deren öffentliche Anwendung den Zuschauern einen heilsamen Schrecken einzujagen: Verbrecher wurden gerädert, mit glühenden Zangen gezwickt, von Pferden auseinander gerissen, langsam verbrannt, lebendig

geschunden u. s. w., aber der Zweck ward verfehlt; man erkannte, dass es nicht allein nutzlos sei, sondern auch die Rohheit fördere. Sollte nicht die Höllenfurcht in ähnlicher Art wirken? Wie sehr muss sie nicht dem Gottesglauben schaden durch die niederen Vorstellungen, welche dem rückständigen Menschen in diesem Glauben eingeprägt werden; wenn er denken soll, dass Gott dereinst die Seelen stärker quälen werde, als irgend ein Mensch sich überwinden könnte es zu thun? Ich behaupte, dass die Höllenfurcht selbst als Zuchtruthe, als Peitsche unbrauchbar, also überflüssig sei und weit entfernt Böses zu hindern, vielmehr zur Beförderung der Rohheit und zur Verwilderung des Glaubens führe.

V. Ich räume ein, dass die Höllenfurcht etwas Rohes und Verwilderndes in sich trage, gebe auch gern den Pech- und Schwefelpfuhl auf, um die Höllenqualen in der reuigen Rückerinnerung zu erkennen, welche die vom rohen Leibe und dessen Trieben befreieten Seelen der Bösen quälen muss und wird. In gleicher Weise erkenne ich die himmlische Seligkeit der Guten in dem freudigen Rückblicke auf ein segensreich vollendetes Erdenleben und in dem Besitze der höheren Entwicklung. Es lässt sich nicht verkennen, dass der Unsterblichkeitglaube in dieser Gestalt tröstend und erhebend wirkt auf Denjenigen, der unschuldig leidet, wie er den Leichtsinnigen und Boshaften zu warnen vermag. Die Form mag sich ändern nach Zeit und Umständen; aber der Glaube sollte erhalten werden, selbst wenn er unerweisbar wäre, denn

Viel besser ist ein Wahn der uns beglückt,
Als eine Wahrheit die uns niederdrückt.

§. 275. Sohn. Der **Unsterblichkeitglaube als Tröster und Warner** verdiente allerdings Schonung und Förderung, wenn sich erweisen liesse, dass er als solcher überwiegend günstig wirke. Selbst Diejenigen, welche ihn nicht hegen, würden ihn gelten lassen können, wie die lehrreichen Gleichnisse, welche man Kindern erzählt, um ihnen nützliche Lehren einzuprägen, die nur in dieser Gestalt vom Kinde aufgefasst werden können. Wir würden die erwachsenen Rückständigen in gleicher Weise behandeln wie die unerwachsenen, was mit den ähnlichen Bildungszuständen beider im Einklange stünde. Der Glaube würde die Stütze der Schwachen und Rückständigen; der höher Gebildete, der Voranschreitende bedurfte der Stütze nicht, liesse sie aber schonend bestehen, bediente sich sogar der Lehre, um Diejenigen zu leiten, welche noch nicht gereift seien

zur höheren Erkenntniss, vielleicht gar durch die Wahrheit erdrückt würden, wogegen der Wahn sie beglückt, wie dein Spruch lautet.

Theilweise ist das hierher Gehörige bereits erledigt worden, als wir erkannten, dass die Menschen mit wenigen Ausnahmen den Glauben nicht auf sich wirken lassen, weder tröstend noch mahnend. Wenn man also auch Schonung anwenden wollte, so würde es vergeblich sein, denn es fehlt das zu Schonende. Die Einzigen, welche um Schonung des Vorhandenen bitten könnten, wären die Priester, denn die ewige Vergeltung, namentlich aber die Hölle ist die ergiebigste Quelle ihres Einflusses und ihrer Einnahmen. Es gelingt ihnen von Zeit zu Zeit einem Theile der Gläubigen die Furcht einzuflösen und wenn auch nicht nachhaltig genug, um eine dauernde Besserung zu erzielen, so doch mächtig genug, um ihren Einfluss zu sichern. Verschwindet der Glaube, die Furcht vor ewiger Vergeltung, dann wird man die meisten Priester zum Überflüssigen rechnen und verkümmern lassen. Teufel und Hölle sind noch die wirksamsten Mittel, welche die verschiedenen Priesterschaften retten können vor dem Untergange, mit dem die fortschreitenden Zweige der Wissenschaft ihre veraltete Mutter Theologie bedrohen. Die Rücksichtnahme hierauf ist aber nicht angemessen, denn die Menschheit ist nicht da, um der Priester willen; es bedarf der Schonung auch nicht, denn derartige Wandlungen geschehen so langsam, dass die zur Zeit lebenden Priester keiner überwältigenden Gefahr ausgesetzt sind.

Untersuchen wir, ob der Glaube zur Tröstung und Warnung geeignet oder mindestens unschädlich sei, denn in letzterem Falle könnte er ungeachtet seiner geringen bisherigen Wirksamkeit erhalten bleiben, wie anderes aus der Vorzeit Überkommene, welches man bestehen lässt aus Scheu oder Pietät, bis eine zwingende Nothwendigkeit die Abschaffung bedingt. Das Tröstende des Glaubens an die Unsterblichkeit sucht man in der Hinweisung auf einen Ersatz im künftigen Leben für Diejenigen, welche im Erdenleben unschuldig leiden oder zu leiden vermeinen. Solcher vermeintlich unschuldig Leidenden giebt es Unzählige; sie sind in jedem Palaste wie in jedem Hause und jeder Hütte zu finden: die Sorge steckt im Purpur wie in Lumpen. Wenn man aber die Gründe ihrer Klagen erforscht, so findet sich mit seltenen Ausnahmen, dass ihre Leiden allerdings nicht aus eigener Bosheit entstanden, wol aber aus eigener Unwissenheit, aus der Unkenntniss der stattfindenden Ursachverhältnisse, welche aus bestimmten Thaten oder Un-

terlassungen der Menschen Leiden für dieselben hervorgehen lassen. Sobald die Quelle ihrer Leiden aufgesucht wird, findet sich meistens, dass in ihnen selbst die Ursache liege, dass sie unvorsichtig, unmäsig oder sonst den Weltverhältnissen zuwider gelebt haben und für diese Fehler büsen, die darum nicht unschuldig sind, weil keine bewusste Bosheit zum Grunde liegt. Frauen haben z. B. leichtsinnig oder unwissend, ohne Liebe und Achtung geheiratet und glauben späterhin, dass sie unschuldiger Weise in verhassten Ehebanden schmachten. Weichherzige Mütter, die ihre Söhne verzogen und sie haben verwildern lassen, klagen über unverschuldete Leiden, Prüfungen Gottes, wenn sie lebenslang Schande und Gram erleiden. Eltern klagen über unmäsiges Kindersterben, nennen es unerforschliche Rathschlüsse Gottes, während es klar zu Tage liegt, dass ihre Unkenntniss oder Nachlässigkeit in der Kinderpflege die Ursache sei. Wer sein Geschäft ohne ausreichende Kenntniss betreibt oder nachlässig, leichtsinnig, betrügerisch, und in Folge dessen verarmt, klagt über unverschuldete Leiden, weil er glaubt, es ebenso betrieben zu haben wie Andere, die reich dabei wurden. Noch zahlreicher sind die Klagenden, denen nicht alle Wünsche erfüllt werden, oder mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben, statt nach ihrem Begehren mühelos vom Segen überschüttet zu werden. Fast Jeder klagt über unverschuldetes Leiden, sobald ihn Unangenehmes oder Schädliches trifft, dessen Ursache er nicht erkennt, nicht im eigenen Thun zu finden vermag, weil Unkenntniss oder Eitelkeit ihn hindern, das richtige Ursachverhältniss aufzufinden.

Wird auf solchen Leidenden der Hinweis auf die ewige Vergeltung nützlich oder schädlich einwirken? Er kann ihn auf Augenblicke trösten, aber ihm nicht dauernd helfen, denn der Glaube hebt weder die Leiden auf, noch beugt er ihrer Wiederkehr vor durch Aufhellung des Ursachverhältnisses. Er lässt den leidenden Menschen in seiner Unwissenheit, verhüllt ihm die Wahrheit, verhindert ihn und Andere zu erkennen, auf welchem Wege die Leiden hätten vermieden werden können oder künftig zu vermeiden seien. Der Schmerz kann auf kurze Zeit besänftigt oder vergessen werden, aber der Mensch bleibt niedergebeugt unter seinen Leiden, brütet in seinem Grame, statt zu lernen, wie er seine Leiden abschütteln und in Freuden umwandeln könnte. Die Tröstung durch Hinweis auf ein künftiges Leben bietet also nicht allein keine nachhaltige Hülfe, sondern steht auch der dauernden Abhülfe im Wege, lenkt den Blick ab vom wirklichen

Sachverhalte, um in ferner Zukunft einen Ersatz zu zeigen, dessen Art der Tröstende nicht kennen kann und der zu Tröstende nicht zu erfassen vermag.

Der Unterschied ist zu erkennen, sobald man z. B. die Trostspenden am Krankenbette eines arbeitsamen Familienvaters sich vergegenwärtigt, der in einer dumpfen, feuchten Werkstätte durch übermäsiges Arbeiten in schädlicher Arbeitsweise seine Athmung und Verdauung zerrüttete und das Übel noch durch Tabakrauchen und Branntweintrinken verschlimmert hat, so dass die eigenen Schmerzen und der Anblick der hungernden Familie ihn zu endlosen Klagen über seine unverschuldeten Leiden aufregen. Der christliche Priester, der jüdische Arzt und ein menschenfreundlicher Freidenker treten an sein Lager. Der Priester bestärkt ihn in seinem Irrthume, dass er unschuldig leide, tröstet ihn aber durch den Hinweis darauf, „dass der Herr nach seinem unerforschlichen Rathschlusse Leiden über die Menschen verhänge zur Prüfung und Läuterung; denn es stehe geschrieben, der Herr prüfe die Seinen und werde Alles wohl zum Ende führen; das Erdenleben sei die Vorbereitung für die schöne himmlische Heimat; der Leidende solle Vertrauen haben zu Dem, der die Sterne lenke, und wenn er auch unverschuldet leide, möge er sich getrösten, dass im künftigen Leben Alles vergolten werde; nur solle er sich nicht abziehen lassen von Gott und Gotteswort, sondern die Prüfungen des Herrn vertrauensvoll bestehen als frommer Christ, um sich würdig zu zeigen des allliebenden Vaters im Himmel und des ewigen Lebens der unsterblichen Seele." Du wirst das Tröstende solcher Rede nicht verkennen.

V. Nein; sie ist der Stellung des Priesters am Krankenbette angemessen.

S. Der jüdische Arzt folgt und untersucht die Krankheit als Gegenstand der Sinnenwelt, wendet die richtigen Mittel an, um der Zerrüttung Einhalt zu thun und das Heilbestreben des kranken Menschen zu unterstützen. Er erläutert dem Leidenden, wie aus seinem eigenen Thun oder Unterlassen die Krankheit entstanden sei, wie er durch gesundes Arbeiten ohne Tabak und Branntwein sich derartig stärken könne, dass er nach der Krankheit ein gesünderes und glücklicheres Leben zu führen vermöge als je zuvor.

Nächstdem tritt der Freidenker hinzu, verdeutlicht ihm, wie er ausserdem für Tabak und Branntwein nicht allein das Geld verschwendet habe, wofür er eine gesunde Wohnung und Werkstätte hätte benutzen können, sondern

auch den Sparpfenning, der bei eintretender Krankheit seine Familie gegen Hungersnoth gesichert hätte. Er bringt ihn zum Entschlusse, künftighin ein richtiges Leben zu führen, verhilft ihm durch Vorschüsse zum Überwinden der Leiden, rüstet den Geheilten aus und leitet ihn, bis er durch eigene Kraft ein neues glückliches Leben sich geschaffen hat.

Ward der Mann glücklich durch den Tröster? Nein! Die schöne Rede half nichts, sie schadete vielmehr, denn sie bestärkte den Leidenden in seinem Irrthume, dass er unschuldig leide, lenkte seine Erkenntniss ab von der Wahrheit, von den wirklichen Ursachverhältnissen, um die Schuld seinem Gottesglauben aufzuerlegen; sie war nur geeignet, den richtigen Entschluss und die helfende That zu verhindern und den leidenden Mann mit ihren Tröstungen in Krankheit und Armuth verkümmern zu lassen. Was ihm half, seine Leiden in Freuden umzuwandeln, war nicht der Unsterblichkeitglaube, sondern die bessere Erkenntniss, welche nicht auf jenem Glauben beruhete, sondern mit voller Wirkung von einem Juden oder Heiden geschehen konnte, die dazu einer Religion nicht bedurften. Die Tröstungen des Glaubens waren nicht allein überflüssig und unnütz, sondern schädlich, denn sie führten die Erkenntniss irre, von den wirklichen Ursachen der Sinnenwelt ab zu den unrichtig gedeuteten Beweggründen der aussersinnlichen Welt.

Als Warner ist der Glaube an dereinstige Vergeltung unzuverlässig: für die Vorgeschrittenen bedarf es desselben nicht, weil sie von ihrem sittlichen Bewusstseine beherrscht werden, welches ausreichender wirkt als die Hoffnung oder Furcht gerichtet auf ein künftiges Leben; auf den Rückständigen dagegen verfehlt er seine Wirkung, weil die Erfüllung weder bekannt noch unzweifelhaft ist. Die Vergeltung steht nicht so nahe bevor, dass sie Eindruck machen könnte auf Menschen, die sich nicht einmal durch den Hinblick auf nahe bevorstehende Übel abhalten lassen, viel weniger also durch solche, die erst in einer zukünftigen Welt eintreten sollen und weder durch Augenschein noch durch berichtete Erlebnisse dort gewesener Menschen im Voraus Eindruck machen können. Kein Priester kann dem Zuhörer fasslich erläutern, wie die überlebende Seele beschaffen sein werde, wie sie mit Strafen und Qualen belegt werden könne, deren Pein der lebende Mensch zu beurtheilen vermöge; es sei denn, dass er den Gespensterglauben als Grundlage benutze, um die Seele als ein Wesen aus feinem Stoffe darzustellen und die Hölle oder das Fegefeuer als wirkliche Feuers-

glut aus Pech und Schwefel, welche die stofflichen Seelen brennend martere und durchglühend reinige. Selbst in dieser Gestaltung bleibt der Vergeltungsglaube wirkungslos, wie die Erfahrung an denjenigen Stellen erweist, wo die Priester jener Beschreibungen sich bedienen einem strenggläubigen Volke gegenüber und dennoch erleben müssen, dass ihre Gläubigen sich auszeichnen durch Laster und Verbrechen.

Als Warner ist jener Glaube nicht allein wirkungslos, sondern auch schädlich, denn er lenkt den forschenden Blick der Menschen ab von den nächstliegenden Bezügen und den Ursachverhältnissen, die in seinem Thun liegen, im Bereiche seines Willens, um denselben auf entfernte Zustände eines künftigen Lebens hinzuweisen, die der Lehrende ebenso wenig kennt wie der Lernende. Was dem Menschen nahe liegt, greifbar und fasslich ist, also auf ihn wirken kann und seinem Einflusse untersteht, entzieht oder verhüllt man seinem Blicke, um ihn auf ein Unfassliches hinzuweisen, welches seinem Willen entzogen ist. Man richtet seine Augen nach oben in die aussersinnliche Welt hinaus, verhindert aber dadurch, dass er die Hindernisse erkenne, die in der Sinnenwelt vor seinen Füsen liegen und die ihn im Fortschreiten nur zu oft zum Stolpern und Fallen bringen.

§. 276. Vater. Es kann nicht sein, es darf nicht sein! Es müssen Geist und Unsterblichkeit unfehlbar in der Welt existiren! Alles Schöne und Gute hängt damit zusammen.

Sohn. Was ihr euch unter diesen Namen denkt, ist in der Aussenwelt nicht da. Was euch aber veranlasst zu diesen Begriffen, die Eindrücke, die ihr empfinget, sind vorhanden; wenigstens glauben wir Freidenker es wie ihr, weil wir die gleichen Eindrücke von unserer Aussenwelt empfangen.

Es hält allerdings schwer, die Fülle der schönen und erhebenden Vorstellungen aufzugeben, welche mit dem Glauben an die Unsterblichkeit, an die Fortdauer des einzelnen Menschen über den Tod hinaus verbunden sind. Sie entstammen den Deutungen, welche der Mensch den empfangenen Eindrücken unterlegte und zu deren Gestaltungen er unbeschränkt seine Einbildung verwenden konnte, weil sie der aussersinnlichen Welt angehören, jenseit der Grenzen liegen, die nicht allein über, sondern auch unter und nach allen Seiten den Bereich seiner Sinne umfassen. Diese Vorstellungen sind vergleichbar der schönen Götterwelt der Hellenen, die ebenfalls durch Deutung der Eindrücke der Aussenwelt von der Einbildung geschaffen

worden war, unbegrenzt gestaltet und geschmückt, wie es die Unermesslichkeit der aussersinnlichen Welt ermöglicht. Seitdem die Götterwelt der Hellenen geschwunden, haben alle Künste den reichsten Stoff verloren; ein ganzes Reich der schönsten, lebensfrischen Gestaltungen ist den Dichtern und Bildnern zertrümmert worden und die Klagen Schillers um die verlorenen Götter Griechenlands sind begründet. Doch wirst du nicht wünschen, dass dieser Götterglaube wieder auflebe.

V. Niemals, denn die einfache Wahrheit meines Gottesglaubens ist mir tausendfach mehr werth als der schöne Götzendienst der Hellenen mit ihren prunkenden und künstlerisch ansprechenden Formen.

S. Dass der Glaube an Geist und Unsterblichkeit zu schönen Gestaltungen geführt habe, darf also keinen zwingenden Grund abgeben, um sich zu scheuen, von den Vorstellungen zurückzuweichen, wenn die Erkenntniss der Wahrheit es erfordert. Mit den Göttern Griechenlands ist nicht das Schöne aus der Welt geschwunden, weder Dasjenige, was Eindrücke auf den Menschen macht, die er schön nennt, noch der Sinn des Menschen, durch den er die Eindrücke empfängt, oder die Bildung, deren es bedarf, um die Eindrücke zu gestalten. Was verschwand, war das mühsam und künstlerisch schön gestaltete Werk seiner Einbildung, welches die Hand des Künstlers zertrümmerte, um, die Arbeit auf's Neue beginnend, ein vollkommeneres Werk an die Stelle zu setzen. Wir beklagen gefühlvoll das zertrümmerte schöne Werk; aber der Künstler lebt fort, um Besseres zu schaffen, wenn auch auf anderen Bahnen.

V. Ich kann mich nicht davon trennen, den Geist zu erkennen und zu bewundern in Allem, was ich so wunderbar leben sehe; kann auch nicht glauben, dass der Geist nach kurzem Leben mit dem rohen, todten Stoffe vergehen solle, der heute im Gehirne des besten Menschen und morgen im Strasenschmutze enthalten ist.

S. Was du Leben nennst, kennen auch wir, denn die in uns selbst und Anderen vorgehenden Bewegungen und Änderungen machen auf uns dieselben Eindrücke; nur unsere Deutung ist verschieden von der eurigen.

Ihr stellt immerfort Geist und Stoff einander gegenüber, als ob es geschiedene Wesen seien ausser euch, die je nach Umständen mit einander sich vereinen oder aus einander gehen können, und ihr beschreibt beide, als ob ihr sie getrennt von einander genau kennet. In Wirklichkeit giebt es aber keinen Stoff, wie ihr ihn beschreibt, denn es ist nirgends ein Todtes

vorhanden, nirgends ein lebloser Stoff, sondern Alles und Jedes ist in Bewegung, wird bewegt und überträgt die Bewegung auf Anderes, verändert auch unausgesetzt seine Gestaltung, je nach den Einflüssen denen es ausgesetzt ist. Was euch veranlasst, euch einen todten, theilnahmlosen Stoff zu denken, ist der Umstand, dass die meisten Bewegungen zu fein sind, um von unseren Sinnen erfasst zu werden, dass unsere Sinne zu grob sind, um die Eindrücke jener Bewegungen aufzufassen und zum Gehirne fortzupflanzen. Eure Unterscheidung in Stoff und Geist ist keine sachliche, ausser euch vorhandene, sondern eine innere in euch vorgenommene; sie ist das Erzeugniss eines Gedankenvorganges, die Frucht eures Bemühens, die verschiedenen Eindrücke, welche die Weltvorgänge und darunter das Leben des Menschen auf euch machen, in euren Gedanken zu unterscheiden.

Ich bin weder Stoff (Materie) noch Kraft (Geist), sondern ich bin Mensch; weder bin ich Leib noch Seele, sondern Mensch. Durch jene Namen unterscheiden wir lediglich die verschiedenen Eindrücke, welche der lebende Mensch auf unsere Sinne macht; das Wesen des Menschen ist und bleibt aber Eines, ist nur Mensch und nicht getrennt in sich. Das Wort Materie oder Stoff, ebenso wie Seele oder Geist, bezeichnet ein Denkerzeugniss, ein Gedankending, dessen man sich bedient zur Erklärung der unterschiedlichen Eindrücke, die wir von der Aussenwelt empfangen. Es verhält sich damit wie mit den Bezeichnungen Atom, Monade, Molekülе, Äther u. a. die zu verschiedenen Zeiten erdacht und angewendet wurden, um ein Gedankending zu bezeichnen, sonst aber kein wirkliches Dasein besitzen.

Du sagst, du erblickst den Geist in Allem, was so wunderbar lebe. Dieses wunderbare Leben erblicken auch wir, nur bleiben wir stehen bei Dem, was wir als Eindruck empfangen, und nennen es wunderbares Leben, ohne mit dir in die aussersinnliche Welt zu fliegen, um daraus ein gesondertes Wesen als Geist herbeizuholen; wir begnügen uns mit dem Erkannten, wogegen du in das unerkennbare, unermessliche All schweifest, um das Erkannte in ein unsichtbares Wesen umzugestalten; das ist der Unterschied.

Denke dir, ein Hirte finde auf der weiten Haide eine Taschenuhr, deren er nie vorher gesehen. Er hebt sie auf, betrachtet und behorcht sie, sieht, dass die Zeiger langsam vorrücken, und hört das Pickern im Inneren.

Mit diesen Sinneseindrücken begnügt er sich nicht, sondern sein Verstand zieht den Schluss, es müsse in der Uhr Etwas befindlich sein, welches die Bewegung hervorbringe. Es gelingt ihm, die Uhr zu öffnen und er sieht ein Getriebe von Rädern, die sich gegenseitig drehen, kann aber das Wesen nicht entdecken, welches sie in Bewegung hält; er spähet in allen Zwischenräumen, so weit er kann, schaut aber nirgends das Wesen und denkt, es müsse noch tiefer im Inneren sein. Er will es finden und schlägt die Uhr mittelst eines Steines aus einander. Jetzt bewegt sie sich nicht mehr, Räderwerk und Zeiger sind aus einander, es ist ein Haufwerk von bewegungslosen Theilen und kein Lebenswesen zu entdecken. Er schliesst daraus, es sei unsichtbar vorhanden gewesen und entflohen, der Geist befinde sich jetzt am anderen Orte und was er zurückgelassen, sei der todte Stoff, der nur dann sich bewegen könne, wenn der Geist hinein fahre und das Räderwerk in Gang halte. Würdest du zu ihm treten und ihn fragen, ob er das Wesen gesehen habe, so wird er antworten, dass er es nicht habe entdecken können, aber er denke sich sein Vorhandensein, denn vorher sei Alles im Gange gewesen und jetzt lägen Zeiger und Räder da und bewegten sich nicht mehr. Es wäre auch ganz natürlich, denn sie seien aus Messing und Eisen und diese Metalle seien ihm bekannt als unbeweglich, denn wohin man sie werfe, dort blieben sie liegen und rührten sich nicht; auch dass er den Geist nicht habe entdecken können, sei erklärlich, denn Geister seien unsichtbar.

Würdest du darauf ihm erläutern, dass die Uhr sich selbst in Bewegung erhalten habe, dadurch dass Messing und Eisen in besonderen Formen (Rädern u. d.) zu einander in Verbindung gesetzt werden und dass die Bewegung von einem Menschen herrühre, der gestern mittelst seiner Finger eine in der Uhr befindliche sichtbare Stahlfeder eingerollte, deren Streben nach Ausrollung das sie daran hindernde Uhrwerk getrieben habe: so könnte es geschehen, dass der Hirte dich auslachte und sagte, solches sei (materialistischer) Unsinn, denn ein Stück Stahl könne weder ein Streben haben, noch den Zweck verfolgen, dem Menschen die Zeit anzugeben, und ein Mensch hätte wol gestern die Räder drehen können, als er die Uhr in der Hand hatte, aber nicht heute aus meilenweiter Entfernung. Sein Glaube stehe fest und sei unerschütterlich der, dass in der Uhr ein unsichtbares Wesen sich aufgehalten habe, welches das an sich bewegungslose Räderwerk und die Zeiger in Bewegung hielt, denn nur ein Geist vermöge solches;

jetzt aber sei dieser entflohen und dort liege der todte Stoff, ohne sich rühren zu können.

V. Was der Hirte sagte, enthielt Wahrheit, denn es war ein Unsichtbares in der Uhr thätig, nämlich der Gedanke des Uhrmachers, der den todten Stoff, die Metalle formte und zusammen setzte, damit sie zur Uhr wurden. Dieser Gedanke war es, der die Uhr beseelte und das Trümmerwerk todter Stoffe überlebte, wie unser Geist die todten Stoffe, aus denen unser vergängliche Leib besteht.

S. Der Gedanke überlebt allerdings die Uhr, aber wie? als unabhängiges Wesen, als Geist? Nein, denn er lebt nur fort im Gedächtnisse des Uhrmachers, neben tausend anderen Gedanken und sobald dieser Uhrmacher stirbt, lebt der Gedanke, die Vorstellung einer Uhr und deren Anfertigung, fort im Gedächtnisse und Verstande der übrigen Uhrmacher. Der Gedanke lebt fort, aber nicht als Wesen, sondern als Gebilde des Verstandes und zwar so lange, wie Uhrmacher da sind, die solche Uhren machen, oder Menschen, welche die Kunde vom Wesen solcher Uhren aufbewahren.

Die vorgeschrittenen Gläubigen haben zudem die Vorstellung vom Geiste des Menschen, im Gegensatze zum stofflichen Leibe, so sehr verfeinert, dass sie selbst das Schöne und Hochpoetische davon abgestreift haben, welches an der älteren Vorstellung haftete. Alle Schönheit lag in der Vorstellung, dass die Seele aus feinem Stoffe bestehe, in der Gestalt des lebenden Menschen fortlebe, fähig menschlich zu fühlen und zu wirken, wie auch mit den Nachlebenden durch Erscheinung, Sprache und Geberden in Verbindung zu treten und mittelst höherer Einsicht auf ihre Gedanken und Handlungen einzuwirken. Nur dieses Menschenähnliche war es, was der Sehnsucht der Lebenden Nahrung bot, was auch uns in dem Glauben anheimelt. Seitdem aber das Stoffliche als Gespensterglaube ausgeschieden und verleugnet ward, um den Geist immer feiner zu gestalten, verlor der Glaube das Ansprechende, das menschlich Schöne und verfeinerte sich zu einem Gedanken, einem Begriffe, der nur im Verstande der Menschen da sein kann. Seitdem der ausgeschiedene Geist als unsichtbares Wesen, ohne menschliche Form vorgestellt wird, aller Eigenschaften ledig, die dem Leibe anhaften, ohne Verkehr mit den Nachlebenden und ohne Einwirkung auf ihre Sinne, ist er dem Menschen so fern gerückt, dass dem Verstande des Gläubigen der Geist nur noch als Frucht seines Nachdenkens erscheint,

als ein Geschöpf seines Verstandes, dessen Dasein er nur dann inne wird, wenn er darüber nachdenkt. Alles Schöne und Farbige, Gefühlvolle und Anheimelnde ist aber dahin; der fortlebende Geist als Wesen steht so fern den nachlebenden Menschen, als ob er nicht da wäre. Wenn also die Vorstellung schwände, ginge dem Reiche des Schönen nichts verloren; dieser Verlust hat schon vor Jahrhunderten innerhalb des Glaubens sich vollzogen, als dieser in seinen Vorstellungen dem Geiste die Stofflichkeit abstreifte.

V. Des Menschen Leben kann nicht so zu Grunde gehen wie eine zeitweilige Erscheinung, eine Sternschnuppe, die plötzlich aufleuchtet, dahin fährt und zerstiebt. Es muss ein Fortleben stattfinden, denn der Mensch ist keine Sandwelle, die der Wind verweht. Es wäre trostlos zu denken, der Mensch sinke mit dem letzten Athemzuge dahin in Nacht und Vergessenheit, verschwinde wie das in einen Sumpf geworfene Kleinod und von allem Mühen, allen Gefühlen, allem Hoffen und Streben verbleibe nichts als eine Hand voll Asche.

S. Bei Untersuchung dieser Seite der Frage muss zunächst auffallen, dass die Trauer sich beschränkt auf Diejenigen, deren Leben als Kleinod aufgefasst wird, welches im Tode verloren gehe, und dass sie alle übrigen Menschen ausschliesst, deren Leben wenig Gewinn ergiebt. Sollte nicht etwas Eitelkeit oder Selbsucht im Spiele sein, welche die Gläubigen verleitet, sich selbst als so köstliche Wesen, als Kleinode zu betrachten, dass sie für ewige Zeiten erhalten zu werden verdienten?

Worin liegt die Köstlichkeit, die überirdische Würde des Menschenlebens? Etwa in seiner Entstehung oder in seiner Fortbildung oder in seinem Tode? Sehen wir auch ab von dem Zufalle, d. h. der Unabsichtlichkeit oder gar dem Frevel, der über die Entstehung so vieler Menschen waltet, die Geringschätzung oder Unlust, mit der das Menschenleben vielfältig geschaffen und erhalten wird, so können wir doch selbst in den allergünstigsten Fällen der Entstehung Nichts entdecken, was nicht den Menschen ganz und gar als Erdenwesen erkennen liesse. Betrachtet man dann, wie die Mehrzahl aller Enstandenen lebt, wie die Erhaltung ihres Erdenlebens alle ihre Kräfte in Anspruch nimmt, alle ihre Sorgen, ihre Freuden und Leiden, ihre Mühen und Hoffnungen an der Erde haften, so kann man nichts weiter erkennen, als dass sie Erdenwesen seien, deren Leben auf Erden seinen Abschluss finden kann, ohne dass ein Kleinod verloren gehe; in ihrem Wesen ist Nichts zu entdecken, dessen ewige Forsterhaltung noth-

wendiger Weise angenommen werden müsse. Es bleibt dann noch eine Minderzahl solcher Menschen, deren Ableben Jedermann als einen Verlust für die Menschheit anerkennen muss, denen wir ein ewiges Leben wünschen mögten, weil ihr Leben in fortschreitender Bildung zum unschätzbaren Kleinode werden müsste. Wir finden aber bei näherer Betrachtung, dass der Wunsch dahin sich richtet, ihnen ein ewiges Leben auf Erden zu wünschen und zwar zum Vortheile der Menschheit, also ein Leben, welches den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele nicht stützt, indem der Wunsch nur auf die irdische Unsterblichkeit des ganzen Menschen sich richtet, zum Vortheile der auf Erden mitlebenden Genossen.

Dieser Wunsch ist aber kein vergeblicher, denn die Blätter der Menschengeschichte verewigen nicht allein die glänzenden Namen der unsterblichen Genossen, sondern prägen auch jedem geeigneten der Nachlebenden den Entschluss ein, das Streben der Unsterblichen fortzusetzen. Sie leben also fort in dem was sie schufen, wie in den Entschlüssen der Tausenden und Millionen, die in ihrem Andenken sich aufrichten, auf ihren Pfaden wandeln und nach ihren Zielen weiter streben; ihr Unsterbliches ruht in dem was sie wirkten, was sie errungen oder erstrebt haben; es lebt fort in der Veredlung der Menschheit, möge man ihrem Andenken Denkmäler weihen oder ihre Namen der Vergessenheit übergeben; ihr Fortleben ist gesichert, wenn sie Unsterbliches schufen, möge es im Verborgenen geschehen sein oder auf dem Markte des Lebens, und wenn ihr Name verloren ging, so lebt ihr Wirken, ihr eigentliches Wesen in dem Geschaffenen fort im Leben und Streben der Menschheit, im Kreise Derer, denen der Unsterbliche sein Wirken liebend widmete.

Überblicke die Menschheit in der Fülle ihres Besitzes an Kenntnissen und Genüssen! Ist nicht der Besitz, der Schatz der Menschheit entstanden aus der Anhäufung des Kernes unzähliger Geschlechter, die vor uns lebten? aus dem Besten, was die Edelsten ihrer Zeit der Menschheit vererbten, was sie durch die höchste Entwicklung ihres Wesens aus sich schufen und der Menschheit als ihr Unsterbliches übergaben? Steht nicht Moses hehre Gestalt ernst gebietend vor uns, wenn wir seine Worte lesen? herrscht er nicht Jahrtausende über seinen Tod hinaus in Hunderten von Millionen? Jesu milde mahnende Stimme tönt für alle Zeit den Menschen entgegen aus den dürftigen Überlieferungen der Evangelien; sein liebendes Herz schlägt noch in den Worten seiner begeisterten Hoffnungen und Klagen;

sein Unsterbliches verblieb Jahrtausende der Menschheit und wird auch fernerhin Jahrtausende leben im Denken und Wirken von Millionen. Muhammads Glaubenseifer für den einigen Allah durchleuchtet Jahrtausende das Morgenland; sein Wort durchschauert den Gläubigen in den Wüsten Afrikas, wie auf den Hochgebirgen Indiens, seine Befehle vollstreckt der dürftige Beduine wie der mit Edelsteinen bedeckte Padischah; die Schar der Millionen neigt täglich ihr Haupt dorthin, wo der Prophet ruhet, und betet zum einigen Allah, dessen Lob der Prophet ihnen lehrte. Ist nicht dem weisen Sokrates die Unsterblichkeit gesichert? Sind Plato, Aristoteles und die übrigen grosen Hellenen verschollen und spurlos verschwunden? Ist nicht die Unsterblichkeit des Kong (Confucius) und des Sakjamuni (Buddha) gröser und wichtiger als es ein Fortleben in fremden Welten sein würde? Wer zählt die Reihen der unsterblichen Lehrer, Entdecker und Künstler, welche der Walhalla der Menschheit angehören! Würde nicht jeder derselben, wenn er lebend sehen könnte, wie die Verständigsten, an derem Urtheile ihm gelegen, durch seine Thaten, seine Gedanken sich erfüllen und leiten lassen, selbst erkennen, dass seine Unsterblichkeit gesichert sei? Wie reich ist die Zahl der Unsterblichen, deren Namen wir nicht kennen, der Helden, welche Völker aus Unwissenheit zur Bildung führten, welche den umherstreifenden Jäger zum Hirten bildeten, dem Hirten lehrten Furchen ziehen, um aus gepflegten Saten reichliche Ernten zu gewinnen; oder durch Vereinigung der Wanderfamilien die Keime statlicher Ordnung legten, den Menschen lehrten ihr Leben zu sichern, ihre Genüsse zu erhöhen, ihre Stellung zu veredeln! Sie liegen ungenannt und ungekannt im Erdenschose, aber ihr Wirken, der Kern ihres Lebens, besteht so lange die Menschheit fortschreitet, die in ihrem Bildungsschatze auch die alten Kleinode hegt, welche jene Unbekannten hinterliessen. Wer sich sehnt nach der Unsterblichkeit, der bemühe sich darum in seinem Thun; sie wird ihm werden so weit er ihrer sich würdig macht. Trage er bei zum Schatze der Menschheit, sei es wenig oder viel, dann wird der Kern seines Lebens fortbestehen in den vererbten Früchten seines Wirkens. Lasset uns Jedem zurufen: „Verdiene die Unsterblichkeit, dann wird sie dir!"

§. 277. Vater. Ich theile in so weit deine Ansichten, dass ich es unrichtig finde, dem Menschen immerfort den Glauben zu predigen, im Übrigen aber ihn in Unwissenheit fortwandeln zu lassen; G l a u b e n und W i s s e n gehören zusammen. Dadurch wird aber nicht bedingt, dass der

Glaube aufhören solle, um nur das Wissen zu pflegen, vielmehr kann beides neben einander gefördert werden. Der Mensch braucht nicht unwissend und roh zu sein, um glauben zu können, ebenso wenig wie er ungläubig sein müsse, um der Wissenschaft anzugehören. Unsere Priester könnten, über den engen Bereich ihrer Theologie hinausgehend, Kenntnisse der Weltvorgänge (der Natur und des Menschenlebens) sich erwerben und Anderen lehren, ohne aufzuhören den Glauben zu pflegen. Man kann gläubig und kenntnissreich sein zu gleicher Zeit, den Glauben haben für das Höhere, Überirdische, das Wissen für das niedere, irdische Leben. Hätte in deinem vorhin angeführten Beispiele am Krankenbette, der christliche Priester Etwas mehr gekonnt als seine hergebrachten Trostgründe zum hundertsten Male anzubringen, dann würde er auch als Arzt und Menschenfreund haben wirken können; er hätte, alle Rücksichten des Lebens umfassend, den kranken Mann nicht allein durch Hinweis auf Gott erhoben und getröstet, sondern ihm auch gezeigt, wie er seine Leiden selbst verschuldete und ihnen in Zukunft entgehen könne.

Sohn. Das geht nicht wol an, denn wenn er das Wissen, das Erkennen pflegen wollte, läuft er Gefahr ungläubig zu werden. Wenn die Priester die Wissenschaften lehren wollten, so würde sich zeigen, wie wenig die Religion wirke und wie leicht sie entbehrt werden könne. Theologie ist die alte, rückständig gewordene Wissenschaft, welche nur bestehen kann, wenn sie die seitdem fortgeschrittene Wissenschaft abweist, und wer etwa sich gelüsten liesse, die Ergebnisse neuerer Erkenntniss sich anzueignen, würde zuerst unmerklich, späterhin fühlbar die Theologie als ein Abgestorbenes ausscheiden. Theologie und Weltkunde vertragen sich nicht, weil die wichtigsten Sätze des Glaubens Ergebnisse der Naturbeobachtungen früherer Jahrtausende sind, und jener christliche Priester am Krankenbette hätte seine Trostrede nicht gehalten und halten können, wenn seine Erkenntniss weiter gereicht hätte, als sie durch die hergebrachte Theologie geführt worden war. Will der Priester forschen, dann lässt er den Glauben hinter sich und entdeckt sehr bald, dass seine frühere Eintheilung in Übernatürliches und Natürliches, Höheres und Niederes, Geistliches und Weltliches, Geistiges und Stoffliches verloren gehe, dass alles Erkennbare ein zusammenhängendes Ganze bilde und dass die Scheidungen, welche er bisher machte, nirgends ausser ihm zu entdecken seien, sondern lediglich in seinem eigenen Inneren sich gestalteten, Gedankenvorgänge seien, deren

Berichtigung seine ganze Theologie zerstöre. Was die meisten Priester von den Wissenschaften zurückhält, ist eine begründete Schen; sie wollen den Zwinger der Theologie nicht verlassen, weil der freie Athemzng sie belästigt und darüber belehrt, dass sie in anderer Luft sich befinden als der gewohnten; sie ziehen es vor ihr Gebiet abzusperren für sich und ihre Genossen nnd auf Alles zu verzichten was ausserhalb vorgeht; darauf sich zu beschräuken, das eingehegte Gebiet zu bearbeiten und davon alles ansserhalb Liegende abzuwehren; denn ihre Erkenntniss erweitern wäre vom Übel. Was dir die Priester der Jetztzeit predigen hast du schon in deiuer Jugend in ähnlicher Weise hundertmal gehört; du bist fortgeschritten, aber die Theologie ist stehen geblieben, also rückständig geworden zn deinem Wissen, deinem Glanben. Du bist nicht Schuld an dem Abstande, denn du hast dich im Einklange gehalten mit der ganzen Welt, indem du fortschrittest; die Theologie ist es, welche die Schuld trägt, weil sie in ihrer Erstarrung zurückbleibt hinter dem Fortschreiten der ganzen Welt und in Folge dessen der Rückbildung anheim fällt.

Dabei ist die Religion sehr kostspielig, denn nicht alleiu, dass die europäischen Völker nach ungefährer Schätzung jährlich 180 Millionen Thaler für ihre Priester und Kirchen ausgeben, sondern sie lassen auch einen übergrosen Theil des Schnlunterrichtes der Religion widmen, der Wissenschaft von der aussersinnlichen Welt, die der Lehrer ebenso wenig fasst wie seine Schüler und über deren unverständliche und nnverstandene Mittheilung der Unterricht des fasslichen und znr Veredlung wirksamen Wissens versäumt wird. Der Religionsunterricht dient zur Erhaltung der Unwissenheit, aber weuig der Einsicht und Besserung.

V. Was soll daraus werden? Die Religion schwindet zusehends, der Glanbe verkehrt sich in Unglauben und die Priester legen die Hände in den Schos. Statt den Glauben zu pflegen, treiben sie meistens nur ein theologisches Geschäft, sorgfältig bemüht um die Mehrung ihrer Einnahme, aber gleichgültig gegen die Mehrung des Glaubens. Ihre Reden so leer und nüchtern, ihre Verrichtung der Religions-Gebräuche so stumpf, sie selbst, mit wenigen Ausnahmen ohne höhere Kenntniss, flache Menschen, beschränkt das auswendig Erlernte tausendfach wiederholend oder in hochtrabenden theologischen und philosophischen Redensarten sich ergehend, die sie weder selbst verstehen, noch Anderen verständlich zu machen wissen, von denen sie auch nicht erwarten, dass sie verstanden werdeu, son-

dern nur, dass sie ihnen den Ruf eines tiefen Theologen verschaffen. Der Glaube sinkt in den Händen der Priester zum Alltäglichen, zum Nahrungszweige herab und die Laien dagegen denken, dass sie nicht als Gebildete gelten können, wenn sie nicht einigen Unglauben hegen. Wenn die Religion untergeht, was dann?

S. Dann tritt das Wissen an ihre Stelle, die fortgebildete Wissenschaft, welche auf gleichem Grunde beruht und denselben Inhalt hat wie die Religion, aber vollständiger, reicher und in höher entwickelten Formen. Die altgewordene Gestalt der Wissenschaft früherer Zeiten giebt Raum der endlos fortschreitenden Erkenntniss; die Mutter stirbt an Altersschwäche und überlässt ihr Haus den blühenden Töchtern. Der Mensch wird alsdann nicht beständig seinen Blick nach den Wolken richten und stolpern über Das was vor seinen Füsen liegt, sondern wird seinen Blick nach allen Richtungen schweifen lassen, mehr und mehr erkennen was auf ihn wirkt und wirken kann, welche Ursachverhältnisse ihn mit der übrigen Welt verbinden, durch deren Kenntniss er sein Leben bereichern, seine Vortheile mehren und seine Leiden mindern könne. Er wird weniger seine Einbildung in der aussersinnlichen Welt umher irren lassen, dagegen desto mehr in der Sinnenwelt sich umschauen, sein Glück nicht suchen in einer fernen Zukunft, sondern in der Gegenwart; er wird sein Erdenleben auffassen als ein Glück, welches ihm verliehen ward, nicht als ein Wandeln im Jammerthale, aus dem er sich fortwünschen solle. Dem Menschen wird die Welt freundlicher lachen und er seine Bestimmung in derselben finden, im Wirken für den Fortschritt der Menschheit, der er Alles verdankt.

V. Ja, die Welt werden sie sehr schön finden, das Paradies an allen Orten! Jubeln werden sie, lustig leben, für heute sorgen, nicht für morgen und zuletzt wie wilde Thiere über einander herfallen, in unersättlicher Gier nach Genuss und sei es auch nur der Genuss des Mordens.

§. 278. Sohn. Wie es in den Blütezeiten der Religion geschah? Nein, sie werden friedlicher wohnen, weil Keiner sein Erdenglück wird auf das Spiel setzen wollen, um die himmlische Seligkeit zu erlangen. Was du Glauben nennst, hat die Menschheit von jeher geschieden und in gegenseitiger Feindschaft erhalten; je stärker der Glaube sich ausprägte, desto mehr hat d i e R e l i g i o n m e n s c h e n f e i n d l i c h gewirkt. Schau um dich! Trennen sich Christ und Mosait, Katholik und Evangelischer, weil etwa die eine oder andere Genossenschaft aus Mördern, Räubern, Giftmischern

und Brandstiftern bestehe? Nichts weniger als dieses. Oder ist etwa die gemiedene Genossenschaft mit ekelhaften Fehlern, ansteckenden Krankheiten behaftet, oder folgt sie widerlichen Gewohnheiten, die ihre Nähe unerträglich macht? stirbt Alles wohin ihr Fus tritt? Nichts von alledem; sie trennen sich nur im Glauben, in der Religion. Ist das nicht ein groses Übel?

Vater. Das ist einmal so. Wir haben den wahren Glauben und es ist schlimm genug, dass die Anderen es vorziehen im Irrthume zu wandeln, statt sich zu bekehren. Wir nähmen sie gern auf, aber wenn sie nicht wollen, dann mögen sie zum Teufel gehen. Wir brauchen nicht allgemeinen Unglauben einzuführen, um einig zu werden, denn ein gemeinsamer Glaube erfüllt denselben Zweck und unser Glaube erfüllt mehr als jeder andere den Zweck der Vereinigung aller Menschen, weil in ihm die Religion ihren höchsten und alleinig wahren Ausdruck findet.

S. Unglücklicher Weise behauptet jede Genossenschaft dasselbe und weil sie meint den wahren Glauben zu besitzen, dünkt sie sich berechtigt, die Anderen hochmüthig zu betrachten und zu behandeln, sie zu verachten, zu hassen, zu unterdrücken oder mindestens zurück zu setzen. Jede Genossenschaft glaubt mehr oder weniger ihren besonderen Gott zu haben oder auf den allgemeinen Gott den ersten Anspruch zu besitzen; seine Sonne bescheine allerdings auch die Anderen, wie überhaupt die Bösen neben den Guten, aber gemacht sei sie wie jedes Gute in der Welt eigentlich nur für die Rechtgläubigen und „diese Rechtgläubigen sind wir“ sagt jede der Genossenschaften.

Was trennt den Christen und Mosaiten? Nichts weiter als die Deutung des Messiasglaubens, der aus der altsemitischen Vorstellung hervorging, dass der Höchste (der Herr) in der Unmöglichkeit seinen Willen, seine Gebote durchzusetzen, einen Hass gegen die Menschheit hege, den er in ältester Zeit durch Vertilgung des ganzen Geschlechtes geäussert habe, späterhin in oftmaligen Drohungen und Strafen, aber erfolglos, so dass sein Rachegefühl unausgesetzt gesteigert worden sei. Nachdem alle nach semitischer Ansicht erforderlichen Sühnopfer als unzureichend sich erwiesen hätten, also das Sündenmas, wie man sich dachte, immer höher anschwelle, steigerte das Volk vor mehr als 2000 Jahren die Opfer-Vorstellung dahin, dass nur durch ein gottgesandtes Sühnopfer höchster Art die Schuld getilgt werden könne. Der gläubige Mosait hofft, dass dieser

gottgesandte Gesalbte (Maschiach) noch erscheinen werde; der gläubige Christ dagegen behauptet, der Gesalbte (der Messias oder Christus) sei bereits vor etwa 1800 Jahren als Jesus, Sohn der Maria, erschienen, habe die Sühne durch seinen Opfertod vollbracht und die Vergebung jedem Sünder erwirkt, der den festen Glauben an diese Thatsache hege.

Wenn nun die fortschreitende Wissenschaft die Grundlage dieser Scheidung beseitigt, nämlich die Vorstellung vom altsemitischen, rachsüchtigen Feuerherrn Jave, der nur durch blutige, qualvolle Opfer versöhnt werden konnte, erzeigt sie dann nicht der Menschheit, der Menschenliebe einen Dienst, indem sie den Angehörigen desselben Volkes den Grund der vorherigen Abneigung entzieht, ihnen den Frieden bringt und die gleiche Nächstenliebe für Alle? Ist der altsemitische Rache- und Opferglaube so wichtig, dass wir Anstand nehmen sollten durch seine Hingabe einen wichtigen Schritt vorwärts zu thun auf der Bahn der Sittlichkeit?

Was trennt die Katholiken und Evangelischen? Die Vorstellung von der fortgesetzten Wirksamkeit des heiligen Geistes.

V. Ich denke das Papstthum scheide sie.

S. Nur scheinbar, denn die evangelischen Priester würden längst einen gleichen Priesterverband mit gleichen Kirchenversammlungen und deren Beschlüssen schaffen und benutzen, wenn ihnen der Glaube an die fortgesetzte Begabung mit dem heiligen Geiste zu Gebote stände. In der evangelischen Kirche Englands kannst du die gesammte päpstliche Einrichtung (Oberhaus und Unterhaus der Priester) antreffen, mit Oberhaupt und höchstem Rathe, gleich dem Papste und seinen Kardinälen, aber ohne den Glauben an Mittheilungen durch den heiligen Geist und deshalb als eine verfehlte Copie des Papstthumes kümmerlich fortlebend. Die Katholiken und Evangelischen sind darüber einig, dass nach Jesu Ableben, auf Gottes Geheiss der heilige Geist zur Erde herabfuhr, die Jünger Jesu befähigend, den wahren Glauben zu erkennen und zu lehren, Wunder zu verrichten und durch Händeauflegen den heiligen Geist anderen Menschen mitzutheilen. Die Katholiken glauben, dass der heilige Geist von den Jüngern und deren Schülern auf die Priesterschaft übertragen worden sei, in derem Verbande er durch gegenseitige Begabung sich erhalten habe und noch gegenwärtig wirke, in der Art, dass die Priesterschaft durch das Innewohnen des heiligen Geistes befähigt werde, den Glauben auszubilden, das Dunkle zu erläutern, das Fehlende zu ergänzen und ein, allen Christen

gemeinschaftliches Glaubensgebäude, die allgemeine (katholische) Kirche zu gestalten. Die Evangelischen dagegen glauben, dass die Wirksamkeit des heiligen Geistes in einzelnen Menschen längst erloschen sei mit dem Leben der Apostel und wollen deshalb die weitergehenden Beschlüsse der ehemaligen Priesterschaft, der Päpste, Concilien und Synoden, nicht anerkennen.

Wenn nun die Wissenschaft erweist, dass dieser Glaube auf der altsemitischen Vorstellung vom Geiste der Weissagung beruhe (§. 49) die späterhin durch den Einfluss chaldäischer Vorstellungen vom Schöpferworte sich erweiterte zum Glauben an den Logos, den Geist des Theos, der im Anfange der Welt neben diesem gewesen sei, aber mit ihm dasselbe und in der Erscheinung Jesu sich gestaltet habe; wenn er zeigt, wie also dieser Glaube das Werk des Denkens der Menschen sei, erweist dann nicht die Wissenschaft der Menschenliebe einen Dienst, indem sie die Schranke zwischen Katholiken und Evangelischen niederwirft und Bruderliebe an die Stelle der Abneigung und Geringschätzung setzet? Heisst es nicht die Sittlichkeit fördern, wenn Achtung und Zuneigung den Hass und die Anfeindung verdrängen? Ist der altsemitische Glaube an den heiligen Geist wichtig genug, um Völker, Volksgenossen, ja die Glieder der Familien zu trennen durch eine Abneigung, die keinen anderen Grund hat als diesen ursprünglich heidnischen Glauben, aus dem Alles sich ableitet, was sie unter sich und von anderen Menschen scheidet? Denke dir die altsemitischen Vorstellungen vom Menschenopfer und der Gabe der Weissagung als geschwunden und du siehst Katholiken und Evangelische, Christen und Juden vereinigt im Glauben an die allgemeine Menschenliebe, welche sie an einander kettet als Glieder der grosen Menschenfamilie. Dass die alten Wüstenvölker solchen Glauben schufen, war menschlich; dass wir ihn aber gewaltsam beibehalten wollen, ist unmenschlich.

V. Leider haben die Genossen aller Religionen durch Glaubenshass und Verfolgung sich entwürdigt und ich würde gern den ohnehin streitigen Glaubenssatz der Dreieinigkeit hingeben, wenn damit, wie du hoffest, allgemeine Menschenliebe zu erreichen wäre. Allein du kannst an den Muhammadanern erkennen, die an ihren ewigen Allah glauben, dass der Glaubenshass in der Bosheit der Menschen liege und die Form des Glaubens nur den Namen oder die Gestaltung darleihe.

S. Um die Muhammadaner einzuschliessen in den Bruderbund, müssen

wir tiefer greifen und zwar in dem Gottesglauben die Schranke erkennen. Jener glaubt ebenso wie Christ oder Mosait nicht an einen, allen Menschen zugewaudten Gott, sondern an seinen besonderen, in dessen Wesen er sich selbst spiegelt, und sobald er glaubt, mit seinem Allah im Einklange zu sein, führt er ungescheut jede Missethat aus, zu der sein eigenes Wesen ihn antreibt; fehlte ihm dieser Glaube an das göttliche Spiegelbild seines eigenen Wesens, dann würde die mangelnde Zuversicht seinen Glaubenshass, seinen Eifer schwächen.

V. Deshalb sollte aber nicht der Gottesglaube untergraben, sondern gepflegt werden, damit alle zur richtigen Erkenntniss sich vereinen.

S. Wie aber, wenn sich erweist, dass der wahre Gottesglaube unfasslich sei, dass der Mensch vergeblich sich bemühe, das Unermessliche in Zeit und Raum, das Ewige und Allgegenwärtige zu umfassen, als ein gestaltetes Wesen in seine Vorstellungen aufzunehmen? Ist es nicht das Vergebliche dieses Bemühens, welches den Menschen verleitet, an die Stelle des Unerfasslichen ein Bild zu setzen, welches ihm selbst gleiche, und darüber Dasjenige zu vergessen, was sein wirkliches Wohlergehen bedingt? Jeder glaubt, weil er sich im Einklange fühle mit seinem Gotte, seinem Ebenbilde, so müsse dieser der wahre Gott sein; alle anderen seien also falsch, müssten ausgerottet werden und ihre Bekenner seien Betrüger, welche Strafe verdieneten oder Verblendete, welche man bezwingen müsse.

Keine einzige unter allen Vorstellungen, sei sie christlich, jüdisch oder muhammadanisch, kann das Unermessliche fassen und deshalb waren von jeher alle Gestalten, alle Namen, alle Bezeichnungen ungenügend und irreleitend. Sie waren enger oder weiter, je nach dem Wesen und der Fassungsgabe des gläubigen Einzelnen und wurden nebensächlich gedeutet je nach dem erlernten Bekenntnisse oder den örtlichen Lebensverhältnissen. Selbst die weitesten Vorstellungen können nicht das Unermessliche einschliessen; sie sind, wie alle anderen, vergebliche Versuche das Grenzenlose zu umgrenzen, und ob das Menschenwesen, welches sich zum Masstabe anlegte, das gröste oder kleinste der zur Zeit vorhandenen war, blieb dem Unermesslichen gegenüber gleich, denn der gröste Verstand reichte ebenso wenig aus wie der kleinste. Seitdem der Mensch in Fortbildung seines Gottesglaubens von den sichtbaren Übermächten sich erhob, um die Vollkommenheit zu erfassen, hat er eine unlösliche Aufgabe sich gestellt; die erhabenste Gottesvorstellung aller Zeiten kann nichts Anderes sein als ein

Versuch, die edelste Menschenform, die höchsten Eigenschaften des Menschenwesens in das Unendliche zu erweitern und diese unabsehbare Vergröserung als ein unabhängiges Wesen sich zu denken. Ist es rathsamer dieses augenfällig vergebliche und stets vergeblich bleibende Bemühen unter gegenseitiger Anfeindung fortzusetzen oder zum Vortheile der Gesittung, der allgemeinen Menschenliebe aufzugeben?

§. 279. Vater. Wir dürfen und können den göttlichen Keim nicht ausrotten; die Religion wird als ein ursprüngliches, übernatürliches, übersinnliches Wesen der Welt bestehen bleiben, dem alles Menschenwerk sich unterordnen und einfügen muss.

Sohn. Wie aber, wenn die Religion als Menschenwerk sich erweist, als das unermüdliche Bemühen der Menschen, das jenseit seiner Sinne Liegende, die aussersinnliche Welt mittelst seiner Einbildung zu erforschen? (§. 62) Ein Übernatürliches (Metaphysisches, wie es nach griechischen Wurzelwörtern oder Supernaturalistisches, wie es nach lateinischen genannt wird) kann es nicht geben, denn sobald es da ist und wirkt, gehört es der Natur, der Welt an. Ebenso wenig ist es ein Übersinnliches, sondern ein Aussersinnliches, denn der Bereich unserer Sinne erstreckt sich nach allen Seiten und seine fortgehende Erweiterung schiebt die Grenzen seiner Sinnenwelt hinaus, zieht das jenseit der Sinnesgrenzen liegende Aussersinnliche hinein, dringt vor in das dunkle Gebiet und erhellt mit dem Lichte der Wissenschaft die Räume, wo vordem die Einbildung im Dunkeln umher flattern musste. Die Folge ist, dass der Mensch seine Scheu vor dem Aussersinnlichen ablegt, dass er nicht länger seiner Einbildung vertraut und mit deren Ergebnissen sich begnügt, sondern auf das Erkannte sich stützend, in erprobter Weise langsam aber sicher vorzudringen sucht, rastlos und vorsichtig weiter gelangend. Er erkennt was seine Vorfahren nur ahneten, berichtigt was sie zu erkennen glaubten und der fliegenden Einbildung misstrauend, der unsere Vorfahren sich überlassen mussten, gelangt er auf den schwierigen Pfaden der Forschung zu den Ergebnissen des Denkens.

Die Pfade, auf denen die alten Völker zu ihrer Erkenntniss gelangten, zu ihrem Glauben und zu dem was wir Religion nennen, lagen in derselben Richtung. Ihr Streben war kein höheres, sondern das gleiche, denn sie suchten ebenso wie wir zur Erkenntniss der Weltvorgänge zu gelangen. Weil ihnen aber die Vorkenntnisse fehlten, welche die gröseren Bildungs-

schätze der Gegenwart zu unserer Verfügung stellen, so griffen sie zu anderen Mitteln, um die Erscheinungen zu erklären, überreizten ihre Nerven und wendeten ihre Einbildung an, um durch Auffindung äusserer Ähnlichkeiten den übermächtigen Erscheinungen Gestalten zu verleihen (§. 17) oder durch Erregungen Eindrücke in sich hervorzurufen, welche scheinbar nicht der Sinnenwelt angehörten (§. 63). Durch diese Mittel schufen sie sich das Reich der Vorstellungen, welche wir gewohnt sind als Religion zu bezeichnen, was uns als Geheimniss, Offenbarung, Weissagung u. s. w. gelehrt wird und uns um so wunderbarer erscheint, je mehr wir vergessen, wie einfach und rückständig die Mittel waren, deren man sich bediente zur Erlangung dieser Vorstellungen (§. 66), und sie dennoch empfing und verbreitete in der ehrlichen Überzeugung, dass sie unmittelbar der aussersinnlichen Welt entstammeten. Was haben aber wir Europäer mit dem alten heidnischen Semitenthume zu schaffen?

V. Es lässt sich doch nicht verkennen, dass die Glaubenssätze unserer Religion schon in ihrer Gestaltung den übermenschlichen Ursprung verrathen; sie sind einfach und stehen seit Jahrtausenden fest wie Granitfelsen.

S. Im Gegentheile tragen sie auch das Gepräge ihres menschlichen Ursprunges in den vielfachen Abänderungen, welche sie erlitten haben und die nur durch ihre menschliche Art erklärt werden können; ferner in ihrer Vieldeutigkeit, die von keiner Vollkommenheit zeugt, und endlich in der nachweisbaren stufenweisen Heranbildung in dem Verhältnisse zur allmälig fortgeschrittenen Erkenntniss der Menschen, welche sie hegten. Betrachtet man die einzelnen Glaubenssätze, so ergiebt sich Folgendes:

dass der Gottesglaube im Laufe der Jahrtausende von den Menschen entwickelt ward, beginnend aus den kleinsten Anfängen der Erkenntniss persönlicher Übermächte, fortschreitend zur Ehrfurcht vor örtlichen Übermächten, darauf zur Anerkennung ausserirdischer, bis die Steigerung zur versuchten Vorstellung von einem vollkommenen Wesen führte, welches die ganze Welt erfülle (§. 61);

dass der Glaube an die Dreieinigkeit im 4. Jahrh. nach Ch. G. durch Menschen erschaffen sei, auf Grund altsemitischer Vorstellungen, die aus den örtlichen Verhältnissen des Stammvolkes entstanden waren (§. 49) und im Verkehre mit andern Völkern die Gestalt gewonnen hatten, welche im Christenthume sich vorfindet;

dass der Unsterblichkeitglaube aus rein menschlichen Beobachtungen der Egypter hervorgegangen sei (§. 88), und vom einfachsten Gespensterglauben herangebildet ward in dem Verhältnisse, wie die Erkenntniss der Menschen sich erweiterte und berichtigte (§. 98);

dass die Vorstellungen von gut und böse aus der allgemein waltenden Weltstellung des Menschengeschlechtes erwuchsen, in Folge welcher die Weltvorgänge theils günstig, theils ungünstig auf den Menschen wirkend, ihm Anlass gaben, seine Eindrücke ausser sich versetzend, die Welt in gut und böse einzutheilen, diese Eintheilung in rein menschlicher Weise umzugestalten (§. 100) und bis zum Äussersten, zur Weltspaltung zu verfolgen (§. 120) immer dem Verhältnisse gemäs, in welchem seine Erkenntniss sich bereicherte und schärfte;

dass die Vorstellungen von Pflicht und Sünde erwuchsen aus den menschlichen Beobachtungen, zu denen die eigenen Handlungen wie diejenigen anderer Menschen Anlass gaben (§. 125), so wie dass das Gewissen die besondere Art sei, in welcher die menschliche Erkenntniss das pflichtmäsige oder pflichtwidrige eigene Thun ermisst und beurtheilt (§. 134), menschenartig irrend und sich berichtigend;

dass die Vorstellung von Lohn und Strafe entstanden sei aus der Vergleichung menschlicher Handlungen mit wiederholt darauf folgenden günstigen oder ungünstigen Begebenheiten (§. 139), die je nach den Ursachverhältnissen, welche die menschliche Erkenntniss zur Zeit zu entdecken glaubte, als Lohn oder Strafe für die vorhergegangenen Handlungen gedeutet wurden, und je nach den Ergebnissen der fortschreitenden Forschungen, von den Menschen beliebig verändert wurden in sich, wie auch in ihrer gegenseitigen Stellung (§. 159);

dass in gleicher Weise die untergeordneten Glaubenssätze entstanden, die sogenannten Religionsgeheimnisse, wie: der Messiasglaube (§. 163), die Heilsmittel (Sakramente) der Taufe und des Abendmahles (§. 186) und andere; die Verehrung der Seelen der Heiligen so wie der Überreste (Reliquien) und Bilder (§. 193), der Begabung mit dem heiligen Geiste und der Eingebungen durch den heiligen Geist (§. 188), der wunderbaren Träume und Erscheinungen (§. 63), der Weissagungen und Vorausblicke in die Zukunft (§. 66) u. s. w.

In allen diesen Bezügen des Menschen zur aussersinnlichen Welt ist nachgewiesen worden, dass die Vorstellungen, deren Gemeinsames in den

Begriff der Religion zusammengefasst wird, menschlich entstanden und fortgebildet wurden, dass ihre einzige Quelle und Stütze zu suchen sei im Menschenwesen mit seinen Fähigkeiten und Mängeln. Dass also der Mensch nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet sei, sie fernerhin fortzubilden, zu verändern oder der Rückbildung zu übergeben, um Richtigeres an ihre Stelle zu setzen.

V. Zerstören könnt ihr, aber nicht Besseres an die Stelle setzen; unsere Zeit hat weder Kraft noch Beruf etwas Neues zu schaffen, denn Alles ist in Gährung und Auflösung und ob aus dem Gebräue Etwas werden könne, wer mag das wissen. Das Bestehende wollt ihr nicht gelten lassen und vermögt doch nicht Festes an die Stelle zu setzen.

§. 280. Sohn. Das Neue braucht nicht erst erfunden oder geschaffen zu werden, denn es ist schon längst da, ist bereits übermächtig und drängt durch sein Ausbreiten das Alte zurück: d i e S e t z u n g d e r W i s s e n s c h a f t a n d i e S t e l l e d e r R e l i g i o n vollendet sich in der Gegenwart.

Vater. Das heisst ihr wollt das Sinnliche an die Stelle des Übersinnlichen, das Niedere an die Stelle des Höheren setzen, die Materie zum Gott machen und den Genuss zum Erlöser von allen Erdenleiden. Für euch ist nichts da als Stoff, glauben wollt ihr nur an Das was sich mit Augen sehen und mit Händen greifen lässt, oder den Magen zu füllen vermag. Die Wissenschaften sind brauchbar in ihren irdischen Bereichen, aber sie müssen sich nicht auf das Gebiet der Religion begeben. Jedem das Seine. Das Sinnliche hat seine Rechte, aber das Übersinnliche noch mehr.

S. Wie bereits erwähnt, giebt es kein Übersinnliches, sondern nur Aussersinnliches, nämlich zur Zeit ausserhalb der Grenzen unserer Sinne Liegendes, dessen Erforschung die Menschen sich angelegen sein lassen.

V. Ist es aber nicht Pflicht eines jeden Menschen, wenn seine Erkenntniss bis an die Grenze gelangt ist, welche seine Beschränktheit setzt, dort an der Schranke Halt zu machen und das jenseit liegende unerforschliche Geheimniss demuthvoll zu betrachten und gläubig zu verehren? Bieten nicht Ehrfurcht und Glauben eine genügende Ergänzung für die Freude des Erkennens diesseit der Schranken und sind jene nicht die schönsten Bethätigungen, deren die Menschenseele fähig ist und die uns am höchsten erheben?

S. Die Ehrfurcht hat den Menschen seit Jahrtausenden geleitet und

wird ihm auch ferner verbleiben; es wechseln nur die Gegenstände oder Vorgänge, welche Anlass dazu geben. Die Israëliten erblickten ihr Verehrungswesen in einer wirbelnden Wüstenwolke oder als Feuer herabfahrend und wurden gläubig von Ehrfurcht durchschauert. Wir erkennen die geröthete wirbelnde Sandwolke als Wirkung der Luftströmung und wissen, dass Feuer die Erscheinung vorgehender Verbindung von Stoffen sei, würden also beim Anblicke keine Ehrfurcht empfinden. Sind wir deshalb gottlos geworden oder haben wir das Höhere durch das Niedere ersetzt? Ehrfurcht ist auf allen Stufen der Bildung vorhanden, denn sie ergreift Jeden, der einem verborgenen, unerklärten Wirken gegenüber steht. In ihrer rückständigsten Form ist sie lediglich Furcht, denn der rückständigste Mensch erwartet Unheil von jedem, was er nicht kennt; für ihn ist die Welt voll von schädlichen Fetischen, bösen Geistern, Ungeheuern, schlechten Menschen u. s. w. und alles Unbekannte rechnet er zum Furchtbaren, denn das Böse ist nach seiner Vorstellung die Regel in der Welt, das Gute nur die Ausnahme. Die Ehrfurcht erhebt sich in dem Verhältnisse wie die Menschen fortschreiten in ihrer Bildung: sie nähert sich um so mehr der Bewunderung, je freundlicher die Ansichten von der Welt sich gestalten. Allein selbst in den höheren Äusserungen der Gläubigen der Gegenwart liegt noch viele Furcht am Grunde, denn der Mensch kann sich des Gedankens nicht erwehren, dass das Verborgene, das Aussersinnliche, ihm ebenso wol Unheil wie Glück bringen könne.

V. Du erkennst also auch die Ehrfurcht an, welche den Menschen befällt, sobald er mit seiner Erkenntniss an die Schranke gelangt, welche der allweise Schöpfer dem Menschen gesetzt hat. Du wirst also auch anerkennen müssen, dass das Jenseitige nur durch den Glauben erfasst werden könne.

S. Darin stimmen wir nicht überein. Wir erkennen beide an, dass die menschlichen Fähigkeiten begrenzt sind, dass unsere Erkenntniss auf allen Seiten Schranken vorfindet, jenseit derer das dunkle Unermessliche liegt. Allein du betrachtest diese Schranken als unverrückbar, vom Schöpfer gesetzt; ich dagegen betrachte sie als verschiebbar, als Schranken, die für jeden Menschen verschieden sind, je nachdem seine Stufe der Erkenntniss ihn befähigte, vorzudringen; als eine zeitweilige Abgrenzung, die Jeder hinausschiebt, sobald er den Bereich seiner Erkenntniss ausdehnt,

so oft er für seine Sinnenwelt Etwas erobert, was ihm vordem aussersinnlich war.

Hierin unterscheiden sich vornehmlich die Gläubigen von den Denkern: Erstere nehmen an, die Schranken seien auf einer bestimmten Grenze ein für alle mal festgestellt; der Mensch könne nur bis dorthin vordringen mit seinem Wissen, und solle alles jenseits Liegende mit Ehrfurcht so betrachten und gestalten, wie vor Jahrtausenden die Menschen an anderen Orten es gethan und in ihrer damaligen Vorstellung uns vererbt haben: Letztere erkennen ebenfalls an, dass Schranken da seien, aber nicht unverrückbar festgesetzt, sondern an der Stelle befindlich, bis wohin zur Zeit die menschliche Erkenntniss vordringen konnte, und bisher so oft hinausgeschoben, wie diese Erkenntniss sich erweitert habe.

V. Ihr müsst aber ebenso Ehrfurcht vor dem Unermesslichen, jenseit der Grenze liegenden Geheimnisse empfinden, möge eure Schranke auch noch so beweglich und lose sein?

S. Das jenseit Liegende ist uns dunkel wie euch; nur suchen wir mit unserer Erkenntniss hinein zu dringen, während ihr eure Einbildung hinein sendet; wir tappen und forschen weiter, um Licht zu gewinnen, ihr dagegen durchfliegt das Dunkel und füllt es aus mit Gestalten eurer Einbildung oder der Einbildung der Egypter und Semiten früherer Jahrtausende. Weil die Gläubigen nichts erkennen können und doch finden, dass die aussersinnliche Welt auf sie einwirke, so versetzen sie diese Eindrücke, also ihr eigenes Wesen, über die Schranken hinaus in das dunkle Reich und da dort keine Grenzen sie beengen: so erweitern sie ihr eigenes Denken und Fühlen, um sich selbst als unermessliches Wesen zu erkennen. Was die meisten hochgebildeten Gläubigen ihren Gottesglauben nennen, ist mehr oder weniger Selbstvergötterung.

V. Dass menschliche Schwächen den Glauben trüben, ist unvermeidlich, denn jeder Glaube muss menschlich ausgesprochen werden, um Anderen verständlich zu sein. Du wirst aber erkennen, dass allen Formen, also auch dem Forschen der Wissenschaften, ein Gottesstreben zum Grunde liege, das Bewusstsein, dass jenseit der Schranke das unermessliche, vollkommene Geheimniss walte, und diese gemeinschaftliche Überzeugung ist viel wichtiger als alle Verschiedenheiten der Form des Glaubens, denn sie bleibt bestehen, wenn auch die Menschen mit ihren getrübten Vorstellungen wechseln. Mit dem Streben lebt auch der Glaube, der das Jenseitige mit

ehrfurchtvoller Scheu bewundert und als religiöses Gefühl auf sich wirken lässt.

S. Allen gemeinschaftlich ist nur das Streben nach Erkenntniss des All, welches du in deiner Weise Gottesstreben nennst. Es wird hoffentlich der Menschheit verbleiben, so lange sie lebt. Jeder an die Grenzen seiner Erkenntniss gelangend, will weiter vordringen; wenn er aber nicht im Stande ist die Schranken vorzurücken oder zu überspringen, dann richtet er sein blödes Auge hinaus in die dunkle Unermesslichkeit: der Denker um Vermuthungen anzustellen, die seinen Forschungen und Versuchen zum Anhalte dienen sollen; der Gläubige dagegen, um mittelst seiner Einbildung Gestalten zu schaffen, die er zu schauen wähnt und über die er mit seinen Nebenmenschen streitet, weil deren Einbildung andere Gestalten schafft. Der Gläubige hasst, verfolgt und tödtet diese falschgläubigen Ketzer, obgleich sie nur dasselbe thaten wie er, aber in demselben vergeblichen Bemühen, das Unermessliche auszumessen, das Unbegrenzte zu umgrenzen, durch ihre besondere Einbildung zu anderen Gestaltungen gelangten.

Ist es nicht viel besser, die Erkenntniss nach Kräften zu erweitern und, vor der jedesmaligen Schranke stehend, nicht die Einbildung hinein zu senden in das Dunkle, Aussersinnliche, sondern zu streben mit der Erkenntniss dort hinein zu dringen, Licht zu schaffen, wo vordem Finsterniss herrschte? Gehen wir nicht sicherer, wenn wir unsere Sehnsucht zügeln, bis die Erkenntniss uns etwas Festes schafft, statt durch die Einbildung schwankende und Streit erregende Bilder herbei zu ziehen, die Jeder nach seinem eigenen Wesen formt? Wir können mit derselben Andacht auf die Wohlthaten blicken, welche die Welt dem Menschen bietet, mit demselben unerschütterlichen Vertrauen die feste Ordnung betrachten, welche die Weltvorgänge regelt, mit derselben Zuversicht den Lohn unserer Handlungen erwarten, wenn wir uns bemühen sie in Einklang mit der übrigen Welt zu setzen. Ist es nicht bescheidener das zur Zeit Unerkannte auf sich beruhen zu lassen, bis wir es erkennen lernen, als mit unseren Nebenmenschen zu streiten über Das, was wir selbst als Geheimniss bezeichnen, welches die lehrenden Priester als unerforschlich bezeichnen und ebenso wenig begreifen wie die Lernenden? Alle Menschen würden darüber einig sein oder viel leichter darin geeinigt werden können, wenn wir uns darauf beschränkten, das Erkennbare zu erfassen. Jeder Mann würde in dem an-

deren einen Bruder erkennen, der mit ihm denselben Weg wandelt, strebt wie er, irrt wie er, aber auch findet und schafft zum Wohle Aller.

V. Richtig! im Unglauben würden Alle einig sein, denn jede Null ist gleich Null.

S. Nicht im Unglauben, sondern im Streben nach Wissen. Wir Menschen sollten uns bescheiden, wie es unserem beschränkten Wesen angemessen ist; wir sollten uns bemühen das Begrenzte, die fasslichen Einzelnheiten der Welt zu erkennen; aus der wiederholten Aufeinanderfolge von Vorgängen die Ursachverhältnisse zu erforschen; aus diesen Ursachverhältnissen das Gemeinsame als Gesetze uud das Wirkende als Kräfte ausscheiden in unseren Gedanken; aus dem Gemeinsamen der Vorstellungen Begriffe bilden, um in immer weiteren Kreisen die Weltgestaltungen und Vorgänge in ihren Einzelnheiten, wie in ihrem Gemeinsamen zu erkennen, soweit die Grenzen unserer Fähigkeiten es ermöglichen. Auf diesem Wege würde uns auch verständlich, welche Stellung die Menschheit in der Welt einnimmt und der einzelne Mensch in seiner Umgebung; Jedem könnte sein Bereich und dessen Bezüge zur übrigen Welt um so deutlicher werden, je mehr seine Erkenntniss auf Dasjenige sich beschränken wollte, was er zu erfassen vermag. Dem beschränkten Menschenwesen ist es doch weit angemessener, wenn man sich bescheidet auf das Begrenzte und dagegen das zur Zeit verborgene Gebiet des Aussersinnlichen auf sich beruhen lässt, als wenn der Mensch sich vermisst, das ihm Unmögliche möglich machen zu wollen, das Unbegrenzte, Unermessliche, Verborgene in eine Gestalt zu zwängen, in die Vorstellung von einem persönlichen Wesen, welches Jeder zum Ebenbilde seines eigenen Wesens macht. Ist es nicht besser durch Bescheidenheit Frieden zu stiften und Menschenglück zu fördern, als durch Unbescheidenheit und vermessenes Verfahren Unfrieden zu schaffen und Glaubenshass? Der vergebliche Versuch das Unbegrenzte zu erfassen, der fromme Glaube, ist reiner Materialismus; wir Freidenker sind, dem Sprachgebrauche gemäs, als echte Spiritualisten zu bezeichnen, denn wir wollen das Geistige, d. h. das Unerkannte vor der Verkörperung schützen, wollen verhindern, dass die menschliche Einbildung ihr Spiel treibe mit dem was zur Zeit jenseit der Grenzen unserer Erkenntniss liegt; wir wollen die Fähigkeiten des Menschenwesens, die Erkenntniss, als berechtigt anerkennen nnd fördern, aber dio Mängel desselben, den Glauben, in ihren Schranken halten.

V. Forscht ihr nur immer weiter. Ich begleite euch nicht in das Gebiet des Unglaubens. So lange ich noch lebe, halte ich meinen Glauben fest, meinen Trost im Leben, meine Hoffnung im Sterben.

S. Wie in uns zwei Zeitfolgen derselben Familie sich scheiden, so trennt sich überhaupt in der Gegenwart eine alte und neue Welt. Das Alte hat seinen Dienst geleistet, seine Bestimmung erfüllt, hat zu seiner Zeit gewirkt und genützt, geht aber jetzt zu den Todten; das folgende Neue keimt und blühet an seiner Statt zum schöneren Leben.

April 1863.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Urtheile der Presse.

Illustrirte Zeitung. Der stattliche Band ist die geschickte und sinnreiche Durchführung eines Systems der Anthropologie. Aus Anatomie und Physiologie des Menschen entwickelt der Verfasser den Logos, den Begriff, die Erkenntniss; die Entfaltung des geistigen Organismus führt in stufenmässigem Fortschreiten zu den Anfängen der Gottesverehrung und der Historie. Das Verhältniss der Menschenseele oder vielmehr des Gedankens zur aussersinnlichen Welt in seinen verschiedenen Phasen und Aeusserungen leitet durch das ganze Gebiet der Askese, Magie, des Aberglaubens hinüber in die befriedigende Region der geistigen Erkenntniss und eines geläuterten Seelenlebens. Die Begriffe der Endlichkeit und Unsterblichkeit stellen sich fest, die Stufenfolge der Seelenvorstellungen wird entwickelt. Aus den ursprünglichen Vorstellungen des Menschen von „angenehm und unangenehm" die er theils dem eigenen Körper, theils der unwillkürlichen Beobachtung der Thiere verdankt, erwirbt er sich die gegensätzlichen Begriffe von „böse und gut," welche wiederum vielfacher Deutung und Modificationen unterworfen sind, je nach der Entwicklung des einzelnen und der Völkerstämme selbst. In diesem gedrängten Rahmen auferbaut sich der Inhalt des vorliegenden ersten Bandes der „Isis." Das Buch liest sich sehr gut und wird jeden fesseln, der ernste zum Nachdenken auffordernde Lectüre liebt. Dasselbe darf warm empfohlen werden; wir sehen seiner Fortsetzung mit Erwartung entgegen.

Aachener Zeitung. Der Verfasser hat sich durch den ersten Band ein wesentliches Verdienst um die Darstellung der kulturgeschichtlichen Entwicklung des Menschengeschlechtes erworben. Die Gründlichkeit und Gelehrsamkeit ist wirklich bewundrungswerth; seine Quellenstudien müssen erschöpfend gewesen sein. Der Verfasser hat im ersten Bande bereits einen grossen Schritt zur Lösung der Aufgabe, die er sich gestellt hat, gethan.

Prutz Museum. Dieses Werk ist bestimmt, eine Art von Kosmos für das geistige Leben unseres Welttheiles zu werden. Vielseitige Bildung und reiche Belesenheit lassen sich dem ungenannten Verfasser nicht absprechen.

Freischütz. Diese erste Abtheilung ist ein interessanter, lehrreicher Anfang. Der Verfasser der Isis bringt zu seiner Arbeit allerdings die nothwendigen theologischen Kenntnisse mit, aber er ist frei von theologischer Engherzigkeit und greift weit über den Kreis der Theologie hinaus. Das Buch erstrebt bei seinem belehrenden Inhalte eine Popularität im besten Sinne des Wortes.

Hamburger Nachrichten. Ein Werk das dem Leser die Arbeit eines ernsten Studiums abverlangt, aber ihn für seine Anstrengung auch durch die lichtvollsten, naturwissenschaftlichen, religionsgeschichtlichen und philosophischen Aufschlüsse belohnt.

Druck von Otto Wigand in Leipzig





